

Maurus Jókai

Schwarze Diamanten

Übersetzer: Eduard Glatz

INHALT

Erster Band.

Bevor es Menschen auf der Erde gab.
Wenn die Menschen auf der Erde keinen Platz
mehr haben.
Eine schwarze Gegend.
Der Sklave der schwarzen Diamanten.
Die anderen schwarzen Diamanten.
Der Menschenfresser.
Der Goldmacher.
Herr Doktor!
Komtesse Theudelinde.

Zweiter Band.

Das Album und seine Bewohner.
Der Teufelsbanner.
Der widerwärtige Mensch.
Höhere Mathematik.
Soirées amalgamantes.
Iwans Vorlesung »Der letzte Weltteil.«

Dritter Band.

Ritter Magnet.
Eine kleine Niaiserie.
Das Weib in dreiunddreißig Gestalten.
Zwei »vor«.
Adieu.
Die letzte Probe
Finanzwissenschaft.

Vierter Band.

Die herausgeschmeichelten Taler.
Nein! – Eveline!
Halina-Verehrung.
Die beiden Anbeter
Wo der Diamant nicht angreift.
Die Corollarien der Bondataler Eisenbahn.
Der arme gute Fürst.
Dies irae!
Du sublime au ridicule.
Zwei Kinder.
Immaculata.

Fünfter Band.

Mann und Gatte.
Eva Dirmak.
Vernichtet.
Die Steinkohle.
Das Testament des Griechen.
Wenn uns der Boden unter den Füßen brennt.
Kinderspiele.
Heureka!
Al pari!
Der Kampf mit der Unterwelt.
Apotheose.
Angela wird Iwan zu eigen.
Wie Iwan trauert.
Nein! – Evila.
Letztes Kapitel.

Erster Band.

Bevor es Menschen auf der Erde gab.

Der Pentateuch hat recht, insofern es darin heißt, daß die Welt in sechs Tagen erschaffen wurde.

Nur hat er die Tage nach der göttlichen Sanduhr gemessen, in der jedes herabrieselnde Sandkorn ein Jahr ist. Der ganze Tag umfaßt danach hunderttausend Jahre.

Der Anfang selbst ist eine Unendlichkeit, die menschlichen Zahlen ebensowenig standhält wie die Ewigkeit. Die Frage: »wann?« ist auch dort ein den Stolz demütigendes Rätsel, auf welches der Gelehrte antworten muß: »Ich weiß nichts!...«

So viel haben wir schon herausgebracht, daß das Gestern, welches unserm Dasein vorausging, wenigstens hunderttausend Jahre von uns entfernt ist. Nur das Gestern! Wie erst der erste Tag der Schöpfungswoche?!

Aber das Gestern kennen wir schon.

Wir haben ein großes Buch: die Erdrinde. Diese hat, wie ein Buch, Blätter, eines über das andere gelegt, und jedes Blatt repräsentiert zehntausend, hunderttausend (wer weiß, wieviel?) Jahre. Der verwegene menschliche Wissensdurst ist mit Schaufeln, Hämmern, Stemmeisen und Bohrern durch diese Blätter in die Tiefe gedrungen. Jedes Blatt ist voll beschrieben mit Buchstaben, mit Nachrichten, welche ein Hunderttausend von Jahren dem andern hinterlassen hat: – mit ewig toten und ewig sprechenden Zeugnissen. Der menschliche Geist hat gelernt darin zu lesen.

Er hat die Seiten dieser Blätter der Erde gezählt, er hat den Sinn der geheimnisvollen Lettern erlauscht, aus Felsen, aus den zu Bergen aufgetürmten winzigen Infusionstierchen Geheimnisse erschlossen, mit dem Mikroskop in die kaum sichtbaren Tierüberreste des Innern der Erde geschaut, wie sein Blick durch das Teleskop in die endlosen Fernen des Himmelsgewölbes gedrungen ist und er ist zu dem Bewußtsein gelangt, daß es nach unten wie nach oben kein Ende gibt.

Das erste Blatt dieses Buches, das der Mensch aufgeschlagen hat, ist die Granit- und Porphyr-schicht. Weiter hinab konnte er nicht mehr dringen. Was darunter ist, davon reden nur die Vulkane; Feuer ... doch was für Feuer? Die Schicht, die der Vulkan bildet, ist erst das zweite Blatt des Buches. Das vulkanische Feuer hat nur den Basalt erzeugt; das Granitfundament nennt man »plutonische Formation«. Pluto ist nach dem tiefen Sinne des Mythos der Name des unterirdischen Gottes.

Und über das Feuer hinaus ist Dampf, der alles vereinende Dampf, in welchem Eisen, Granit, Diamant, Gold beisammen leben, wirklich leben; aber wodurch?

Ein Blatt hat das Feuer gestaltet, das andre das Meer, die Sintflut, das dritte entstand durch chemische Wirkungen; aber jene Kraft, welche den Granit als zitternde Gallerte durch die Spalten der Erdrinde gedrängt hat, sagt: »Frage nicht nach meinem Namen! ich bin Gott!«

Der Granit ist ein leeres Blatt; er sagt gar nichts. »Unendlichkeit!« ist die Antwort, wenn du in ihm forschest. Bei ihm ist das Buch verschlossen.

Die vulkanische Formation spricht schon, sie sagt dir, daß die Erde gelebt, daß aber auf ihr noch nichts Lebendes bestanden habe. Nur sie selbst hat gelebt, ein stürmisches Leben, an welchem noch kein andres Wesen teilnahm. Sie bestand große Kämpfe! mit dem Feuer und der Luft, mit ihrer eignen Umdrehung und mit der Anziehungskraft des Mondes. Die einzelnen Blätter der Flötzbildungen beginnen dann dunkle Märchen von vergangenen Jahrtausenden zu erzählen.

Die Tier- und Pflanzenwelt der begrabenen Zeiten liegt auf diesen ewigen Blättern in ihren versteinerten Ueberresten, und vor dem Auge des Forschers werden dieselben in langer Reihe lebendig.

In der ersten Schicht gibt es noch keine andere Pflanze als Meergras, Farnkräuter, Schafthalme, Erdmoose, die kein Tier genießt, Kryptogame und die niedrigsten Gattungen der Tierwelt, Schnecken und Muscheltiere, in endloser Abwechselung. Damals gehörte die Welt noch diesen.

In der höheren, in der silurischen Schicht erscheinen bereits die Fische, wunderbar gestaltete Wasserbewohner, von deren anderthalbtausend Arten jetzt weder die Meere noch die Flüsse eine einzige mehr aufweisen. In der noch höheren, der Devonschen Schicht, beginnt schon das Reich der Saurier – Tiere, welche einst Herren der Erde gewesen sein mögen, sieben Klafter lange Ungeheuer mit schrecklichen Knochen. Auch mit diesen zusammen sind noch keine andern Pflanzen begraben als Farnkräuter und Likopodium. Die Tiere lebten eines vom Fleisch des andern.

Das erste grasfressende Tier, das riesige Iguanodon, erscheint oberhalb der Juraformation in der Kreideschicht; diese selbst besteht aus lauter kleinen Muschelschalen.

Die oben liegenden Erdschichten sind voll von Ueberresten riesiger Säugetiere und mit diesen zusammen ist die gesamte Pflanzenwelt einer entschwundenen Zeit begraben, nach Gattungen gesammelt und auf die Blätter eines ungeheuren botanischen Buches abgedruckt.

Ueber dieser Schicht leben wir, die Herren des »Heute«. Worauf wir herumgehen, das ist das »Gestern«.

Wie mag die Welt von Gestern ausgesehen haben?

* *
*

Die Luftschicht war zweimal heißer als jetzt, und daher der Himmel nicht azurblau, sondern in Porzellanfarben schillernd; abends und morgens feuerrot. Sonne und Mond erschienen beim Aufgang und Niedergang zweimal so groß als jetzt.

Die Erdschichten sind noch durchwärmt; das Meer ist noch zehnmal größer als das trockene Land; daher herrscht zwischen beiden Polen ewiger Sommer, ein von der Wärme des Wassers und der Höhe der Atmosphäre gleichmäßig erhaltener Sommer.

Nur die beiden Erdpole, wo der schräge Strahl der Sonne die Erdwärme nicht mehr anzieht, sind mit Eis und Schnee bedeckt. Dort geht die Welt plötzlich in den Winter über; – wie denn auch am rotglänzenden Gestirn des Mars, am Pol jener weiße Fleck ersichtlich ist, welcher im Perihelium abnimmt, im Aphelium wieder wächst.

Das trockene Land besteht nur noch aus zerstreuten Inseln; die meisten Inseln haben einen Vulkan, manche auch deren mehrere. Die Umgebung derselben bedeckt kahler Lavaschutt; ein oder der andere Vulkan erhebt sich in die Schneeregionen, ein Eisgipfel mit einer Flammenkrone; zu den Füßen der Vulkane aber dehnt sich der urkräftig fruchtbare Boden aus,

so warm und so feucht, wie er aus dem Schoß des siedenden Meeres an das Tageslicht emporgekommen ist.

Wer weiß, die wievielte Formation das ist? Es ist noch immer nicht die letzte.

Die Farnkräuter, die Schafthalme, die wir jetzt als mindere Gräser kennen, waren damals riesenhafte Stämme, so groß wie heute die Tannen; die Tannen aber waren turmhohe Kolosse; und wo die Tanne lebte, dort prangte auch die Palme. Das Pflanzensystem ist mit sich selbst noch nicht im reinen; es gibt Schilf, welches den Palmen gleicht; geheimnisvolle Pflanzen, die den Uebergang bilden von der Palme zur Tanne, von der Tanne zum Schafthalm. Unter den Pflanzenreihen der vorausgegangenen Periode fehlten noch die Blumen, der bunte Schmuck der Wiesen; die Schar der Duft und Honig spendenden Blumen war noch nirgends vorhanden; von ihr träumte damals noch die kreisende Erde.

Und da es an Blumen fehlte, so gab es auch noch keine Bienen, weder Schmetterlinge noch die Tausende von summenden Käfern, welche die Blumen umschwirren.

Und ebenso gab es noch keine Vögel, die Luft war noch leer. Die Singvögel leben alle von Insekten. Wären die Insekten früher zur Welt gekommen als die Singvögel, so wären alle Wälder für ewig abgefressen, und wenn die Vögel vor den Insekten gekommen wären, so würden sie am ersten Tag Hungers gestorben sein.

Die Welt entbehrte des Gesanges, sie hatte nur Riesen und Ungeheuer, und der Laut derselben ist Donner.

In unserem »Gestern« ist dies schon anders. Das Gras ist bereits von Blumen untermengt, Luft, Feld und Wald haben bereits gefiederte Sängere, Schmetterlinge.

Es ist die Periode der jüngeren Schöpfung und man nennt sie »Pliozän«.

Es war ein schöner Traum der schaffenden Gottheit.

Alle Teile des trockenen Landes sind ewig grün und ewig fruchtbar.

Das Gras, das die Ebene bedeckt, gleicht an Höhe und Wuchs dem Mais, nur daß es fortwährend grünt. Das Wasser der Teiche, die Oberfläche der Sümpfe ist ebenfalls nicht müßig und mit Blumenteppichen überzogen: die Oberfläche der jüngeren Teiche bedeckt noch das Grün der Caulinie, bunt durchwirkt mit Wasserrosen und Blüten des Wasserklees; in der späteren Periode bedeckt die Ränder derselben der Lotus und die Nymphäa in dichteren Gruppen, hutgroße rosenrote, weiße und gelbe Tulpen wiegen sich auf dem Teppich pergamentfester mit rotbraunen Adern durchzogenen Blätter, während die Mitte des Teichs von den Blüten der gelbroten Utricularia wie von einem flammenden Mosaik bedeckt ist. Dann bemeistert sich die Pflanzenwelt immer mehr des Wasserspiegels. Die Wasserzypresse bildet darauf schon ein ganzes Gestrüppe, Beeren tragende Gewächse, Schlingpflanzen überweben den Wasserspiegel vollends; endlich erreicht ihn der Pandanus und die Affenfeige, der Baukünstler der Pflanzenwelt, dessen jeder Zweig Wurzel schlägt und jeder Zweig ein Stamm wird, bis er das Reich der Wasser mit seinen schlanken Säulen überbaut, überbrückt und mit seiner ein Ganzes bildenden unzertrennlichen Laubwölbung bedeckt und es für das immer weiter sich ausdehnende Reich des festen Bodens erobert.

Die erhöhte Ebene ist dann mit ewig grünem Laub bedeckt. Noch ist für die Pflanzenwelt der Tag der babylonischen Zerstreuung nicht angebrochen; Palmen, Eichen und Tannen sind noch nicht nach Zonen verteilt; es gedeiht alles miteinander, von Sibirien bis zum Atlasgebirge. Auf einem und demselben Schieferstein sieht man Abdrücke von der Samenhülse des Ambrabaumes, von den Kätzchen der Weide und von den Zapfen des Kampferbaumes. Also

die Erzeugnisse des Frühjahrs, des Hochsommers und des Spätherbstes nebeneinander; also sind Herbst, Frühling und Sommer fortwährend und gleichzeitig; die Bäume tragen immer Blüte, Frucht und ewiges Laub; von einem fallen Blüten, von anderen Früchte, Laub von keinem; der reifen Frucht folgt unmittelbar die neue Blüte.

Und was für wunderbare Formen von Pflanzen.

Farnbäume mit klafterdicken schlanken, geschuppten Zapfen und Kronen, wie die Palmen. Der Kalamit ist ein einzelner hoher, hohler Schaft ohne Blatt, an der Spitze mit einem gefurchten Samenkolben. Das Sphenophillum ist ein aus lauter Ringen zusammengesetzter Stamm, an jedem Ring mit einem Blätterkranz umgeben. Lepidodendron, ein Wunderstrauch, wie aus mannsdicken Katzenschweiften zusammengesetzt. Der Phaseolites, die bekannte Bohnenpflanze, ist so groß und stark wie ein Baum und bildet ganze Wälder. Das Equisetum, eine Art Tanne, deren Wipfel in eine wie ein Nest gestaltete Frucht ausläuft. Die langen Zweige der Banksia reichen Blumensträuße dar, in welchen genießbare Früchte sitzen; denken wir uns eine Erdbeere, an der jedes Knöllchen groß ist wie ein Apfel. Und unter diesen alle wunderbaren Pflanzen der südlichen Zone: der Brotbaum, der Zimtbaum, der Pisang, der Ambrabaum, Duft verbreitende, Blüten streuende, Frucht bietende, Honig träufelnde, Bernstein ausschwitzende Bäume, die in dichten Gruppen aus der Erde wachsen, miteinander verwebt, durchschlungen von blühenden Schlingpflanzen, oben mit blattgrünen Parasiten, am Stamm mit weichen Moosen bedeckt und unten im dichten, von keinem Sonnenstrahl je erhellten Schatten von gefleckten Aronblumen und gelben Korallenschwämmen umgeben. Kein Fleck der Erde, der nicht mit aller Pracht der Natur bewachsen wäre; – und wie furchtbar groß ist diese Pracht!

Einbildungskraft, dichterische Phantasie genügt nicht, es auszudrücken, man muß die Ziffer zu Hilfe nehmen. Das Zweimalzwei der Wissenschaft wirft ein Licht auf diesen Gegenstand. Alle Kohlen eines jetzigen Urwaldes verhalten sich zu den Kohlen jenes Waldes, der unter dem heutigen liegt, wie 7 Linien zu 21 Fuß; multipliziere nun den heutigen mit 432¹ und der gestrige steht vor dir.

Wahrhaftig, diese Erde bedurfte riesiger Bewohner; es hätte sich ja kein andres Tier da bewegen können als die Maus, die durch das Schilf schlüpft, und der Affe, der von Ast zu Ast springt – wenn jene Welt nicht das Mammut gehabt hätte.

Die Bewohner der gestrigen Welt waren vorwiegend Dickhäuter (Pachydermen). Einige der kleineren Tiere dieser Art sind auch auf das gegenwärtige Zeitalter gekommen: der Elefant, das Rhinoceros, das Nilpferd, der Tapir; alle diese sind schwarz, mit wenigen Borsten und mit einer dicken Panzerhaut versehen. Die Riesen der früheren Periode befinden sich schon unter unseren Füßen in der Tonschicht: das Sivatherium mit seinen zwei Klaftern langen vier Hörnern, von welchen zwei nach vorne, zwei nach rückwärts geneigt sind, das Megatherium mit Füßen, die schwerer sind als sein Kopf, das Dinotherium, das eine Elefantengestalt und zwei nach unten geneigte Hauer hat, das Mastodon, der Elefant mit vier Hauern, von welchen die beiden oberen vielmehr klafterlange Hörner sind.

Aber unter allen diesen ist das Mammut der König, die herrschende Familie.

Mit seinem vierhundert Zentner schweren Körper bricht es sich Bahn durch die Urwildnis von den sibirischen Ufern, wohin er Salz lecken geht, bis zu den süßen Wässern Iberiens. Das Mammut ist der Bahnbrecher der gestrigen Schöpfung.

¹ 1 (frz.) Fuß = 144 Linien (zu je 2,25 mm)

Außerdem hat es einen organisierten Staat, es hält eine regelmäßige Armee; eine aus zwanzig, dreißig, vierzig Gliedern bestehende Familie nimmt ein bestimmtes Gebiet ein, das ist ihr Reich, dort hält sie die Ordnung aufrecht. Auf den Ruf des Führers halten sie zusammen, in Gefahren verteidigen sie einander, auf Reisen gehen sie in Gesellschaft, sie stellen Vorposten aus, kämpfen nach einem Schlachtplan und sind immer wachsam. Das Mammut ruht niemals.

Denn schon jene Periode hat ihre Ruhestörer, die blutigierigen Räuber der Tierwelt, als da sind: die Höhlenhyäne, der Riesenhund, der Höhlenbär, dieser gefräßigste Uebeltäter, und das schrecklichste aller Raubtiere, der Machaerodus; dieser ist zweimal so groß als der Königstiger und gegen denselben müssen die ohnmächtigen Untertanen in Schutz genommen werden, nämlich: der elende Hylobates, welcher trotz seiner zwei Klafter langen Gestalt und seiner schrecklichen Krallen nur zu schreien vermag, das träge Mylodon und das Hippotherium, das Urfeld, dessen Nachkommen die Aristokratie der Tiere bilden.

Ferner hat jene Welt auch ihre Rebellen, die aus vergangenen Jahrtausenden stammenden Ungeheuer – die späten Nachkommen vergangener Geschlechter, welche noch immer glauben, daß eine neue Erdrevolution sie wieder zur Herrschaft bringen werde: die Saurier aller Art, die noch Zähne genug haben, nur daß sie damit nicht durch den Panzer der Dickhäuter dringen können, weshalb sie sich in den Gewässern verbergen, unter anderm der Pterodaktylus, mit dem Hals der Schlange, dem Kopf des Krokodils, mit riesigen Fledermausflügeln, mit vier Füßen und Schwimmhäuten zwischen den Zehen; einst herrschte er im Wasser, in der Luft und auf dem Trockenen, jetzt ist er nirgends mehr Herr und durchfliegt bloß in der Nacht die Luft.

Endlich hat die gestrige Welt auch ungeschickte Schadenanrichter, wie das Paleotherium, ein plumper Bursche, welcher die aus seiner Nase emporwachsenden zwei riesigen Hörner dazu benutzt, um die fruchttragende Palme zu entwurzeln, da es sonst kein Mittel hat, um zu der Frucht der Palme zu gelangen.

Unter diesen ist das Mammut berufen, die Ordnung aufrecht zu erhalten.

* *
*

Und wo war diese wunderschöne Gegend? Hier, wo wir stehen. Vielleicht im Zsiltale? vielleicht im Orawiczarer Becken? im Fünfkirchner Gebirge? oder im Neograder Gebirgskessel? Hundertundfünfzig Fuß unter dem jetzt grünenden Rasen.

* *
*

Das Wehgeschrei des Hylobates schrillt im Urwald. Der Hylobates ist das Faultier der Urzeit.

Er ist genau das Tier von heute, ebenso träge, mit ebenso starken Krallen und ebenso schwachen Zähnen, nur daß es in zwei Klafter langen Exemplaren existiert. Es ist ein unschuldiges Geschöpf, das bloß von Baumblättern lebt. Es bedarf großer Mühe, um auf einen Baum zu klettern, das ist eine ganze Tagreise; es braucht aber noch größere Anstrengung, um wieder herabzugelangen. Es geht nur hinauf, weil es hungrig ist; aber wenn es satt ist, macht es ihm zu große Mühe herabzukommen. Darum bleibt es oben, bis es wieder sehr hungrig wird und ganz abgemagert; dann hängt es sich mit den scharfen Krallen der Vorderfüße an den abgeweideten Baum und baumelt und schreit, als ob es jammern würde, daß jemand sich seiner erbarme und ihm herabhelfe.

Aber es ist auch zu faul zu schreien, nur in der Morgen- und in der Abenddämmerung tut es dies. Heute führt es daher bei den Indern den Spottnamen: »Uhr der Wälder«; es bejammert den Sonnenaufgang und den Sonnenuntergang.

Die Sonne versinkt hinter kahlen Basaltfelsen, welche die Natur noch nicht bekleidet hat und feuerrote Farbe bedeckt den Himmel bis zum östlichen Horizont; dort erhebt sich durch stahlfarbene Dünste, wie in einem Refraktor vergrößert, der Mond mit kupferrotem Gesicht. Vielleicht glühten damals noch die Vulkane desselben? Vielleicht der »Ptolemeus«, der »Hipparch« oder der »Plato«, welche die Astronomen noch vor zweitausend Jahren glühen sahen?

Auf das Geschrei des Faultieres kommt in der Tat ein barmherziges Geschöpf, das ihm helfen will.

Aus dem Dickicht der Wasserzypressen, wo es den ganzen Tag zugebracht hat, bricht das Paleotherium, das Urnashorn, hervor. Seine dicke, rauhe Haut schlottert wie ein weiter Panzer um seinen formlosen langen Leib, vollbehängt mit Sumpfschnecken, welche seine Parasiten sind. Das Ungeheuer ist drei Klafter lang und hat auf der Nase zwei Hörner, deren jedes drei Fuß hoch ist; diese dienen ihm als Waffe, Haue und Schaufel. Denn das Paleotherium lebt von Gras und Graswurzeln. Es verachtet auch die Wassernuß nicht, aber besonders liebt es die guten Früchte des trockenen Landes, wie sie die Nußpalme bietet. Nur daß es nicht hinaufklettern kann. Auch hat es keinen solchen Hackenzahn wie das Dinotherium, um damit die Krone der Palme zu sich herabzuziehen; die Kraft hätte es dazu. Und am Rüssel hat es keinen Finger, um damit aus einer Höhe von fünf Klaftern etwas herabholen zu können. Das größte Uebel aber ist, daß es kurzsichtig ist; es hat schlechte Augen, bei Tag kann es den hellen Glanz nicht ertragen und bei Nacht sieht es die Nuß nicht.

Hingegen hat es einen scharfen Verstand. Es weiß, daß das Faultier nur die Blätter der Obstbäume frißt. Woher weiß es dies? Das ist ein Geheimnis. Darauf kann ich ebensowenig antworten wie darauf, woher der Schmetterling der Ringraupe weiß, daß er seine Eier nicht auf die Zweige des »Moskauer Nalivia« genannten Apfelbaumes legen darf, weil dieser erst Ende Mai ausschlägt und seine Raupen da Hungers sterben würden.

Indes mag das Nashorn aus Erfahrung wissen, daß das Faultier die Palmnüsse nicht frißt, weil dies zu mühsam wäre.

Wenn es daher das Faultier auf dem Baum schreien hört, so weiß es, daß es jetzt seinen »Mann« gefunden und eilt hin, um ihm und sich selbst zu helfen.

Das Faultier, das sich mit seinen starken Krallen an die Krone einer schönen Adansonia gehängt hat, baumelt in der Luft; das Nashorn geht zu der Palme hin und reibt daran zunächst seine Haut. Es tut ihm wohl, sich von den vielen Schnecken zu befreien, die im Sumpf an ihm hängen blieben, wie die Kletten am Schwein. Die Palme und das daranhängende Faultier kommen durch das Reiben in schnelles Schaukeln. Dem Faultier mag diese unwillkürliche schnelle Bewegung gefallen, die ihm gar keine Mühe kostete.

Dann beginnt das Nashorn die auseinanderlaufenden Wurzeln der Palme mit seinen spitzen Hörnern einzelnweise aufzureißen, um dann den ganzen Stamm umzustürzen.

Das ist eine sehr verfehlte Nationalökonomie, die eine ernste Rüge verdient.

Diese Arbeit kostet Zeit. Es wird Nacht und beim Mondschein erscheinen die Bewohner der Nacht.

Es kommt aus seiner Höhle der Rhamphorhynchus, welcher lange Zeit von sich glaubte, daß er auch ein Vogel sei, denn er hat Flügel, Vorderfüße und einen langen Schnabel, aber dazu einen Krokodilschweif und einen Pferdekopf mit langen Ohren; jetzt weiß er nicht, wem er angehört und kommt heraus, um seine Fußspuren in dem nassen Lehmboden anzustaunen.

Es wackelt der verspätete Abkömmling der Pterodaktylen aus dem Sumpf herbei; auf seinem Schwanenhals einen Krokodilrachen aufspannend und läßt seine ledernen Flügel in der Luft rauschen, wie um zu probieren, ob er noch fliegen könne.

Es kriecht der riesige Trionyx ans Ufer, die urweltliche Schildkröte; es ist nicht eben eine Schildkröte, sondern vielmehr eine Schildeidechse, so lang streckt sich der Hals und der spitze schuppige Schweif aus dem harten Panzerschild hervor. Das Tier versucht seine Eier, so groß wie ein Menschenkopf, im Sande zu vergraben, um sie von der Sonne ausbrüten zu lassen.

Diese sind in den Jahrtausenden der Pliozän nur mehr Exilierte.

Aus dem Uferdickicht schleicht, auf dem Bauch kriechend, der nächtliche Räuber, der todbringende Machaerodus herbei, die Riesenkatze, welche den allein gefundenen Elefanten tötet, den Auerochsen zu ihrer Höhle schleppt und mit ihren Feueraugen in Nacht und Dickicht nach Beute ausschaut.

Der Pterodaktylus ist ein guter, fetter Bissen. Seine weiche Haut ist tranicht von den Fischen, mit welchen er sich nährt; aber er läßt sich nicht überraschen. Er hat ein feines Gehör. Er vernimmt das leiseste Geräusch und auf die Bewegung des Tigers wirft er sich in den Sumpf zurück. Seine Flügel eignen sich schon mehr zu Flossen als zu Fittichen.

Aber der Trionix kann überrascht werden, er ist taub.

Der Tiger springt ihm mit einem Satz auf den Rücken, während er eben beschäftigt ist, mit den Hinterfüßen die Eier in den Sand zu vergraben.

Die Urkatze kennt auch das Fleisch dieser Schildkröte, es ist weich und geschmackvoll. Auch die vornehmen Herren lieben es.

Nur daß der Trionix keine solche Schildkröte ist wie die übrigen. Er hat eine Waffe, seinen Schweif. Seinen Kopf und seine vier Füße zieht er rasch unter den Schild zurück und beginnt seinen Angreifer mit seinem schuppigen Schweif wie mit einer Geißel zu peitschen. Der Machaerodus war auf diesen Angriff nicht vorbereitet. Eine andere Schildkröte läßt sich auf den Rücken umwenden und dort, wie aus einer Schüssel, ihren Braten herausschmausen; diese aber weiß zuzuschlagen. Und es ist nicht möglich, die Schläge zurückzugeben. Sie hat einen Panzer, durch welchen keine Kralle dringt. Währenddessen hat das Nashorn die Palme umgestürzt. Das Faultier ist schreiend auf die Erde gefallen und gleich liegen geblieben. Es wartet, bis der Morgen kommt, um dann erst aufzustehen.

Das Nashorn aber fällt über die Datteltrauben der umgestürzten Adansonia und beginnt die süße Frucht zu schmausen, die eisenharten Kerne lustig zerknackend.

Das wilde Raubtier wird auf dieses Geräusch aufmerksam. Was bietet sich ihm dort dar? Die Schildkröte muß es fahren lassen, die ist zu kostspielig; vielleicht ist der andre Fang leichter zu erlangen. Ein Faultier und ein Nashorn. Das Faultier ist ein billigerer, aber schlechter Schmaus; es ist mager, dürr und geschmacklos. Das Nashorn hat Kuhfleisch und seine Tatzen sind ein ganz besonderer Leckerbissen. Aber es ist ein grobes Tier und hat eine dicke Haut.

Indes hat auch das Nashorn den überlegenden Gegner wahrgenommen und es hat die gleiche Gewohnheit wie das Schwein; wenn es einen Feind sieht, so überläßt es ihm nicht den Angriff. Besonders wenn es frißt, will es, daß man es in Frieden lasse und beißt jeden weg, der ihm zuschaut. Es kümmerte sich nicht darum – sieht es ja ohnehin nicht gut, wer dort sein mag, ein wie großes Tier das sei, welches mit den Feueraugen herglotzt. Es weiß wohl, daß es sich vor keinem Tier fürchtet, wenn es demselben entgentreten kann, darum rannte es geradezu hin.

Der Tiger wartete nicht, bis er niedergerannt wurde, sondern sprang zur Seite und stellte sich dann dem Dickhäuter entgegen, worauf dieser zu seinem unterbrochenen Schmause zurücktrottete und behaglich grunzte.

Aber der Tiger lief nicht davon. Er kam im Dickicht dem Nashorn in den Rücken und sprang ihm, während dieses die süßen Kerne behaglich knabberte, mit einem ungeheuren Satz auf das Genick.

Das Paleothorium hat eine sehr dicke Haut, aber die Krallen des Machaerodus dringen doch durch dieselbe und seine Zähne finden an den weicheren Stellen der Haut das lebendige Fleisch.

Aber selbst das ist noch nicht die äußerste Gefahr.

Das dickhäutige Ungeheuer läuft mit dem an seinem Rücken geklammerten anderen Ungeheuer in den Sumpf, taucht dort bis auf den Grund des Wassers, und da es länger unter dem Wasser zu bleiben gewohnt ist, als der Räuber des trockenen Landes, so ist dieser schließlich genötigt, den Kampf aufzugeben und hungrig ans Ufer zurückzuschwimmen.

Der Tiger ist wütend über den mißlungenen Versuch. Währenddessen hat sich auch der Trionyx geflüchtet und nichts blieb zurück, als das Faultier.

Nun denn, wenn alle verschwunden sind, so komme du! Der Tiger stürzt sich auf das Faultier.

Dieses flüchtet sich nicht vor ihm. Es liegt da, alle viere von sich gestreckt, sowie es von der Palme heruntergefallen ist.

Aber sowie ihm der Tiger in die Brust beißt, schlingt es alle vier Füße mit ihren eisernen Krallen um ihn und preßt seinen Angreifer mit den harten, aus lauter Sehnen bestehenden Gliedern so fest an sich, daß dieser wie in einen eisernen Block eingeschlossen ist.

Der Tiger sträubt sich wütend und schleudert sich in die Luft. Seine Beute folgt ihm; beißt er das Faultier, so preßt ihm dieses den Hals um so fester zusammen und unter den Krallen desselben krachen ihm die Rippen nicht weniger, wie dessen Knochen unter seinem Biß. Das Faultier ist ein schreckliches Tier, nur bleibt es gern passiv.

Jetzt dröhnt donnerndes Gebrülle in den Kampf hinein. Als ob der Sturm in eine riesige Trompete stoßen würde.

Die beiden kämpfenden Gegner lassen erschreckt einander fahren. Der Machaerodus springt auf; selbst das Faultier stellt sich auf die Beine und lehnt sich träge an einen Baumstamm.

Auf dem durch den Urwald gebrochenen Wege zwischen den aus Palmen und Pinien gebildeten Wänden nähert sich eine würdevolle Gestalt, der König der Pliozän, das Mammut.

Ein wahrer König!

Eine vier Klafter hohe Gestalt, ein ungeheurer Körper, ein starker Kopf, eine breite, gewölbte Stirne. Seine zwei Hauer sind, wie die des Elefanten, waldhornförmig nach oben gebogen; sein Rüssel gleicht ebenfalls dem des Elefanten; aber außer seiner zweimal so großen Gestalt unterscheidet sich das Mammut von jenem auch durch das dichtere Haar, mit welchem es bedeckt ist; von der Stirne angefangen den ganzen Rücken entlang ist es von einer dichten, nach beiden Seiten herabwallenden Mähne bedeckt, welche der ganzen Gestalt einen furchtbaren, erhabenen Charakter verleiht. Zwischen dieser dichten, zottigen Mähne sitzen gleichsam als dauernd angestellte Höflinge die Silberreihher, welche von Sr. Majestät die lästigen Insekten fernhalten.

Die Bahn, welche der Mammutzug gebrochen, führt zu einem Süßwasserbach, der sich von der Wildnis in den Teich ergießt. Hierher pflegen die Kolosse der Urwelt in der Nacht zu kommen.

Voran geht der Führer und hinter ihm folgen auf dem schmalen gestampften Wege noch vierundzwanzig ähnliche Riesen.

Sowie der Machaerodus, von der hartnäckigen Umarmung seines Gegners befreit, seinen schrecklichen Fürsten vor sich erblickt, stürzt er ihm entgegen, von Hunger gestachelt und von blinder Wut über die erlittenen Schläppen getrieben. Er will sein Blut trinken. Er will sich für den Aerger, den ihm die elenden kleineren Geschöpfe bereitet, an dem größten, dem gehäßtesten rächen.

Seine ganze Kraft zusammennehmend, seine stählernen Sehnen aufs höchste anspannend, machte er einen Satz, um dem ernst blickenden Koloß auf den Kopf zu springen.

Das Mammut erhebt vor dem auf ihn losstürzenden ergrimmtten wilden Tiere ruhig und ohne Aufregung den Rüssel, und als dieses mit einem wütenden Sprung ihm nach dem Kopf flog, ringelte es ihm rasch wie der Blitz den Rüssel um den Leib und schleuderte es von sich auf den Boden.

Und dann setzte es seinen schrecklich schweren Fuß auf den Kopf des betäubten wilden Tieres. Einen Augenblick hielt es unbeweglich. Dann drückte es mit seiner ganzen Schwere darauf und schritt weiter. Es sah sich nicht einmal mehr um. »Du warst und bist nicht mehr!« – Der zerschmetterte Schädel des grausamen Bluttrinkers lag samt der Spur des Mammutfußes in den weichen Boden eingedrückt.

Die ganze Schar der Kolosse schritt auf dem Palmenwege im Mondschein zu den süßen Wassern hin.

Als sie auf jene zerstampfte Stelle gelangten, wo das Rhinoceros die Palme umgestürzt, wo der Tiger mit dem Rhinoceros gekämpft, wo das Faultier und seine Gegner sich auf dem Boden umhergewälzt hatten, stieß das führende Mammut mit dem Fuß an den Stamm der ausgerissenen Adonsonia.

Wie ein leichtes Rohr hob es denselben vor seinen Gefährten mit seinem Rüssel empor und ließ seinen brüllenden Ton hören.

Das Gebrüll seiner Gefährten war die Antwort darauf.

Der auf frischer Tat ertappte Uebeltäter!

Hier ist der Palmenvernichter, der Zerstörer der Obstbäume, der böse Feind der Republik!

»Er wird bestraft werden!« Das war das allgemeine Gebrülle.

Die schrecklichen Kolosse stellen sich auf der zerstampften Stelle zusammen und murmelten etwas untereinander. Sie vereinigten sich über einen Schlachtplan.

Dann brach ein Teil nach rechts, ein anderer nach links auf. Einige blieben mit dem Führer an Ort und Stelle.

Kurze Zeit darauf ließ sich das kurze Signal der Entfernten vernehmen.

Darauf gingen sie alle nach dem Sumpf hin und wateten bis zum Genick hinein.

Der Verbannte, zu dessen Verfolgung die Gesellschaft aufgebrochen war, schloß auf der Sumpfinsel im Bambusgesträuch und es tat ihm wohl, die Wunden, die ihm der Tiger mit seinen Krallen in den Rücken geschlagen, im lauen Wasser zu baden.

Aus dem schrillen Sturmgeheul rings um ihn entnahm er, was gegen ihn im Anzug sei.

Davor fürchtet er sich nicht!

Seine Familie herrscht nicht; sie ist nicht zahlreich und nicht zusammenhaltend. Er geht nicht einmal zu zweien umher. Aber auch allein fürchtet er sich vor niemandem.

Er weiß wohl, daß das Mammut eine viermal größere Masse ist als er. Das kümmert ihn nicht. Er weiß, daß das Mammut in Scharen umherzugehen pflegt. Mögen sie kommen! Wenn sie auch zu vierzig kommen, so bricht er dennoch dort zwischen ihnen durch, wo es ihm gefällt. Er ist ein dreimal besserer Läufer als das Mammut. Ihn kümmert es nicht, daß jenes der König ist; dieses muß dennoch sterben, wo er ihm begegnet. Er läuft unter ihm durch, stößt ihm seine Hörner in den Bauch, bringt es zum Sturz und schreitet darüber hinweg. Das Mammut kann ihm weder mit seinen Hauern noch mit seinem Rüssel etwas anhaben.

Aber auf diese neue Kriegslist war das Ungeheuer nicht gefaßt. – Das Mammut kommt mitten durchs Wasser, seinen Verfolgten anzugreifen. Und das Wasser verändert die Proportionen.

Auf dem flachen Boden kann der Angegriffene besser laufen als sein Gegner, im Wasser sind sie gleiche Schwimmer.

Auf dem trockenen Lande kann er dem Feinde unter den Bauch kommen, im Wasser sind die beiden Gegner mit den Köpfen in gleicher Höhe einander gegenüber.

Taucht er unter, so verliert sein Stoß im Wasser die Kraft, er hat keinen festen Boden unter sich, auf den gestützt er seinem Stoß nach oben mehr Gewalt geben kann.

Und dann sind fünfundzwanzig gegen einen.

Das Paleotherium bemerkte, daß es einen sehr ungleichen Kampf angenommen habe. Seine Gegner bildeten einen Kreis und schwammen mit hoehgehobenen Rüsseln auf ihr Ziel los; mitten im Kreise war es wahrzunehmen, wie das Paleotherium im Zickzack hin und her eilte, einen Ausweg suchend, indem es den zweihörnigen Rüssel aus dem Wasser hob und aus den Nüstern Wasserstrahlen spritzte.

Es versuchte den Kreis zu durchbrechen und stürzte geradezu auf den nächsten Gegner los. Dieser ließ es ruhig nahekommen und in dem Augenblick, wo es vor ihn hingelangt war, drückte er es mit einem Schlage seines Rüssels unter das Wasser.

Das Paleotherium nahm hydrostatische Lektionen. Die unter dem Wasser wirkende Muskel ist gelähmt, die über dem Wasser wirkt mit voller Kraft. Das Gewicht des im Wasser schwimmenden Tieres ist ein Gran.

Und als das Paleotherium wieder emportauchte, war ihm schon wieder ein anderer Gegner gegenüber und drückte es mit einem Schlage unter das Wasser.

Es war gewohnt, minutenlang unter dem Wasser zu sein, aber fortwährend unten zu bleiben, ohne zu atmen, dazu waren seine Organe nicht eingerichtet.

Seine Gegner aber ließen es keinen Augenblick auf der Oberfläche des Wassers bleiben; so eng hatten sie bereits den Belagerungsradius gezogen, daß das Paleotherium fortwährend zwischen ihnen zappelte. Unaufhörlich drückten sie es unter das Wasser. Stundenlang, bis zum Anbruch des Morgens, kämpften sie so mit ihm. Endlich tauchte das Paleotherium mit dem Bauch nach oben auf die Oberfläche des Wassers empor.

Da erhoben die Mammuts mit schmetterndem Triumphgebrüll ihre Köpfe und schwammen aus dem Wasser, den toten Gegner sich selbst überlassend.

Das klagende Geheul des Hylobates verkündete vom Walde her den Morgen. Das Faultier stand auch jetzt noch dort mit den Vorderfüßen an den Baum gelehnt; es hat seitdem noch keinen Schritt getan.

* *
*

Nachdem Ihre Majestäten die äußeren und inneren Feinde der Gesellschaft so glänzend besiegt und die im Finstern schleichende Verschwörung in deren Höhlen zurückgescheucht hatten, hielten sie ein feierliches »Tedeum«, die aufgehende Sonne mit mächtigem Trompetengeschmetter begrüßend und dann befriedigten sie ihren allerhöchsten Durst mit dem klaren Wasser des Baches.

Bis zum Mittag sahen sie nach ihrer Zivilliste. Sie halten keine Steuereinnehmer, sie werfen selbst das Laub von den Bäumen und pflücken selbst die Rispen des Knöterichs, mit welchen sie ihre Tageszulagen decken. Ein Defizit kommt niemals vor.

Mittags, wenn die Sonne heiß niederbrennt, wenn die Leibgarde der ihnen fortwährend auf dem Rücken sitzenden Silberreier nicht mehr imstande ist, die lästige Schar der unverschämten Bremsen und Wespen von Ihren Majestäten abzuwehren, ziehen diese sich in ihre fürstlichen Lauben zurück und halten Siesta.

Diese Laube ist ein großer runder Platz, welchen die Mammuts mit ihrem Besuch im Dickicht der Palmen und Teebäume ausgetreten haben; die riesigen Kronen der ringsumher stehenden Bäume überwölben denselben mit einer grünen Kuppel, die auf tausend lebenden Pfeilern ruht mit den korinthischen und brahmanischen Kapitalen der Palmen und des Equisetum.

Das ist der königliche Palast.

Ihre Majestäten genießen durch ihre langen Rüssel die mit Blumenduft geschwängerte Lebenslust, welche die Wälder atmen. Daher mögen die indischen Sultane die Idee des Nargileh geschöpft haben.

Sie verbringen die Zeit mit gemüthlicher Zerstreuung.

Es erscheinen vor ihnen die Histrionen der Urwelt, die vierhändigen Pithekus und Satyre und produzieren mit ihren seltsamen Sprüngen eine Pantomime. Es befinden sich unter ihnen große Akrobaten und berühmte Jongleurs, welche Nüsse in die Lüfte schleudern und wieder auffangen. Ihre Clowns sind alle ausgezeichnet. Die Gesellschaft führt auch einen Wunderdoktor mit sich; der Karko kennt die Baumblätter, welche zerkaut schwärende Wunden heilen. Bei Künstlern ist dies notwendig.

Dann kommen die Sänger. Die Nachtigall der Urwelt, deren Gefieder das des Paradiesvogels an Pracht übertrifft, der Flötenvogel, die Pfauenschweifamsel lullen mit ihrem Konzert Ihre Majestäten in süßen Schlummer, während im flaumigen Nest zwischen sich schaukelnden Aesten ein Taubenpaar, himmelblau, mit goldgelben Schopf ein Liebesidyll produziert, der bunte Schwarm der Schmetterlinge dazu ein feenhaftes Ballabile tanzt und die zwischen dem Laub durchdringenden goldenen Sonnenstrahlen die Beleuchtung dazu schaffen.

Alles überschreien sodann mit ihrem betäubenden Gekreisch die »Stände und Klassen« der auf den Aesten sich wiegenden Kakadus. Es sind unverwüthliche Redner. Sie halten einen wahren Landtag. Ihre Majestäten lassen sie reden, und sanft schlummernd tun sie, als ob sie diesen Ausbrüchen der Beredsamkeit des Argustruhahns ihre ernstliche Aufmerksamkeit schenkten.

Bald kommt auch einer, der Beschwerde führt und den man zu Ende hören muß. Der trunkene Halmaturus klettert zwischen dem Geäste nahe heran und schreit kläglich, was er auszustehen habe, daß er auf Tagewerk gehen und dabei seine beiden Jungen im Beutel herumtragen muß, bis sie heranwachsen. Ihr Majestäten trösten ihn huldvoll: aufs Jahr werde es anders sein.

Dann kommt, auf dem Bauch kriechend, der gepanzerte Glyptodon, der Ameisenbär hinzu und bittet Ihre Majestäten, sie mögen ihm gestatten, ihre Füße zu lecken, erstens wegen der großen Ehre und zweitens wegen der schönen großen Ameisen, von welchen ihre Füße voll sind. Ihre Majestäten senken zum Zeichen der Genehmigung huldvoll ihre Rüssel.

Dann untersuchen sie die Fortschritte der Industrie. Sie sehen nach, wie weit schon die Bauweise in der Aufführung ihres Wunderbazars gekommen sei, das wievielte Stockwerk sie schon aufgesetzt habe – aus feinem festen Ton und Kalk, mit tausend Gängen und Millionen Zimmern. Diesen Bau wird die Nachwelt bewundern. Und das wievielte Dach hat die Wespe bereits an ihrem ungeheuren Pavillon gezimmert? Ein wunderbarer Handwerker, der so ohne Werkzeug und ohne Hand arbeitet. Er verdient den Nummulithus erster Klasse.

Ebenso gebührt das auszeichnende Kreuz der gewerbfleißigen Weberin, der Spinne, die so ausgezeichnete Stoffe aus gedrehter Seide anzufertigen versteht, welche sie rings um den königlichen Palast zwischen den Zweigen ausspannt, damit die zudringlichen Fliegen und Bremsen darin hängen bleiben. Hierfür gebührt ihr wirklich das Verdienstkreuz »*honoris causa*«

Schlangen gibt es noch nicht. Sie sind unsere Zeitgenossen. Wir erst haben den Teufel erfunden. Das Mammut hatte mit ihm noch nichts zu tun.

Nach vollendetem Tagewerk und nachdem die Zerstreung, vorüber ist, brechen Ihre Majestäten mit dem ganzen Hofstaat zu der Salzquelle auf, aus welcher ein Trunk zur Verdauung notwendig ist.

Das Salz ist auch schon zu jener Zeit königliches Eigentum; es wird an der Quelle durch einen eignen Vorposten bewacht, und für das große Publikum nur im Becken des Salzsees verteilt, und muß mit einem gewissen Prozent von Rippenstoßen bezahlt werden.

Hier bei diesem »süßen«, wenn auch salzigen Genuß wird der Abend erwartet, nach dessen Anbruch die die Nacht erhellenden »Lampyrin« hervorkommen, und unter Mitwirkung der musizierenden Zikaden den ausgezeichnetsten Rednern unter den Papageien eine Fackelserenade darbringen.

Der nachterfüllte Wald bevölkert sich mit fliegenden Sternen, und in den Augen Seiner Majestät ist dies die Illumination zur Feier des heutigen siegreichen Tages.

* *
*

Aber warum mußte diese schöne Welt zugrunde gehen? Weil noch etwas fehlte.

Die Natur hat ihre ewigen Gesetze, welchen selbst die schaffende Kraft nicht zuwider handeln darf.

Die schaffende Kraft hat bereits die Oberfläche der Erde schön, reich, entzückend gestaltet. Diese Formation hatte eine prächtige Pflanzenwelt, wunderbare Tiere und ihre festgesetzte Ordnung.

Und dennoch mußte dieses ganze Bild von der Tafel weggewischt werden, weil ein Wesen darin vergessen war.

Es ist das Wesen, welches die Bestimmung hat, die Bäume zu verwüsten.

Sein Name ist: Mensch.

Die Lust zu prahlen wird ziemlich abgekühlt durch das Bewußtsein, daß die Welt zunächst deshalb des Menschen bedurfte, damit er die Bäume verwüsten helfe.

Das war auch seine erste Arbeit.

Sowie der Mensch den ersten Stein zu einem Beil schärfen gelernt hatte, begann er damit die Bäume auszurotten, und der erste Mensch, der noch nackt ging und sich keine Hülle weben konnte, baute schon sein Haus auf Pfählen.

In der Pliozän verzehrte kein Tier einen Baum. Die Bäume wuchsen aufeinander. Die Schichten der sechshundert Fuß unter der Erde begrabenen Wälder beweisen, daß Jahrtausende lang ein Wald auf den Stämmen des andern erwuchs und wieder von einem nachfolgenden begraben wurde.

Der Ueberfluß an Wäldern hatte noch eine andere Folge.

Jedermann weiß, daß das Baumblatt eine umgekehrte Tierlunge ist. Die Lunge nährt sich mit Sauerstoff und atmet Azot aus, das Baumblatt aber saugt das Azot auf und atmet Sauerstoff aus.

In der Urwelt gab es also tausendmal mehr Sauerstoff als jetzt, die Atmosphäre bestand beinahe ganz daraus. Die Menge der Tiere war nicht imstande den Sauerstoff zu konsumieren, die Lebenstätigkeit der Pflanzenriesen überwog die der Tiere.

Der Sauerstoff ist die Luft der tierischen Wonne. In ihm ist die Blutzirkulation rascher, jede Regung lebhafter; durch das Einatmen des reinen Sauerstoffes werden alle Nerven in ein Gefühl von Wollust versetzt, wird die Seligkeit des Körpers erweckt; der Sauerstoff würde den Menschen in eine fortwährende Ekstase versetzen, welche den Körper und die Seele in einer ununterbrochenen irdischen Wonne verzehren würde.

Wer hat es nicht schon gesehen, daß im Sauerstoff unter einer Glasglocke der Zunder mit einer Flamme brennt, daß die Kohle funkensprühend wie ein Meteor verflackert, daß im Sauerstoff entzündeter Phosphor ein blendendes Licht verbreitet, und die blaßblaue Flamme des Schwefels Diamantstrahlen verbreitet?

Und jetzt denken wir uns die ganze Atmosphäre bis hinauf zu den Lämmerwolken voll von Sauerstoff.

Da braucht ja nur ein einziger Baum in einem Walde in Brand zu geraten, damit die Welt plötzlich rettungslos in Flammen aufgehe.

Indes machen die Tiere kein Feuer an; unter ihnen befindet sich kein Prometheus, und von selbst entzündet sich ein Baum nicht.

Der Blitz hat wohl auch damals gezündet wie heute, nur war der damalige Regen nicht so wie der heutige. Es war ein aus dem Himmel herabstürzendes Meer, und das vom Blitz entzündete Feuer wurde sogleich gelöscht.

Auch das Feuer der Vulkane findet nichts, was es in Brand hätte stecken können. Rings um die Vulkane ist die Gegend kahl.

Aber auch bei heiterem klarem Wetter kann auf der Erde ein Feuer entzündet werden – durch die »Feuerkugel«.

Es ist dies eines jener mit einem Flammenschweif versehenen Meteore, welche in der St. Lorenznacht schwärmen, die regelmäßig am 13. November wieder zum Vorschein kommen, die Erdbahn durchkreuzen und uns immer wieder begegnen.

Freilich kommt es unter zehntausendmal einmal vor, daß eines dieser Meteore auf die Erde herabfällt. Und von zehntausend solchen auf die Erde herabfallenden Meteoren mag vielleicht nur eines zufällig auf einen Gegenstand fallen, der sich dadurch entzünden kann. Aber ein solcher seltener Fall kann doch einmal vorkommen. Vor 34 Jahren² wurden die Dächer in Belmont durch eine solche Himmelsfeuerkugel in Brand gesteckt, und vor 23 Jahren wurde das Dorf St. Paul durch ein solches himmlisches Feuer in Asche gelegt.

Also ein solcher hundertmillionster Meteorfall steckte in einem der späteren Jahrtausende der Pliozän den Wald in Brand, und damit ging die ganze Pflanzenwelt der Erde in Flammen auf.

Die Nacht wird zum Tage! Im Sauerstoff brennen ja Sägespäne glänzend wie Sterne, wie erst ein ganzer Wald, der Ambra und Harz ausschwitzt, und der sich mit einer zwei Meilen hohen Sauerstoffatmosphäre umgeben hat.

Die Flammenmeere schlossen sich ringsumher aneinander an, und die himmelanreichenden Flammenwirbel schlugen von einem Kontinent auf den andern über.

Die Tiere flüchteten sich in die Sümpfe, Flüsse, Meere, auf die Eisgefilde Sibiriens, in die waldlosen, steinigen Wüsten Asiens, Afrikas.

Der Weltbrand drang bis zu den Polen; jeder Hauch des Passats und des Monsun jagte Feuerwolken vor sich her; die seit Jahrtausenden aufgetürmten Eisberge begannen unter dem Feuersturm plötzlich zu schmelzen; die schreckliche Flut wälzte sich auf einmal herab, wie ein von Gott entfesselt wütendes Meer, trieb entwurzelte Berge, aufgeschwemmte Länder vor sich her, überschwemmte Täler, erfüllte Gebirgsschluchten mit Schlamm, häufte in hohen Bergeinschnitten Seemuscheln auf und begrub die zertrümmerten brennenden Wälder unter Felstrümmern.

Wenn damals im Jupiter, dessen Bewohner uns in der Kultur gewiß weit voraus sind, ein Tycho de Brahe am westlichen Himmel zufällig einen neuen Stern erblickte, der plötzlich glänzender erstrahlte als der Sirius, und der sich dann allmählich verdunkelte, sich im Dunkel der Nacht verlor, ein Stern dritter Größe wurde: so war dies die Erde.

Das zerschmolzene Eis des Pols löschte die brennende Welt und bedeckte sie mit einer neuen glatten Hülle.

Die Astronomen des Jupiter mögen mittels ihrer großen Refraktoren (sie sind uns in dieser Beziehung gewiß voraus) staunend gesehen haben, wie der vor kurzem noch mit grünen Flecken bedeckte nahe Planet auf eine Meile in eine strahlende Sonne, und dann wieder in eine stahlglänzende, ganz glatte Kugel sich verwandelte, die nur am Pol zuweilen mit einem Nordlichtkranz umgeben ist.

Das nun entstandene neue Blatt war die letzte Erdformation.

Auf diese Tafel ist unsere Welt gezeichnet.

Wieviel Jahre dazu nötig waren, bis aus dem neuen Schlamm der erste Grashalm hervorsproß? Und welcher Zeitraum zwischen dem ersten Grashalm und dem ersten

² Der vorliegende Roman erschien 1870.

Menschen liegt – dem Menschen, der nichts weiß, nichts kann, der nackt geboren wurde, der ohnmächtig war und alles entbehren mußte?

Unter der Tonschicht liegen die Mammuts, die Dinotherien, die Mastodons, die Machaerodus; die ganze Erde ist mit ihnen bestreut. Es gibt kein Land, wo man nicht über ihnen wandelt.

In riesigen Höhlen liegen ihre Knochen zusammengehäuft und schlammbedeckt, Raubtiere und Grasfresser untereinander gemengt, welche nur der Schrecken des Jüngsten Gerichts und das Entsetzen des Feuersturmes hierher zusammentreiben konnte, denn vor einer Sintflut hätten sie sich nicht in Höhlen flüchten können.

Und tief unter uns liegt die ganze botanische Sammlung der Urwelt – an manchen Stellen in fünfzig Fuß dicken Schichten; die riesigen Wälder der Urwelt, in welchen man vierhunderterlei verschiedene Arten gezählt hat, die Palmen und Pinien, die Farnkräuter und Eichen, und die Pflanzen, die heute keinen Namen mehr haben. Alle zusammen nennt man: »Steinkohle«.

Die Steinkohle ist die versteinerte Flora der gestrigen Welt..

Wenn die Menschen auf der Erde keinen Platz mehr haben.

Unser Urvater.

Wieviel tausend Jahre es brauchte, bis der warme Schlamm der sechsten Schöpfung am Tage eines schöpferischen Sternbildes, vielleicht durch den himmlischen Kuß eines Kometen befruchtet, den ersten Menschen gebar? Es geschah vielleicht plötzlich, so wie ein warmer Regen in einer Nacht den Pilz, der Honigtau die Aphide, ein Tropfen Harz den Vibrio erzeugt.

Keine Furcht! Unser Urahn war kein Affe. Wir stammen nicht von den Gorillas ab. Unser Urvater hatte nicht vier Hände.

Wohl aber war er ein armer Bursche, als er sich zum erstenmal in dem Gesträuch umsah, welchem nach den Traditionen der Namen Paradiesgarten beigelegt war. Er war nackt, wehrlos, unwissend. Seine Zähne, seine Nägel konnten ihm nicht als Waffen dienen. Seine Haut schützte ihn nicht gegen die Launen der Witterung, ein stärkeres Tier überwältigte ihn, ein schwächeres floh vor ihm: sein Geruchssinn war nicht scharf wie der der Tiere und lehrte ihn nicht die genießbaren Gräser erkennen; vom Faultier lernte er, wie man sich von Eicheln nährt, und von der Eule, daß auch die Heuschrecke eine gute Speise sei.

Wahrhaftig, es gehörte großer Mut dazu, daß er sich unter solchen Umständen entschloß zu heiraten. Und dabei muß man bedenken, daß unsere Urmutter nicht die ideale Schönheit war, als welche die Maler sie darstellen. Sie hatte eine sehr niedrige, platte Stirne, hervorstehende Zähne und ein hervorragendes Kinn, eine Stumpfnase und sich vordrängende Backenknochen. Sie hatte krumme Beine mit großen Füßen und knotigen Knien.

Dies bestätigen die Archäologie, die Geologie und die Paläontologie mit handgreiflichen Beweisen. Unsere Urmutter hat viele Zeugen gegen sich.

Es mag ein bitteres Leben gewesen sein, welches unsere Ureltern führten. Ich glaube kaum, daß sie sich des Tags zu zeigen gewagt haben; sie mögen in der Nacht auf ihren Erwerb ausgegangen sein; Wurzeln, Knollen, Pilze, Waldbirnen, Eicheln, Haselnüsse, Sauerampfer, Spinat, aus Nestern gestohlene Eier, Muscheltiere mögen ihren Haushalt ausgemacht haben, wie es noch heute bei Millionen ihrer Nachkommen der Fall ist. Und wenn das Wetter zu

schlecht zum Ausgehen war, so »bissen sie in den sauern Apfel« und aßen fetten Mergel, wie unsere Brüder am Ufer des Niger es heute noch tun. Und wenn der Mann fortging, um Nahrung zu suchen, so verbarg er das Weib und ihr Junges zwischen Dornengesträuch, wohin er nur nach der Stimme den Weg fand. Und die Sprache des Menschen verfügte damals noch über wenig Silben; es mögen nicht zweimal so viel gewesen sein, als in der Sprache des Hundes, und kaum halb so viel, wie in der des Hahns. Hört nur zu, wenn der Hahn mit seinen Hennen spricht, welch ein Reichtum von Lauten ihm zu Gebote steht. – Wenn er aber während seiner nächtlichen Wanderung in der Wildnis einer ihm gleichen Gestalt begegnete, wie kreischten da beide auf einmal auf, wie lief jeder zurück in sein eignes Gesträuch! Der Mensch wußte wohl, daß der Wolf, der Bär sein Feind sei; aber der Mensch war sein größter Feind.

Als dann der erste auf die Idee kam, daß man einen Stein mittels des andern schärfen, darin mit einem spitzen Stein ein Loch bohren, in das Loch eine lange Stange stecken und mit der so entstandenen Waffe den Auerochsen, den Bären, den Löwen angreifen könne! Welch ein großer Herr wurde er da auf einmal! Er war ein König, sobald er erfuhr, daß die Waffe ein ergänzender Bestandteil des Menschen sei!

Der so ausgerüstete Mensch ging nicht mehr nackt; er verschaffte sich und seinem Weibe ein zottiges Fell; er verbarg sein Lager nicht mehr im Gesträuch; er fällte Bäume mit seinem steinernen Beil, rammte Pfähle mit schweren Steinen in den Boden der Teiche, baute sich eine Pfahlburg im Wasser und brachte dort Kind und Kegel unter.

Jenes steinerne Beil machte ihn zum Herrn der ganzen Welt.

Besichtigt die steinernen Beile im Museum; es sind sehr interessante Stücke. Es sind unsere Adelswappen.

Der Herr mit dem steinernen Beile war schon König seines eignen Stammes. Wer ihm huldigte, den machte er zum Sklaven. Er lud den Sklaven das erlegte Wild, den gefällten Baum auf die Schulter, und der Sklave schleppte die Last. Die Sprache war bereits vollkommener. Die Liebe hatte zwar die Sprache noch nicht erfunden; die ist ohnehin da im Plappern, Zwitschern, Locken der Tiere, aber der Gebietende bedarf einer ausgebildeteren Sprache. Die Silben entwickelten sich.

Und wer nicht huldigte, den erschlug unser Urvater. Dazu hatte er das steinerne Beil. Und warum erschlug er den nackten Mitmenschen, dem er nicht einmal ein Fell abziehen konnte?

Mit Schamröte im Gesichte gestehen wir es, daß unser Urahn seinen für einen Gegner gehaltenen Mitmenschen erschlug, um ihn aufzuessen. Auch das haben die Forscher ermittelt, daß unsere Ahnen Menschenfresser waren. Lange glaubte man daran, daß wer das Herz des erschlagenen Feindes ißt, die Kraft des Feindes erbt. Sehen Sie, meine hochwohlgeborenen, hochgeborenen, durchlauchten und erlauchten Herren und Damen, solch ein Mensch war unser Urahn.

Doch Ehre, wem Ehre gebührt – er hat uns die ganze schöne Welt als Erbe hinterlassen.

Die ganze runde Welt, auf deren Festland wir nicht alle Platz haben; denn Millionen wohnen auf den Meeren, und Millionen in der Tiefe der Erde, und erwerben sich ihr Brot im Wasser und unter der Erde.

Wieviel tausendmal tausend Jahre gehörten dazu, bis aus den Nachkommen des Herrn mit dem ersten steinernen Beil und dem Bärenfell unser in Seide gehülltes Geschlecht hervorging? – Dieses Geschlecht, das mit Dampf reist, mit Sonnenstrahlen malt, mit dem Blitz von einem Ende der Welt zum andern Botschaften sendet, das in die Tiefe der Erde dringt und mit

seinem Teleskop den Mittelpunkt der Unendlichkeit sucht, das die Nacht mit Licht, den Winter mit Wärme ausstattet, das dem Meer einen Sattel auflegt und die durch Wasser getrennten Erdteile miteinander verbindet, das dem Himmel den Blitz zu seinen Kämpfen entrissen hat, aus Erde Brot schafft, die Arbeit von Milliarden Menschenhänden mit Maschinen verrichtet, das einen Saft bereitet, welcher den Kummer besiegt, den Gräsern ihre Geheimnisse ablauscht, um den Tod zu bekämpfen, das Gottähnlichkeit für sich in Anspruch nimmt und göttliche Eigenschaften sich aneignet, das liebt, schafft, belohnt, straft, preist, nach Ruhm, Freiheit und ewigem Leben strebt, nach dem Tode ein neues Leben für sich fordert und im Glauben die Kraft findet, mit der es Gott festhält! ...

Wieviel tausend Jahre mußten verfließen, bis die Menschen es so weit brachten!

Eine schwarze Gegend.

Eine unterirdische tiefe Höhle breitet sich vor uns aus.

Und als ob es zur Finsternis nicht hinreichend wäre, daß die Höhle unter der Erde ist, sind die Wände und die Decke der Höhle auch noch schwarz. Sie ist aus Steinkohle.

Den Boden bildet ein großer schwarzer Spiegel.

Es ist eine Art Teich, glatt wie Stahl.

Auf diesem glatten Spiegel verbreitet ein einziger schwimmender Schein einiges Licht, das durch ein Drahterz umflorte Licht einer Davyschen Lampe. Ein Mann rudert auf einem schmalen Kahn.

Bei diesem zweifelhaften Schimmer, der sich mit dem dahin gleitenden Seelentränker fortbewegt, scheinen hohe dichte Pfeiler sich aus dem Wasser des Teiches bis hinauf zu der Wölbung zu erheben; schlanke Pfeiler, gleich den Säulen eines maurischen Palastes. Diese Pfeiler sind zur Hälfte weiß, zur Hälfte schwarz. Bis zu einer gewissen Höhe sind sie wie durch Verkohlung gehärtet; darüber hinaus haben sie eine helle Farbe.

Was sind das für Pfeiler?

Es sind die Stämme versteinerner Palmen und Pinien; die Schuppen und Ringe sind daran noch wahrzunehmen.

Wie sind sie da hergekommen? Diese versteinerten riesigen Stämme pflegen in den über den Steinkohlengruben befindlichen Schichten zu Hause zu sein; aber wie sind sie da hinabgelangt? Eine ganze Welt trennt sie voneinander. Wie ist aus ihnen ein Säulenwerk in dieser Steinkohlengrube geworden?

Die Steinkohlenschicht mag sich einmal von selbst entzündet und so lange gebrannt haben, bis diese Stein gewordenen Kolosse von ihrer verkalkten Kruste losgelöst, aus der obern Schicht herabstürzten. Das Feuer schadete ihnen nicht, sie waren und blieben Felsen.

Steinkohlengruben entzünden sich oft von selbst, den Grund hiervon weiß jeder Neuling; aber was hat den Brand gelöscht? Das ist die Frage.

Der einsame Schiffer treibt den schmalen Seelentränker, in welchem er sitzt, mit dem Ruder auf und nieder.

Es ist ein Mann von ungefähr dreißig Jahren, mit einem blassen Gesicht und dünnem Bart; die schmalen Lippen verleihen ihm den Ausdruck eines starren Ernstes, während seine zusammengezogenen dichten Augenbrauen und seine hohe Stirne mit stark hervortretenden Stirnknochen den tiefen Denker verraten. Er hat den Kopf nicht bedeckt, denn unter dieser Wölbung ist die Luft schwül, und sein starkes schwarzes Haar ist in dichter Masse emporgesträubt und duldet die Kopfbedeckung nicht.

Was will er hier?

Er treibt seinen Kahn auf dem Spiegel des schwarzen Sees ringsumher und untersucht mit seiner emporgehaltenen Lampe die schwarzen Wände, als ob er darauf Buchstaben, eine geheime Schrift entdecken wollte, die eine Milliarde von Jahren für die andre hier zurückgelassen hat.

Er findet auch solche Buchstaben.

Hier und da löst sich von der schwarzen Wand ein Stück Gestein mit dem Abdruck eines urweltlichen Baumblattes ab. Ein wertvoller Schatz.

An anderen Stellen stößt er auf unbekannte Kristalle, welchen die Wissenschaft noch keinen Namen gegeben hat, oder auf ein neues, unbekanntes Konglomerat aus verschiedenen Erzen, Metallen, Steinen, auf ein neues, noch namenloses Erzeugnis des urweltlichen Feuers. Auch diese Dinge sprechen.

Diese Pfeiler hat das Wasser des Teiches allmählich mit einer Kruste von kleinen Kristallen überzogen. Auch von dieser kann man manches erfahren.

Denn dieser Teich selbst ist auch eine wunderbare Erscheinung. Er hat Ebbe und Flut. Alle vierundzwanzig Stunden verschwindet er zweimal völlig und zweimal füllt er das Becken aufs neue. Er kommt mit Glucken und Knurren aus den tiefen unterirdischen Spalten und ergießt sich brausend in das Becken; allmählich erfüllt er es und steigt immer höher, bis dorthin, wo die hellere Farbe der Pfeiler beginnt; dort bleibt das Wasser dann stehen und regt sich volle zwei Stunden nicht. Dann fängt es wieder an zu sinken, bald nimmt es ganz ab und zieht sich in die geheimnisvollen Klüfte zurück, aus welchen es gekommen. In dem zurückbleibenden Schlamm findet man oft Bernstein und Haifischzähne, Zeugen der Wälder und der Meerestiefen.

Der Schiffer wartet, bis der Teich ganz abgeflossen ist. und er mit seinem Kahn auf dem Grunde des Beckens bleibt.

Die letzte schwarze Welle verschwindet langsam in einer Steinkohlenkluft.

Der Mann legt Rock und Fußbekleidung ab und behält nichts an sich als ein blaues Hemd und Beinkleider aus grober Leinwand. Dann gürtet er seine Ledertasche um, legt in dieselbe Hammer und Stemmeisen; die Davysche Lampe befestigt er an seinem Leibgurt, und so ausgerüstet schlüpft er in eine schmale niedere Kluff.

Er folgt dem verschwundenen Teich.

Es sind die Gänge im Palast des Todes, über die er verwegen schreitet. Man braucht ein Herz von Stein und eine Stirne von Stahl, um sich da allein, von niemandem geleitet hinab zu wagen, die Erforschung der mit sieben Siegeln verschlossenen Geheimnisse zu versuchen, und die seit Jahrtausenden schlafenden Wunder der ewigen Natur aufzupochen.

Er wagt es dies zu tun.

Er bleibt stundenlang drin, zuweilen zwei, auch drei Stunden.

Wenn er jemanden hätte, der währenddessen seiner harret, ein Weib, ein Kind, einen Diener oder einen Hund, sie würden über sein Ausbleiben verzweifeln.

Aber niemand harret seiner, nur die tiefe Nacht.

Und der verschwindende Teich ist voll Launen! Seine Rastzeit ist nicht genau bemessen. Einmal verweilt er zwei, das andermal drei Stunden, zuweilen kehrt er nach einer Stunde zurück. Wehe dem Verwegenen, wenn die zurückkehrende Flut ihn in den engen Klüften des geheimnisvollen Labyrinths überrascht!

Aber der Mann hat die Launen des Teiches schon studiert. Sie sind alte Bekannte. Er kennt die Zeichen, aus welchen er schließen kann, wie lange die Pause dauert. Er fühlt den unterirdischen Windhauch, welcher der Rückkehr des Teiches vorausgeht. Wollte er warten, bis er den Ton der heranbrausenden Flut hört, so wäre er schon verloren. Nach dem Glucken und Schlucken in der Kluft vergehen nur Augenblicke bis zum Erscheinen der unterirdischen Flut.

In der Dunkelheit wird ein gespensterhafter Ton hörbar, wie ein langgedehnter Seufzer, wie fernes Windessausen, wie das Klingen der Memnonssäule.

Und bald darauf erscheint der irrende Schimmer in der Felsenkluft, und nach einigen Minuten tritt der geheimnisvolle unterirdische Forscher hervor.

Sein Gesicht ist noch bleicher als es vordem war, und seine Stirne trieft von Schweiß. Dort unten ist die Luft noch schwüler, oder das Alpdrücken der Tiefen verursachte den Schweiß auf seinem Gesicht.

Er wirft seine gefüllte Tasche in den Kahn und setzt sich dann selbst hinein.

Und kaum ist er aus der Felsenkluft getreten, als aus dem Innern des Berges das grolzende Brodeln wieder herauftönt und aus der Mündung der Kluft die ersten schwarzen Wellen mit lautem Sprudeln hervorschießen, welche sogleich den Grund des Beckens bedecken. Dann tritt eine Pause von einigen Augenblicken ein. Hierauf kommt wieder ein Wellensturz, und nach diesem strömt das Wasser unausgesetzt aus der tiefen Kluft herein. Das Becken füllt sich rasch, der Wasserspiegel steigt. Eine Weile noch ist in der Nähe der Wand auf der glatten Oberfläche die Bewegung der heraufdringenden Quelle bemerkbar, dann glättet sich der Spiegel vollends und erhebt sich still, unbemerkt bis zur schwarzen Linie der Pfeiler. Der Kahn mit dem darin Sitzenden schwebt darauf, wie das unterirdische Gespenst der Märchen, mit geringem Tiefgang. Dieses Wasser ist mit Metalloxyden gesättigt, und so schwer wie Metall. Mensch und Kahn schweben nur darauf.

Aber der Schiffer achtet jetzt nicht auf den Wasserspiegel, noch auf die geheimnisvollen Zeichen der Wände; er schaut nur in die Luft hinauf mit ernster Besorgnis, und untersucht den Verschuß an seiner Drahtlampe, ob er sich nicht geöffnet habe.

Die Lampe zeigt jetzt einen großen Dunsthof rings um sich.

Die Luft nimmt in der unterirdischen Nacht ein bläuliches Dunkel an.

Der Schiffer weiß, was das bedeutet!

Die Flamme in der Drahtlampe sprüht fortwährend Funken, manchmal flackert sie hoch auf, und der Draht beginnt rot zu glühen.

Die Engel des Todes gehen umher unter der Erde.

Zwei Gespenster wohnen in den Höhlen der Steinkohlengruben; zwei böse Geister, die Diener des Todes.

Der eine ist das »schlagende Wetter«, der andere das »böse Wetter«.

Diese zwei schrecklichen Gespenster sind die fürchterlichen Tyrannen der Steinkohlengruben.

Das »böse Wetter« kommt nur leise geschlichen, es lastet mit seinem erstickenden schweren Dunste auf der Brust, es hält mit den Arbeitern gleichen Schritt und lähmt ihnen die Zunge; es ist bei ihren Arbeiten zugegen, es hält mit ihnen aus, freut sich mit ihrem Schrecken, und wenn es sie recht beten gelehrt hat, dann setzt es sich, entfernt es sich, zieht es sich in seine Kluft zurück.

Aber das »schlagende Wetter« ist schrecklich! Es kommt herangestürmt, wirft Flammen auf, entzündet rings um sich den Stollen, zertrümmert Wölbungen, zerstört Schachte, versenkt den Boden und zerschmettert die Menschen.

Wer unter der Erde sein Brot erwirbt, kann nie wissen, wann er einem oder dem andern dieser Gespenster begegnet.

Das Geheimnis des »schlagenden Wetters« hat noch niemand erforscht. Man glaubt, es entstehe durch die Berührung des Wasserstoffgases mit dem Sauerstoff der freien Luft.

Und das »böse Wetter« bedarf nur eines Funkens, um zum »schlagenden Wetter« zu werden. Das leichtsinnige Öffnen einer Davyschen Lampe, das Anreiben eines Zündhölzchens genügt, um plötzlich einen ganzen Vulkan zu entfachen.

Der einsame Mann sah mit steigender Besorgnis, wie die Luft ringsumher immer opalfarbiger wurde; sie bildete schon eine ganze Nebelwolke rings um ihn.

Er wartete nicht, bis die Flut zum höchsten Punkt stieg; eine kleine Stufe war in die Wand der Höhle gehauen, und sowie er dieselbe erreichte, sprang er aus dem Kahn; er zog diesen an der Kette nach sich, band ihn an einen in die Höhlenwand befestigten Anker und eilte dann auf einem rings in die Wand gehauenen Fries fort, bis er zu einem mit einer schweren eisernen Türe verschlossenen Verbindungsgang gelangte; er öffnete diese und sperrte sie hinter sich wieder zu.

Der Gang führte in die Stollen. In das Steinkohlenlager waren enge, vorschriftsmäßige Gassen gehauen, in deren Seitengängen halbnackte Männer mit ihren spitzen Hauen hämmerten die schwarze Schicht in Stücke spaltend. Da hört man nichts als das eintönige Hämmern. In den Steinkohlengruben wird nicht gesungen, nicht gescherzt, selbst den Bergmannsgruß: »Glück auf!« hört man nicht. Da gibt es nur einerlei Chancen, die unglücklichen.

Jeder Arbeiter hat den Mund mit einem dicken Tuch verbunden, durch dieses atmet er.

Manche Gänge sind so eng, daß die Arbeiter nur auf dem Rücken liegend die Kohle über sich mit der Haue loslösen; so dringen sie vorwärts, und den kleinen Wagen auf welchen die Last gelegt wird, schieben sie dann auf dem Bauche kriechend vor sich her.

Den aus der Höhle gekommenen Mann unterscheidet nichts von den Arbeitern; seine Kleidung ist ebenso kohlungeschwärzt wie die ihrige. Seine Hände sind ebenso rau, auch er geht mit Schlegel und Haue um; aber deshalb erkennen sie ihn doch. Und sowie er durch die Gänge geht, hält jeder Arbeiter, an dem er vorüberkommt, einen Augenblick inne und flüstert die Haue senkend die Worte: »Böse Wetter ziehen.«

»Glück auf!« ist die Antwort.

Alle, die ihm entgegenkommen, die Lastträger und Karrenschieber, sprechen den traurigen Spruch: »Böse Wetter ziehen.«

Das böse Wetter war in der Tat da. Und alle diese Menschen, die da ruhig hin und her gehen, hämmern, Karren schieben, sind hier dem sichern Tode so nahe wie Delinquenten, über welche schon das Todesurteil gesprochen wurde. Die Luft, welche ihnen die Brust beschwert, deren Geruch sie spüren, die ihre Lampen bis zur Spitze der Drahhülle mit ungewohntem Feuer erfüllt, ist der Atem des Jenseits, der Hauch des Todes; nur eines freien Funkens bedarf es und alle, die jetzt da noch leben, sind tot und begraben, und oben weinen hundert Witwen und Waisen über sie. Die Davyschen Lampen neben ihnen sind ganz mit einer glänzenden Flamme erfüllt, mitten in welcher der Oellampendocht gleich einem Stück Kohle rot glüht; die Flamme in der Lampe ist die Flamme der Todesgefahr, die nur vom Drahtgewebe (dem Gefängnis des Feuers) gefangen gehalten wird. Auch der Draht ist rotglühend, aber deshalb hält er den Feuergeist doch gefangen, wie der Ring Salomonis den Dämon.

Und trotz dem allen gehen die Arbeiter in diesem Hause des Todes ruhig hin und her und verrichten in der drohenden Nähe des Todesengels ihr Tagewerk wie andere, die unter Gottes freiem Himmel auf duftigen Wiesen frisches Gras mähen.

Der Mann aber, der unter den Arbeitern herumgeht, ist der Bergwerksbesitzer selbst.

Sein Name ist Iwan Berend.

Er selbst ist Aufseher, Direktor, Bergwerksingenieur und Buchhalter in einer Person.

Er hat genug zu tun.

Aber es ist ein guter Spruch: »Wenn du etwas brauchst, so tue es selber; brauchst du es nicht, so überlaß es einem andern.«

Es ist eine Stärkung für das Gemüt des Arbeiters, wenn er sieht, daß sein Arbeitgeber mit ihm zugleich sich abmüht.

Wenn das Bergwerk sich mit dem verhängnisvollen Gas füllt, so grüßt der Herr wie der Arbeiter jeden Entgegenkommenden mit den Worten: »Böse Wetter ziehen«. Sie sehen, daß dem Herrn sein Leben nicht teurer ist wie jedem Arbeiter das seine.

Der Eigentümer flieht nicht, sobald die Gefahr sich bemerkbar macht. Ruhig, mit kaltem Blut erteilt er seine Befehle, daß man das Ventil öffne, im Stollen einen Wetterwechsel hervorbringe, und daß die Arbeiter anstatt nach sechs, nach je drei Stunden abgelöst werden sollen. Er setzt sich in den Büffelhauteimer und läßt sich in den Schachtbrunnen hinab, um zu untersuchen, ob die neueren Oeffnungen nicht gefährlich seien. Er durchstößt den Kohlenschutt mit einer Eisenstange, ob er nicht erwärmt sei, ob sich darin nicht das Gas entwickelt habe, welches eine Selbstentzündung verursacht. Indem der Ventilator unten und die Luftpumpe oben zu arbeiten beginnen, stellt er sich selbst zum Anemometer. Das ist eine zarte kleine Maschine gleich den Windkreiseln der Kinder; die Flügel sind dünne Goldschlagblättchen, die Axe dreht sich in einem Rubin, und die Scheibe setzt ein Rad mit hundert Zähnen in Bewegung. Das Drehen dieses Rades zeigt an, wie stark der Luftwechsel im Schacht ist. Er darf weder stärker noch schwächer sein als die Bewegung des »bösen Wetters«; er selbst achtet darauf, und nachdem er alle Verfügungen getroffen, an alles selbst Hand angelegt und abgewartet hat, bis alle angeordneten Arbeiten verrichtet sind, ist er der letzte, der sich im Schlauch ans Tageslicht ziehen läßt.

Tageslicht? – Wo ist da Tageslicht?

Im Bondatale pflegt die Sonne nicht zu scheinen. Warum nicht?

Weil der Schatten einer ewigen Rauchwolke darüber schwebt.

Das ist eine schwarze Landschaft, mit Ruß gemalt.

Die Wege, welche dorthin führen, sind schwarz von Kohlenschlacken, die Häuser sind schwarz vom herabfallenden Ruß; Wald und Feld sind schwarz vom feinen Kohlenstaub, welchen der Wind weithin trägt von den riesigen Steinkohlenhaufen, die mit dem Inhalt krächzender Karren hoch aufgetürmt werden, um durch die Mengen, die man davon auf Lastwagen ladet, wieder verkleinert zu werden; und auch die Männer und Weiber, die dort arbeiten, sind alle schwarz vom Ruß. Wenn der Wald ringsumher Vögel birgt, so müssen auch diese alle schwarz sein.

Der Steinkohlenstollen ist an der abschüssigen Seite eines Hügels aufgeschlossen, und die Mündung ist von stahlblau glänzenden Steinkohlenmassen umlagert; dieser sanft aufsteigende Hügel bildet ein Hochplateau, von welchem aus man in der Ferne die Türme eines herrschaftlichen Schlosses erblickt. Diese sind schon vom Alter schwarz.

Auf einer Seite des Hügels befindet sich ein Tal, dessen Sohle von den Steinkohlendestillieröfen okkupiert ist. Eine ausgedehnte Gruppe von Gebäuden mit vier hohen Schornsteinen. Diese Schornsteine speien Tag und Nacht Rauch aus, bald weißen, bald schwarzen. Dort destilliert man den Schwefel von der Steinkohle; zum Schmelzen der Metalle ist sie nur so zu gebrauchen.

Denn ein Hauptkonsument des Steinkohlenbergwerks ist der an der benachbarten Bergwand arbeitende Eisenhammer. Dieser hat fünf Schlote, aus welchen der Rauch emporwirbelt. Wenn der Hammer weißen Rauch von sich gibt, so steigt von den Destillieröfen schwarzer Rauch empor und umgekehrt. Diese beiden Werke breiten einen fortwährenden Wolken Schleier über das Tal, durch welchen selbst die Sonnenstrahlen braun werden, bis sie durchdringen. Aus dem Eisenhammer ergießt sich ein rostroter Bach und aus dem Kohlenbergwerk einer, der schwarz ist wie Tinte. Im Tale vereinigen sich die beiden Bäche und setzen zusammen ihren Lauf fort. Eine Strecke weit wehrt sich der rostrote gegen den schwarzen, zuletzt aber ergibt er sich, und endlich fließt der schwarze Bach siegreich durch die schwarzen Wälder und Felder.

Es ist ein trauriges Landschaftsbild, und traurig ist der Gedanke, daß ein Mensch hier die schönsten Jahre seiner Jugend ohne Gesellschaft, freudlos zubringe.

Als Iwan Berend aus der Tiefe der Erde auf die Oberfläche emporkam, fühlte er sein Herz nicht um einen Pulsschlag rascher pochen als dort unten.

Was für einen Unterschied hätte er auch gefunden!

Unten Wasserstoffgas, oben Schwefeldunst. Unten die schwarze Steinkohlenwölbung, oben das dunkle Himmelsgewölbe. Dieselben Menschen unten wie oben.

Es war ein Abend im Spätherbst. Die Sonne war bereits zur Ruhe gegangen, und sowie hinter dem fernen Schlosse die Wolken des westlichen Himmels sich ein wenig öffneten, strahlte der Himmel zwischen dem Horizont und dem Gewölke in goldrotem Glanz. Die Türme des altertümlichen Schlosses stachen noch schwärzer ab vom glänzenden Abendrot des Himmels, während die Schlote der Destillieröfen, die Ränder der Bergwälder und die Gipfel der Steinkohlenhaufen davon golden erschimmerten. Die himmlische Fee zauberte goldene Säume auf die schwarze Landschaft.

Die Arbeiter hatten ihr Tagewerk vollbracht. Die Weiber und Mädchen, deren Arbeit in Karrenschieben besteht, eilten in Gruppen nach Hause. Eines dieser Frauenzimmer begann zu singen. Es war ein slowakisches Volkslied, eine Art Romanze. Eine Mutter verheiratet ihre

Tochter und nimmt von ihr Abschied; sie ruft ihrer Tochter die Kinderjahre in die Erinnerung mit den Worten:

»Wenn ich das Haar dir strich,
Zerrt' ich am Haare dich?
Wenn ich dich wusch, mein Kind,
War ich je ungelind?«

Die Melodie ist so rührend, so melancholisch, wie die slawischen Melodien überhaupt zu sein pflegen – als hätte ein Weinender sie komponiert.

Und die Stimme, welche dieses Lied sang, war schön, klangvoll und voll Empfindung.

Iwan ertappte sich dabei, wie er stehen blieb und dem melancholischen Gesang lauschte, bis dieser hinter den Häusern verscholl.

Und in diesem Augenblicke schien es ihm, als ob dennoch ein Unterschied wäre zwischen dem Leben unter der Erde und dem Leben auf der Erde.

Das Lied verklang, die Wolken erdrückten das Abendrot. und jetzt wurde die Landschaft wahrhaft schwarz. Kein Stern, kein weißes Haus war zu sehen.

Nur die Fenster des gegenüberliegenden Hammerwerks leuchteten in die Nacht hinaus, gleich den Feueraugen eines in der Nacht auf Leute lauernden Ungetüms, und der Rauch der Destillieröfen stieg aus den Schloten, blaßgelbe Ringe an den Himmel zeichnend.

Der Sklave der schwarzen Diamanten.

Wir sagen damit nichts Neues, wenn wir erklären, daß wir unter den »schwarzen Diamanten« die Steinkohlen verstehen.

Der Diamant ist nichts anderes als Kohlenstoff; auch die Steinkohle ist es, nur daß jener durchsichtig und dieser schwarz ist.

Und dennoch ist jener der Dämon, diese der Engel.

Mehr als Engel – ein Demiurg! Der vermittelnde Geist, dem der Herr aufgetragen hat, die großen Gedanken der Schöpfung auszuführen.

Die Steinkohle bewegt die Welt. Der Geist des schnellen Fortschritts kommt von ihr; Eisenbahnen, Dampfschiffe entlehnen von ihr ihre Wunderkraft; jede Maschine, die gestaltet, schafft, lebt durch die Steinkohle; diese macht die immer mehr erkaltende Erde bewohnbar; sie gibt den großen Städten ihren nächtlichen Glanz; sie ist der Schatz der Länder, die letzte Gabe, welche die Erde der verschwenderischen Menschheit schenkt.

Darum nennt man die Steinkohlen »schwarze Diamanten.«

Iwan Berend hatte die Steinkohlengrube noch von seinem Vater geerbt, der darin ohne Hilfe einer Aktiengesellschaft oder eines Konsortiums zu schürfen begonnen hatte.

Es war ein stilles Geschäft. Die nahen Hämmer und das Publikum einiger Provinzstädte konsumierten die jährliche Produktion um den gewöhnlichen Preis. Dem Unternehmen eine größere Ausdehnung zu geben, war nicht angezeigt, nachdem das Bergwerk sowohl von der Hauptstadt als auch von Dampfschiffen und Eisenbahnen zu entfernt war und daher auf keinen großartigen Konsum rechnen konnte.

Auch so trug es jährlich im Durchschnitt zehntausend Gulden ein. Ein hübsches Einkommen für einen Menschen, der alle für sein Geschäft erforderlichen Schritte selbst macht. Wir wissen indes wohl, daß er, wenn er das alles anderen überließe, vor allem zehntausend Gulden für die Direktion zahlen müßte, und außerdem noch jährlich zehntausend Gulden an »Verlusten« einbüßen würde. Wer so etwas schon versucht hat, der weiß, daß es so ist.

Nun aber sieht der Eigentümer selbst nach allem, auch versteht er seine Sache gründlich und hat auch Lust zum Geschäft. Drei Dinge, die man »Glück« nennt, wenn sie beisammen gefunden werden.

Sie sind aber nicht »Glück«, sondern »Selbsthilfe«.

Iwan Berend ist selbst alles, was er für sein Geschäft zu sein braucht.

Wenn er die Türe jenes kleinen Hauses, welches ihm zur Wohnung dient, hinter sich geschlossen hat, so erwartet ihn weder Weib noch Kind, weder ein Diener, noch auch nur ein Hund. Er ist allein.

Er bedient sich selbst. Er ist ein großer Herr! Er braucht niemand.

Zu seinem Haushalt bedarf er keines Gesindes. Er ißt dort, wo seine Tagelöhner essen, und dieselben Speisen, die ihnen aufgetischt werden. Das Essen hält er für die unnützte Zeitvergeudung, aber deshalb ißt er doch viel, denn seine starke Körperkonstitution und die schweren Tagesmühen erfordern die entsprechende Nahrung; doch ist er nicht wählerisch in den Speisen, auch verbringt er dabei nicht viel Zeit. Er wirft die in dem Dorfwirtshaus bereiteten Speisen in sich hinein, und dann ist die Maschine geheizt. Der Unterschied zwischen seiner Lebensweise und der des gemeinen Arbeiters ist nur der, daß er keinerlei geistiges Getränk zu sich nimmt. Jene arbeiten nur mit ihren Muskeln, er aber arbeitet mit seinen Muskeln und seinem Hirn. Er bedarf der ganzen Kraft seiner Nerven, er darf sie nicht den Wirkungen des Alkohols aussetzen.

Sein Bett braucht nicht gemacht zu werden; es ist ein Lindenholzbett, mit einem Kotzen darüber gebreitet, und mit einem Schafpelz deckt er sich zu. Seine Kleider brauchen nicht gereinigt zu werden, sie würden ja ohnehin gleich wieder mit Kohlenstaub bedeckt. Auch seine Wäsche braucht nicht weiß gewaschen werden, denn sie ist aus blauer Leinwand.

Wer ihm aber den Dienst leisten wollte, sein Zimmer zusammenzuräumen, der würde ihm die größte Beleidigung zufügen. Da liegen bunt durcheinander aufgeschlagene Bücher, Mineralien, physikalische Instrumente, Zeichnungen, Bilder und Retorten. Aber alle diese Gegenstände müssen dort sein, wo sie sind. Er weiß von jedem Stück, wo es liegt, und mitten in dem scheinbaren Wirrwarr findet er selbst im Finstern das geringste Stückchen Papier, worauf er etwas aufgezeichnet hat. Es darf nichts von seiner Stelle gerückt werden.

In die kleine Seitenkammer aber, welche sein chemisches Laboratorium bildet, darf niemand auch nur hineinblicken.

Wer von den in seiner Umgebung lebenden Menschen würde auch die Bestimmung dieser geheimnisvollen Instrumente erraten? Was beleuchtet die Locatellische Lampe? Was berechnet man mit Lavoisiers Pyrometer, was mit Berards Gaswärmemesser? Was lehrt uns das wunderbare Sonnenspektrum? Was ist der Nutzen von Bunsens galvanischer Batterie, die das Wasser in seine Elemente auflöst? Welche Kraft wirkt in Wollastons galvanischer Batterie? Was vollbringt die thermo-elektrische Säule? Und diese zahlreichen, nur dem Eingeweihten begreiflichen, geheimnisvollen Kessel, Retorten, Schmelztiegel, Sublimierapparate, durchsichtigen gläsernen Keulen in tönernen Ringen, die chemische Wage des Berzelius, die Woulffsche Flasche, die Oxygengaslampe, der Kohlensäurekondensierapparat,

die Phosphordestillerröhre, die Chlorcalciumröhre, der Marschsche Arsenapparat, die Analysiergefäße – wozu braucht das geheimnisvollste von all diesen Wesen der Mann, der ganze Nächte unter ihnen zubringt, diese Dinge?

Wenn ein anderer Mensch ermüdet von seinem Tagewerk heimkehrt, so tut es ihm wohl, sich zu einem schmackhaften Abendmahl zu setzen, seinen Bissen mit der heiteren Gattin, mit den geschwätzigem Kindern oder wenigstens mit einer spinnenden Katze zu teilen; und sobald er sich gesättigt hat, setzt er sich wenigstens auf einen Augenblick vor sein Haus und atmet, nachdem er den ganzen Tag unter der Erde zugebracht hat, die freie Luft der Nacht. Dieser aber schließt sich, sowie er aus seinem Bergwerk nach Hause kommt, in seine Gelehrtenhöhle ein, zündet Feuer an, bringt blendendes Licht hervor, zertrümmert Steine, kocht Säfte und entwickelt tödliche Gase, von welchen ein Hauch genügt, um einen Menschen ins Jenseits zu befördern.

Was treibt ihn dazu an?

Will er das Geheimnis der Goldmacherei ergründen? Quält ihn der Traum vom Stein der Weisen? Opfert er seinen Schlaf dem Bestreben, aus Kohlenstoff Diamanten zu machen? Versucht er vielleicht die höllische Wirkung unbekannter Gifte? Zerbricht er sich den Kopf über das Geheimnis der Luftschifferei? Oder läßt er sich einfach vom Dämon des Wissensdurstes hinreißen und forscht, experimentiert, grübelt, bis er wahnsinnig wird und in unfruchtbarem Wissen das Leben und die Freuden versäumt, mit welchen Gott es gesegnet hat?

Nichts von dem allen.

Dieser Mann macht nicht Gold, sucht nicht die Geheimnisse, um auf wunderbare Art reich zu werden, er kocht keine Gifte und ist nicht der Narr eines unfruchtbaren Strebens.

Dieser Mann will das große, der Menschheit nützliche Geheimnis ergründen, wie man die Schrecken der Kohlengruben bannen könnte.

Mit welchem Mittel es möglich wäre, das Feuer einer in Brand geratenen Steinkohlengrube zu löschen.

Mit der Erforschung dieses Geheimnisses verbringt er seine Nächte, die freudlosen Jahre seiner Jugend, seines Mannesalters. Möglich, daß er darüber wahnsinnig wird, möglich, daß es ihn sein Leben kostet; aber das Wissen, welches er sucht, verdient es, daß man dafür strebe, darüber wahnsinnig werde. Es geschieht im Dienst der großen Wohltäterin der Menschheit, der Steinkohle.

Auch der Sklave der Wissenschaft hat seine Genüsse. Es sind verzehrende, Nerven aufreibende Genüsse, die aber mit überirdischer Wonne verbunden sind. Nur diese Wonne macht den Durst begreiflich, mit welcher die Kenntnis gesucht wird; – nur sie macht es begreiflich, wie sich jemand in eine von Metaldünsten erfüllte Höhle einschließen kann, um anstatt mit jungen Mädchen oder fröhlichen Kameraden, mit Wesen umzugehen, die durch Millionen Jahre und Billionen Meilen von ihm getrennt sind, mit unbegreiflichen Wesen, die erst von ihren Genossen getrennt werden müssen, um sichtbar zu werden, mit Wesen, die noch nicht sind, die er erst schaffen muß – um Wärme zu suchen, nicht im lebendigen Herzen, sondern in toter Erde – um zu erglücken von dem Liebesbekenntnis, welches die schaffende Natur in einem gelungenen Experiment dem kühnen Sterblichen macht – um mit weltgestaltenden Elementen zu schwelgen, und mit den Genien des Feuers und des Wassers Kinder zu zeugen!

Und das ist keine Zauberei mehr, kein Teufelswerk, sondern Wissenschaft, in Gott sich vertiefende Wissenschaft.

Diesen Abend machte Iwan Berend mit einer neuen Erfindung wiederholte Versuche. Es ist die Erklärung des Planetensystems.

In der Mitte eines tiefen und breiten Glasgefäßes ist ein Kreisel, dessen Axe durch eine Kugel aus einer gelblichen Masse gesteckt ist. Diese Kugel ist aus einem Gemisch von Seife, Oel und Alkohol bereitet. Das Oel und das Alkohol ist leichter, die Seife schwerer als das Wasser; die drei Stoffe verbinden sich gern miteinander, und in richtigen Verhältnissen gemengt, bilden sie einen weichen Teig, der genau dieselbe spezifische Schwere hat wie das Wasser, und so an der Stelle im Wasser bleibt, an welche man ihn hingetan hat. Das Ganze bleibt weich und löst sich im Wasser nicht auf.

Iwan beginnt mit dem Kreisel die weiche Kugel im Wasser zu drehen, worauf sie oben und unten an der Achse sich abplattet und an den Seiten ringsherum sich ausdehnt. Das sind die Pole und der Aequator.

Er dreht die Kugel noch stärker, der Aequator dehnt sich noch weiter aus und es entsteht eine linsenartige Kante; plötzlich löst sich die Kante von der Kugel ab und bleibt als Ring um die Kugel. Die Kugel erhält wieder die Pomeranzengestalt. Das ist der Saturn mit dem Ring.

Er dreht die Kugel weiter, und der von derselben abgelöste Ring dreht sich mit ihr zugleich mit der gleichen Geschwindigkeit.

Plötzlich zerplatzt der Ring, und einzelne Teile davon, je nach Größe und Gewicht in geringere oder größere Entfernung fortgestoßen, gestalten sich zu kleinen Kugeln, und jede einzelne kleine Kugel setzt im Wasser ihren Rundgang um die Mutterkugel fort und dreht sich zugleich um sich selbst.

Das ist die Sonne mit ihren Planeten!

Iwan stellt das Wassergefäß, in welchem er dieses Experiment gemacht hat, beiseite und nimmt sein Notizbuch vor.

Er sieht es durch, und in den letzten Blättern notiert und verbessert er.

In dem Buch war vieles durchstrichen. Findet doch der weiseste Naturforscher heute eine Dummheit in dem, was er gestern für eine göttliche Lösung hielt, und die heutigen Hypothesen wischt wieder die morgige Erkenntnis von der Tafel weg. Unsere ganze Wissenschaft besteht aus solchen weggewischten Hypothesen. *Eppur si muove!* Und doch bewegt sie sich. Sie schreitet vorwärts, und zwar mit riesigen Schritten.

Unter Iwans Notizen waren viele bizarre, kühne Thesen. Aber eins läßt sich nicht bestreiten, es war Konsequenz in ihnen.

Er sagte: »Die ganze Welt wird durch Feuer zusammengehalten. Die Sonne selbst und alle Fixsterne sind nichts als Feuer. Eine in vollständig geschmolzenem Zustande befindliche Masse.«

»Leben, das Leben der Tiere, Menschen, Pflanzen kann nur auf den des eignen Lichts entbehrenden Planeten bestehen, oder auf jenen den unsichtbaren Zentralpunkt bildenden dunkeln Sonnen, um welche sich die Doppelsterne drehen. Die berühmtesten Astronomen beweisen, daß es Sonnen gibt, die sich um Erden drehen; selbst der Sirius bewegt sich um einen glanzlosen Himmelskörper, der zwar nicht sichtbar ist, dessen Existenz aber durch die Gesetze der Mechanik bewiesen ist.«

»Die Sonne kann keine bewohnbare Rinde haben wie die Erde; – schon deshalb nicht, weil bei der Anziehungskraft der riesigen Masse der Sonne auf derselben keine organische Bewegung

denkbar ist. Das Gewicht einer menschlichen Gestalt, wie die unsrige, würde auf der Sonne viertausend Zentner betragen, und sie würde eine Dampfmaschine von zweihundert Pferdekraft brauchen, um nur einen Fuß heben zu können; ja der Mensch könnte auf der Sonne überhaupt nicht stehen, sondern er wäre im buchstäblichen Sinne des Wortes an die Scholle gebunden, er wäre nur in der Form des *bas relief* denkbar. Eine Fliege müßte mit ihren Flügeln einen halben Zentner schleppen. Und wenn auf der Sonne Bäume wüchsen und jeder Ast wäre aus Gußeisen, so würde ein einziger Apfel, den ein solcher Baum trüge, mit seiner Last von vierzig Zentnern genügen, um den ganzen Baum zu entwurzeln.«

»Die Sonnenflecke sind kein Beweis, daß die Sonne eine dunkle Rinde habe. Auch in der geschmolzenen Metallmasse sieht man dunklere und hellere Flecke, gleich den Sonnenflecken und Sonnenfackeln.«

»Die Erde ist aus denselben Bestandteilen zusammengesetzt wie die Sonne. Das hat die Chemie mit Hilfe des Sonnenspektrums im Verein mit der Optik nachgewiesen.«

»Die Erde hat sich ebenso wie die übrigen Planeten vom Körper der Sonne losgerissen; sie haben sich davon losgetrennt, wie vom Saturnus dessen Ringe.«

»Jeder der Planeten war glühend und ein leuchtender Körper wie die Sonne.«

»Aber was hat ihr Feuer ausgelöscht? Was hat sie mit der festen, dichten Rinde umgeben, welche das innere Feuer verdeckt?«

»Wenn bloß die Kälte des Weltäthers dies verursacht hätte, so würde auch die Sonne schon längst eine dunkle Umhüllung bekommen haben.«

»Das Feuer muß also auf den Erden, auf den Planeten einen mächtigen Gegner haben.«

»Auch die Kometen müssen einst Planeten gewesen sein, welche als Teile des zerborstenen Sonnenringes sich ebenso regelmäßig um die Sonne und um ihre eigne Achse drehen wie die Erde. Bei der ersten Rindenbildung mag ihre Katastrophe eingetreten sein, als nämlich die plutonische Formation die Basaltschicht spaltend, die Granitmasse durchpreßte. Bei hundert Planeten gelang dieser erste größte Versuch der welt schöpferischen Formation; unter ihnen befinden sich unsere Erde und ihre ersten sechs bekannten Mitplaneten; bei Hunderttausenden aber endete der Versuch damit, daß die den Granit durch den Porphyry und Basalt durchstoßende Kraft stärker war, als die widerstehende Hülle, und so das zusammengepreßte Gas mit solcher Gewalt durch die entstandene Oeffnung hinauschoß, daß es die im halben Schöpfungswerk begriffen gewesene Hülle fortschleuderte, und die aus den Trümmern derselben entstandenen Meteore nach allen Seiten hin streute. Vielleicht ist die Asteroidengruppe, welcher unsere Erde am 13. August begegnet, der Ueberrest eines solchen zertrümmerten Planeten, der zersplittert, seinen von den ewigen Gesetzen der Mechanik vorgeschriebenen Weg um die Sonne fortsetzt, während seine befreite Seele, die Feuerseele, als Komet den endlosen leeren Raum jenseits der Planeten durchharrt.«

»Der Weg des Kometen ist keine vollständige Ellipse, sondern eine Spirale, ein gewundener Weg. Dies verursacht der widerstehende Weltäther. Einmal muß jeder Komet auf diesem gewundenen Wege zur Sonne zurückkehren, in dieselbe hineinfallen und ihr den verunglückten Stoff zurückgeben. Der riesige 1860er Komet kam der Sonne schon bis auf ein Sechstel Sonnendurchmesser nahe, und die Bewohner der Erde werden sehen, daß er bei seiner nächsten Rückkehr direkt mit der Sonne verschmelzen wird – freilich erst nach achttausend Jahren.«

»Der Kern des Kometen kann nicht einmal Gas sein. Wenn er vor den Fixsternen vorübergeht, so leuchten diese durch seinen Körper durch.«

»Wenn dieser Körper was immer für ein Gas wäre, so müßten die Sternstrahlen dadurch eine Brechung erleiden; aber der Komet verursacht keine Strahlenbrechung. Er kann also nichts anderes sein als eine Flamme, die fortwährend brennt. Wenn der Komet aus was immer für einem Gas bestünde, so müßte, indem er in einer vierundvierzigmal größeren Entfernung von der Sonne, als der Uranus, seine achttausendjährige Bahn in dem planetenlosen Weltraum durchläuft, in der unermesslichen Kälte des Weltäthers, den nichts als die Sterne erwärmen, alles Gas tropfbar flüssig, und jeder Tropfen zu einem Kristall werden.«

»Es ist wohl wahr, daß der Komet, nach den Lichtbildern des Polaroskops zu urteilen, ein reflektiertes Licht hat. Aber ein solches kann ja auch die Flamme haben; wie denn auch die Venus außer ihrem von der Sonne reflektierten Licht noch ihre eigne Ausstrahlung hat, und gewiß auch das irdische Nordlicht bis zu den benachbarten Sternen durch das entlehnte Licht hindurch strahlt.«

»1842 war die Erde zwei Tage lang im Flammenschweif eines Kometen, ohne daß wir davon etwas verspürt hätten.«

»Wenn die Erde durch den Kern des Kometen hindurchginge, so würde der Komet spurlos verschwinden, höchstens würde die Atmosphäre der Erde vergrößert und dadurch die Temperatur der Zonen wieder bis zu dem Grad steigen, unter welchem in Sibirien Palmen wuchsen, und die geschmolzenen Eispole würden das feste Land mit einer neuen Sintflut bedrohen.«

»Aber auch das ist nicht möglich. Der Komet nähert sich unbewegt der Erde, aber die Erde nicht ihm. Die Erde hat eine freie Achse. Wenn man auf ein in Bewegung gesetztes Kreisel ein Steinchen wirft, so schleudert der Kreisel das Steinchen von sich und setzt seinen Rundlauf fort; das ist die freie Achse. Aber wenn zwei Kreisel aufeinander stoßen, so stoßen sie einander nach entgegengesetzten Seiten fort und schleudern einander aus ihrer Bahn. Wenn auch der Komet einen Kreislauf hätte, so könnte er mit der Erde zusammenstoßen; er würde dem Dunstkreis der Erde nahe kommen, welcher viel dichter ist als der Komet, und der Dunstkreis, welcher sich mit der Erde in einer Geschwindigkeit von vier Meilen in der Sekunde um die Achse dreht, würde den Kometen weit von sich wegstoßen.«

»Wohl aber kann es nach astronomischen Berechnungen geschehen, daß zwei planetarische Kometen, die innerhalb des Kreises der Planeten wandeln, einmal zusammenstoßen, und dann werden die Sterblichen eine himmlische Schlacht zwischen zwei Kometen sehen. Welcher von beiden den andern fortreißen wird? Vielleicht verschmelzen sie miteinander, und es bleiben nur die zwei Lichtschweife übrig. Vielleicht sind jene Kometen, die eine doppelte Lichtgarbe haben, die Vereinigung solcher zwei Irrsterne. 1846 zerteilte der Mars vor den Augen der Astronomen den Bielaschen Kometen, und machte zwei daraus.«

»Es kann dem Kometen auch passieren, daß er mit unserem Mond zusammenstößt. Der Mond aber hat keinen Dunstkreis und seine Umdrehung ist sehr langsam. Es könnte daher geschehen, daß wir den Mond und den Kometen zusammenstoßen sehen würden. Die Folge davon wäre, daß der Komet unsern Mond um noch einige tausend Meilen von uns entfernen oder ihn uns ganz nahe bringen würde; dabei aber würde der Mond sich den ganzen Kometen behalten und sich mit ihm, wie mit einer neuen Atmosphäre umgeben. Und dann würde auch der Mond lebendig werden, er hätte Flüsse, Meere, Pflanzen, Tiere, und wir würden mit unseren Augen seine Meere blauen, seine Felder grünen sehen – vielleicht würde er von diesem Zusammentreffen auch eine raschere Umdrehung erhalten und anfangen auch seine andere Seite der Erde zuzukehren – und sein erstorbenes Feuer würde neu angefacht werden.«

»Und was hat dieses Feuer ausgelöscht?«

»Es gibt Gasarten, deren Zusammentreffen: Feuer, und Gasarten, deren Zusammentreffen: Erlöschen ist.«

»Das ist das Geheimnis der Schöpfung und der Wiedererschaffung.«

»Um dieses Geheimnisses willen ist es der Mühe wert, die Bahn des Kometen zu wandeln, den Weltäther hinan bis zu den Sonnenflecken, und dann hinab durch die Schichten der Erde, durch den Muschelkalk, durch die Juraformation, den Caradocquarz, den Venlocktonschiefer, das Ludlowgestein, den Llandiloschiefer, den Aymestryschen Glimmerkalk bis zum Steinkohlenflötz, wo schon die feuergebenden und die Feuer erstickenden Geister brausen.«

»Diese zu erobern! das verdient die Mühen eines Menschenlebens.«

Die anderen schwarzen Diamanten.

Iwan hatte diese Nacht mit seinen Experimenten kein Glück. In seinen Berechnungen irrte er sich fortwährend, und nach einer halbstündigen Arbeit kam er darauf, daß er in dem Grundposten einen Buchstaben verfehlt habe. Dieser Buchstabe brachte dann die ganze Kette von Berechnungen in Verwirrung. Auch seine chemischen Versuche gelangen ihm nicht. Er war ungeschickt. Er verbrannte sich die Hand, denn er erfaßte anstatt des isolierten Griffes die glühende Zange. Er wußte nicht, was ihn heute betroffen habe.

Immer klang ihm das melancholische Volkslied, das er heute abend gehört hatte, in den Ohren. Er hatte Ohrenklingen.

Das passiert selbst dem pedantischsten Gelehrten. Er hört eine Melodie und sie geht ihm den ganzen Tag nicht aus dem Ohr; dort klingt sie bei all seinen Studien, mit ihr schläft er ein, mit ihr erwacht er, und zuletzt kommt er darauf, daß er alle seine Syllogismen nach dem Rhythmus dieser Melodie gemacht habe. Er möchte sich von ihr befreien, aber es geht nicht. Der Pendel bewegt sich nach ihrem Takt, die Alkohollampe summt sie, das Ventil der Dampfmaschine pfeift sie, und jede Zeile, die er liest, erhält ihren Rhythmus.

»Wenn ich das Haar dir strich,
Zerrt' ich am Haare dich?
Wenn ich dich wusch, mein Kind,
War ich je ungelind?«

Die Melodie ist sehr einfach; vielleicht aber hatte die Stimme etwas Bezauberndes. Es war eine so schwermütige, melancholische und dabei so warme Stimme, welche das Lied sang. Es muß irgendein Bauernmädchen gewesen sein.

Es ist jedenfalls lästig, störend.

Morgen abend wird er in Erfahrung bringen, welche von den Frauen singt, und diese wird er dann gleich beim Kohlendestillierofen anstellen. Von dort dringt der Ton nicht bis hierher.

Das Lied ging ihm nicht aus dem Kopfe.

Am andern Tag eilte Iwan am frühen Morgen in den Stollen; der Luftwechselofen arbeitete wacker, es war schon nur mehr ein Zehntel Wasserstoffgas der Grubenluft beigemischt und die Ventile konnte man halb schließen. Iwan konnte die Zeit außerhalb der Grube zubringen.

Als die Mittagsglocke den Arbeitern das Zeichen gab, die Arbeit zu unterbrechen, klang das berückende Lied wieder herauf. Es sang eine von den zum Mittagessen eilenden Bauern-
dirnen.

Es war eine prächtige hellklingende Stimme, wie die der Waldamsel, die noch nicht abgerichtet wurde, nach der Drehorgel zu singen, und nur ihre eignen angeborenen Lieder schmettert.

Unter den Mädchen, die in einer Gruppe vor ihm vorübergingen, konnte er die Sängerin leicht herausfinden.

Es war ein junges Mädchen von höchstens sechzehn Jahren. Das blaue Leibchen ließ die vollkommensten, von keinem drückenden Mieder zusammengepreßten Formen erraten, und da der kurze rote Rock an einer Seite aufgeschürzt und in den Gürtel gesteckt war, ließ das noch kürzere Hemd die Beine bis über die Knie sehen. Vollkommenere sind nie für eine Hebe gemeißelt worden. Zarte Knöchel, schön geschwungene Füße und ebenmäßige Schönheitslinien. Der Kopf des Mädchens war mit einem bunten Tuch umwunden und all ihr Haar darunter gepreßt. Ihr Gesicht war wie bei den übrigen von Kohlenstaub geschwärzt, aber auch durch den Kohlenstaub konnte man die Schönheit schätzen, so wie ein Kunstkennner trotz dem Rost die Antike zu schätzen weiß. Ein eigentümlicher Zauber lag in diesen Zügen, Sanftheit und Milde, Regelmäßigkeit und Ausnahme, dichte, schwarze, sich schlängelnde Augenbrauen und sanfte, lächelnde, rote Lippen; irdischer Schmutz und überirdische Glorie.

Und etwas war in dem Gesicht, was der Kohlenstaub nicht verdecken konnte – die zwei großen schwarzen Augen, die zwei großen schwarzen Diamanten. Eine Finsternis voller Sterne.

Als sie mit diesen Augen einen raschen Blick in Iwans Augen warf, fühlte der Gelehrte, als ob diese Diamanten etwas auf die Glasphiole geritzt hätten, in welcher er sein Herz aufbewahrte, gut konserviert, unberührt. Sie werden diese Glashülle noch völlig durchschneiden, diese schwarzen Diamanten.

Die Dirne grüßte ihren Herrn, und begleitete ihren Gruß mit einem Lächeln, und ihre lächelnden Lippen ließen zwei Reihen der schönsten Perlenzähne sehen.

Iwan fühlte, daß er bezaubert sei. Er vergaß, warum er hierher gekommen, und was er hatte sagen wollen. Er blieb wie festgewurzelt stehen und sah den sich entfernenden Frauenzimmern nach. Er wartete, bis das Mädchen sich umsehen würde. Das hätte den Zauber von ihm genommen. Denn jedes Mädchen möge sich es wohl merken, daß sie die erste Pfeilspitze, welche sie mit ihrem ersten Blick ins Herz des Mannes geschossen, wieder herauszieht, wenn sie auf ihn zurückblickt. Der Mann sagt darauf: »Ein gewöhnliches Weib!« und der Zauber schwindet.

Aber das Mädchen blickte nicht zurück, obgleich eine hinter ihr gehende Kameradin sie bei ihren Namen: »Evila!« rief. Die Kameradin mag ihr vielleicht mutwillige Dinge ins Ohr geflüstert haben, das Mädchen zuckte bloß die Achsel. Dann ließ sie sich mit ihren Kameradinnen in einer langen offenen Scheuer nieder, setzte sich dort auf die Erde, nahm aus ihrer Tasche ein Stück schwarzes Brot und einen wilden Apfel und aß ihr Mittagsmahl.

Iwan kehrte in seltsamer Stimmung nach seiner Wohnung zurück. Zum erstenmal in seinem Leben fiel es ihm ein, wie leer das Haus sei. Das Sternensystem interessiert ihn jetzt nicht. Er fühlte sich wie ein Komet, der in seiner Laufbahn gestört wird.

Er war gewohnt, über alles Notizen aufzuschreiben. Er hatte ein Buch, in welchem über alle seine Arbeiter Bemerkungen aufgezeichnet waren. Er führte dieses Buch aus praktischen

Gründen. Er wußte, daß ein rechtschaffener Arbeiter von guter Aufführung bei größerem Lohn von mehr Nutzen ist als ein träger Arbeiter von verdächtigem Lebenswandel bei geringem Lohn. Darum pflegte er von jedem Arbeiter aufzuzeichnen, was er über dessen Aufführung erfahren hatte.

Bei dem Namen »Evila« stand die Anmerkung: »Eine junge Waise, erhält mit ihrem Erwerb ihren verkrüppelten jungen Bruder, der auf Krücken geht und mit schwerer Zunge spricht. Sie geht nie in die Stadt.«

Gewiß hat er das Mädchen auch schon ein anderes Mal gesehen, aber auf sie nicht geachtet. Er pflegt ja seinen Arbeitern jeden Samstag selbst den Lohn auszuzahlen; da sieht man aufs Geld und nicht auf die Augen.

Wie kommt es aber, daß er diese Augen jetzt bemerkt hat?

Die chemischen und astronomischen Studien erhielten jetzt in seinem Tagebuch keinen Zuwachs. Es gibt ja noch andere Zweige der Wissenschaft, zum Beispiel den archäologischen Mystizismus.

Für einen Geologen und Anthropologen ist auch das sehr interessant, wie die alten Weisen das Schöpfungswerk abbildeten, was sie sich von den vorsintflutlichen Zeiten für Vorstellungen machten.

Von Mammuts und Sauriern wußten sie noch nichts. Aber sie wußten von Engeln und Teufeln, von Riesen und Gottessöhnen. Der Mystizismus nannte die »gefallenen Engel«: »Söhne Gottes«. In einer alten Schrift heißen jene Engel, welche den Himmel um der Erde willen verließen und herabkamen, um die Sünde süß zu machen, Egregores. Wenn es ein männlicher Engel war, so konnte ihm kein Weib widerstehen, wenn es ein weiblicher Engel war, so huldigte ihm jeder Mann und eilte mit ihm in Verdammnis zu geraten. Zur Zeit Jareds kamen sie aus dem Himmel und stiegen vom Berg Harmon herab. Es waren ihrer zweihundert. Aus den Umarmungen der Sterblichen und der gefallenen Engel entstammten die Eliuds, die Nephitim und die Riesen. Die Riesen waren Menschenfresser. Unter den abgefallenen Engeln war der sündhafteste Azael, der verführerischste Semiazaz; beide liegen gebunden mitten in der Wüste Dudael, wo sie von den Erzengeln Raphael und Michael unter schweren Steinen begraben wurden. Und dort werden sie liegen sechshundertundzehn Menschenalter hindurch und dann werden sie vom Herrn verurteilt werden. Kainans Söhne waren die ersten, die sich von den in Flammen gekleideten weiblichen Engeln verführen ließen, und seitdem brannte die Erde unter ihren Füßen, wohin sie immer traten.

Was für einfältige Märchen, welche die Gelehrten der alten Zeit so ernst vortrugen.

Vor der Sintflut hat ja noch kein Mensch gelebt. Die Knochen der Nephitim und Eliuds sind nichts als die Ueberreste des alten Nashorns, und wenn die Egregores mit ihrem Anführer Semiazaz auf sechshundertundzehn Menschenalter zum Gefängnis verurteilt waren, so ist diese Frist längst verstrichen, und jetzt müßten wir sie schon sehen.

Aber wer weiß, ob sie nicht unter uns wandeln.

Dieses Gesicht ist ein solches, wie das Gesicht jener gewesen sein mag.

So mögen die Teufel ausgesehen haben, als sie noch Engel waren.

Wie viel Licht und höllische Finsternis, die sich in einem irdischen Wesen vereinigen wollen.

Die ganze Tradition von den Nephitim und Eliuds ist ein Märchen, absurd, ein Schimäre! Aber dieses Gesicht kann keine Geologie, keine Archäologie wegdisputieren! Das ist eine Tochter der Nephitim!

Aber was ist das im Gehirn eines ernsten, wissenschaftlich gebildeten Menschen? Was ist das für ein Phänomen, das alle Systeme über den Haufen wirft? Was für einen Namen führt dieses neue chemische Produkt, das gegen alle Berechnungen zum Vorschein kommt?

Liebe? Das kann nicht sein. Das ist nach der Definition der Weisen die Sympathie zweier Gegensätze, die Zentralsonne des Mikrokosmos, welche mit ihrer Wärme Leben erweckt usw. Eigentlich wissen die Weisen selbst nicht, was sie ist. Aber es bedarf des Begegnens zweier Seelen, damit Liebe entstehe.

Ist es also ein tierischer Instinkt? Wer würde dann darauf achten? Der Weise gebietet seinen Trieben, nicht diese ihm.

Endlich hatte er es herausgeklügelt. Es ist ein ganz normales und neutrales Gefühl, ohne betäubendes Sublimat, ohne korrosives Präzipitat. Es ist das Gefühl des Mitleids. Mitleid mit einem armen jungen Kind, das nicht Vater noch Mutter mehr hat und überdies noch einen armen Krüppel erhalten muß, den es nicht von Haus zu Haus betteln gehen läßt, und mit dem es seinen Bissen teilt; es kauft ihm in der Apotheke teure Arzneien und begnügt sich mit trockenem Brot und einem wilden Apfel; und dennoch ist es gut gelaunt und sittlich, rechtschaffen; es wendet nicht einmal den Kopf um. O! gewiß beruhigte sich Iwan vollständig darüber, daß, als er dieses kohlenbedeckte Najadengesicht erblickte, nur Mitleid sich in seinem Herzen regte; und als er diese bis über das Knie entblößten Nymphenbeine sah, dachte er nichts anderes, als wie schade es sei, daß diese zarten Beine in dem rauhen Kohlenschutt waten müssen.

Er nahm sich vor, dieses durchaus menschenfreundliche Gefühl nicht von sich zu weisen, ja es konsequent sich entwickeln zu lassen.

Nach der Metaphysik sind Wohltätigkeit, Mitleid und Dank Gefühle, die mit der Liebe und Wonne verwandt sind; allein eben weil sie mit diesen Gefühlen verwandt sind, sind sie mit denselben nicht identisch, so wie Geschwisterliebe nicht mit der Liebe der Ehegatten eins und dasselbe ist.

Es ist wahrhaftig etwas ganz anderes, armen, verwaisten Bauernmädchen Gutes zu tun, als in sie verliebt zu sein.

Am nächsten Samstag abend, als die Arbeiter kamen, um ihren Wochenlohn von dem Herrn zu empfangen, der selbst auch der Kassierer war, blieb Evila die letzte. So ziemte es sich, denn sie war die jüngste.

Das kleine Wohnhaus hatte einen offenen Gang, in diesem stand ein unangestrichener Tisch, auf welchen Iwan den Lohn der Arbeiter abzuzählen pflegte, nachdem er in ein großes rastriertes Buch eingeschrieben hatte, wieviel jeder gearbeitet hat und wieviel ihm zukam.

Auch Evila trat zu dem Tisch hin. Einige Kameradinnen, mit welchen sie nach Hause zu gehen pflegte, warteten im Tor auf sie.

Das Mädchen war auch jetzt so gekleidet wie die ganze Woche hindurch; nur war jetzt nach vollendeter Arbeit der rote Rock nicht aufgeschürzt. Ihr Gesicht war auch jetzt von Kohlenstaub bedeckt.

Als das Mädchen vor den Tisch hintrat, sagte Iwan zu ihr mit der philosophischen Ruhe der wohlthätigen Großmut: »Mein Kind, ich habe beschlossen, dir von nun an doppelten Taglohn zu geben.«

»Warum?« fragte das Mädchen, die großen, Wolken zerstreuenden Augen zu ihm aufschlagend.

»Darum, weil ich höre, daß du einen verkrüppelten Bruder hast, den du mit deinem Erwerb erhältst; es bleibt dir kaum genug, dir Kleidung anzuschaffen. Ich weiß, daß du ein rechtschaffenes, gut gesittetes Mädchen bist. Ich liebe es, diejenigen zu belohnen, die sich gut aufführen. Von heute an bekommst du doppelten Taglohn.«

»Aber ich nehme das nicht an.«

Jetzt war an Iwan die Reihe zu erstaunen.

»Warum nicht?«

»Darum; wenn Sie mir mehr Lohn geben als meinen Kameradinnen, so wird jeder sagen, daß ich Ihre Geliebte bin, und dann würden meine Kameradinnen mich so viel necken, daß ich es nicht aushalten und nicht dableiben könnte.«

Iwan war ganz verwirrt durch diese naive, natürliche, einfache und kühne Antwort.

Es fiel ihm gar nichts ein, was er ihr darauf hätte sagen können.

Er zahlte dem Mädchen den gewöhnlichen Wochenlohn aus. Sie faltete die Guldennoten ganz gleichgültig zusammen, öffnete vor den Augen ihres Herrn ohne die geringste Ahnung von Koketterie das Kleid an ihrem Busen und steckte das Geld unter das Hemd.

Dann wünschte sie ihm gute Nacht, verbeugte sich und ging fort.

Iwan kehrte schwindelnd in sein Zimmer zurück.

Diesen Gemütszustand hatte er noch nicht gekannt. Er hatte viel gelesen, war auch viel in der Welt herumgekommen, hatte viele Frauen kennen gelernt; aber was er jetzt erlebt hatte, konnte er sich nicht erklären.

Sie will nicht, daß man von ihr glaube, sie sei meine Geliebte! Sie fürchtet, daß sie dann nicht in der Kolonie bleiben könnte. Sie hat also noch keinen Begriff davon, daß die Geliebte eines »Herrn« nicht mehr Kohlenkarren schiebt. Auch weiß sie nicht, was das für eine Bedeutung hat: eine Geliebte sein. Wohl aber weiß sie, daß sie sich davor hüten muß. Wie ernst sie sprach, und wie sie dabei lächelte. Sie hatte auch keine Kenntnis davon, daß sie lächelte, noch daß sie ernst sprach. Ein wilder Mensch – im Stadium des Engels.

Das weiß sie schon, daß sie schön ist; sie weiß aber noch nicht, was die Schönheit wert sei. Sie spricht von Dingen, welche zu ahnen eine Tugend, welche aber zu wissen Sünde ist.

Wie sehr verschieden ist sie von den übrigen Frauenzimmern! – von den in Seide, wie von den barfuß gehenden!

Und nebstdem ist sie ein wahrhaftes Musterbild der biblischen Eva. Nicht wie die Archäologen sie konstruieren, sondern wie der größte der Dichter, wie Moses sich sie vorstellte. Sie ist Eva, die noch nicht weiß, daß sie wegen ihrer Nacktheit erröten müsse, der Typus der Schönheit, wild, in primitiver Ursprünglichkeit, ungewaschen; die noch kein Band in ihr Haar windet, die noch ahnungslos im Paradies wandelt und mit der Schlange spielt; die dem Manne gegenüber ein vollkommenes Weib, vor sich selbst ganz Kind, und dennoch schon zur Mutterliebe entwickelt ist einem verkrüppelten Bruder gegenüber. Ihr Wuchs ist ein

plastisches Muster, ihr Gesicht voller Seele, ihre Stimme voller Gefühl, ihre Augen sind bezaubernd, und in der Hand hat sie die Karrenstange, in der Seele die Sorge um das tägliche Brot; auf ihrem Gesicht liegt der schwarze Ruß der Arbeit, und ihre Lieder hat sie von der Straße aufgelesen. Wie schade um sie!

Dann dachte er noch hinzu: Welch ein Schade für einen anderen!

Iwan war aus seiner ganzen früheren Gemütsstimmung gerissen.

Die gewohnten überirdischen Geister hatten ihn verlassen, und dafür waren andere über ihn gekommen, die er bis dahin nicht gekannt hatte, – die Dämone, die den heiligen Anton in der Wüste versuchten – die ruhelosen Geister, die Kobolde des heißen Bluts, welche die Asketen mit stacheligen Gürteln von sich fernhielten, welche die sich kasteienden Einsiedler damit bekämpften, daß sie ihre Kleider mit beißenden Ameisen anfüllten.

Überall stand die verführerische Gestalt zwischen ihm und den Instrumenten der kalten Wissenschaft. Wenn er an seine chemischen Versuche ging, wenn unter dem Schmelztiegel die Kohlen zu glühen anfangen, so sah er darin die schwarzen Augen, die glühen und glühend machen. Wenn die aus ihren Verbindungen freigewordenen Gase betäubend zischen, so schien es ihm, als ob er auch durch dieses Zischen hindurch die Worte des Mädchens hörte, und als er einmal die Feder in die Hand nahm, um physikalische Figuren an den Rand seiner Studien zu zeichnen, bemerkte er plötzlich, daß er das Gesicht des Mädchens hingezeichnet und ihre Züge gut getroffen habe.

Was er immer vornahm, alles führte ihn auf diesen Gedanken zurück.

Ein Buch voller Schimmelgeruch, das er zu seiner Zerstreuung vornahm, erzählte ihm von Männern, die für in niederem Rang geborene Frauen schwärmten. Lord Douglas verliebte sich in eine Schäferin, und da sie nicht um seinetwillen eine Fürstin werden wollte, so wurde Mylord ihr zuliebe ein Schäfer und hütete mit ihr die Schafe. Graf Pelletier nahm ein Zigeunermädchen zur Frau und zog mit ihr als Straßenmusikant herum. Bernadotte, der König von Schweden, begehrte eine Gänsehüterin zur Frau, und es wurde nur deshalb nichts aus der Sache, weil sie ihn nicht wollte. Erzherzog Johann heiratete die Tochter eines Dorfpostmeisters, und ein anderer österreichischer Erzherzog erhob eine Provinzschauspielerin zu seiner Gemahlin. Die Gemahlin des Zars Peter des Großen war die Tochter eines Dorfpopen. Ein Napoleonide heiratete eine Wäscherin, die vormals seine Geliebte war.

Und warum nicht? Gibt es nicht auch in grober Hülle Schönheit, Anmut, Treue, wahres Gemüt, so gut wie in Seide?

Im Gegenteil! Haben nicht die vornehmen Kreise ihre eignen Verbrechen?

Zoraja läßt von Albohacen ihre eignen Kinder töten; und sie war doch eine Prinzessin. Faustina besuchte das Lupanar und nahm Lohn von ihren Liebhabern, obgleich ihr Vater Kaiser und ihr Mann ein Divus (göttlich) war. Die Marquise Astorgas stößt ihrem Manne eine lange Haarnadel ins Herz. Semiramis bevölkert einen ganzen Friedhof mit den Leichen ihrer getöteten Männer. König Otto wird von seiner Gemahlin mittels eines Handschuhs vergiftet. Johanna von Neapel dreht selbst die Schnur, mit welcher sie ihren Gatten erdrosseln läßt. Jeanne la Folle martert ihren Mann zu Tode. Die Zarin Katharina betrügt ihren Herrscher und Gemahl und läßt ihn töten. Und die Borgias, Tudors, Cilleys, deren Frauen alle dadurch berüchtigt sind, daß sie um ihre Krone den Gürtel der Aphrodite gewunden trugen!

Und sind in den niederen Kreisen nicht hohe Tugenden zu finden?

Die Komödiantin Gaussin, die auf die *carte blanche* des reichen Liebhabers anstatt der Millionen schreibt, daß sie ihn ewig lieben werde; Quintilie, die andere Komödiantin, die sich die Zunge abbeißt, um ihren Geliebten, der ein Verschwörer war, auf der Folterbank nicht verraten zu können; Alice, die für ihren Mann ein Duell annimmt und fällt; die Abeleren, die sich für ihre Geliebten mit Opium töten, und alle diejenigen, die hienieden dulden, leiden, schweigen und lieben!

Selbst Philosophie und Geschichte verschworen sich gegen die Ruhe Iwans.

Und erst die Träume!

Der Traum ist der Zauberspiegel, in welchem der Mensch sich so sieht wie er wäre, wenn seine Triebe und Wünsche allein maßgebend wären. Der Kahle hat im Traum Haare.

Die Angebetete, die er im wachem Zustand nicht zu erreichen vermag, zwingt der Mensch ihm im Traum zu erscheinen und so zu erscheinen, wie es ihm beliebt. Der Traum ist der ruchloseste Kuppler.

Gegen Ende der folgenden Woche begann Iwan zu bemerken, daß er den Gebrauch seines gesunden Verstandes vollständig verloren habe.

Je mehr er seinen Geist zwang, zu den abstrakten Theorien zurückzukehren, desto mehr empörten sich seine Dämone gegen ihn.

Zuletzt passierte es ihm eines Abends, daß er, als er sich mit einem Chlorgasexperiment abmühte, eine Retorte so stark heizte, daß sie sprang und sein anderswohin starrendes Gesicht so mit Glasscherben und Glut überschüttete, daß er voller Wunden war, die er alle mit englischem Pflaster bekleben mußte. Daran dachte er freilich nicht, daß sein Gesicht um nichts schöner wurde dadurch, daß er ein schwarzes Pflaster quer über die Nase geklebt hatte.

Nun wurde er schon ernstlich ärgerlich über sich.

Das ist ja ein verrückter Mensch, mit dem er da zu tun hat. Dem muß er ein Ende machen. Entweder so oder so.

Nun meinethalben werde verrückt aus Liebe, dem werden wir schon abhelfen. Meinetwegen, heirate das Mädchen! Ich bin allein meine ganze Familie, es hat mir niemand etwas zu befehlen. Heirate sie, und dann sehen wir zu den anderen Geschäften. So kann es nicht weiter fortgehen!

Eine Mesalliance!?

Sechs Meilen in der Runde ist kein Mensch, der dieses Wort versteht.

Und wenn auch?

Er soll mir nachkommen unter die Erde, wenn ich dort unten herumhantiere und mein Gesicht schwarz ist von Kohle, und dann sehe er, ob ich deshalb sehr erröte.

Bis zum folgenden Samstag sah Iwan das Mädchen nicht.

An dem Tage erschien sie wie gewöhnlich, im offenen Gang vor dem Zahltisch.

Diesmal hielt Iwan, nachdem er Evila den Wochenlohn in die Hand gezählt hatte, diese Hand fest. Das Mädchen lächelte – vielleicht über die Pflaster, mit welchen Iwans Gesicht kreuz und quer beklebt war.

»Höre, Evila, ich will dir noch etwas sagen.«

Das Mädchen sah ihn an und schwieg.

»Ich will dich zur Frau nehmen.«

Das Mädchen schüttelte verneinend den Kopf.

»Was?« rief Iwan zweifelnd.

»Das ist nicht möglich,« antwortete das Mädchen.

»Nicht möglich? Warum nicht?«

»Weil ich schon einen Bräutigam habe, mit dem ich verlobt bin.«

Iwan ließ die Hand des Mädchens los.

»Wer ist es?«

»Das sage ich nicht!« antwortete das Mädchen mit mißtrauischem Blick. »Denn wenn ich es sage, so würden Sie ihn gewiß von da fortjagen, oder ihn nicht vorwärts kommen lassen. Er kann mich aber nicht eher heiraten, als bis er Grubenbursche wird.«

»Ist es also ein Tagwerker?«

»Ja.«

»Und du schätzt ihn höher als mich, der ich ein Herr bin?«

Das Mädchen zuckte die Achsel, bog den Kopf zur Seite, warf einen zweifelnden Blick auf Iwan, der ihm noch mehr den Kopf verwirrte, dann nahm sie sich zusammen und antwortete ihm auf die Frage.

»Ich bin längst mit ihm versprochen, noch von der Mutter her, und das muß man halten.«

»Der Teufel hole deinen Vater und deine Mutter!« brach Iwan außer sich vor Zorn aus; »was kümmert's mich, was sie einem Büffel versprochen haben. Ich frage dich, willst du deinen Bräutigam mit mir vertauschen?«

Evila schüttelte wieder verneinend den Kopf.

»Es geht nicht! Mein Bräutigam ist ein wütender, wilder Mensch. Er wäre imstande mich umzubringen und Ihnen die Grube anzuzünden, wenn das böse Wetter am besten im Zuge ist. Gute Nacht.«

Hiermit lief sie plötzlich fort und mengte sich unter ihre vor dem Tor wartenden Kameradinnen.

Iwan schlug sein Notizbuch so heftig auf den Tisch, daß es an allen Ecken und Enden auseinanderging.

Eine gemeine Dirne, ein karrenschiebendes, weibliches wildes Tier weist seine Hand und sein Herz zurück!

Und für wen?

Für einen schmutzigen, lumpigen, elenden, unter der Erde wühlenden gemeinen Burschen!
Für einen Maulwurf!

Iwan hatte einen großen Kampf zu bestehen, als er in der Einsamkeit der Nacht allein war.

Asmodai und Leviathan harrten seiner.

Jener ist der Teufel derjenigen, die aus Liebe wahnsinnig werden; dieser der böse Geist derjenigen, die aus Wahnsinn morden.

Die unterdrückte Leidenschaft des Asketen flammte in ihm auf.

O hütet euch vor dem kalten, marmorstarrten Heiligen, vor dem ruhigen, sanften, rechtschaffenen Manne, der sich von einem Frauengesicht abwendet, der vor fremden Reizen die Augen niederschlägt, der kein Gelüste trägt nach dem, was eines andern ist; denn wenn bei dem die unterdrückte Flamme ausbricht, so rächt sie sich und entschädigt sich für die bisher erduldete Sklaverei. Die Liebe des Flatterhaften ist ein kleiner Hund, die Leidenschaft des Einsiedlers ein Löwe.

Mit diesem entfesselten Löwen im Herzen ging der Mann der Wissenschaft die ganze Nacht in seiner engen Wohnung auf und ab und warf sich von Zeit zu Zeit auf sein Lager, ohne jedoch ruhen zu können, denn seine wütenden Dämonen jagten ihn immer wieder auf.

Es fiel ihm alles ein, was er je in alten Schriften gelesen, die schrecklichen Geschichten von im Ruf der Heiligkeit gestandenen Männern, die eine ganze Gegend schätzte, verehrte, und die plötzlich wegen eines Paares schwarzer Augen verrückt wurden, alle sieben Todsünden begingen und daraus siebenundsiebzig machten; – die Geschichten von den Wahnsinnigen, welche wegen des Gegenstandes ihrer Leidenschaft Gottes Gebote brachen. Es fiel ihm die Geschichte Cencis ein, die Geschichte von den mit verfluchtem Blut abgewaschenen noch verfluchteren Küssen. Er dachte an den Sohn Ninons, der sich tötete, weil er seine Mutter schön fand – an Oedipus und Myrrha, an Salome mit dem Kopf des heiligen Johannes als Lohn für einen Tanz, an Thamar mit den von Absalon zerrissenen Kleidern, an Dinah auf einem Hügel von Männerleichen in einer ausgerotteten Stadt, an das lächelnde Haupt der Sultinin Irene, das durch einen liebenden Mann abgeschlagen wurde – an den ganzen Pitaval mit all jenen schrecklichen psychologischen Rätseln, in welchen der Uebergang vom Heiligen zum Teuflischen ein so plötzlicher ist.

Iwan konnte den Zustand jenes Geistlichen begreifen fühlen, der sich in eine schöne Bäuerin verliebte, sie unter dem Vorwand der Beichte zu sich lockte, sie wegen eines Kusses tötete, dann die Leiche, die er nicht anders zu verbergen wußte, in Stücke zerriß und einige ins Wasser warf, andere vergrub oder verbrannte.

O! Alles das könnte er tun und viel geschickter als der Geistliche.

Es gibt süße Gifte, geheimnisvolle Zaubersäfte, die im Blut Feuer entzünden und die Schamhaftigkeit verlöschen. Er kennt sie. Wer mit solchem Gift den Mysterien der Astarte geopfert wurde, der wird wahnsinnig, verfällt der Abzehrung und geht zugrunde.

Aber das würde nie ans Tageslicht kommen.

Und wenn sie zugrunde geht, stirbt, getötet wird! Die Leiche wird nichts aussagen, auch weiß er einen sehr guten Platz, wo er sie verbergen kann.

Wenn der Teich in der Steinkohlenhöhle sich zurückzieht, so gibt es im Labyrinth jenes geheimnisvollen Raumes manches stille Plätzchen, wo man den Leichnam eines getöteten Mädchens verbergen kann. Niemand kann ahnen, daß die Vermißte dort sei. Niemandem wird es einfallen sie dort zu suchen. Dieses Wasser ist kein Verräter, dieses wirft seine Leichen nicht aus. Erst nach späten Jahrhunderten, wenn man auch diese Felsen aufreißt, wird man einen menschlichen Leichnam finden, der mit Kristallen überkrustet und auch selbst zu Stein geworden ist; und die Gelehrten jener Zeit werden Folianten vollschreiben über das Rätsel, wie nach dem Zeitalter der Eozän in die Steinkohlen- und Porphyrfaltungen eine menschliche Gestalt geraten ist!

Hahahah!

Er lachte. So weit ist es schon mit ihm gekommen!

Oder vielleicht wäre es besser, die Leiche chemisch zu zersetzen, daraus alles, was Metall ist, auszuziehen, aus diesem dann ein Armband zu verfertigen und so das ganze Mädchen für immer am Handgelenk zu tragen.

Das wäre eine Ehe!

Was?! Wenn es tausend und tausend Sternen gestattet wäre, sich gegen Gott, gegen die Sonne zu empören, von der Bahn abzuweichen und in einer wahnsinnigen Parabole unter die Fixsterne zu stürzen – sollte es nicht einem Menschen gestattet sein?

Iwan hatte in seinem Herzen ein Gefühl, als ob er der Komet wäre, den sein Feuer ins Unendliche fortreibt. So pochte, so wogte sein Herz, wie wenn ein Sklave frei wird und seinen Herrn mit Füßen tretend, ihm Befehle erteilt.

Wehe dem, der ihm in den Weg kommt!

Iwan lag auf dem Bette, aber fürchterliches Herzpochen jagte ihn auf.

»Wer« ist das Herz?

Bin ich »es« oder ist es »ich«?

Iwan streckte sich empor und mit seiner schweren Faust – es war eine tüchtige Männerfaust – schlug er sich so aufs Herz, als ob der Schlag einem schlimmen Feind gegolten hätte.

Wirst du schweigen?!

Wer ist hier der Herr? du oder ich?

Verrichte deine Arbeit Sklave! Ich bin dein Herr, dein König! Deine Arbeit aber besteht in nichts anderem, als aus der blauen Ader den Kohlenstoff aufzusaugen, ihn in die Lunge zu treiben, aus der Milchdrüse den Chilus zu pumpen, die Arterien in Bewegung zu halten, die Schleusen der Venen zu öffnen! Deine Krankheit heißt Atrophie, Hypertrophie, aber ein Herr bist du da nicht! Denn der Herr ist der Wille!

Und als der Mann sein Herz so grausam schlug, schien es ihm, als ob er sich selbst wie eine von einem Zauberspiegel reflektierte Gestalt vor sich sähe, und als ob sein Ich mit dieser seiner zweiten Gestalt einen Kampf eingehen würde. Als ob dieses nach Sünde lechzende Gesicht vor seinen Augen als ein Fremder stünde, der ihm seine Züge geraubt hat.

Und als er seine Faust gegen sich stieß, war es ihm, als ob er der vor ihm schwebenden Erscheinung einen niederschmetternden, vernichtenden Schlag versetzen und als ob er ihr sagen würde: »daß du mir nie mehr so vor die Augen tretest!«

Und hiermit zwang er, wie der Magier den überwundenen Dämon, sein Herz, sich ruhig mit ihm zum Schreibtisch zu setzen, still aufzumerken auf die prosaischen Rechnungen, mit Aufmerksamkeit die ewigen Wahrheiten des kalten Einmaleins zu verfolgen, bis rings um ihn die in Blut und Rosenschimmer schwimmende Luft allmählich klar und durchsichtig wird, wie der Weltäther, in welchem die für menschliche Gehörorgane unvernembare Spärenmusik der Planeten tönt.

Der Menschenfresser.

Die Morgendämmerung fand Iwan noch vor der Lampe seines Schreibtisches.

Als die Dämmerung und die Lampe schon ein zwiefaches Licht auf seine Papiere warfen, löschte er die Lampe aus.

Er kam zu sich.

In seinem Geist war der Plan entworfen, den er durchführen wird.

Ein reiner, von Engeln gutgeheißener Plan.

Es war Sonntag morgens.

Die Maschinen der Steinkohlendestillieröfen rasten. Das große Wasserbassin, welches die Dampfpumpen speist, ist am Sonntag morgens den Arbeitern übergeben, damit sie darin den Schmutz der ganzen Woche von sich abwaschen.

Von sechs bis sieben ist die laue Flut des Bassins den Arbeiterinnen überlassen und nach diesen von halb acht bis neun den Arbeitern.

Den zur Pumpmaschine des großen Bassins führenden Schlüssel pflegt der Maschinenmeister Samstag abends Iwan zu übergeben – damit kein neugieriger, mutwilliger, lästiger Mensch hinein könne.

Iwan war es nie eingefallen, daß er diesen Schlüssel brauchen könnte.

Im Verschuß der Pumpmaschine ist ein kleines Spiegelglasfenster angebracht, durch welches man auf das Bassin sehen kann – ob zum Beispiel der Wasserstand desselben nicht gestört ist, wenn die Pumpen arbeiten.

Aber Sonntag morgens um sechs Uhr könnte man hier einen olympischen Anblick genießen!

Auch Evila ist dort!

Iwan nahm den Schlüssel vom Nagel und steckte ihn in die Tasche.

Das tat er aber nicht zwischen sechs und sieben, sondern erst nach acht Uhr. Er wollte die männlichen Arbeiter belauschen.

Warum?

Weil er die Gebräuche des Grubenvolkes kannte und wußte, daß, wer eine Geliebte oder eine Braut hat, den Namen derselben auf seinen nackten Leib mit Nadelstichen einzuätzen pflegt. Er wollte den Mann ausfindig machen, der sich den Namen Evila eintätowiert hat.

Woher kam zu unseren Grubenarbeitern diese wilde Indianerzärtlichkeit? Es ist ein alter Gebrauch, der auch bei anderen europäischen Völkern vorkommt.

Die Männer tätowieren sich den Namen der Geliebten auf die Schulter, auf die Arme mit Nadelstichen und reiben diese dann mit einer ätzenden roten oder blauen Farbe ein. Eine solche Schrift ist dann unauslöschlich. Gewöhnlich sieht man da ein Paar Herzen mit einem Pfeil durchbohrt oder zwei Tauben oder die Bergarbeiterzeichen: Schlegel und Haue und darunter den Namen.

Von den Frauenzimmern ahmen nur diejenigen diesen Gebrauch nach, die nicht heiraten. Sie punktieren aber den Namen und die Zeichen nicht auf ihre Arme.

Zuweilen kommt es vor, daß die Betreffenden den Namen aus dem Album gern entfernen möchten. Auch das ist einfach; sie kleben ein Zugsplaster auf den ganzen Namen, und dann verschwindet die Schrift mitsamt dem Pergament. Es wächst eine neue Haut, und auf diese kann man einen neuen Namen tätowieren. Ein wahres Palimpsest.

Manche sind jedoch nicht so skrupulös. Sie punktieren den neuen Namen unter den alten und lassen das Register wachsen, bis alle leeren Stellen voll sind.

Es kostete Iwan keine große Mühe, zu finden was er suchte. Sowie die rußbedeckten Gestalten den Schmutz von ihren Schultern wuschen, fand er gleich an einem den Namen Evilas. Die Buchstaben waren blau, das doppelte Herz darüber war rot.

Es war einer der intelligentesten, fleißigsten Arbeiter. Er hieß Peter Saffran, bei seinen Kameraden aber führte er den Spitznamen: »der Menschenfresser«.

Iwan war dieser Mensch wegen seines eigentümlichen Benehmens längst aufgefallen.

Es war ein schweigsamer Mann, der nie mit jemandem zu zanken pflegte. Wenn man ihn neckte, verspottete, so tat er, als ob er nichts sähe, nichts hörte. Er klagte niemals über etwas und ging mit seinen Kameraden weder in die Kirche noch ins Wirtshaus.

Gegen Kinder hatte er eine besondere Antipathie. Sowie ihm ein Kind in die Nähe kam, jagte er es fort, blökte er die Zähne und warf ihm nach, was ihm eben in die Hand kam. Es fürchteten sich auch alle vor ihm. Die Frauen verbargen ihre Kinder, sobald sie ihn von weitem erblickten. Uebrigens konnte jeder gut mit ihm auskommen.

Iwan wußte nun, was er hatte wissen wollen, ging nach Hause und stellte sich vor die Türe, wartend, bis die Grubenarbeiter in Gruppen sich ins nächste Dorf zur Mittagsmesse begaben. Er sah auch Evila unter ihnen.

Er sah sie bereits mit kaltem Blut prüfend an, bei sich wissenschaftlich feststellend, daß der ganze Charakter dieses Gesichtes davon herrührt, daß es die Eigenheiten mehrerer Rassen in sich vereinigt. Solche Rassen gibt es nach Cuvier drei, nach Blumenbach fünf, nach Prichard sieben und nach Demoulius sechzehn.

Die vor uns befindliche Gestalt ist ein Gemisch von ural-altaischen mit aramäischen und kaukasischen Eigentümlichkeiten. Die kleinen Hände und Füße, der schlanke Wuchs, die schmale gewölbte Stirn, die gehobene feine Nase, das feine schwarze Haar deuten auf den indischen Typus; aber die aufgeworfene Oberlippe, die schlangenartig gewundenen Augenbrauen zeugen von slawisch-szythischer Abstammung; die brennenden großen schwarzen Augen sind eine aramäische Eigentümlichkeit; das Kinn und die Gesichtsfarbe erinnern an den malayischen Typus, und die Fähigkeit zu erröten ist ein Zeugnis der kaukasischen Abstammung. Nur diesem Stamm ist es gegeben zu erröten, und dies findet im Zellengewebe seine Erklärung.

So klügelte Iwan, als er Evila vor sich vorüberschreiten sah.

Und warum begleitet ihr Bräutigam sie nicht zur Kirche?

Der hat sich vor den Ventilationsofen der Grube hingesezt und starrt, das Kinn auf beide Hände gestützt, in die Luft.

Iwan ging zu ihm hin.

»Guten Morgen, Peter!«

»Guten Morgen.«

»Was machst du da?«

»Ich höre den Wind, welcher von unter der Erde kommt.«

»Warum gehst du nicht in die Kirche?«

Der Arbeiter blickte zu seinem Herrn auf und antwortete: »Warum gehen denn Sie nicht in die Kirche?«

»Ich bin ein Protestant, und wir haben hier keine Kirche.«

»Sie werden also verdammt sein.«

»Wenn ich allein bin, bete ich.«

»Und ich bete niemals.«

»Warum nicht?«

»Weil ich niemand etwas zuleid tue und nicht stehle; und wenn es einen Gott gibt, so weiß er besser als ich, was mir gut ist.«

»Du hast unrecht, Peter! In dieser Sache ist ein großer Unterschied zwischen studierten Leuten und Kindern der Natur. Mich beruhigt in allen meinen Leiden, in allen meinen Zweifeln die Wissenschaft, das Nachdenken; in allen Versuchungen bewahrt mich der Verstand, die Voraussicht der Folgen; aber Menschen wie du sind anders. Wer keine anderen Kenntnisse besitzt, als die er sich bei seiner Arbeit gesammelt hat, der bedarf des Glaubens, der Hoffnung, des Trostes, der Vergebung.«

»Das alles kann mir der Pfaff nicht geben,« sprach der Arbeiter brummend, legte das Gesicht halb auf seine auf die Knie gestützten Arme und blickte in dieser Stellung wild auf Iwan.

Iwan setzte sich neben ihn auf den Balken und legte ihm die Hand auf die Schulter.

»Dir fehlt etwas, Peter.«

»So ist es.«

»Bedrückt dir etwas die Seele?«

»Meine Seele, meinen Leib, mein alles.«

»Ist es ein Geheimnis?«

»Es ist kein Geheimnis. Wenn Sie es hören wollen, so sage ich es Ihnen.«

»Ein Mord?«

»Mehr als das.«

»Ist es für dich nicht gefährlich, wenn du mir es mitteilst?«

»Ich kann es meinethalben mitten auf dem Markt erzählen; menschliche Gewalt kann mir deshalb nichts anhaben. Es wissen's genug Leute! Sie können es daher gewiß auch erfahren, wenn Sie sich mit so etwas abgeben wollen.«

»Laß hören.«

»Es ist eine kurze Geschichte. Als ich ein zwanzigjähriger Bursche war, ging ich aufs Meer, um mein Glück zu suchen; ich verdingte mich als Heizer auf ein Triester Dampfschiff. Wir gingen mit einer Mehlladung nach Brasilien. Unsere Fahrt dorthin war glücklich; bei der Rückfahrt luden wir Kaffee und Baumwolle. Diesseits des Aequators erfaßte uns ein Tornado, machte unsere Maschine unbrauchbar, brach unsere Mastbäume und schleuderte das Schiff

auf eine Sandbank, wo es zugrunde ging. Ein Teil der Passagiere rettete sich auf einem kleinen Boot; sie kamen nicht weit, das Fahrzeug ging unter und sie ertranken. Der andere Teil machte sich aus Balken des gestrandeten Schiffes ein Floß und überließ sich auf demselben dem Meere. Auf diesem Floß war auch ich. Wir waren unser neununddreißig, darunter der Schiffskapitän, der Steuermann und ein junger Kaufmann aus Rio-Janeiro mit seiner Frau und einem dreijährigen Söhnchen. Mehr Frauen und Kinder waren nicht mit uns; denn die übrigen hatten sich alle zu ihrem Unglück in das Rettungsboot gedrängt. Doch nein! nicht zu ihrem Unglück! zu ihrem Glück! Sie hatten es bald überstanden. Von den neununddreißig haben sich nur neun gerettet. Ich wollte, ich wäre auch zugrunde gegangen!

»Acht Tage lang wurden wir mit dem Floß auf dem Meere hin und her geschleudert. Es zeigten sich Schiffe in unserem Gesichtskreis, die uns nicht bemerkten. Da trat Windstille ein, und wir waren unbeweglich, wie angenagelt an das offene Meer, ohne Tropfen Wasser, ohne Bissen Brot.

»Damals hatten wir schon zwei Tage lang nichts gegessen, und zehn von uns waren bereits Hungers gestorben.

»Auch der neunte Tag brachte keine Rettung; die Sonne schien glühend herab und das Wasser strahlte die Hitze zurück, so daß wir zwischen zwei Feuern schmachteten.

»Abends faßten wir den Beschluß, einen von uns aufzuopfern, das heißt, durch das Los zu bestimmen, welchen von uns die übrigen aufessen sollten. Wir warfen unsere Namen in einen Hut und überließen es der Unschuld, dem Kinde, das Los zu ziehen.

»Das Kind zog seinen eignen Namen heraus.

»Erlassen Sie mir es, Herr, zu erzählen, was hierauf folgte. Oft, wenn ich das Ganze durchträume bis zu dem Augenblick, wo die unglückliche Mutter uns alle verfluchte, daß wir nach dieser schrecklichen Mahlzeit niemals Ruhe finden sollen, springe ich von meinem Lager auf und laufe in den Wald und warte, wann ich denn schon in einen Wolf verwandelt werde. Es würde mir ja nur recht geschehen.

»Von den Teilnehmern an der verfluchten Mahlzeit blieben nur neun am Leben.

»Das drückt mich, das lebt, das brennt in mir fortwährend.

»Außer meinem eignen Blut kreist noch das Blut eines fremden Menschen in mir.

»Schreckliche Gedanken verfolgen mich. Am Tage des Jüngsten Gerichts wird ein Gerippe umhergehen und von siebenundzwanzig Menschen das ihm geraubte Fleisch zurückverlangen!

»Das Stück Menschenfleisch, das ich gegessen habe, hungert in mir!

»Ich verstehe die Wonne der Kannibalen! Ich kann kein rotwangiges Kind sehen, ohne daß es mir einfielen, welche ein guter Bissen diese runde Schulter wäre! Sehe ich aber ein bleiches, kränkliches Kind, so erfaßt mich Wut: wozu lebt das, könnte man es nicht gleich ...?«

Den Sprechenden verließ hier seine menschliche Stimme; nur die geöffneten Lippen, das Knirschen der Zähne, das Zucken des Kopfes zeigten an, was er mit wilder Gebärde sagen wollte.

Dann schauderte er und stand auf.

»Er drückte beide Hände an die Brust und nach einer Weile seufzte er und sprach: »Sagen Sie jetzt, Herr, wo gibt es für dieses Leiden eine Kirche, eine Apotheke? wo einen Geistlichen, der mir Absolution erteilt, wo einen Doktor, der mir Heilung verschafft? Ich habe es dem

Geistlichen gesagt, und der hat mir aufgetragen, zu fasten, mich zu kasteien; ich habe es dem Doktor geklagt, und der hat mir geraten, keinen Branntwein zu trinken und mich schröpfen zu lassen. Das alles taugt nichts und macht die Sache nur um so schlimmer.«

»Ich will dir etwas raten!« sagte Iwan, »heirate.«

Saffran blickte überrascht auf seinen Herrn, und der schwache Schimmer eines Lächeln glitt über sein Gesicht.

»Ich habe schon selber daran gedacht. Vielleicht, wenn ich eigne Kinder hätte, würde dieser Abscheu vor Kindern verschwinden.«

»Warum tust du's also nicht?«

»Weil ich ein armer Teufel bin. Wenn aus zwei Bettlern ein Paar wird, so sind beide doppelte Bettler. Erst muß man zu leben haben.«

»Das kommt schon. Du bist ein fleißiger, verständiger Arbeiter. Ich habe dich schon längst zum Grubenburschen befördern wollen; ich wartete nur, bis du heiratest. Es ist bei mir Prinzip, daß ich nur Verheiratete zu besser bezahlten Stellen verwende. Ich habe die Erfahrung gemacht, daß wenn ich unverheirateten Burschen eine bessere Bezahlung gebe, sie gewöhnlich nur liederlich werden. Auf einen verheirateten Arbeiter kann man sich besser verlassen. Sie lassen ihren Platz auch nicht so leicht im Stich. Also überlege dir die Sache. Nach dem ersten Sonntag, an welchem du mir anzeigst, daß man dich heute in der Kirche mit deiner Braut verkündigen wird, fängst du gleich an als Grubenbursche zu arbeiten und bekommst ein besonderes Haus zur Wohnung.«

Ueber die Wange des Arbeiters rann eine Träne. Er fiel Iwan zu Füßen, umfaßte dessen Knie, schluchzte und stammelte unzusammenhängende Laute.

»Nun? also?« sprach Iwan mit freundlicher Aufmunterung. »Auch heute ist ein Sonntag, fällt dir da nichts ein?«

Der Arbeiter sprang auf und wischte sich die Tränen aus den Augen, als ob er klar sehen wollte, was ihm wirr im Kopf herumging.

Iwan half ihm.

»Der Gottesdienst hat noch nicht angefangen, die Leute sind noch auf dem Wege zur Kirche, wenn du sehr eilst, so kannst du sie noch vor der Kirchentüre einholen und sowohl mit deiner Braut als auch mit dem Geistlichen sprechen.«

Der Arbeiter sagte nichts, sondern fing an zu laufen, und nicht auf der Straße, sondern geradeswegs in der Richtung nach dem Turm. Er vergaß selbst den Hut; Iwan mußte diesen nach Hause mitnehmen, damit er nicht verloren gehe.

Iwan sah dem Laufenden nach, bis dieser durch die Krümmung des Tals seinen Augen entzogen wurde.

Wie glücklich ist er!

Dann kehrte er in seine Wohnung zurück. Er schrieb in sein Geschäftsbuch, daß Peter Saffran vom künftigen Montag angefangen die Bezahlung eines Grubenburschen erhält, und daß anstatt seiner ein anderer Tagwerker aufzunehmen sei. Nun, bist du mit mir zufrieden, fragte ihn sein Herz, du grausamer Herr?

Iwan aber war mißtrauisch und sagte zu seinem Herzen: Ich glaube dir nicht, seitdem du mich hast aufs Eis führen wollen. Von nun an werde ich auf dich acht geben. Wer weiß, ob du jetzt nicht daran denkst, daß das Mädchen auch als junge Frau schön sein, und nicht so teuer und unzugänglich sein werde. Doch mich betrügst du nicht mehr – warte nur!

Dann holte sich Iwan wieder Rat bei seinem Geschäftsbuch und fand, daß die Steigerung der heurigen Einnahme ihm gestatte, einen Grubenaufseher mit fünfzehnhundert Gulden Gehalt anzustellen.

Er schrieb sogleich die betreffende Anzeige und schickte sie einigen ausländischen deutschen und französischen Blättern als Inserat.

Auf diese Art wird er nicht mehr täglich mit seinen Arbeitern in Berührung kommen.

Der Goldmacher.

Zwei Wochen, nachdem Iwan sein Inserat in den ausländischen Blättern hatte veröffentlichen lassen, gerade an einem Samstag Morgen kam Peter zu ihm und meldete ihm, daß zwei fremde Herren angekommen seien, welche das Bergwerk besichtigen wollen. Es müssen Ausländer sein, denn sie sprechen französisch miteinander. Peter hatte von seinem Matrosenleben her einige Kenntnisse der französischen Sprache.

»Ich werde gleich zu ihren Diensten sein,« sagte Iwan, der eben eine grünliche Flüssigkeit durch einen spitzen Filzhut träufelte; »kleidet sie einstweilen in die gewöhnliche Bergmannstracht.«

»Es ist schon geschehen; sie warten nur auf Sie.«

»Gut, ich gehe; na, und wie weit bist denn du?« fragte Iwan auf dem Wege.

»Mit der Heirat? Alles in Ordnung. Morgen wird man uns in der Kirche zum drittenmal verkündigen.«

»Und wann werdet ihr getraut?«

»Jetzt ist gerade Advent, da erlaubt der Geistliche keine Hochzeit; aber gleich am ersten Sonntag nach Dreikönig heiraten wir. Mir ist der kleine Verzug ganz recht, denn ich muß mir bis dahin etwas Geld sammeln. Wenn man heiratet, so muß man sich allerlei Geräte und ein wenig Winterschmalz anschaffen.«

»Hast du dir denn von deinem Erwerb bisher nichts erspart?«

»Ja, Herr, ich habe schon einmal hundertundfünfzig Gulden beisammen gehabt. Ich habe mir's vom Munde abgespart, ich habe mir das Rauchen versagt und die Summe kreuzerweise zusammengebracht. Da bringt der Teufel die Rekrutierungskommission her, und ich habe all mein Geld dem Assentierungsfeldscher in die Hand gedrückt, damit er mich für untauglich ausbebe, weil ich schiele. Ich kann nämlich, wenn ich will, minutenlang schielen. Auf diese Art bin ich von der Assentierung befreit worden, da sind meine hundertundfünfzig Gulden daraufgegangen. Auch bei der Trauung muß ich fortwährend schielen, denn der Geistliche traut mich nur, wenn ich untauglich bin. So hat es Gott auf dem Berge Horeb geboten.«

»Gut, Peter, ich werde dir auch mit etwas Geld helfen.«

»Ich danke! Aber ich nehme nicht gern Vorschuß, das ist, wie wenn man mittags das Nachtessen verzehrt.«

Hiermit kamen sie zu der Stelle, wo die beiden fremden Herren auf sie warteten.

»Ach, Felix, du bist es?« rief Iwan, indem er in einem der beiden Herren einen alten Bekannten fand und ihm herzlich die Hand schüttelte. Der alte Bekannte, welchen Iwan Felix nannte, mochte mit ihm in einem Alter sein; die zarte Gesichtsfarbe, der künstlich aufgedrehte schwarze Schnurrbart, der französische Knebelbart, die feurigen dunkelblauen Augen und besonders die Haltung des Kopfes verrieten in dem die elegante Kleidung verhüllenden Bergmannsrock den feinen Weltmann. Als er sprach, war es überraschend, daß er eine fast weibliche Stimme hatte, die so hell klang, wie die Stimmen der Sänger des Vatikans.

Felix eilte, seinem Freunde im schwierigsten Punkte des ersten Zusammentreffens entgegenzukommen.

»Vergib mir, daß ich nicht bei dir abgestiegen bin. Du bist ein Mann der Arbeit, ich ein Mann des Geschäfts. Du hältst dich hier nicht auf, um als Herr zu leben, und ich nicht, um mich zu unterhalten. Außerdem ist das Gasthaus deiner Kolonie sehr anständig. – Hier stelle ich dir meinen Reisegefährten, den Bergingenieur Gustav Rauné vor.«

Iwan fühlte sich sehr verbunden, daß seine Gastfreundschaft nicht in Anspruch genommen wurde. In seinem Hause gab es zwar von früheren Zeiten her Bettzeug genug, auf welchem seit Jahren niemand gelegen hatte, vielleicht hätte sich in den niemals bewohnten Zimmern auch noch mancher heizbare Ofen gefunden; aber seine ganze Lebensweise wäre gestört gewesen, wenn er einige Gäste hätte beherbergen müssen. An eine solche unbequeme Eventualität hatte er auch niemals gedacht.

»Mein Haus,« sagte er mit aller Offenheit, »ist allerdings nicht zum Empfang von Gästen eingerichtet; aber auch das Gasthaus der Kolonie ist mein. Erweist mir die Ehre, daß ich euch auch dort als meine Gäste betrachten darf.«

»Wir nehmen das Anerbieten an,« sprach Felix leicht, »um so mehr, da wir sozusagen in deinem Interesse, auf deinen Ruf hergekommen sind. Ich habe dieser Tage eine Annonce gelesen, in welcher du einen Grubenaufseher suchst.«

»Ja!« erwiderte Iwan und blickte zweifelnd von einem Herrn auf den andern.

»Na, ich übernehme die Stelle nicht, denn ich verstehe nichts davon,« sprach Felix lachend. »Aber mein Reisegefährte, Herr Rauné, wäre geneigt sich mit dir zu einigen, wenn er dein Unternehmen seinen Fähigkeiten angemessen findet. Herr Rauné ist ein alter Bekannter von mir; er ist ein Zögling des Creuzoter Bergwerks, ein gründlich gebildeter Mann.«

Herr Rauné war ein Mann von wenig Worten, wozu er jetzt um so mehr Grund haben mochte, da die beiden Herren in einer Sprache miteinander konversierten, die er in seinem Leben nicht gehört hatte. Er war von kleiner, schlanker Statur, mit erdfahlem, scharf geschnittenen Gesicht und einem schrecklich langen Knebelbart.

»Ich danke dir für dein freundschaftliches Interesse,« sprach Iwan und wandte sich dann zu Herrn Rauné, dem er im fließendsten Französisch zu wissen machte, daß es ihn freuen werde, ihm alle Einzelheiten seiner Bergwerkskolonie zeigen zu können.

Hierauf begaben sie sich zusammen in das Bergwerk und blieben bis über Mittag drunten. Zwei Fachmänner bestanden da gegenseitig ihre Maturitätsprüfung, Herr Rauné vor Iwan, und Iwan vor Herrn Rauné. Jeder von beiden überzeugte sich, daß der andere sein Fach gründlich verstehe. Hinsichtlich einzelner Maßregeln wichen die Ansichten der beiden Männer

voneinander ab, dann disputierten sie, die Vorteile des älteren und des neueren Systems miteinander vergleichend; beide überzeugten sich aber hierbei, daß sie einander auf diesem Felde nichts Neues sagen konnten.

Herr Rauné bekundete seine Fachkenntnis zumeist dadurch, daß er, bevor er noch die geometrischen Zeichnungen von Iwans Bergwerk gesehen hatte, das Kohlenflötz annähernd zu schätzen und zu sagen vermochte, eine wie große Ausbeute das Bergwerk verspreche, und wie weit das Kohlenlager sich noch über Iwans Grund hinaus erstrecke. Seine Schätzung traf beinahe genau mit Iwans Berechnung zusammen.

Hinsichtlich der Qualität fand er, daß diese Kohle zu den besseren zu zählen sei.

Mittags gingen sie in das Gasthaus speisen, nachdem sie sich zum Waschen und Umkleiden eine kurze Zeit gegönnt hatten. Der Spaziergang in einer Kohlengrube ist keine reinliche Unterhaltung.

Der Nachmittag war für die Besichtigung der Kohlendestillieröfen bestimmt, und abends wurde der Eisenhammer besichtigt.

Nachdem sie aus dem Eisenhammer herausgekommen waren, blieb der Wagen vor Iwans Hause stehen; Felix begleitete ihn in die Wohnung, während Herr Rauné ins Gasthaus hinauf ging.

Iwan führte seinen alten Bekannten in sein Arbeitszimmer, in welchem eine wunderbare Unordnung herrschte, ließ ihn auf einem von einem großen Bücherhaufen befreiten Stuhl Platz nehmen und forderte ihn auf, sich an einer chemischen Wunderlampe eine Zigarre anzuzünden.

»Du warst immer ein eifriger Naturforscher, Iwan, in der Schule warst du der Erste unter uns, während ich mit dir verglichen, nur ein Dilettant war; jetzt sage mir aufrichtig, wieviel reines Einkommen trägt dir diese ganze Unternehmung bei so viel Wissenschaft, Fleiß und physischer Mühe?«

»Jährlich zehntausend Gulden.«

»Mit anderen Worten, das Bergwerk trägt dir nichts. Du bist der Direktor, der Aufseher, der Kassierer, der Bergingenieur, der Sekretär, der Buchhalter und der Spediteur. Du bekommst also nur, schmal genug bemessen, was du den Vertretern dieser Stellen zahlen würdest, wenn du nicht das alles in einer Person wärest. Mit anderen Worten, deine Arbeit, dein Talent, deine Studien, deinen Eifer bezahlt dir dein eignes Bergwerk so, wie der knickerischste fremde Besitzer dich bezahlen würde; aber als Realität, als ein Hunderttausende repräsentierender Wert, wirft dieses Bergwerk dir nicht einen roten Heller ab.«

»Daran ist weder das Bergwerk schuld noch ich, sondern einzig und allein der Umstand, daß bei der Beschränktheit des Konsums die Produktion keine größere Ausdehnung verträgt.«

»Ich will dich darauf führen, wo der Fehler steckt. In der heutigen Welt streben alle Kräfte nach Konglomeration. In der politischen Welt können die kleinen Staaten nicht mehr bestehen, sie sind genötigt, zu größeren Massen zusammenzuschmelzen, denn eine kleine Staatswirtschaft kann man nicht mehr verwalten. In der Industriewelt können die kleinen Staaten nicht mehr bestehen, weil nach den neueren Anforderungen die kleineren eine ebenso große Regie haben, wie die größeren. Eine Dampfmaschine von hundert Pferdekraft bedarf nur ebensoviel Aufsicht wie eine von vier Pferdekraft, und ein kleines Geschäft braucht ebensoviel Geschäftsbücher wie ein großes; und kleinere Unternehmungen werden, wenn sie

auch an und für sich noch so lukrativ sind, wegen des Mangels an Betriebskapital durch die größeren Unternehmungen verdrängt.«

»Dafür aber ist der stille bescheidene Fortbestand der kleinen Unternehmungen wieder weniger gefährdet.«

»O doch! Dein Bergwerk zum Beispiel braucht nichts weiter, als daß eines schönen Tages der Wiener Handelsminister das Gesuch eines englischen Eisenproduzenten und die Einfuhr von Roheisen genehmige, und am anderen Tag kann der benachbarte Hammer seine Kessel kalt stehen lassen; du kannst deine Kohle den Zigeunerschmieden korbweise verkaufen.«

»Auch das habe ich schon einmal überstanden. Unser Roheisen hielt einmal die Konkurrenz des ausländischen aus und wir brauchten das Feuer des Hammerwerks nicht auszulöschen noch unsere Gruben zuzuschütten. Unser Eisen, unsere Kohle errangen sich eine Stelle, von der sie nicht wieder verdrängt werden konnten.«

»Ein Grund mehr zur Verwirklichung der Idee, die mich hierher geführt hat. Denn du wirst doch nicht glauben, daß ich bloß gekommen sei, um Herrn Rauné ins Bondatal zu bringen, damit er sich auf der Reise nicht langweile. Er hätte sich auch allein hergefunden. Ich habe Großes mit dir vor. Ich will dich zu einem reichen Menschen machen, wobei ich natürlich auch für mich einen Nutzen haben will.«

»Nun?«

»Ich weiß nicht mehr, in welchem Anekdotenbuch ich die verschiedenen Ausdrücke der Völker für den Gelderwerb gelesen habe. Der Ungar sucht Geld, der Deutsche verdient, der Franzose gewinnt und der Amerikaner macht Geld. Das sind vollkommen charakteristische Ausdrücke. Als ob man den Ungar sehen würde, wie er sucht, in welchem Strauch er Geld findet; der deutsche schwitzt, arbeitet mit Händen und Füßen, bis er ein Stück Geld als Lohn für seine Mühe verdient; der leichtblütige Franzose spielt und gewinnt, wenn er einen andern antrifft, der etwas zu verlieren hat; während der dickblütige Yankee auf einem Platz sitzt, an den Flügeln kaut und Gold macht. Denn das Gold liegt noch in vielen Millionen unbenützt, die nur darauf warten, daß man sie mache. Wo es liegt? In lebensfähigen, doch noch nicht zu rechtem Leben erweckten Unternehmungen, in verborgenen Schätzen der Erde, zu deren Ausbeutung es an Betriebskapital fehlt, in angehäuften Kapitalien, zu deren Verwendung es an sicheren Unternehmungen fehlt, in neuen Erfindungen, in für Industrie und Handel noch nicht eroberten Gebieten, in der Erweiterung der Kommunikationsmittel, im steigenden Luxus, in den Torheiten der Menschen, in den Errungenschaften der Wissenschaft und hauptsächlich in den Truhen der auf ihrem Geld sitzenden kleinen Kapitalisten. Die Kunst, diese brachliegenden Schätze zu heben, dem stagnierenden Kapital Kanäle zu rascher Zirkulation zu eröffnen, die vielen kleinen Kapitalien zu einem großen zu vereinigen, der Industrie Absatzmärkte, dem Markt Waren zu verschaffen, mittels des Kredits jeden Gulden an drei verschiedenen Plätzen eine Rolle spielen zu lassen, diese Kunst nennt man heute: Geldmachen. Es ist eine schöne Kunst, eine honette Kunst, und es scheint, daß sie ihren Mann nährt.«

Felix steckte nach dieser Abhandlung die Fingerspitzen beider Hände in die Westentasche mit einer Selbstzufriedenheit, welche andeutete, daß er der Ueberzeugung war, sein Freund Iwan werde die Firma Felix Kaulman kennen, die in Wien und Paris Bankgeschäfte macht. Ein Name von gutem Klange, ein ebensogut französischer wie deutscher Name.

Iwan kannte ihn. Felix, sein ehemaliger Schulkamerad, war der Sohn eines Bankiers und hatte sein Geschäft von seinem Vater geerbt. Der Name kam bei vielen neueren Unternehmungen und Negotiationen vor.

»Und wie willst du aus meinem Bergwerk viel Geld machen?«

»Ich habe einen großen Plan.«

»Aber das ganze Bergwerk ist ja nicht groß.«

»Das scheint dir nur so, weil du es nicht von einem so hohen Standpunkt betrachtetest wie ich. Du gehst auf Diamanten herum, und während du von der Erde Gold verlangen könntest, bedankst du dich, wenn sie dir Eisen gibt. Dieses Bergwerk wirft dir, wie du sagst, einen Nutzen von 10000 fl. ab. Das sind die Interessen von 200000 fl. Ich bringe also ein Konsortium zusammen, welches deine ganze Kolonie, wie sie geht und steht, um 200000 fl. ankauft.«

»Aber ich trenne mich von meinem Bergwerk um keinen Preis. Ich bin da in meinem Element, wie die Moorgrundel im Schlamm.«

»Du brauchst dich ja auch gar nicht davon zu trennen, durchaus nicht; du sollst erst recht daran gefesselt sein. Selbst wenn du davonlaufen wolltest, würde ich dich nicht lassen. Das Konsortium wird sich vorläufig mit einem Kapital von vier Millionen konstituieren und ein großes Etablissement einrichten, welches einerseits der Konkurrenz der preußischen Kohle den Garaus machen, andererseits die Eisenbahnschienen und das Maschineneisen Englands vom österreichischen Markt verdrängen soll. Du bleibst der Hauptdirektor dieses Etablissements, mit 10000 fl. jährlichen Gehalt und zwei Prozent Tantieme vom Reingewinn; außerdem steht es dir frei, für einen Teil des Ankaufspreises Aktien alpari zu nehmen, und da dieses Unternehmen sicher zwanzig Prozent tragen wird, so wirst du anstatt deines gegenwärtigen Einkommens von 10000 fl. ein Einkommen von 30000 fl. haben, und dein Kapital wird sich um fünfzig Prozent vermehren. Schließlich wirst du sechsmal weniger zu arbeiten haben.«

Iwan hörte das alles ohne Unterbrechung an, dann antwortete er ganz ruhig: »Lieber Felix, wenn ich zu einem Konsortium, welches über vier Millionen verfügt, sagen würde: gib dein Geld her, ich verschaffe dir von einem Industriezweig, der mir nur zehntausend Gulden abgeworfen hat, in Zukunft ein Erträgnis von achtmalhunderttausend Gulden, so wäre ich höchstens ein nichtswürdiger Mensch; wenn ich aber außerdem auch noch mein eignes Geld in Aktien dieser Gesellschaft anlegen würde, so müßte ich mir damit schmeicheln, daß ich ein dummer Kerl bin.«

Felix brach bei diesem Wort in ein lautes Gelächter aus. Das war ja zu scherzhaft gesprochen. Dann legte er sich sein biegsames Spazierstöckchen um den Hals, und seine beiden Hände auf die Enden desselben stützend, sprach er mit dem Bewußtsein seiner Überlegenheit zu Iwan: »Du hast nicht alles gehört, was ich sagen will. Es handelt sich ja nicht bloß um deine Kolonie. Du weißt wohl, daß deine Grube nur eine kleine Abzweigung des riesigen Kohlenlagers des Bondatales ist und sich in immer stärkeren Schichten meilenweit unter Bondavár bis zur benachbarten Talmulde fort erstreckt. Ich will dieses ganze Kohlenlager ankaufen lassen, das jetzt noch um eine Bagatelle zu haben sein wird, und an welchem man Millionen gewinnen kann, auf honette, vernünftige Weise, ohne daß man irgendwem das Geld aus der Tasche stiehlt oder jemanden betrügt. Ich will einen brach liegenden Schatz heben, der da ist und sich uns darbietet; es bedarf nur einer dem Gewicht des Schatzes entsprechenden Kraft.«

»Das ist etwas anderes; jetzt verstehe ich deinen Plan schon. Ich will auch nicht in Abrede stellen, daß er mit Recht großartig genannt werden kann. Doch gerade, weil dein Plan großartig ist, hat er auch riesige Fehler. Es ist wahr, daß der Schatz, welchen das ganze Bondatal in sich birgt, etwas Riesiges ist. Er mag hundert Millionen und noch unberechenbare

Summen mehr repräsentieren. Aber dieser Schatz ist unzugänglich, denn die Bondavärer Herrschaft ist nicht verkäuflich.«

»So!«

»Ich will dir sagen, warum. Zunächst deshalb, weil diese Herrschaft dem alten Fürsten Bondaváry gehört, der gegenwärtig einer der reichsten Herren des Landes ist.«

»Ein wie reicher Herr jemand ist, das wissen wir am besten.«

»Gewiß aber ist, daß er einer der stolzesten Herren ist, dem ich nicht den Antrag zu stellen wagen würde, daß er den Stammsitz seiner Familie, den Besitz, nach welchem er sein Prädikat führt, zu einem Steinkohlenbergwerk hergebe.«

»Oho! wir haben schon stolzere Herren zu ähnlichen Entschlüssen gelangen sehen. Der König von Italien ist ein gekrönter Herr und dennoch hat er Savoyen hergegeben, von welchem seine Familie ihren Namen und das Kreuz in ihrem Wappen hat.«

»Hingegen habe ich wieder eine ungarische Familie gesehen, die einst einen so ausgedehnten Besitz hatte, daß sie von der Donau bis zur Theiß fortwährend auf eigenem Grund und Boden reisen konnten, und die später ihren ganzen Besitz verlor, verschwendete, jedoch einen einzigen Fleck Erde, einen Pappelwald zu Bánkháza selbst im größten Elend nicht veräußerte, weil sie von diesem ihr Prädikat hatte.«

»Na, da wüßte ich schon eine Abhilfe.«

»Dann gibt es noch einen andern Grund. Wenn der alte Fürst auch geneigt wäre, diesen Besitz zu verkaufen, so könnte er es nicht tun, solange seine Schwester, die Komtesse Bondaváry lebt. Denn ihr Vater hatte dieses Schloß und die Herrschaft seiner Tochter, die jetzt etwa achtundfünfzig Jahre alt ist und noch dreißig Jahre zu leben gedenkt, als Vitalitium hinterlassen. Die aber ist mit ihrem Schloß verwachsen; sie ist meines Wissens noch nie, selbst auf einen einzigen Tag nicht, daraus herausgekommen. Sie haßt die ganze Welt. Keine menschliche Macht auf Erden wird sie dazu bringen, ihr Bondavár was immer für einem weltbeglückenden Konsortium zu überlassen, selbst wenn unter ihrem Schloß die letzte Steinkohle vorhanden wäre und die Welt ohne diese erfrieren würde.«

Felix lachte.

»Ich habe schon schwerer einzunehmende Festungen zur Kapitulation gebracht, und besonders sind Frauenherzen mit keinem Brahmenschloß versperrt.«

»Gut,« erwiderte Iwan. »Setzen wir also voraus, es würde gelingen, den Fürsten und die Komtesse zum Verkauf der Beszung zu bewegen; selbst dann bringst du dein großartiges Etablissement nicht zustande. Jetzt folgen die technischen Schwierigkeiten; denn was ist das hauptsächlichste Erfordernis bei einem solchen Unternehmen?«

»Ein genügender Vorrat an Geld.«

»Nein, ein genügender Vorrat an Arbeitskräften.«

»Wo Geld ist, da finden sich auch die Menschen ein.«

»Zwischen Menschen und Menschen ist ein großer Unterschied. Das ist ein Artikel, bei welchem die größten Täuschungen möglich sind. Bei uns fehlt es zuvörderst an Arbeitern.«

»Wir lassen sie aus Belgien, aus Frankreich kommen.«

»Nur daß Arbeiter, die aus Belgien oder Frankreich zu uns kommen, dies nicht tun, um bei uns geringeren Lohn zu erhalten, sondern umgekehrt. Bei einer solchen forcierten

industriellen Unternehmung ist es also der erste Fehler, daß ihr die Arbeit um einige Prozente höher zu stehen kommt als den bereits früher bestandenen. Meines Erachtens muß jede industrielle Unternehmung sich auf natürlichem Wege entwickeln. Wir müssen unseren Kräften und den Platzverhältnissen gemäß anfangen, wir müssen uns die Arbeiter erziehen, sie an uns locken, sie zusammen einschulen, den Betrieb langsam aber sicher ausdehnen, im kleinen experimentieren und lieber zäh ausdauern als überstürzt anfangen. Das ist meine Regel.«

»Das sind Ansichten aus dem vorigen Jahrhundert. Bei solchen Grundsätzen wäre Amerika nie imstande gewesen, Europa zu überflügeln.«

»Ausländische Arbeiter sind übrigens auch deshalb vom Uebel, weil diejenigen, die zu uns herüberkommen, größtenteils unruhige, an keinen Ort gebundene Leute, Mitglieder geheimer Gesellschaften sind, und sowie sie den Fuß bei uns niedersetzen, unsere Arbeiter, die noch von einem guten Geist beseelt sind, sogleich verderben und den Streik auch bei uns einbürgern.«

»Hat es bei euch niemals einen Streik gegeben?«

»Niemals.«

»Wie verhinderst du ihn?«

»Das ist mein Geheimnis und läßt sich nicht mit wenig Worten mitteilen. Soviel halte ich für gewiß, daß eine erzwungene Fabrikkolonie vor allem mit der Kostspieligkeit der Arbeit zu kämpfen hätte. Das zweite Hindernis wäre der Mangel an einem sachverständigen technischen Leiter.«

»Den bekommen wir im Ausland.«

»Kann sein. Ich als Privater bin überzeugt, daß ich einen bekomme, wenn ich ihn verwenden und bezahlen kann; denn ich gehe der Sache nach, ich suche ihn, ich wähle mir den besten aus, und habe ich den besten, so bezahle ich ihn wie ich es kann und wie er es verdient. Das geht aber nicht so bei Konsortien, die sich zu Zwecken der Spekulation gebildet haben; da spielt vor allem die Protektion eine große Rolle. Mitglieder des Verwaltungsrates sind die Gründer, welche die meisten Aktien besitzen. Die verstehen von dem Betrieb, dessen Verwaltung sie übernommen haben, so viel wie ich vom Seiltanzen. Zumeist imponiert der Präses, der Direktor. Die haben irgendeinen Protégé, der eine Anstellung braucht. Der war vielleicht ein Klempner, folglich muß er eine Eisengießerei leiten können. Im besten Falle lassen sie sich von der Sparsamkeit leiten und wählen von zehn, die sich anbieten, den wohlfeilsten. Das erste Jahr trägt dann das Gepräge der Experimentation an sich. Die Hälfte des verarbeiteten Rohmaterials wird verdorben. Es stellt sich heraus, daß niemand etwas von der Arbeit versteht, die er übernommen hat. Der Rechtskonsulent wird mit Entschädigungsprozessen wegen schlecht erfüllter Verpflichtungen überschüttet. Der Verwaltungsrat kommt darauf, daß an Feiertagen, wenn die Maschinen ruhen, der Verlust viel geringer ist als an den übrigen Tagen, wo gearbeitet wird. Zuletzt bemerkt man, daß das Unternehmen mehr Körper als Kraft besitzt und sich nicht zu bewegen vermag. Es hat viel Gebäude, viel Maschinen und Vorräte an Material, aber nicht genug Betriebskapital. Es wird eine neue Einzahlung ausgeschrieben, aber niemand zahlt ein. Die Aktien werden zu Tausenden auf den Markt geworfen. Es folgt ein Prioritätsanlehen auf die Immobilien der Gesellschaft. Das hält den Ruin einen Augenblick auf. Es findet sich ein Wucherer, der das Prioritätspapier zu 100 fl. mit 60 fl. nimmt. Dann trachtet der Verwaltungsausschuß aus der Patsche herauszukommen, und hat er sich gerettet, so dankt er über Hals und Kopf ab und überläßt den Direktor sich selbst, damit er tue was ihm beliebt. Der verschleudert dann, solange der Vorrat anhält, um

Spottpreise, was nur immer verkäuflich ist, damit er seine Arbeiter bezahlen könne und selbst zu leben habe. Endlich geht auch der durch, und das leer gebliebene Etablissement kommt auf die Trommel. Das ist meines Wissens die Geschichte aller forcierten großartigen, industriellen Unternehmungen, die nicht im natürlichen Entwicklungswege den Anforderungen der Zeit und des allgemeinen Bedürfnisses gemäß groß geworden sind.«

Felix lachte viel während Iwans Schilderung.

»Ganz richtig! Es ist genau so! Als ob du's aus einem Buch herausgelesen hättest! Aber gerade um diesem Unglück zu entgehen, will ich für die Leitung des Unternehmens einen Mann gewinnen, der das ganze Geschäft aus dem ff versteht – dich.«

»Das ist die gefährlichste Täuschung. Ich verstehe und kenne die Aufgaben meines beschränkten Unternehmens, aber ich kenne den großen Weltmarkt nicht und wüßte den Anforderungen eines großen Geschäftsbetriebs nicht zu entsprechen. Viele kleine Fabrikanten und Kaufleute sind daran zugrunde gegangen, daß sie sich einbildeten, sich zu Großfabrikanten, Großhändlern erheben zu können; denn es handelt sich hier um zwei entgegengesetzte Talente und Studien. Der Kleinhändler muß nach jedem kleinen Profit haschen, der Großhändler darf den kleinen Vorteil gar nicht wahrnehmen. Der eine darf nur auf Gewisses arbeiten, der andere muß viel riskieren. Der eine muß sich den Lokalverhältnissen anbequemen, der andere muß auf die weite Welt spekulieren, um wenn er von einem Platz verdrängt ist, sich an einem andern einen Markt zu erobern. Dazu fehlt es mir an Studien, an Kenntnissen, an Beruf.«

»Du bist zu bescheiden. Ich werde dich schon vom Gegenteil überzeugen.«

»Nun, setzen wir voraus, daß alles sich so fügt, wie es in deiner Phantasie existiert. Die großartige Fabrikskolonie besteht, ist in Tätigkeit, liefert gute Ware um billigen Preis und in genügender Menge; nun kommt der Hauptübelstand: die topographischen Hindernisse. Das Bondataler Kohlenlager ist zwanzig Meilen von der nächsten Eisenbahnstation entfernt und fünfundzwanzig Meilen vom nächsten schiffbaren Fluß. Auf deiner Reise konntest du sehen, was für Straßen wir haben. Vier Monate des Jahres kann man gar keine Fracht nach einem entfernten Ort schicken; aber selbst in der günstigsten Jahreszeit würde unsere Kohle und unser Eisen schon bis zum nächsten Stapelplatz durch den hohen Fuhrlohn so verteuert, daß wir mit der Kohle oder dem Eisen aus Preußen oder Liverpool nicht konkurrieren könnten.«

»Das weiß ich alles,« sprach Felix, mit dem Korallenknopf seines Spazierstäbchens sich den gekräuselten Schnurrbart streichelnd; »aber dem ist durch eine Flügelbahn aus dem Bondatal bis zum Hauptemporium leicht abgeholfen!«

»Eine Bondataler Eisenbahn!« rief Iwan erstaunt. »Du glaubst doch wohl nicht, daß mit dem Kapital von vier Millionen auch noch eine zwanzig Meilen lange Eisenbahn gebaut werden könne!«

»O durchaus nicht! das wäre wieder die Aufgabe einer anderen Unternehmung.«

»Und du glaubst, daß der Bondataler Fabrikskolonie zuliebe sich Kapitalisten finden werden, die es unternehmen, eine keinen Handelsverkehr in Aussicht stellende Sackbahn zu bauen?«

»Warum denn nicht?« sagte Felix, den Knopf seines Spazierstöckchens auf seinen Mund legend, als ob er seine Rede entzwei teilen wollte; »wenn der Staat die konstitutionelle Zinsengarantie gibt.«

(Damals war der Reichsrat die Konstitution).

Iwan riß die Augen noch weiter auf und legte auf jedes seiner Worte einen besondern Nachdruck.

»Der Staat – soll dieser – Eisenbahn – eine Zinsengarantie – geben. Das wäre ja die unzweifelhafteste Verkürzung des Staats. Das halte ich nicht für möglich!«

Felix antwortete mit Ueberlegung: »Es gibt Schlüssel, welche uns die Türen der Bureaus der hohen Herrn öffnen.«

Mehr gestattete er sich nicht zu sagen, die übrigen Aufklärungen mit dem Korallenknopf seines Spazierstockes gleichsam in seinen Mund zurückpressend.

Iwan zog hierauf die Schublade seines Tisches heraus und nahm daraus ein Stück schwarzes Brot.

»Siehst du dies? Leute, die so schwarzes Brot essen, werden bei den Exzellenz-Herren nicht antichambrieren.«

Felix warf mit cholericischem Lachen den Kopf zurück und drehte sein Spazierstäbchen zwischen den Fingern im Kreise.

»Also *n'en parlons plus!* Du hast später Zeit dich anzuschließen. Denn was ich mir einmal vorgenommen habe, das führe ich aus. Ich wette mit dir, daß ich die Bondataler Herrschaft dem Fürsten unter den Füßen und der frommen Komtesse unter dem Betschemel wegziehe, daß ich da die großartigste Fabrikkolonie der Monarchie errichte und sie mitten in den Weltmarkt hineinschiebe – so wahr mein Namen Felix Kaulman ist.«

»Nun, viel Glück zu der Expedition, aber ich bleibe zu Hause.«

Die Ankunft des Herrn Rauné unterbrach das Gespräch.

Der Franzose erklärte, daß er seine Aufgabe kenne, Iwans Bedingungen annehme und seine Stelle sogleich anzutreten bereit sei.

Iwan reichte ihm die Hand zum Zeichen des Übereinkommens, übergab ihm nach beiderseitiger Unterfertigung des Vertrags die Handkasse nebst dem Verzeichnis der Arbeiter und bat ihn, heute abend in der Halle des Gasthauses, in dem er seine Wohnung haben werde, die Arbeitslöhne auszuzahlen.

Das Gasthaus war Iwans Wohnung gegenüber.

Die Arbeitergruppen versammelten sich Samstag abends auf dem Platz zwischen den beiden Häusern. Iwan ging zum Fenster, um nachzusehen, in welcher Ordnung die Auszahlungen unter dem neuen Direktor vor sich gehen werden. Auch Felix stellte sich zu ihm hin und begann mittels des an seiner Uhrkette hängenden Miniaturlorgnons die Arbeiter in Augenschein zu nehmen.

»Ah *ca!*« rief er einmal, mit der Zunge schnalzend, »die kleine *ceन्द्रillon* dort mit dem roten Rock würde sich als Bronzefigur nicht übel ausnehmen. Von der muß ich lernen, wie man auf slowakisch sagt: Liebst du mich?«

»Nimm dich in acht,« erwiderte Iwan, halb scherzhaft, »die hat einen Bräutigam, den die Leute Menschenfresser nennen.«

Die Auszahlung ging in Ordnung vor sich. Peter Saffran brachte aus dem Gasthaus auch Evilas Wochenlohn heraus und wollte ihn ihr übergeben. Evila gab ihm das Geld zurück, und dann gingen sie in guter Laune miteinander heimwärts. Das Mädchen fing an zu singen und legte ihre Hand auf Peters Schulter.

»Saperlot! was für eine Stimme!« rief der Bankier. »Wenn sie in Paris wäre, so würde sie damit die Theresa schlagen!«

Iwan zündete sich eine Zigarre an, setzte sich in eine Ecke und schwieg.

Herr Doktor!

Am andern Tag war Sonntag. Iwan führte Felix und Herrn Rauné am frühen Morgen in die Fabrikkolonie, um ihnen die Arbeiterwohnungen zu zeigen, die ein ganzes kleines Dorf bildeten. Dieses Dorf hatte Iwans Vater gegründet. Die Gegend war von armen, zerlumpten, ihr Leben mit Kartoffeln fristenden Leuten bewohnt gewesen. Seit der Herrschaft der Steinkohle war da eine sich gut kleidende und gut nährnde Bevölkerung entstanden. Jeder verheiratete Arbeiter hatte ein besonderes Häuschen und einen kleinen Obstgarten dazu.

Als sie vor dem Hause vorübergingen, in welchem Evila wohnte, waren alle drei genötigt in den Hof hineinzusehen; – erstens weil das Tor des Hauses offen stand, und zweitens weil sie Zeugen einer im Hof vor sich gehenden Szene wurden, die jeden Vorübergehenden zum Stillstehen veranlaßt hätte.

Peter Saffran schlug Evila.

Der Bräutigam hatte das lange, dichte, schwarze Haar seiner Braut um seine linke Hand gewunden und schwang mit der Rechten einen doppelt zusammengelegten Riemen, den Rücken und die Schultern des Mädchens mit laut schallenden Schlägen bearbeitend.

Das Gesicht des Burschen hatte ganz den Ausdruck, welcher den Spottnamen Menschenfresser zu rechtfertigen schien; er hatte die Augen verdreht, daß man den größten Teil des Weißen sah, seine Augenbrauen berührten einander in einer tiefen Stirnfurche, sein Gesicht war bleich vor Wut, seine weit geöffneten Lippen ließen die knirschenden Zähne sehen.

Bei jedem Streich, den er dem Mädchen versetzte, fügte er knurrend eine kurze Frage hinzu, als ob er sagte: »Widersprichst du noch? Willst du noch deinen Willen haben? Wirst du mir noch trotzen?«

Das Mädchen aber weinte nicht und bat nicht um Schonung, sie preßte nur ihre Schürze mit beiden Händen an ihre Lippen, und wenn der brutale Bursche sie heftig am Haare riß, blickte sie sanft und versöhnend mit ihren seelenvollen Augen zu ihm auf. Der Wüterich verstand die Sprache dieser Augen nicht.

»Ei seht!« rief Felix, »Aschenbrödel und ihr Bräutigam in einer verliebten Schäferstunde!«

»So ist's,« erwiderte Iwan gleichmütig.

»Aber du sollst dem Schurken nicht erlauben, das schöne Kind so zu schlagen.«

Iwan zuckte die Achsel.

»Er hat das Recht dazu; sie ist die Seine, sie ist seine Braut. Wenn ich mich einmische, so schlägt er sie noch mehr. Außerdem sehe ich, daß der Bursche einen Branntweinrausch hat, da richtet man mit ihm nichts aus.«

»Nun, ich werde dir zeigen, daß ich mit ihm wohl etwas ausrichte,« sagte Felix. »Ich kann es nicht mit ansehen, daß er das schöne Kind so vor mir schlägt.«

»Du wirst nicht gut daran tun, hinzugehen,« warnte ihn Iwan; »diese unterirdischen Arbeiter haben vor Leuten in feinen Kleidern keinen großen Respekt.«

»Das werden wir schon sehen. Du tue mir nur den Gefallen und rufe mir zu: ‚Herr Doktor!‘ sobald du siehst, daß ich den Arm des Zyklopen berühre.«

Hiermit sprang der elegante großstädtische Herr von der Straße zu dem tiefer liegenden Hause hinab und eilte voller Selbstvertrauen in den Hof.

Peter Saffran achtete des Hinzutretenden gar nicht und zerrte Evila noch stärker am Haare.

»Du Bursche!« rief Felix, »warum schlägst du dieses Mädchen?«

Saffran antwortete flegelhaft: »Wen geht das was an? Das ist meine Braut!«

Er roch wirklich stark nach Branntwein.

»Ah! du bist im Begriff zu heiraten?« sprach Felix zu dem herkulisch gebauten Burschen, dem er kaum bis an die Schulter reichte, ganz nahe hinzutretend; »und darfst du denn schon heiraten? bist du nicht noch militärpflichtig?«

Bei diesem Worte ließ Peter Saffran den erhobenen Riemen sinken, als ob er einen zehn Zentner schweren Hammer in der Hand hätte.

»Ich bin untauglich,« brummte er zwischen den Zähnen; »ich hab’s schwarz auf weiß.«

»Was! du untauglich, der du so gut prügeln kannst! Und wer war denn der wackere, rechtschaffene Doktor, der dir das schwarz auf weiß bezeugt hat? Mit solchen Armen! da muß ich bitten!«

Bei diesen Worten tippte er mit den Fingern dem Burschen auf die hervortretenden Muskeln des Armes.

»Herr Doktor!« rief Iwan in diesem Augenblick.

Sowie Peter dieses Wort hörte und Felix’ Finger an den Muskeln seines Arms fühlte, wand er Evilas Haar von seiner Hand und ließ es erschrocken frei.

»Na warte, mein Junge,« sprach Felix, ihm mit seinem Stäbchen vor der Nase herumfuchtend, »morgen wirst du zum zweitenmal untersucht, und da wird es sich schon zeigen, an was für einem großen Uebel du leidest, das dich untauglich macht. Darum bin ich hier!«

Peter Saffran fing augenblicklich an zu schielen.

Felix lachte ihn aus.

»O weh, mein Junge, das kann ich auch,« und schielte ihm in die Augen; »morgen visitiere ich dich.«

Peter Saffran wandte sich bei diesem Wort auf dem Absatz um, lief nach der entgegengesetzten Seite des Hofes, sprang über den Zaun und sah sich nicht um, bis er den Wald erreicht hatte.

Iwan staunte über diesen wunderbaren Erfolg. Bei all seiner Körperkraft und trotz seines Mutes hätte er sich keinen Erfolg versprochen, wenn er sich mit dem Burschen eingelassen hätte – und der andere mit der zarten, schwächlichen Gestalt jagt den Riesen in zwei Minuten über den Zaun und treibt ihn zur Flucht in die weite Welt.

Iwan war ärgerlich und schämte sich. Er sah, daß Felix es noch für gut fand, zu verweilen, und sich mit dem Mädchen in ein Gespräch einzulassen. Diese Szene wollte Iwan schon durchaus nicht mit gaffendem Munde mit ansehen.

»Gehen wir weiter,« sagte er zu Rauné, »Herr Kaulman wird uns schon finden.«

Hiermit gingen sie weiter. Sie nahmen alles Sehenswerte in Augenschein, aber Herr Kaulman traf erst nach einer guten Stunde mit ihnen zusammen, als sie schon auf dem Rückweg waren. Er sagte, er habe sie gesucht, sie aber nicht finden können.

Als Felix mit dem Mädchen in dem Hofe des kleinen Hauses allein war, fragte er in teilnehmendster vornehmer Herablassung: »Was hast du dem Menschen getan, daß er dich so geschlagen hat?«

Das Mädchen trocknete sich rasch die Augen mit der Schürze und bemühte sich zu lächeln. So eigentümlich war dieses Lächeln mitten im Schmerz, mitten in der Bitterkeit! Die umgekehrte tragische Kunst.

»O, mein Herr, das Ganze ist ein Scherz; er hat mit mir nur Spaß getrieben.«

»Ich danke für solch einen Scherz. Sieh nur die geschwollenen Striemen an deinem Hals.«

Felix hielt dem Mädchen den Spiegel seines kleinen Taschenkamms vor die Augen. Sie wurde ganz rot, als sie sich darin sah. Vielleicht entfachten die Spuren der Schläge ihren Zorn.

»Nun, sehen Sie, Herr,« sprach das Mädchen ernst, »das ist das Ganze. Ich habe einen kleinen Bruder, der ein Krüppel ist. Wir sind leibliche Geschwister. Als unser Vater gestorben war, heiratete unsere Mutter ein zweitesmal. Ihr Mann war ein Trunkenbold, der uns fortwährend schlug und bei den Haaren riß. Einmal warf er meinen kleinen Bruder, der damals erst drei Jahre alt war, vom Tisch herunter, auf welchen die Mutter das Kind gesetzt hatte. Seit damals ist mein Bruder ein Krüppel; Brust und Rücken sind ihm verkrümmt, seine Beine sind schwach, so daß er auf Krücken gehen muß, und wenn er spricht, so geht ihm bei jedem Wort fast der Atem aus. An dem allen war mein Stiefvater schuld. Nachdem das Kind zum Krüppel geworden, verfolgte und peinigete er es noch mehr. Wieviel Schläge habe ich anstatt des Kindes bekommen, besonders nachdem die Mutter gestorben war! Aber bald darauf fiel unser Stiefvater betrunken in den Schacht und brach sich das Genick. Seitdem sind wir allein geblieben. Von dem, was ich im Tagwerk verdiene, leben wir beide. Jetzt sollte der Peter mich heiraten. Er kann aber den armen kleinen Krüppel nicht ausstehen; er sagt, das Kind soll Betteln gehen – ein solches auf zwei Krücken gehendes Ungetüm könnte auf Märkten und vor den Kirchentüren viel Geld zusammenbetteln! Auch heute brach der Zank darüber aus. Er kam, um mich zur Kirche zu begleiten, denn heute verkündigt man uns zum drittenmal. Ich sagte, ich werde gleich bereit sein, ich wollte nur vorher für mein Brüderchen ein wenig Erdäpfelbrei in Milch wärmen. Der Knabe saß dort auf der Schwelle und wartete auf das Essen. Was! schrie Peter, der Kröte Erdäpfel in Milch?! Gib ihm Schlempe, davon wird er auch fett werden! Hiermit ging er hin, packte ihn an den Ohren und riß ihn so heftig empor, daß ich glaubte, er werde ihm die Ohren ausreißen. Das Kind hat aber die Eigenheit, daß es nicht weint, wenn man ihm wehe tut; es verdreht nur die Augen und öffnet den Mund, wie um bitterlich zu klagen, schweigt aber still. Ich sagte Peter, er solle dem Kinde nichts zuleide tun, denn ich liebe es. Warum geht also die Kröte nicht Betteln? Warum sitzt er jetzt nicht vor der Kirche? Warum geht er nicht mit dem Bettelsack von Dorf zu Dorf? Nie ist ein scheußlicherer Krüppel, als der da, von Haus zu Haus gegangen. Will er ewig zu Hause herumlungern, der Kobold?«

Dem Mädchen rannen jetzt die Tränen über die Wangen.

»Was kann aber der Arme dafür, daß er so häßlich ist? Nicht Gott, sondern mein Stiefvater hat ihn zum häßlichen Krüppel gemacht. Ich sagte Peter im guten, er soll das Kind in Ruhe lassen, denn es ist mein leiblicher Bruder; wenn er ihm wehe tut, so ist das soviel, wie wenn er's mir tut. Lieber soll er mich schlagen. Ich werde auch dich schlagen, schrie er dann, wenn du noch ein Wort sagst! Dann fing er an das Kind bei den Ohren in den Hof hinauszuschleppen. Geh du Meerkalb, setz' dich vor die Kirchentüre, sonst fresse ich dich! und dabei machte er ein Gesicht, daß das Kind vor Schreck heulte. Hierauf lief ich hin, riß ihm den Knaben aus der Hand und sagte: Peinige meinen Bruder nicht, sonst ist es aus zwischen uns! Der Knabe versteckte sich dann im Kamin; Peter aber war so zornig über mich, weil ich ihn das Kind nicht quälen ließ, daß er mich am Haar packte und mich schlug. Jetzt wird das alle Tage so sein.«

»Nein, Mädchen,« erwiderte Felix hierauf, »es wird nicht alle Tage so sein, denn der Bursche hat noch seine Kapitulation auszudienen. Das geht nicht, daß ein so muskulöser, starker Bursche sich dem Militärdienst entziehe. Wenn jedermann das tut, wer zum Teufel verteidigt dann den Kaiser und das Land? Das kann man nicht zugeben.«

»Sie sind also wirklich ein Doktor?« fragte das Mädchen halb zweifelnd.

»Wie sollte ich es denn nicht sein, wenn ich es sage?«

Ein schwacher Freudenstrahl erheiterte das Gesicht des Mädchens.

»Dann könnten Sie mir vielleicht sagen, ob mein Brüderchen noch geheilt werden könnte oder nicht?«

»Freilich kann ich das! bringe den Jungen nur her.«

Evila ging in die Küche, und erst nach vielem Bitten gelang es ihr, den Krüppel aus dem Kamin zu locken, wohin er sich vor seinem Peiniger geflüchtet hatte.

Es war in der Tat ein außerordentliches Exemplar von einem verpfuschten Menschen. Als ob der Natur der Stoff ausgegangen wäre, und sie nur aus Abfällen ein menschliches Individuum zusammengeflochten hätte. Kein Glied paßte zum andern, und alle zusammen wurden von keinem gemeinsamen Willen gelenkt.

Evila nahm den schüchternen, kränklichen Krüppel in den Schoß und ermunterte ihn, ihm die runzligen, wie mit Pergament überzogenen Wangen küssend, sich vor diesem Herrn nicht zu fürchten.

Felix betastete mit der ernstesten Aufmerksamkeit eines Doktors die Gliedmaßen des Krüppels und sagte dann mit affektiertem Gelehrtenernst: »O! das Uebel kann noch geheilt werden. Es brauchte nur Zeit und Pflege. In Wien gibt es ein Institut, man nennt es orthopädische Heilanstalt, wo man aus solchen Krüppeln gut gewachsene Burschen macht.«

»Wirklich?« rief das Mädchen, Felix an der Hand fassend; »würde man Jánoska dort aufnehmen? Aber das kostet wohl viel Geld, nicht wahr? Könnte ich nicht in der Anstalt, in der man die Menschen grad' macht, dienen und für meinen Lohn mein Brüderchen heilen lassen?«

»Warum denn nicht?« behauptete Felix mit ernstem Gesicht; »besonders auf meine Empfehlung, da ich dort großen Einfluß habe. Es wird mich nur ein Wort kosten.«

»O! tun Sie's, Gott wird Sie dafür segnen, tun Sie's,« stammelte das Mädchen, fing aus vollem Herzen an zu schluchzen, warf sich Felix zu Füßen und bedeckte dessen Knie und Hände mit Küssen. »Ich werde Ihnen dienen, ich will Tag und Nacht arbeiten. Nicht einmal

einen Hund sollen sie zu halten brauchen, denn ich will auch der Hund im Hause sein – nur Jánoska sollen sie pflegen, damit er ein Mensch werde und nicht vor der Kirchentüre zu betteln brauche. Ist Wien weit?«

Felix lachte.

»Du wirst doch nicht glauben, daß du deinen Bruder zu Fuß nach Wien tragen kannst? Das soll deine Sorge nicht sein. Wenn ich einmal in einer Sache mein Wort gegeben habe, so halte ich es. Ich habe meinen eignen Wagen hier; ich nehme euch beide mit, wenn du willst.«

»O! ich will beim Kutscher sitzen und Jánoska im Schoß halten.«

»Gut, mein Kind,« sagte Felix mit gnädiger Gönnermiene; »ich liebe es, den Armen Gutes zu tun. Wenn du entschlossen bist, deines Bruders wegen nach Wien zu gehen und ihn dort heilen zu lassen, so hast du die beste Gelegenheit dazu. Halte dich nur bereit, damit ich euch zeitlich in der Früh, wenn du das Posthorn hörst, aufnehmen kann. Den groben Burschen aber schlage dir aus dem Kopf, denn die nächste Woche schon wird er beim Pionierkorps assentiert sein, und vor vier Jahren wird er nicht frei. Jetzt aber nimm da ein wenig Geld, schaffe für deinen Bruder eine warme Hülle an, denn in der Nacht ist es kalt, und ich reise Tag und Nacht.«

Das Mädchen war über die erhaltene Summe so erstaunt, daß sie dafür zu danken vergaß. Es waren zwei Zehnerbanknoten – eine große Summe in der Hand eines armen Mädchens. Dieser Herr treibt keinen Scherz! Das ist ein erschrecklich großer Herr! Ein sehr wohlthätiger Herr! Es fiel ihr erst dann ein für das Geschenk zu danken, als Felix schon weit weg war. Es schickte sich aber nicht, ihm auf der Gasse nachzulaufen.

Evila freute sich wie ein Kind (sie war ja auch noch ein Kind); lachend, schäkernd sprang sie mit ihrem kleinen Bruder herum, setzte ihn auf die Bank, kniete vor ihm nieder und umarmte seinen elenden Leib.

»Wir gehen fort, Jánoska, mein Herz! In einer Kutsche fahren wir nach Wien. Hotto, Pferdchen, hotto! – in einer Kutsche mit vier Pferden, die alle mit klingenden Glöckchen behängt sind. Und Jánoska wird in meinem Schoß sitzen, Jánoska wird gute, süße Medizin bekommen, und davon werden ihm Hände und Füße stark und Brust und Rücken grad' werden; er wird ebenso ein Bursche werden wie die anderen. Dann kommen wir zu Fuß nach Hause, im Wagen fort und zu Fuß zurück, und ohne Krücken!«

Zuletzt fing auch der arme kleine Krüppel an zu lachen.

Dann lief sie ins Gewölb, kaufte dort für den Knaben eine warme Winterjacke, eine Mütze und Winterstiefelchen, konnte aber nicht die Hälfte von dem erhaltenen Gelde ausgeben! Sie nahm sich vor, das übrige dem guten Herrn zurückzugeben.

Dann ging sie in die Kirche. Ihre Bekannten fragten sie, warum sie so allein komme und wo denn der Peter geblieben sei. Evila antwortete, sie habe ihn heute noch nicht gesehen. Es schickte sich zwar nicht, am Tage des Herrn und vor der Messe zu lügen; aber wenn man in der Lage ist, lügen zu müssen, wie kann man da anders! Eine Frau oder ein Mädchen, die der Mann oder der Bräutigam geschlagen hat, muß das verleugnen.

Gott verzeiht die Lüge, und die Menschen fordern sie.

Peter Saffran aber ließ sich in der Kirche nicht blicken.

Evila mußte beschämt es allein anhören, wie der Geistliche sie zum drittenmal von der Kanzel herab verkündigte. Daraus wird nichts mehr!

Nachmittag aber erfaßte sie ein Kummer darüber, daß sie diese Gegend, ihren Bräutigam, ihre Bekannten, alle gewohnten Gegenstände für immer verlassen und in die weite, weite Welt gehen solle!

Dieser Kummer flößte ihr abends den Rat ein, in den Wald zu gehen und Peter Saffran aufzusuchen.

Sie vermutete, wo sie ihn finden werde.

In der Tiefe der Wälder, auf dem Grunde eines Bergkessels befindet sich eine verborgene Hütte, wo zur Zeit der Assentierung die rekrutierungsflüchtigen Burschen sich zu versammeln und wochenlang sich aufzuhalten pflegen, bis die Kommission ihren Weg nach einer andern Gegend einschlägt. Niemand gibt sie an.

Evila ging blindlings durch das Gesträuch. Die Nacht war finster, der Wald noch finsterer. Seitwärts vom Berge her scholl das Geheul hungriger Wölfe. Das Mädchen zitterte vor Angst, war aber dennoch entschlossen, ihren Bräutigam aufzusuchen, obgleich sie wußte, daß er sie wieder schlagen werde. Auf dem Wege fand sie einen Knüttel, mit dem schlug sie vor sich in das Strauchwerk und rief: »fort, du Wolf!« – und laut pochte ihr das Herz, wenn irgendein Tier, durch das Geräusch aufgeschreckt, vor ihr floh. – Immer tiefer, immer finsterer wurde das Tal, und dennoch bebte sie nicht zurück. Endlich erblickte sie in der Dunkelheit des Tales ein beleuchtetes Fenster. Das ist die Waldhütte.

Keuchend eilte sie auf das Haus zu. Als sie näher kam, hörte sie die Klänge eines Dudelsacks und Jauchzer, die von innen herausschallten. Hier ist man lustig!

Sie schlich leise zu dem beleuchteten Fenster und schaute hinein.

Drin tanzten Burschen mit einigen bekannten Frauenzimmern, denen Evila wegen des ungewaschenen Mauls, das sie führten, aus dem Wege zu gehen pflegte. Der Dudelsackpfeifer saß auf einem Schweinetrog und blies, daß es grunzte als ob die Schweine da wären.

Evila erkannte unter den Burschen Peter Saffran. Er war guter Laune und sprang im Tanzen so hoch, daß er mit der Faust an die Zimmerdecke schlagen konnte. Er tanzte mit einer Dirne, die auf beiden Wangen runde rote Schminkflecke hatte.

Peter Saffran hatte die Dirne mit beiden Händen um die Hüfte gefaßt, schleuderte sie in die Luft, fing sie wieder auf und küßte ihr die Wangen.

Was kann er nur an den hingeschmierten roten Flecken küssen?

Evila schwankte vom Fenster fort, wandte sich um und eilte zurück durch das Gestrüpp des Waldes, wo die Wölfe um die Wette heulen; und jetzt hatte sie nicht einmal den Stock mitgenommen, um damit auf den Strauch zu schlagen und daraus den Wolf zu vertreiben.

* *
*

Abends ging Felix Kaulman noch einmal zu Iwan.

»Freund, ich komme noch einmal, um dich zu fragen, ob du an meinem Unternehmen teilnehmen willst.«

»Ich wiederhole es dir, daß ich dies nicht will.«

»Du schlägst es also rundweg aus?«

»Ich pflege meine Überzeugungen nicht so leicht zu ändern.«

»Gut. Ich habe dir *en bon enfant* die Verbindung angeboten, und jetzt erkläre ich dir *cavalièrement*, daß ich, nachdem du nicht mit mir halten willst, meinen Plan ohne dich ausführen werde; doch halte ich dir stets die Türe offen, damit du jederzeit eintreten kannst, wenn du im Fall eines günstigen Erfolges beitreten willst. Bis dahin bleiben wir gute Freunde. Du wirst mir es vergeben, wenn ich die Diamanten, auf welchen du herumtrittst, auflese, und ihre zaubervollen Geheimnisse erforsche.«

»Ich stelle dir das vollständig frei.«

»Ich werde von der Freiheit Gebrauch machen, und es wird eine Zeit kommen, wo ich dich an diese Erlaubnis erinnern werde.«

Iwan runzelte die Stirne und dachte rasch bei sich: Was könnte er mir nehmen, was mein ist? Meine Kohlengrube nicht, darauf habe ich nach dem Montangesetz ein Recht. Das Schürfen im benachbarten Grunde? Nur zu! Mir genügt, was mir gehört.

»Viel Glück zu deinem Unternehmen! Für den Direktor meinen Dank.«

Hiermit schieden sie voneinander.

Am andern Tag zeitlich in der Frühe wurde Iwan auf einen Augenblick durch das Posthorn geweckt, welches Felix' Abreise anzeigte.

Er wünschte ihm eine glückliche Reise und schlief dann weiter.

Als er am Morgen aus seinem Hause ging, fand er Peter Saffran im Tore.

Der Arbeiter sah ganz entstellt aus. Jeder seiner Züge trug die Spuren einer durchschwelgten Nacht und aufgeregter Leidenschaft. Seine Augen waren blutunterlaufen, und sein Haar struppig und verwirrt.

»Na, was willst du?« fragte ihn Iwan mißmutig.

»Herr!« sprach der Bursche mit heiserer Stimme, »wie heißt der Doktor, der gestern bei Ihnen war?«

»Was hast du mit ihm?«

»Er hat Evila entführt,« brüllte der Bursche außer sich, stieß den Hut von seinem Kopfe, rautte sich die Haare und erhob dann die geballten Fäuste drohend gegen den Himmel.

Iwan empfand im ersten Augenblick ein grausames Vergnügen über diese Nachricht.

»Geschieht dir recht, du tolles Vieh! Geschieht dir recht! Wozu brauchtest du auch deine Braut zu mißhandeln, und noch dazu am Tage der dritten Verkündigung!«

»O Herr!« sprach Peter mit den Zähnen knirschend und sich mit den Fäusten auf die Stirn schlagend, »ich war ja betrunken! Was weiß ich, was ich getan habe? Und was waren denn das für Schläge? Mit einem lumpigen Riemen! Das ist bei uns gemeinen Leuten etwas Gewöhnliches. Bei uns glaubt ein Weib gar nicht, daß der Mann sie gern hat, wenn er sie nicht prügelt. Deshalb mich sitzen zu lassen! Mit einem Herrn durchzugehen!«

Iwan zuckte die Achsel und wollte weitergehn, aber der Arbeiter hielt ihn am Rockschoß zurück.

»Was soll ich jetzt tun? Was soll ich tun?«

Iwan war bitter und ärgerlich.

Er stieß Peter von sich und sagte kurz angebunden: »Geh zur Hölle! laufe ins Wirtshaus! Trinke eine Maß Branntwein! Dann wähle dir unter den lumpigen Dirnen eine andere Braut, die sich freuen wird, wenn du sie alle Tage durchwalkst!«

Peter hob seinen Hut von der Erde auf und sagte ganz ruhigen Tones: »Nein, Herr! ich trinke in meinem ganzen Leben keinen Branntwein mehr! Nur ein einziges Mal werde ich noch Branntwein trinken, ein einziges Mal! Denken Sie an das, was ich sage. Wenn Sie mir es noch einmal anriechen werden, daß ich Branntwein getrunken habe, oder wenn Sie mich aus dem Wirtshaus kommen sehen, oder wenn Sie hören, daß ich dort gewesen bin – so bleiben Sie an dem Tag zu Hause, denn an dem Tage kann niemand wissen, warum, auf welche Art und wodurch er stirbt.«

Iwan ließ den Burschen stehen und ging in sein Haus zurück, die Türe hinter sich absperrend.

Im ersten Augenblick tat die Erschütterung seinem in Apathie versunkenen Gemüt wohl; – also der elende Bauer, welchen das Mädchen ihm vorzog, hat den neidenswerten Schatz doch nicht erlangt, der Tölpel hat die Perle, die er nicht zu schätzen wußte, aus der Hand fallen lassen! Aber dann fühlte er wieder großen Schmerz bei dem Gedanken, daß diese Perle nun auch selbst ihren Wert verloren hat. Das Mädchen, das er für tugendhaft hielt, dessen Treue er bewundert, in dessen Naivität er sich verliebt hatte, fällt beim ersten schmeichlerischen Wort! Ihren Herrn, der rechtschaffen um ihre Hand anhält, der sein Haus mit ihr teilen will, weist sie zurück, weil dieser Herr selbst ein Arbeiter, ein ernster Mann, und weil sein Haus nur ein einfaches ländliches Haus ist; – aber mit dem andern Herrn läuft sie fort, weil dieser stutzerhaft aufgeputzt erscheint, verwegen schmeichelt, und ihr zwar nicht die Heirat und einen rechtschaffenen Namen, aber eine glänzende Wohnung und glänzende Kleider verspricht!

Was für eine Kreatur ist doch so ein Frauenzimmer! Wie sehr hat der Mohammedaner recht, daß er dem Weib auf dieser Erde keine Seele und in der anderen Welt kein neues Leben zuerkennt.

Komtesse Theudelinde.

Die Herrin von Bondavár war um diese Zeit in der Tat achtundfünfzig Jahre alt, wie Iwan behauptet hatte. Wir glauben sie nicht damit zu beleidigen, wenn wir dieses, bei einer andern Dame nur schüchtern zu berührende Geheimnis, mit der Indiskretion eines Volkszählungskommissars ausplaudern.

Komtesse Theudelinde hatte der Welt längst entsagt. Eigentlich hat sie auf die Welt niemals rechten Anspruch gemacht.

Bis zu ihrem vierzehnten Jahre wurde sie im Hause des Fürsten, ihres Vaters, erzogen, als ihre Mutter, die Fürstin, starb. Die Gouvernante war schön, der Fürst alt, die Komtesse (nur der Erstgeborene kann den Fürstentitel führen, die übrigen Mitglieder der Familie sind nur Grafen) konnte nicht länger im väterlichen Hause bleiben. Es wurde ausgemacht, daß sie auf einige Zeit ins Kloster gehe.

Bevor sie sich jedoch dorthin begab, wurde sie mit dem einzigen Sohn des Marquis de Calomirano, dem Marquis Don Antonio di Padua, verlobt, welcher damals achtzehn Jahre alt war.

Die Väter trafen das Uebereinkommen, daß wenn Don Antonio di Padua vierundzwanzig und Komtesse Theudelinde zwanzig Jahre alt ist, diese aus dem Kloster geholt wird und dann beide durch die heiligen Bande der Ehe miteinander verbunden werden.

Komtesse Theudelinde befand sich sechs Jahre hindurch in einem über jeden Tadel erhabenen Kloster, und dann wurde sie nach Hause gebracht, um ihre Hochzeit zu feiern.

Doch o Schauer! Als sie ihren Verlobten erblickte, schrie sie auf und lief fort! Das sei nicht derjenige, mit welchem man sie verlobt hatte! Der hat ja einen Schnurrbart! (Natürlich, denn er war Husarenoffizier.)

Vor sechs Jahren, als sie noch im väterlichen Hause war, hatte sie nie einen Mann mit einem Schnurrbart gesehen. Die Magnaten, ausländischen Gesandten und sonstigen vornehmen Gäste, selbst die Bedienten und Kutscher waren damals alle ganz glatt rasiert; im Kloster sah sie auch nur Beichtväter mit glatten Gesichtern, und jetzt stand auf einmal ein Mann mit einem Schnurrbart vor ihr, mit der Prätension, sie zu heiraten.

Unerträglicher Gedanke!

Schnurrbart und Bart trugen ja nur die Heiligen und Propheten, wie es auf den Heiligenbildern zu sehen ist. Aber einen Schnurrbart allein, ohne Bart wird man unter allen Bildern auf sämtlichen Stationen des Kalvarienberges einzig und allein an den Henkersknechten des Pontius Pilatus finden. Nur diese sind auf den Passionsgemälden mit dem Schnurrbart allein abgebildet.

Die Heiligen mit den vollbewachsenen Gesichtern kann man noch andächtig verehren; aber man denke sich nur das Sakrilegium, daß ein Maler einmal auf den bizarren Einfall geriete, im Gesicht unseres Herrn, des Erlösers, den Bart wegzulassen und Jesum nur mit einem Schnurrbart darzustellen! Jedem, der darauf blickte, würde das Gebet in der Kehle stecken bleiben. Theudelinde wollte von der Hochzeit nichts mehr hören, sie heiratete keinen römischen Henkersknecht. Die Verlobungsringe wurden gegenseitig zurückgegeben, und aus der Verbindung wurde nichts.

Natürlich vermied die Komtesse nun alle weltlichen Zerstreuungen; nichts konnte sie bewegen, auf einen Ball oder ins Theater zu gehen. Das sind sündhafte, frivole Unterhaltungen.

Aber trotzdem entschloß sie sich auch nicht, den Schleier zu nehmen; sie stellte sogar ziemlich starke Anforderungen an die Welt. Sie verlangte, die ganze Welt solle so werden, daß sie ihre Freude daran finde. Sie verlangte vom Chaos, daß es für sie ein Ideal schaffe, wie sie sich eines in ihrem Hirn vom Mann gebildet hatte; es sollte ein zärtlicher, treuer, des Weins, des Rauchens, jedes Streitiges sich enthaltender Mann mit glattem Gesicht, reiner Seele, hellklingender Stimme sein, ein gefühlvoller, geistreicher, geduldiger, freundlicher, sanfter, schwärmerischer, häuslicher, frommer, jungfräulicher – außerdem auch noch kluger, belesener, alles wissender, berühmter, hochgeborener, allgemein verehrter, mit Titeln und Orden ausgezeichnet, loyaler, tapferer und reicher Mann – Eigenschaften, die in solchem Quantum sehr schwer beisammen zu finden sind.

Komtesse Theudelinde verbrachte ihre schönste Zeit mit dem Suchen ihres Ideals. Und je mehr die Jahre verflossen, desto anspruchsvoller wurde sie, und je höher ihre Ansprüche stiegen, desto weniger fand sie das Bild, das in ihren Rahmen paßte.

Ihr Bruder, Fürst Gustav, machte über sie eine Bemerkung, mit welcher er die Lage der Komtesse am besten charakterisierte.

»Für meine Schwester Theudelinde werden wir schwerlich einen Mann finden, bis nicht ein ökumenisches Konzil das Zölibat abschafft.«

Es fand sich auch kein Mann für sie.

Die Komtesse war schon über dreißig Jahre alt und sie hatte noch immer nicht ihr Ideal gefunden. Dabei kam sie in die mißliche Lage, daß sie auf die Welt Anspruch machte, diese aber, so wie sie war, nicht annehmen wollte und sich nicht entschließen konnte, zwischen klösterlicher Entsagung und weltlichem Genuß zu wählen. Der alte Fürst starb und hinterließ der Komtesse Theudelinde die Bondavärer Herrschaft samt dem Ahnenschloß. Die Komtesse hatte sich schon seit mehreren Jahren dorthin zurückgezogen. Schloß und Herrschaft waren ihr zu lebenslänglicher Benutzung überlassen, und ihr Bruder, der nur *de jure* Eigentümer der Herrschaft war, durfte der Komtesse in ihrem Tun und Lassen bezüglich der Herrschaft nichts drein reden.

Komtesse Theudelinde ließ in ihrer *Bondavärer* Einsamkeit ihrem Abscheu vor Bart und Schnurrbart freien Lauf.

Die Träger derartiger Auswüchse waren ganz aus ihrem Gesichtskreis verbannt.

Später durfte sich überhaupt kein Mann in der Umgebung der Komtesse blicken lassen. Sie duldete nur weibliche Dienstleute um sich. Nicht allein der innere Dienst, sondern auch Küche, Garten und die Heizung wurden durchaus von Mädchen besorgt – von Mädchen, nicht Frauen, denn ans Heiraten durfte niemand in der Umgebung der Komtesse denken. Diejenige, welche die verbrecherische Sehnsucht nach der Haube verraten hätte, hätte sofort das Haus verlassen müssen. Selbst »der Kutscher« war ein Frauenzimmer, eine ausnahmsweise als hoffähig erklärte Witwe. Dieser einzigen war es gleichfalls ausnahmsweise gestattet, da es sich doch nicht geschickt hätte, daß sie in weiblicher Kleidung auf dem Kutscherbock sitze, einen langen Kutscherrock, einen Männerhut und ein gewisses Kleidungsstück zu tragen, bei dessen Nennung eine englische Dame »shoking« ruft und in Ohnmacht fällt, das aber gerade zurzeit unserer Geschichte in unserem guten Ungarn eine wichtige Rolle spielte, da es das Schibboleth und sichtbare Zeichen der Verfassungstreue und der Hinneigung zum Unterhandeln war, je nachdem es innerhalb oder außerhalb der Stiefelschäfte getragen wurde.

Nun also der Frau Lise war es gestattet, dieses Ding zu tragen, das einzige seiner Art im ganzen Kastell. Frau Lise durfte auch Wein trinken und Tabak rauchen. Sie tat es auch.

Zu erwähnen ist noch eine Gesellschafterin der Komtesse, Fräulein Emerenzia, die sozusagen ein ergänzender Bestandteil der Komtesse war. – Die Komtesse hatte einen hohen, schlanken Wuchs, feine Züge, einen weißen Teint und eine beinahe durchsichtige Nase. Ihre Lippen sind ungewöhnlich rot und haben ganz den Schnitt einer Armbrust; sie mögen einst schön gewesen sein. Ihre hagere Gestalt ist vorgebeugt, ihre Augenlider hängen schlaff herunter. Ihr Gesicht scheint aus zwei nicht zusammengehörigen Hälften zu bestehen, denn jede derselben zeigt einen anderen Ausdruck und andere Runzeln. Ihre Art das Haar zu tragen, ist ganz aus der Zeit, in welcher Karolina Pia heiratete, und wenn sie noch einige Jährchen ausdauert, so ist es leicht möglich, daß sie wieder mit der Mode zusammentrifft; ihre Kleidung ist gleichfalls nach der steifen Mode jener Zeit. Ihre Hände sind fein, durchsichtig, zittern und sind unfähig ein Buch mit dem Papiermesser aufzuschneiden. Ihr ganzes Wesen äußerst nervös, empfindlich; beim geringsten Geräusch schrickt sie auf, bekommt sie Krämpfe und gerät in Konvulsionen; gegen gewisse Gegenstände, Tiere, Blumen, Luft, Bewegungen, Speisen, Berührungen empfindet sie eine unerklärliche Antipathie; beim Anblick einer Katze wird sie ohnmächtig, wenn sie eine fleischfarbene Blume sieht, gerät ihr Blut in Aufruhr, das bloße Silber hat für sie einen unangenehmen Geschmack, darum müssen ihre Löffel vergoldet sein –

wenn jemand die Beine übereinander kreuzt, so jagt sie ihn fort – wenn Messer, Gabel oder Löffel kreuzweise übereinander gelegt sind, so setzt sie sich nicht zu Tisch, und wenn sie an einem der Frauenzimmer ihrer Umgebung Samt sieht, so bekommt sie Nervenzuckungen bei dem Gedanken, daß sie dieses abscheulich weiche, elektrische und antipathische Gewebe vielleicht mit ihrer Hand berühren muß.

Zum Glück hat ihre Umgebung wenigstens in der Nacht vor ihrer nervösen Antipathie Ruhe – denn nachts ist sie in ihr innerstes Zimmer eingeschlossen, und sie würde die Türe nicht vor dem Morgen öffnen, selbst wenn das Haus über ihrem Kopf in Flammen stünde.

Fräulein Emerenzia, von der wir gesagt haben, daß sie der ergänzende Bestandteil der Komtesse sei, ist dies vor allem deshalb, weil sie alles hat, was bei der Komtesse nicht zu finden ist. Emerenzia ist klein, rund, fett und hat ein volles Gesicht, aber angestrichen, daß es so weiß ist wie das der Komtesse; auch hat sie eine Stumpfnase, welche im geheimen dem Laster des Tabakschnupfens frönt. Ihre Kleidung und Coiffure ist ganz so wie die der Komtesse, nur daß das steife Kleid an ihrem Leibe nicht ohne humoristischen Ausdruck ist. Sie ist ebenso nervös wie die Komtesse. Ihre Hände sind ebenso zu schwach, auch nur ein Hühnerknöchelchen zu zerbrechen; ihre Augen ebenso empfindlich gegen das Licht, ihre Antipathien ebenso zahlreich und ihre Nerven ebenso bereit zu Ohnmacht und Konvulsionen aller Art wie die der Komtesse. Ja sie geht in dieser Beziehung noch weiter, denn sowie sie bemerkt, daß etwas im Anzug ist, wovon die Komtesse erschrecken oder schaudern wird, weiß sie ihr im Schrecken und Schaudern zuvorzukommen; sie beginnt früher zu zittern oder nervös zu erstarren als die Komtesse, sie kann wenigstens um eine Minute länger schluchzen als die Komtesse, und wenn diese auf einem Sofa in Ohnmacht fällt, so fällt sie auf das andere, und so liegen beide einander vis-a-vis, und schließlich muß die Komtesse früher zu sich kommen.

Nachts hat Fräulein Emerenzia einen schrecklich tiefen Schlaf; sie schläft in einem Zimmer, das vom Gemach der Komtesse nur durch ein dazwischen liegendes Zimmer getrennt ist, aber so tief und fest, daß Theudelinde alle Klingelschnüre abreißen kann, ohne daß es ihr gelingt, Emerenzia herbeizulocken. Es ist das eine Art nervöser Schlafkrankheit, wie Emerenzia behauptet.

Ein einziger Mann hatte Zutritt im Bondavärer Schloß.

Doch was sagen wir? Kein Mann, kein *masculinum*. Die Sprache des Dogmas hat Menschen »*neutrius generis*« erfunden, die Geistlichen. Der Geistliche ist mehr und weniger als ein Mensch männlichen Geschlechts. Körperlich ist er keines Menschen Vater, geistig aber ist er der Vater von Tausenden.

Man möge von mir keine Verleumdung, Stichelei, Verdächtigung erwarten. Der Pfarrer Mahók ist ein wackerer, sehr rechtschaffener Mann. Er nimmt seinen Beruf wie er ist; er liest mit aller Andacht Messen, er tauft, kopuliert, begräbt, wie es sich gebührt; steht auch des Nachts auf, wenn man ihn zu einem Sterbenden ruft, und zankt mit dem Sakristan nicht darüber, daß dieser ihn aufweckt, wenn er gerade im besten Schweiß liegt. Seine Verwandte, die bei ihm die Wirtschaft führt, ist zehn Jahre älter als er und über jeden Verdacht erhaben. Der Herr Pfarrer schreibt keine Artikel für die Blätter der streitenden Kirche und liest diese auch nicht; will er eine Zeitung lesen, so leiht er sich zuweilen vom Verwalter das »*Pesti Napló*« aus. Wenn sein Kantor Peterspfennige gesammelt hat, so schickt er sie, seinerseits mit einem Gulden vermehrt, an die Redaktion des »*Idők tanuja*«; aber deshalb setzt er sich dennoch abends mit dem lutherischen Geistlichen und dem skeptischen Verwalter zum Tarockspiel nieder. Er hält viel auf seinen guten Keller und auf den Federviehhof; er ist ein

großer Bienenvater und Obstzüchter. In der Politik ist er loyal und bekennt sich zur Mittelpartei, was auf dem Lande soviel heißt wie: wir votieren das Tabakmonopol, aber wir selbst rauchen »jungfräulichen« Tabak, denn er ist gut und wir haben ihn.

Nach dem Gesagten kann jedermann erraten, daß der hochwürdige Herr im Verlauf dieser ganzen Geschichte niemanden beleidigen wird. Wir würden mit ihm niemals etwas zu tun haben, wie uns denn auch bis zur Stunde so viel tausend rechtschaffene Landpfarrer nichts in den Weg gelegt haben – wenn er nicht zufällig täglich um elf Uhr ins Bondavärer Schloß zur Komtesse wegen der Beichte geladen wäre, nach deren Beendigung er zum Diner dableiben muß. Und in beiden Beziehungen pflegt er seinen Aufgaben rechtschaffen zu entsprechen. Der Segen Gottes gibt sich denn auch in seiner Wohlbeleibtheit, in seinem doppelten Kinn und in der stets lebensfrischen Farbe seines Gesichts deutlich kund.

Der hochwürdige Herr ist pünktlich, aber die Komtesse ist es nicht. Der geistliche Vater klopft, sowie es elf Uhr schlägt, an die Türe des Konversationszimmers; aber das dünne »Herein!« flötet nur die Stimme des Fräulein Emerenzia, und auf das grübende Lächeln des Eintretenden antwortet nur sie mit ihrem Lächeln. Zwei einander bescheinende Vollmonde!

»Die Komtesse ist noch in ihr Zimmer eingeschlossen,« flüstert Fräulein Emerenzia, als ob sie fürchtete, daß ihre Stimme bis ins dritte Zimmer gehört werde.

Der Herr Pfarrer winkt mit einer salbungsvollen Handbewegung und mit dem Aufziehen einer Augenbraue, daß der Schlaf der Gerechten nicht gestört werden soll.

Besonders aber nicht die Toilette der Gerechten. Die Komtesse ist um diese Zeit schon auf, aber sie kleidet sich an. Sie besorgt dies ganz allein, sie läßt niemanden in ihre Nähe kommen, bis sie nicht vollkommen eingehüllt ist. Darum sind alle ihre Kleider vorn zu schnüren.

Der Herr Pfarrer benützt die unbelauschten Augenblicke des Alleinseins, greift in die hintere Rocktasche seiner Reverende, nimmt daraus einen geheimnisvoll verborgenen Gegenstand und drückt ihn, vorsichtig umherblickend, ob nicht jemand plötzlich eintritt, in die fette Hand der Fräuleins. Das Fräulein steckt den Gegenstand eilends in die Tasche ihres Kleides, und nachdem sie ihn so sicher geborgen, drückt sie ihren stummen Dank mit einem freundlichen Knix aus.

Worauf der Pfarrer ebenso wortlos mit einer höflichen Handbewegung ausdrückt: wozu der Dank für eine solche Kleinigkeit? Hiernach wendet sich Fräulein Emerenzia verschämt ab, zieht den Gegenstand, welchen sie erhalten, vorsichtig aus der Tasche, blickt in das Innere desselben, hält ihn ganz nahe vor die Nase und erhebt, den Duft des geheimnisvollen Gegenstandes wonnetrunken in die Nase ziehend, ihre Augen halb zum Himmel, halb zu dem Pfarrer, der wieder seinerseits mit dem Zusammendrücken des Daumens und des Zeigefingers seiner linken Hand die Idee auszudrücken trachtet: »vortrefflich, ausgezeichnet!« Endlich drückt das Fräulein den Daumen und den Zeigefinger ihrer rechten Hand in den geheimnisvollen Gegenstand, läßt die beiden Finger von einem zum andern ihrer Nasenlöcher wandern und schnupft mit stummer Ekstase den himmlisch duftenden Spaniol.

Der Herr Pfarrer pflegt die Tabakdose des Fräuleins mit echtem gelben Spaniol zu versehen. Dieses platonische Verhältnis ist es, das zwischen ihnen besteht. Die Sehnsucht zweier Riechorgane nach einem gemeinschaftlichen Ideal.

Der gelbe Schnupftabak ist übrigens kein unerreichbares Ideal. Man bekommt genug davon in der Trafik, das Viertelpfund samt der Bleihülle um einen Gulden und fünfundachtzig Kreuzer. Aber was ist dieser gelbe Tabak im Vergleich zum Spaniol der Geistlichen! Was Wutki im

Vergleich zur Chartreuse und *grand vin de Cliquot* im Vergleich zum »Preßburger Moussierenden« ist! Das begreift nur der vollkommen, der es studiert.

Woher nehmen die Geistlichen diesen alle besten Arome in sich vereinigenden Tabak? Wie bereiten sie ihn, wo bereiten sie ihn? usw. Das sind lauter Fragen, die ein liberaler Mensch nicht ventilieren darf. Selbst wenn wir es wüßten, würden wir es nicht denunzieren. So viel ist gewiß, daß sie den besten Schnupftabak haben. Im Nachlaß eines kürzlich verstorbenen Bischofs wurden anderthalb Zentner dieses himmlischen Staubes gefunden, und glücklich pries sich, wer davon vier Lot um einen Dukaten bekam. Wer dies weiß, wird die Aeüßerung des Herrn Pfarrers Mahók nicht paradox finden, die er einmal gegen einen Kaplan getan. Der Kaplan beneidete ihn um sein gutes Leben, er esse gut, er trinke gut, rauche guten Tabak und delectiere noch seine Nase mit gutem Schnupftabak. »Ja, mein Sohn!« erwiderte hierauf der Pfarrer, »aber wenn ich nur noch etwas wüßte, was ich mir zu meinem Genuß auch in die Ohren stopfen könnte!«

Dieses stille »nez-a-nez« (siehe tête-a-tête) wurde durch ein eigentümliches Geklingel gestört, worauf in der zur Komtesse führenden Türe ein kleiner Metallschieber sich öffnete und eine Platte mit einer leeren Teetasse zum Vorschein kam.

Dies bedeutete, daß die Komtesse gefrühstückt habe.

An allen Türen des Schlosses waren kleinere oder größere Schieber angebracht. Die Schieber waren aus Kupfer, die Türen aus hartem Holz, an den Ecken dick mit Eisen beschlagen. Die Türe vom Schlafzimmer der Komtesse war sogar ganz aus Eisen und an der innern Seite mit einer Tapete bekleidet. Da kein Mann im Hause war, so mußte das Defensivsystem gegen etwaige gewaltsame Einbrüche vervollkommnet werden. Dieses System vervollständigte eine Maschinerie, durch welche mit einem Druck des Fußes im Schlafzimmer der Komtesse der Fußboden vor der Türe in einem Augenblick in eine Art venezianischer Seufzerbrücke verwandelt und der verwegene Besucher in ein dunkles Verließ ohne Ausgang hinabgeschneit werden konnte. Vom Alkoven aus aber geht in den Feuerturm ein elektrischer Telegraph, der mit einem Finger leise berührt, die Sturmglocke läutet, damit im Fall einer Gefahr die männlichen Bewohner der Meierei und des Jägerhauses sofort zur Hilfe herbeieilen können.

Auch in Emerenzias Zimmer gibt die Glocke eines solchen elektrischen Apparates ein Zeichen und das an der Türe sich öffnende Tourniquet zeigt an, wer gerufen wird.

Die Tasse bedeutet, daß das Stubenmädchen kommen soll. Erscheint ein Buch, so wird die Gesellschafterin gerufen.

Emerenzia schickte daher vorerst das Stubenmädchen hinein. Nachdem diese ihre Arbeit verrichtet hatte, wurde wieder geklingelt und erschien das Buch, worauf die Gesellschafterin hineinging. Nach einer Weile kam auch diese zurück und öffnete die Türe dem Geistlichen, ihm leise zuflüsternd: »Sie hat diese Nacht wieder Gesichte gehabt. Sie hat viel zu erzählen.«

Folgen wir dem geistlichen Herrn in das innere Gemach der Komtesse.

Mögen die Leser nicht vor dem Gedanken erschrecken, daß sie der Beichte einer Dame beiwohnen sollen. Diejenigen, die es gewagt haben mit mir die gespensterhafte Welt des Mammutzeitalters zu durchwandern, werden sich getrauen mir auch in diese unbekannte Region zu folgen; und wenn ich auch zuweilen Gespenster produziere, so sind es doch sehr wohl dressierte Gespenster, und ich Sorge schon für die Nerven meiner Leser, wenn ich sie an geheimnisvolle Orte führe. Schließlich müssen wir alles erfahren.

Also, nachdem der Geistliche die Türe hinter sich geschlossen hatte, ging er zur Komtesse hin und drückte ihr die Hand. Die Komtesse saß in einem großen Fauteuil und schien sehr matt. Sie winkte dem Geistlichen, ihr gegenüber in einem Fauteuil Platz zu nehmen.

»Haben Sie sie wieder gesehen?« fragte der Pfarrer.

»Ich habe sie wieder gesehen,« flüsterte die Komtesse leise. »Es fing gerade so an, wie die anderen Male. Nachdem es im Schloßturn Mitternacht geschlagen hatte, erscholl in der Tiefe, als ob es aus der Gruft käme, das »*de profundis*«. Ein gespenstischer, schrecklicher Gesang. Man hörte den Einzelgesang des pontifizierenden Geistlichen, die Antiphonie, den Chor – und dazwischen lautes Gelächter, ausgelassene Worte, Weibergekreische, Gläserklirren und Spottlieder, in wildem Geheul vorgetragen. Dann folgte wieder der leise fromme Chorgesang. Und so ging es in steter Abwechslung fort. Ich kniff mich in den Arm, ob ich nicht träume. Hier sehen Sie noch den Fleck, ich habe nicht geträumt. Ich stand auf. Ich wollte mich überzeugen, ob ich wach sei. Ich nahm einen Bleistift und Notenpapier. Und wenn eine deutlich vernehmbare Melodie zu mir heraufklang, so schrieb ich sie nieder. Hier haben Sie das Papier, Sie verstehen ja Noten.

Der Geistliche warf einen flüchtigen Blick auf die gespensterhafte Melodie und erkannte sofort ein ungarisches Volkslied: »Weibchen mit den schwarzen Augen, laß an deinem Mund mich saugen.«

Gewiß ein schreckliches Lied, besonders um Mitternacht in der Tiefe der Gruft gesungen.

»Und haben Sie, gnädige Komtesse, dieses Lied niemals vorher von Bauern auf dem Felde gehört?«

Die Komtesse antwortete mit vorwurfsvoller Würde: »Gehe ich denn auf Plätze, wo die Bauern singen?«

Dann fuhr sie in ihrer Erzählung fort: »Das ist doch wohl ein deutlicher Beweis, daß ich wach war. Ich wäre auch nicht imstande gewesen, wieder einzuschlafen. Es zog mich unwiderstehlich selbst dorthin zu gehen, von wo die Klänge kamen. Ich kleidete mich an. Ich weiß es gewiß, ich zog mir das grasgrüne *gros de Naples*-Kleid mit dem Kaschmirsaum an. Ich rief niemanden zu meiner Begleitung, alles schlief im Hause. Ein wunderbarer Mut erwachte in meinem Herzen; ich ging allein die Treppe hinab, die zur Familiengruft führt. Als ich zur Türe gelangte, öffneten sich die beiden Flügel derselben sogleich von selbst und ich befand mich wieder in derselben Gesellschaft, in welcher ich schon so oft mit den verstorbenen Mitgliedern unserer Familie beisammen gewesen war. Alle Denksteine waren von der Stelle gerückt, alle Nischen leer. Und die Bewohner derselben saßen um den langen Tisch herum, der in der Gruft steht, in denselben Kleidern, in welchen sie im Wappensaale auf den Ahnenbildern zu sehen sind, und bei jedem war der Beruf angedeutet, den er im Leben hatte. Mein Großonkel, der Erzbischof, pontifizierte in vollem Ornat vor dem Gruftaltar. Mein *Grand aieul*, der Hofkanzler, saß obenan und drückte das Landessiegel auf große pergamentene Dokumente. Mein Großonkel, der Feldmarschall, in Panzer und Allongeperrücke, erteilte Befehle, den Marschallstab in die Seite gestemmt. Meine Ahnmutter Katharina, die Hofdame, die eine bewältigende Schönheit war, drehte auch jetzt noch die Augen hin und her, und nichts bewegte sich in ihrem Gesicht, als diese leuchtenden, erobernden Augen. Und meine Tante Klementina, die Ursulinerinnenäbtissin, sang mit meinem Onkel Psalmodien, wobei die früher Genannten von Zeit zu Zeit als Chor einfielen.«

»Aber das Gelächter, das Gejohle, die Spottlieder?« fragte der Pfarrer.

»Ich komme darauf. Am untern Ende des Tisches saßen andere meiner gewesenen Verwandten. Meine jung verstorbene Urcousine, Klarissa, die sich zu Tode getanz hat, und ein Cousin, der ein berühmter Flötenbläser war; dann mein Großoheim Otto, der ein leidenschaftlicher Hasardspieler war, der auch jetzt Würfel in einem blechernen Becher schüttelte und fluchte, wenn er kein Auge warf. Dann eine Cousine, die als Braut gerade in der Nacht vor der Hochzeit starb, und auch jetzt mit bekränztem Haupt dasaß. Und endlich mein Onkel Ladislaus, dessen Porträtrahmen in unserem Wappensaal leer gelassen ist, weil er noch am Anfang des achtzehnten Jahrhunderts aus dem Familienkreise verbannt wurde.«

»Wie haben Sie denn erkannt, daß er es ist?« Mit dieser Frage glaubte der Pfarrer den Fluß der Visionen ins Stocken bringen.

»Das will ich Ihnen gleich sagen,« erwiderte Theudelinde mit der Ruhe der Ueberzeugung. »Mein Oheim Ladislaus trennte sich von der Familie, war ein Empörer, ein Ketzer, wurde vom Bannstrahl getroffen und des Hochverrats angeklagt. Er wurde gefangen genommen, verurteilt und geköpft. Darum war auch sein Gesicht nicht da, sondern anstatt dessen trug er einen Totenkopf. An diesem Totenkopf aber erkannte ich ihn so: mein Oheim Ladislaus war der erste, der trotz dem strengen Verbot des Königs das Tabakrauchen im Lande einführte, weshalb auch bei seiner Hinrichtung vorher die Bestrafung der Raucher an ihm vollzogen wurde, indem man ihm das Pfeifenrohr durch die Nase stieß. Jetzt aber, als er dasaß unter den übrigen, hatte er zwischen den Zähnen seines Totenkopfs die fatale große Meerschaumpfeife, aus der er fürchterlich rauchte, so daß die ganze Gruft mit Tabakdampf erfüllt war.«

Der Geistliche war überzeugt, daß die Komtesse dies nur geträumt habe.

»Zwischen meinen beiden Basen, der Nonne und der Braut war ein leerer Stuhl; darauf mußte ich mich setzen. Die Braut wollte mit mir immer von der Mode sprechen und lobte meine Toilette; besonders pries sie den Stoff meines *gros de Naples*-Kleides, indem sie darüber mit der Hand strich. Kalt strömte es aus ihren Fingern, als sie mir nahe kam. Der obere Teil des Tisches war mit grünem Tuch, der untere mit einem Tischtuch aus gelber geblümter Seide bedeckt. Da unten zechten sie, lachten sie, sangen lustige Couplets, am obern Ende wurden die Gebete der Antiphonie rezitiert, und beides zusammen war mir so schrecklich. In den Schüsseln waren Fasane und Haselhühner mit den Federn auf den Köpfen und funkelnder Wein in den Bechern. Man bot mir zu essen und zu trinken an. Weder Speise noch Trank hatte einen Geschmack. Einmal reicht mir meine Base, die Braut, wie es junge Mädchen im Scherz zu tun pflegen, den Brustbeinsporn eines Fasans hin und sagt: Brich mit mir diesen Sporn, sehen wir, wer von uns früher einen Mann bekommt. Ich faßte den Sporn an einem Ende, zog und zog und endlich brach er; mir blieb der größere Teil in der Hand. Die Braut lachte: Theudelinde wird früher heiraten! Ich aber wurde rot. Nicht wahr, es schickt sich nicht, daß die Geister der Ahnen solche frivole Scherze treiben?«

Der hochwürdige Herr war ebenfalls der Meinung, daß die Seligen sich eine andere Beschäftigung in der anderen Welt suchen könnten, als mit einer alten Jungfer aus ihrer Verwandtschaft einen Fasanbrustsporn zu brechen.

»Aber was mich am meisten empörte, war das Benehmen meines Veters Ladislaus. In einem fort schrie er, lachte er und sang frivole Lieder; er fluchte, verspottete die Heiligen, den Papst, die Sakramente, erzählte Witze, welche den Damen die Schamröte ins Gesicht treiben, und blies durch die Nasenlöcher den Tabakrauch auf mich hin. Ich schüttelte den Schoß meines grünen Seidenkleides, damit der Rauch nicht daran haften bleibe; aber ich fühlte, daß dies nichts nützte. Mein Vetter Ladislaus zog mich damit auf, daß ich den wahrsagenden Knochen als Reliquie in die Tasche meines grünen Kleides gesteckt habe. Ich glühte vor Scham, denn

es war wahr. Ich leugnete es, ich sagte, es sei nicht wahr. Hierauf fing er an heidenmäßig zu schwören und mit seinen knöchernen Fäusten auf den Tisch zu schlagen, daß das Gewölbe erzitterte. Meine andern Vettern hielten ihm den Mund zu, dann aber sprach er durch die Augenlöcher; er war unbezähmbar. Er verfluchte die Heiligen und die Kaiser! da streckte mein Uroheim, der Erzbischof, die Hand verdammend gegen ihn aus; mein *grand-aieul*, der Kanzler, siegelte das Urteil, und mein Uroheim, der Marschall, zog sein langes Schwert heraus und schlug von seinem Sitz aus meinem Vetter Ladislaus den Totenkopf ab. Der Kopf kollerte bis zu meinen Füßen und hielt immer noch die Pfeife zwischen den Zähnen und blies den Rauch auf mich. Hierauf entfloh ich von dort.«

Der Pfarrer sah, daß er es hier mit einem hysterischen Traum zu tun habe.

Seltsam war nur, daß die Komtesse denselben Traum so oft träumte und daß der Anfang immer derselbe ist.

»Noch als ich das grüne Kleid auszog, roch es nach Tabak.«

»Und wo ist das grüne Kleid, wenn ich nach einem solchen Gegenstand fragen darf?«

Die Komtesse verriet einige Verlegenheit.

»Ich weiß es wahrhaftig nicht. Meine Garderobe steht unter der Aufsicht des Fräuleins Emerenzia.«

»Aber, gestatten Sie mir die Frage, Komtesse, haben Sie das Kleid nicht hier abgelegt?«

»Das weiß ich schon nicht mehr. Fräulein Emerenzia ist seitdem hier im Zimmer gewesen, vielleicht weiß sie davon.«

»Gestatten Sie mir, Komtesse, das Fräulein hereinzurufen?«

»Sie wird sogleich da sein.« Die Komtesse drückte zweimal an den elektrischen Apparat, worauf die Gesellschafterin hereinkam.

»Fräulein!« sprach die Komtesse zu ihr, »Sie erinnern sich an mein Kleid aus grünem *gros de Naples* mit dem Kaschmirsaum?«

»Ja. Es ist ein weiter Ueberwurf nach japanesischem Schnitt, den Sie mit einer Seidenschnur mit einer Quaste geschlossen zu tragen pflegen.«

»Ja, dieses Kleid meine ich,« sagte die Komtesse. »Und wo ist es?«

»In der Garderobe, ich habe es selbst aufgehängt und Patschuli in die Aermel getan, damit die Motten nicht in den Kaschmirsaum kommen.«

»Wann haben Sie es dort hingetan?«

»Im verflossenen Sommer.«

Der Pfarrer begann zu lächeln. Jetzt wird die Komtesse gleich überzeugt sein, daß alles nur Traum war, was sie gesehen hat.

»Und seitdem habe ich dieses Kleid nicht angehabt?«

»Nicht ein einziges Mal, in der letzten Zeit wäre es auch gar nicht möglich gewesen, denn die offenen japanesischen Aermel sind nur für die heißeste Saison.«

»Unmöglich!«

»Aber Sie können sich ja überzeugen, Komtesse,« sagte der Pfarrer, »wenn Sie selbst in der Garderobe nachsehen. Bei wem ist der Schlüssel?«

»Bei Fräulein Emerenzia.«

»Befehlen die Komtesse?« fragte das Fräulein.

»Ich will es sehen,« sagte die Komtesse und stand auf, dem Pfarrer winkend, daß er mit ihr gehen soll.

Fräulein Emerenzia begab sich mit einer etwas verdrießlichen Miene und mit dem Schlüsselbund klirrend in das Nebenzimmer, schloß einen der dastehenden mit Schnitzwerk verzierten, großen, altväterischen Schränke auf und spannte die Türen weit auf.

Wenigstens fünfzig Seidenröcke waren da dicht nebeneinander aufgehängt. Die Komtesse ließ nie eins ihrer Kleider in fremde Hände gelangen. Keine profane menschliche Gestalt sollte sie entweihen.

In das Labyrinth dieser Kleidermuseums mit sicherer Orientierung hineingreifend, zog Fräulein Emerenzia einen Flügel des in Rede stehenden grasgrünen Kleides mit dem Kaschmirsaum hervor.

»Da ist es!«

Der Geistliche triumphierte schon. Aber die Komtesse, deren überaus empfindliche Nerven gegen alles empfänglicher waren als die der anderen dickhäutigen Menschen, erleichte plötzlich und fing an zu zittern.

»Nehmen Sie das Kleid heraus!«

Emerenzia nahm das Kleid ärgerlich vom Haken herunter, wie einer der nicht begreifen kann, was denn den Geistlichen die Japonique angehe.

Die Komtesse nahm es ihr aus der Hand und hielt es, den Kopf abwendend vor den Geistlichen hin.

»Riechen Sie!«

Der Geistliche war überrascht. Dieses Seidenkleid hatte wirklich einen solchen Bauerntabakgeruch, als ob es mit seiner Trägerin eine halbe Nacht in der Kneipe durchräuchert worden wäre.

»Ist das nicht Tabakgeruch?«

»Ja wahrhaftig, das ist es.«

Jetzt fiel der Komtesse noch eins ein. Sie griff in die Tasche der grünen Japonique und was sie herausnahm, war das zerbrochene Fasanbrustbein.

»Und das?«

In diesem Augenblick sank die Komtesse ohnmächtig auf ein Fauteuil nieder. Fräulein Emerenzia schluchzte laut auf und fiel ohnmächtig auf einen anderen Armstuhl. Der hochwürdige Herr aber wurde so verlegen, daß er nacheinander drei Wandschränktüren öffnete, bis er die rechte in das Nebenzimmer führende Tapetentüre fand und die Dienstleute herbeirufen konnte.

Hier wird übernatürliche Hexerei getrieben.

Zweiter Band.

Das Album und seine Bewohner.

Der hochwürdige Herr Mahók war der Meinung, daß das Rätsel dieses von Tabakrauch durchzogenen Kleides nicht ganz nach den regelmäßigen Gesetzen der Natur gelöst werden könne. Sowohl zufolge seiner amtlichen Stellung als auch seiner altväterischen Erziehung stand es ihm ganz wohl an, die Erscheinungen teuflischer Wirksamkeit einer ernsten Erwägung für wert zu halten.

Beim Diner sprach er mit Fräulein Emerenzia über diesen Gegenstand gar nicht. Sie waren nur ihrer zwei bei Tische. Die Komtesse blieb in ihrem Zimmer wie gewöhnlich, wenn sie Krampfanfälle hatte, und nahm an solchen Tagen nichts als klare Suppe zu sich. Nach dem Diner ließ sie den Geistlichen zu sich rufen. Sie lag auf ihrem Ruhebett und war sehr erschöpft.

»Sind Sie jetzt überzeugt, daß das kein Traum ist, was ich Ihnen gesagt habe?«

»Wahrhaftig, es muß etwas Außerordentliches bei der Sache im Spiele sein.«

»Ist es das Werk guter oder böser Geister?« fragte die Komtesse, ihre Augen fromm zu ihrem emporgehaltenen Zeigefinger erhebend.

»Das würde erst ein Versuch zeigen.«

»Was für einen Versuch meinen Sie, hochwürdiger Herr?«

»Den Versuch eines Exorzismus. Wenn es gute Geister sind, die auf diese Art allnünftig ihre Gräber verlassen, so müssen sie Kraft des Exorzismus bis zum Tage des Jüngsten Gerichts an ihre Ruhestätten zurückkehren.«

»Und wenn sie nicht dahin zurückkehren?« fragte die Komtesse besorgt.

»Dann sind es keine guten Geister.«

»Das heißt: Verdammte!« sprach die Komtesse entmutigt. »Woran könnte man das erkennen?«

In dem hochwürdigen Herrn schienen die ihm durch Tradition überlieferten Begriffe mit seinem gesunden Menschenverstande zu kämpfen. Auf die letzte Frage gab er die mutige Antwort: »In der nächsten Nacht werde ich im Schlosse wachen.«

»Und wenn Sie den unterirdischen Gesang hören werden?«

»Dann gehe ich selbst in die Gruft hinab und verscheuche die Gespenster mit Weihwasser.«

Die Komtesse erglühte und rief voller Eifer: »Ich gehe mit Ihnen.«

»Nein, Komtesse; nicht Sie werden mit mir kommen, sondern der Sakristan.«

»Der Sakristan! – Ein Mann! Wie sollte denn ein Mann in dieses Schloß kommen?«

»Ich bitte, ich bin ja auch da!« erwiderte der Pfarrer deprezierend. »Mein Sakristan gehört ebensogut zur Kirche wie ich selbst. Er ist mein unentbehrlicher Assistent bei jeder heiligen Zeremonie; er trägt vor mir die Laterne, das Weihwasser, den Weihrauchkessel, das Kruzibulum einher; ich kann keine Zeremonie ohne ihn verrichten.«

Die Komtesse willigte mit großem Widerstreben darein, daß heute abend ausnahmsweise auch der Sakristan in das Schloß kommen dürfe, doch nur in das Parterre; in das Stockwerk darf er nicht heraufkommen. Vielmehr versprach der Herr Pfarrer, ebenfalls unten im Gewächshause zu bleiben, wenn nachts die Gittertüre der Treppe verschlossen wird.

Dem Uebereinkommen gemäß kam der hochwürdige Herr Mahók abends neuerdings ins Schloß, und in seiner Begleitung erschien der Sakristan, ein Mann von beiläufig vierzig Jahren, mit einem kurz geschorenen Schnurrbart und einem sehr kupfrigen Gesicht.

Der Herr Pfarrer setzte sich oben zum Souper nieder, bei welchem auch die Komtesse erschien, die jedoch kaum etwas aß. Auch der Herr Pfarrer beklagte sich über Mangel an Appetit, Fräulein Emerenzia desgleichen. Man hatte ja große Dinge vor.

Nach dem Souper zog sich die Komtesse sofort in ihr Schlafzimmer zurück; der Pfarrer aber ging in das Gewächshaus hinab, wo unterdessen der Sakristan bei einem Glase Wein und Braten dafür gesorgt hatte, daß im eisernen Ofen das Feuer nicht ausging.

Vom Gesinde wurde niemand in das eingeweiht, was geschehen sollte. Die Komtesse bat den hochwürdigen Herrn inständig, die unschuldigen Herzen nicht mit Mitteilungen über die unterirdischen Szenen zu erschrecken, von welchen sie keine Ahnung hatten. Niemand von ihnen hatte die mitternächtliche Messe in der Gruft gehört, denn niemand hatte davon in Gegenwart der Komtesse Erwähnung getan.

Der hochwürdige Herr erwartete daher die Dinge, die da kommen sollten, allein mit seinem Sakristan und bemühte sich, die lange Zeit der Erwartung mit dem Lesen eines alten Buches abzukürzen – wobei er fortwährend gegen seine bleischweren Augenlider anzukämpfen hatte, die in der gewohnten Stunde sich schließen wollten. Er fürchtete, wenn er einschlafen würde, alles zu träumen, was die Komtesse ihm erzählt hatte und was er wohl nicht glaubte, aber auch nicht gänzlich zu bezweifeln wagte.

Das Lesen dient aber dem wackern geistlichen Herrn gewöhnlich nur als Reizmittel zum Schlafen. Darum schlug er das Buch bald zu und fing an mit dem Sakristan zu plaudern.

Wovon hätte der Vertraute des Pfarrers in dieser erwartungsvollen Stunde sprechen können, wenn nicht von lauter Gespenstergeschichten: vom Mönch ohne Kopf, von den Geistererscheinungen in den hierzu besonders geeigneten Nächten, von Teufeln, von Kobolden und Hexen, die er alle entweder mit eignen Augen gesehen oder von deren Existenz er durch die glaubwürdigsten Personen überzeugt worden war.

»Dummheit, Lüge!« sagte der hochwürdige Herr auf alles; dabei konnte er sich aber doch des Gruselns nicht erwehren, welches man verspürt, wenn man solche Geschichten kurz vor Mitternacht hört.

Wenn er nur wenigstens rauchen könnte! Aber das ist in diesem Schloß nicht erlaubt. Die Schloßherrin würde es riechen, wie der Riese im Märchen das Menschenfleisch.

Nachdem der Sakristan gesehen hatte, daß alle seine wahrhaftigen Erzählungen als Lüge bezeichnet wurden, dachte er sich, es sei besser zu schweigen. Sobald er aber aufhörte zu reden, schlief er ein. So süß konnte er auf dem Stuhl sitzend, den Kopf auf die Lehne gestützt und mit geöffnetem Munde schlafen, daß der hochwürdige Herr ihn beneidete.

Aber dieses Gefühl des Neides konnte nicht lange anhalten; denn bald fing der Sakristan an zu schnarchen. Und er schnarchte dermaßen in allen grauenhaften Akkorden, in allen Variationen des »Blasens«, »Sägens« usw., daß der hochwürdige Herr von Zeit zu Zeit genötigt war, ihn zu mahnen, daß er nicht so häßlich schnarchen möge.

Endlich schlug die Uhr des Schloßturmes zwölf, und da rüttelte der Geistliche den Sakristan vollends aus dem Schlaf.

»Erhebt Euch, ich habe Euch nicht deshalb mitgenommen, damit Ihr hier schlafet.«

Der Sakristan rieb sich schlaftrunken die Augen; der Geistliche nahm seine Tabakdose heraus, um sich die Schläfrigkeit mit einer Prise zu vertreiben – aber plötzlich verging beiden Männern die Lust zu schlafen auch ohne dieses Mittel. Denn gleich, nachdem der zwölfte Glockenschlag verklungen war, begann die gespensterhafte unterirdische Messe zu ertönen.

Durch die tiefe Stille der Nacht erklang deutlich der Meßgesang des Geistlichen unter den Gespenstern ganz in der Weise, wie die geübtesten Priester die frommen lateinischen Sprüche rezitieren; und dann fiel der Chor brausend ein, begleitet von einer den Orgeltönen ähnlichen Musik, die nur schriller klang als eine Orgel, und sich wie eine Parodie der Orgelmusik ausnahm.

Den ganzen Körper des Herrn Pfarrers Mahók überlief bei diesen gespensterhaften Klängen eine Gänsehaut.

»Ah! hört Ihr es?« sprach er zum Sakristan.

»Wie sollte ich denn das nicht hören? Man liest irgendwo die Messe.«

»Hier unter uns.«

»In der Gruft!«

»Was mag das sein?«

»Der Teufel!«

»Alle guten Geister loben den Herrn!« stammelte der hochwürdige Herr, sich dreimal bekreuzend.

»Aber es scheint, daß auch die bösen Geister den Herrn loben.«

Diese fromme Ansicht des Sakristans von den bösen Geistern wurde rasch widerlegt, denn mitten unter der feierlichen Antiphonie scholl plötzlich ein höllischer Chor aus der Gruft herauf; und deutlich war der Text herauszuhören:

»Komm, mein Liebchen, komm herein,
Komm nur, komm, ich bin allein;
Zwei Zigeuner fideln hier,
Und ich tanz' allein mit mir!«

Auf das Lied folgte dann ein Kreischen, Johlen, Heulen, Lachen von Männern und Weibern in einem höllischen Durcheinander.

Wenn der hochwürdige Herr beim frommen Solo nur zitterte, so fiel er bei diesem scheußlichen Ensemble vor Schreck beinahe um. Er wurde starr an allen Gliedern und kalter Schweiß bedeckte seine Stirne.

»Das ist das Werk des höllischen Teufels dort unten.«

Gerade so hatte es ihm die Komtesse erzählt.

»Michael!« sagte er zähneklappernd, »habt Ihr es gehört?«

»Wie sollte ich es nicht gehört haben! Ich wäre ja sonst taub. Böse Geister feiern da unten ihren Sabbat.«

Jetzt ertönte der Klang eines Glöckchens, der Lärm verstummte und der singende Priester dort unten fuhr in der Messe fort.

»Was sollen wir tun?« fragte Herr Mahók.

»Was wir tun sollen! In die Gruft hinabsteigen und die bösen Geister exorzisieren!«

»Was? allein?«

»Allein!« erwiderte Michael mit prahlerischem Mut; »mit dem Namen des Herrn der Heerscharen! Außerdem sind wir ja unser zwei. Wäre ich nur ein Geistlicher, hätte ich nur die Stola an und die viereckige Mütze auf dem Kopf, so würde ich ganz allein mit dem Weihwasser unter sie hinabgehen und mit dem Ruf: *Apaga satanas!* würde ich alle Legionen der Hölle vor mir hertreiben.«

Der hochwürdige Herr schämte sich, daß sein Sakristan einen stärkeren Glauben und mehr Mut mit dem Bösen zu kämpfen hatte als er.

»Ich würde ja gern gehen,« sagte er, »aber plötzlich ist mir die Gicht so in die Füße gefahren, daß ich nicht imstande bin, das Knie zu beugen.«

»Es wäre aber eine große Schande für uns, wenn wir jetzt, da wir den Lärm der Gespenster hören, es nicht wagen würden, unter sie zu treten.«

»Aber wenn ich meine Füße nicht rühren kann!«

»Ich will Ihnen etwas sagen. Setzen Sie sich auf meinen Rücken, nehmen Sie die heiligen Geräte in die Hand und ich werde die Laterne tragen.«

Vor diesem Anerbieten war kein Ausweichen möglich.

Der Geistliche befahl Gott seine Seele, stärkte sein Herz und entschloß sich, mit den heiligen Waffen des Glaubens ausgerüstet, sich in den Kampf mit der Unterwelt einzulassen.

»Sollten wir nicht alle Leute im Hause aufwecken und in Prozession unseren Feinden entgegensetzen?«

»Die ängstlichen Weibsbilder kriechen ja nicht um eine Welt aus ihren Betten, wenn wir ihnen sagen, daß Gespenster umgehen. Die Männer aber dürfen ins Schloß nicht herein.«

Herr Mahók mußte sich entschließen, allein mit seinem Assistenten in die verhängnisvolle Schlacht zu ziehen.

»Also gehen wir!«

Michael hockte sich nieder und nahm den Geistlichen huckepack auf den Rücken.

»Aber laßt mich nicht fallen!« mahnte ihn der geistliche Herr, als er schon auf ihm saß, wie Anchises auf dem Rücken des Aeneas.

»Haben Sie keine Furcht; der Rücken hat mir noch nicht gekracht.«

Hiermit nahm Michael die Laterne, gab dem Geistlichen die heiligen Geräte in die Hand und ging mit ihm hinaus.

Als sie in die Vorhalle gelangten, fühlte Herr Mahók, daß es draußen noch kälter sei als im Gewächshause. Die kleine Leuchte, welche Meister Michael in der Hand trug, beleuchtete den Gang nicht in der ganzen Länge und warf ihren Schimmer nur auf den zunächst gelegenen Teil der Wände, an welchen sie vorüberschritten und an welchen beiderseits die halb verwitterten Bilder gepanzerter Ritter in schwarz gewordenen Rahmen zum Vorschein kamen

und wieder in der Finsternis verschwanden; es waren die Hauptleute und Leutnants der Herren von Bondavár, die einst ihre Banderien gegen Türken und Kuruzen geführt hatten. Auch sie winkten den beiden geistlichen Kämpfern, nur vorwärts zu gehen; sie werden sie schon dort unten hinter den Stühlen ihrer Herren finden.

In der Mitte der Halle befand sich der Eingang in die unterirdischen Teile des Schlosses. Dieser Eingang war mit einer eisernen Türe verschlossen. Dem hochwürdigen Herrn fiel es erst bei der Türe ein, daß er den Schlüssel derselben im Gewächshause vergessen habe. Er mußte also dorthin zurückreiten. Als sie schon auf der Schwelle des Gewächshauses waren, riskierte Meister Michael die Bemerkung, daß ihn etwas Hartes auf der Seite drücke; ob dies nicht der fragliche Schlüssel sei, den der geistliche Herr vielleicht in der Tasche seiner Reverende habe. Herr Mahók griff in die Tasche und er fand richtig, daß er den gesuchten Schlüssel bei sich hatte. Er mußte also zum drittenmal zwischen der drohenden Bilderreihe der alten Krieger bis zur Treppentüre Spießbruten laufen.

Der Schlüssel drehte sich ächzend im Schloß und den Eintretenden legte sich ein dumpfer Geruch schwer auf die Brust, wie er unterirdische, selten gelüftete Räume zu erfüllen pflegt.

»Die Türe lassen wir offen,« sagte der Pfarrer, an die Eventualitäten eines beschleunigten Rückzuges denkend.

Und nun begannen sie die Treppe hinabzusteigen.

Der hochwürdige Herr bemerkte bei jeder Stufe immer mehr, daß sein Pferd sich noch mehr fürchtete als er selbst; daher hielt er sich mit der Linken noch stärker am Kragen Michaels und preßte ihm mit den Schenkeln noch stärker den Hals zusammen.

»O weh! hochwürdiger Herr! drücken Sie mich nicht so, ich ersticke!«

Hu! was war das! Ein schwarzer Gegenstand schwirrte über ihre Köpfe hin.

Eine Fledermaus! – Der Vorposten der Gespenster!

»Wir werden gleich dort sein!« ermunterte Meister Michael seinen Reiter, und seine Zähne klapperten.

Solange sie die Wendeltreppe hinabstiegen, war der unterirdische Lärm weniger hörbar – aber als sie in den Kellergang hinabkamen, brach er wieder in seiner ganzen unterweltlichen Schauerlichkeit hervor.

Der Kellergang war lang und ein Flügel desselben führte links von der Treppe zu den Kellern, der andere zu den Grüften. Der Kellertreppe gegenüber aber befand sich ein Kreuzgang, welcher ins Freie hinausführte und nach einer aus acht Stufen bestehenden, aufwärtssteigenden Treppe mit einer Gittertüre verschlossen war, durch welchen die äußere Luft frei in den Gang einströmte.

»Hu! der Luftzug hätte uns bald die Laterne ausgelöscht!« bemerkte der hochwürdige Herr.

Ein Luftzug? Es wäre gut gewesen, wenn es bloß ein Luftzug gewesen wäre; aber sowie Meister Michael drei Schritte gegen die Grufttüre vorwärts gemacht hatte, zeigte es sich, was für Dinge der beiden Männer dort warteten.

Am untern Ende des Ganges flackerte eine bläuliche Flamme, ähnlich denjenigen, die in der Nacht von St. Georgi aus der Erde schlagen, anzeigend, daß da ein Schatz vergraben sei.

Vor der blauen Flamme aber stand oder saß oder hockte eine zwerghafte weiße Gestalt. Dieselbe war kaum drei Fuß hoch, hatte jedoch einen unförmlich großen Kopf.

Sowie der Sakristan mit dem Geistlichen sich dem gespenstischen Zwerg näherte, flackerte die blaue Flamme plötzlich hoch auf, einen bleichen Schimmer durch den ganzen Gang verbreitend, und bei diesem Schein begann die gespenstische Gestalt plötzlich sich zu strecken, erst sechs, dann acht Fuß, dann zwei Klafter hoch! Der noch längere Schatten derselben tanzte im Licht der bläulichen Flamme wie eine schwarze Schlange auf dem Marmor-Estrich des Ganges, bis das hoch erhobene Haupt der gespenstischen Gestalt mit schrecklichem Gebrülle das Echo der Wölbung wachrief.

Mehr brauchte Meister Michael nicht. Er wandte sich mit seiner Last um und fing an zurückzulaufen. Inmitten des Ganges befand sich eine fatale Stufe, die er nicht bemerkte; er stolperte darüber und fiel mit dem auf ihm Sitzenden auf das Pflaster nieder. Gut, daß er sich dabei nicht die Zunge abbiß. Im Falle zerbrach er die Laterne, diese ging aus, sie blieben im Finstern und tappend stolperten sie einer über den andern fort. In der undurchdringlichen Finsternis waren sie nicht imstande den Treppenaufgang zu finden und anstatt dessen gerieten sie in den Kreuzgang, durch dessen Gittertüre das Mondlicht sanft hereinschien. Dorthin flohen sie, aber die verschlossene Gittertüre setzte ihrer Flucht anfangs ein Hindernis entgegen; doch Meister Michael gelang es, die Gittertüre zu öffnen, und nun liefen sie hinaus ins Freie.

Die Gittertüre des Souterrains führte in den Garten, die Gartentüre aufs Feld. Die beiden Teufelsbanner flohen nun über Stoppeln und Dornensträucher mit der größten Schnelligkeit dahin, ohne daß dem Pfarrer die Füße auch nur im geringsten weh taten. Er war von der Gicht plötzlich dermaßen geheilt, daß er mit dem schnellfüßigen Sakristan um die Wette laufen konnte und um drei Sekunden schneller in seinem Bette war als der Sakristan, der drei Tage lang vor Schrecken nicht zu reden vermochte.

Herr Mahók ging am andern Tag unter großen Beklemmungen ins gräfliche Schloß.

Er war ein rechtschaffener, einfacher Mensch, der lieber an Teufel als an böse Menschen glaubte, und was er mit seinen Augen gesehen, nicht bis zur Tiefe undurchdringlichen Dunkels mit Zweifeln durchforschte. Er glaubte jetzt schon fest daran, daß hier verdammte Geister umgehen und bei ihren mitternächtlichen Mahlzeiten Hühnerbeine brechen, um zu sehen: »wer früher heiratet«.

Die Komtesse fand er indes in guter Laune. Sie war freundlich, erregt, lachte und empfing den Ankommenden exaltiert, welche Gemütsausschweifungen für Herrn Mahók nicht überraschend waren. Er war es schon gewohnt, die Komtesse einen Tag verdrießlich, den andern Tag übertrieben gemütlich anzutreffen.

»Ich habe die Nacht hier durchwacht,« sprach der Geistliche, direkt auf den Kern der Sache losgehend.

»O! Dank, tausend Dank dafür, hochwürdiger Herr. Sie haben die Gespenster des Schlosses schon mit Ihrer bloßen Gegenwart vertrieben. Diese Nacht war da unten gar kein Lärm.«

»Kein Lärm war da unten?« fragte der Geistliche, in seinem Staunen sich vom Sitz erhebend.
»Diese Nacht haben Sie nichts gehört, Komtesse?«

»Biblische Ruhe und arkadischer Frieden herrschten im Hause, oben und unten.«

»Nun, ich habe nicht geträumt, und wenn es nur der blauen Flecken und Hautaufschürfungen an dem Ellbogen bedarf, so habe ich auch solche Zeugen aufzuweisen, den Sakristan ungerechnet, den jetzt noch das Fieber schüttelt; noch nie ist ein so gotteslästerlicher höllischer Lärm gehört worden wie heute nacht in der Gruft des Schlosses – ich war persönlich drunten, wo ich dem Bösen begegnete und durch meinen schwachsinnigen Sakristan im Kampf gestört wurde. Ich bin jetzt nur gekommen, um Ihnen zu erklären, daß meine Wissenschaft zu Ende

ist. Dieses Schloß ist verwünscht, und ich kann Ihnen nichts weiter raten, Komtesse, als daß Sie das Schloß so bald als möglich verlassen und in die Stadt ziehen, wohin die Gespenster Ihnen nicht folgen werden.

Die Komtesse legte die Spitze des Mittelfingers ihrer linken Hand auf ihre Brust und sprach mit stolzer Würde:

»Ich soll dieses Schloß verlassen, weil darin die Geister meiner Ahnen allnächtlich auferstehen? Ah! dann kennen Sie mich schlecht! Es ist nur ein mächtiger Grund mehr für mich, dazubleiben. In einem Hause, wo ich mit meinen Ahnherren und Frauen zusammentreffe, die mich kennen, mich ansprechen, mich mit ihrem Besuch, mit ihrer Einladung beehren – da sollte ich nicht bleiben?! Das ist gerade der Hauptreiz meines Aufenthalts in Bondavár. Die Anwesenheit dieser Ahnengeister ist das *pretium affectionis*, welches den Wert dieses Schlosses ver Hundertfacht.«

Herrn Mahók schwebte hierauf die Antwort auf der Zunge: Wenn Sie Lust haben dazubleiben, meinethalben – ich bleibe nicht da, suchen Sie sich einen andern Beichtvater! – Aber es fiel ihm etwas anderes ein.

»Sagen Sie mir, Komtesse, wenn Sie mit den gewissen Gespenstern in so intimer Verbindung sind, wie kommt es, daß Sie gerade in der vergangenen Nacht vom Hexensabbat nichts gehört haben?«

Auf diese Frage erschienen im weißen Gesicht der Komtesse zwei runde rote Flecken und verwirrt schlug sie die Augen nieder.

Der Geistliche aber fixierte sie fortwährend scharf mit seinem Blicke, und sie konnte ihm nicht ausweichen. Die Dame ließ sich langsam auf die Knie nieder und mit der Hand auf ihre Brust schlagend, flüsterte sie: »*Pater, peccavi!* es gibt etwas, was ich Ihnen niemals gebeichtet habe und was längst mein Gewissen drückt.«

»Was mag das sein?«

»O, ich fürchte mich!«

»Fürchte nichts, meine Tochter!« sprach der Geistliche salbungsvoll; »Gott verzeiht.«

»Das glaube ich; aber ich fürchte, daß Sie – mich auslachen.«

»Ah!« Der Geistliche fiel auf diese seltsame Aeußerung in seinem Stuhl zurück.

Die Komtesse erhob sich aus ihrer knienden Stellung und eilte zu ihrem Schreibtisch. Sie öffnete eine verborgene Schublade desselben und nahm ein Album heraus. Es war ein prachtvoller Band, mit Elfenbeindeckeln in goldener, emaillierter Fassung und mit ebensolchen Spangen.

»Durchblättern Sie dieses Album.«

Der Geistliche öffnete die Spangen, hob den Deckel auf und sah dann eine Sammlung photographischer Porträts, wie man sie in jedem Empfangssalon auf den Tischen sieht.

Der Pfarrer konnte nichts herausfinden, was an diesen Porträts Staunenswertes sei. Es sind wackere berühmte Personen, große Staatsmänner, Dichter, Schauspieler, die zu kennen interessant ist; aber es ist keine einzige skandalerregende Person darunter. Auffallend war höchstens der Umstand, daß alle Bilder dieses Albums glatt rasierte Gesichter darstellten. Der Geistliche fand auch mehrere Bekannte darunter wie Liszt, Reményi, die Schauspieler Lendvay, Szerdahelyi und andere, die gleich den ausländischen Zelebritäten weder Schnurrbart noch Bart trugen.

Und noch eins nahm der Geistliche wahr; nämlich daß auf manchen Blättern anstatt eines Bildes ein Stück schwarzen Flors in den Rahmen eingefügt war. Das ist schon ein Umstand, der zum Nachdenken herausfordert.

»Das ist gewiß eine sehr interessante Sammlung,« sprach der Geistliche, das Album durchblättern, »aber was hat das alles eigentlich zu bedeuten?«

»Ich beichte es Ihnen,« sprach die Komtesse, dem Geistlichen ins Ohr flüsternd. »Dieses Album ist der Sammelplatz meiner Torheiten und Sünden. Ein Wiener Kunsthändler hat von mir den Auftrag, jede Photographie von Männern mit glattem Gesicht, die erscheint, mir sofort zu schicken. Ich suche darin mein Ideal. Ich suche schon seit vielen Jahren. Zuweilen glaube ich, es gefunden zu haben. Irgendeines der Bilder ergreift meine Seele; ich nenne den Mann, den es vorstellt, meinen Verlobten, ich lege das Bild vor mich hin und schwärme stundenlang. Ich glaube, daß ich mit ihm spreche. Wir sagen einander wunderschöne Dinge, süße Schmeicheleien, und diese Träume erfüllt mein Herz mit seliger Trunkenheit. Es ist eine Torheit; aber etwas flüstert mir zu, daß es auch eine Sünde sei. Ich war bisher nicht imstande einen Entschluß zu fassen, ob ich dies als Sünde beichten oder als Torheit verschweigen soll. Was ist Ihre Ansicht, geistlicher Vater?«

Herr Mahók wußte nicht, was er sagen solle. In den heiligen Büchern ist wohl irgendwo die Rede vom »Sündigen mit dem Blick«, aber der Photographien wird dabei mit keinem Wort Erwähnung getan. Darüber müßte das Konzil entscheiden.

»Sprich weiter meine Tochter.«

Die Komtesse fuhr fort in der Beichte.

»Und wenn ich vor einem solchen Bilde lange schwärme, so zwingt mich das Bild, mir im Traum zu erscheinen. Die geträumte Gestalt pflegt vor mir wie eine himmlische Erscheinung aufzutreten, wir gehen miteinander Arm in Arm, von überirdischem Glanz umflossen über Felder und Fluren, wo jedes Baumblatt einen durchsichtigen Schatten wirft und wo man selig und jung ist.«

Die Beichtende weinte.

»Ist dies nicht eine Sünde?«

Herr Mahók atmete auf. Er hatte den Namen der seltenen Sünde gefunden.

»Ja, es ist eine Zauberei.«

Doch welche Buße sollte er dafür ersinnen?

»Auch ich glaube das,« beeilte sich die Komtesse darauf zu sagen, »und für die zauberhaften Visionen pflege ich dadurch Buße zu tun, daß ich das Bildnis des Mannes, der mir im Traum erschienen, im Kamin verbrenne und die leere Albumstelle mit einem Stück Flor verhülle.«

Daher also die vielen mit Flor ausgefüllten Albumblätter.

Herr Mahók fand, daß diese Art der Pönitzent gut gewählt sei. Ein Brandopfer! In der Schrift ist zwar ein Zicklein vorgeschrieben, aber eine Photographie tut's auch. – Theudelinde fuhr fort: »Während dieser Visionen pflege ich in tiefem Schlaf zu liegen; meine Seele ist nicht mehr auf Erden, ich bin im Himmel, kein irdisches Gefühl knüpft mich mehr an diese Welt, ich bin ein verklärter Geist. Darum höre ich keinen Lärm, der hienieden braust, und wäre er noch so stark.«

»Du hast also deshalb auch diese Nacht den gespenstischen Lärm nicht gehört, weil du in der andern Welt deines Traumlebens wandeltest.«

»*Confiteor*,« flüsterte die Dame, das Gesicht niederbeugend.

Nun, das ist ein schönes Schloß, dachte Herr Mahók bei sich. Die Ahnen stehen nach ihrem Tode auf um Messen beizuwohnen und zu zechen, und die Enkelin macht noch bei Lebzeiten Besuche im Himmel. Sie können tun, was ihnen beliebt, denn sie sind ja ein vornehmes Geschlecht. Ein armer Mensch aber darf an solche Extravaganzen gar nicht denken. Was soll so ein armer Dorfpfarrer mit ihnen anfangen, dem Leute in grobem Tuch nur alltägliche Sünden zu beichten pflegen! – In dieser komplizierten Angelegenheit hätte der Pfarrer es gern gesehen, wenn ein stärkeres Genie anstatt seiner Recht gesprochen hätte; er wußte weder den spukenden noch den verführerischen Geistern der Komtesse beizukommen. Jene haben ihn in die Flucht gejagt, und diese kann er nicht einholen. Es wird am besten sein, die Sache auf sich beruhen zu lassen.

»Meine Tochter, die Buße, welche du für die an Zauberei grenzenden Visionen dir auferlegt hast, ist sehr richtig und gut eingegeben. Hast du die Photographie der zuletzt erschienenen Zaubergestalt auch schon verbrannt?«

»Nein,« antwortete die Komtesse.

»Und warum nicht?« fragte der Geistliche, froh, eine Schuld zu finden, die der Absolution wert war.

»Es ist mir unmöglich, dieses Bild ins Feuer zu werfen.«

»Und warum ist es unmöglich?«

Die Komtesse öffnete, anstatt zu antworten, ein verdecktes Blatt des Albums und zeigte was sich unter der Hülle befand.

»Ah!« rief der Geistliche, das Bild erblickend, welches er sogleich erkannte.

Es ist der Abt Samuel, das Haupt eines namenlosen oder vielmehr vielerlei Namen führenden Ordens.

»Mein Kommissionär hat den Auftrag,« sagte die Komtesse, »mir die Photographien aller stattlichen Männer mit glattem Gesicht zukommen zu lassen; er hat ohne sein Wissen die Sünde begangen und mir auch das Bild einer geweihten geistlichen Person geschickt. Die Sünde ist meine Schuld.«

»Und in deinem Traum bist du auch mit diesem da in paradiesischen Gegenden Arm in Arm gewandelt?«

»*Mea culpa!*« stöhnte die Komtesse, die Hände auf die Brust gelegt.

Dem Geistlichen kam ein rettender Gedanke.

»Das hat dir der Himmel eingegeben, daß du dieses Bild nicht wie die übrigen ins Feuer geworfen hast; denn dadurch hast du das Heil für die Krankheit deiner Seele gefunden. Es ist ein Werk der Vorsehung, daß dieses Bild sich zu dir verirrt hat; denn nach den eitlen weltlichen Träumereien hast du das wahre Ideal gefunden, unter dessen Leitung du auch auf dieser Welt zum Heil gelangen kannst, dessen erhabener Charakter und gesalbte Stirn dein Herz von den Schlacken irdischer Gefühle zu reinigen und dich – nicht mehr im Traum – sondern wirklich in die seligen Regionen verklärter Frömmigkeit zu führen vermag; – dieser Mann besitzt Geistesmacht genug, alle Spukgestalten deines Schlosses von hier auszutreiben, gleichviel ob es Gespenster oder verführerische Dämonen sind, denn sie stammen alle von einem Ort.«

Der Teufelsbanner.

Auf das Zureden des Herrn Mahók entschloß sich die Komtesse, ihren Seelenarzt zu allen ihm beliebigen Verfügungen zu ermächtigen. Der Geistliche lud noch an demselben Tage den Abt Samuel, der sich gerade damals in Pest aufhielt, ein, nach Bondavár zu kommen.

Der Abt Samuel war ein Mann von großem Rufe, einer jener Geistlichen, die im Geruch der Freisinnigkeit stehen. Er stand mit liberalen Notabilitäten in freundschaftlichen Beziehungen, und Eingeweihte wußten, daß die oppositionellen Zeitungsartikel mit der Chiffre [S] von seiner Feder herrührten. In Gesellschaft war er gemütlich und geistreich und verdarb niemals die heitere Stimmung. Auch in wissenschaftlichen Kreisen glänzte er; seine Vorlesungen, die zwar oberflächlich, aber stets mit Geist geschrieben waren, wurden von der Elite mit Vorliebe besucht. Dazu kam noch, daß die ultramontanen Blätter ihn unermüdlich angriffen. Ja einmal hielt sogar die Polizei eine Hausdurchsuchung bei ihm, ohne recht zu wissen, was sie bei ihm suchte. All diese Umstände erhielten den Namen des Abtes Samuel in gutem Klang, und als einmal eine illustrierte Zeitung sein Porträt brachte, war die öffentliche Meinung vollends für ihn gewonnen, so stattlich war seine Erscheinung mit der hohen, freien Stirne, mit den mannhaften, ausdrucksvollen Zügen, den starken Augenbrauen und dem kühnen Blick; – nur ein Zug in seinem Gesicht, der jeden Geistlichen charakterisiert, verriet seinen Beruf: ein eigentümlicher Zug in den Mundwinkeln, welcher dem Gesicht einen gewissen salbungsvollen Ausdruck und zugleich ein starres, erzwungen liebenswürdiges Wesen verleiht, durch welches Geistliche wie Amoretten in reifem Alter erscheinen. Im übrigen hatte er nichts von einem Geistlichen an sich. Mit seinem muskulösen Körperbau hätte er eher einen Gladiator abgeben können.

Er war im ganzen Lande als ein freisinniger Geistlicher ausgerufen, der es sogar auch wagte, der Staatsgewalt die Wahrheit zu sagen.

Darum hatte der hochwürdige Herr Mahók vor ihm großen Respekt. Er als armer Dorfpfarrer konnte nicht viel für das Vaterland tun; höchstens, daß er einmal – damals! – mit einem Honvédbataillon in zwanzig Schlachten zugegen war und seinen Soldaten in jener Zeit von Vaterlandsliebe predigte, wofür er auch ein bißchen zum Tode verurteilt und zu zehnjährigem Kerker in schweren Eisen begnadigt wurde. Davon hat er auch fünf Jahre abgesessen, und seine Füße sind jetzt noch wund von den Fesseln. Aber das alles sind solche Kleinigkeiten, daß Herr Mahók sich schämt, dessen sich zu rühmen den Verdiensten eines Mannes gegenüber wie Abt Samuel, der es wagt, freisinnige Artikel in die Zeitungen zu schreiben und sie mit dem Anfangsbuchstaben seines Namens zu bezeichnen! Jetzt! – Mit Haynau, mit den Russen zu tun haben, den Kanonen trotzen, unter dem Galgen stehen, das alles ist Spaß! Aber jetzt! mit der schrecklichen Polizei anbinden, das ist etwas!

Herr Mahók hielt daher unendlich viel von den hohen Fähigkeiten des Abtes Samuel, während er selbst fühlte, daß er von seiner einstigen Energie viel verloren habe. Ja, fünfzehn Jahre sind eine schöne Zeit, besonders wenn man fünf davon im Kerker mit schweren Eisen an den Füßen zugebracht hat.

Nach einigen Tagen kam der geladene Gast in die Pfarrei des Herrn Mahók. Der Pfarrer teilte ihm von den Verhältnissen der Komtesse alles dasjenige mit, was er ohne Verletzung des Beichtgeheimnisses sagen konnte. Er erzählte ihm auch von dem Vorfall mit den Gespenstern und von dem, was er in dieser Beziehung selbst erlebt hatte.

Herr Samuel nahm die Erzählung mit souveränem Lachen auf.

»Mich mögen Sie immerhin auslachen, aber ich bitte Sie, der Komtesse nicht zu spotten, denn die hält viel auf ihre Gespenster,« sagte der Pfarrer mit bescheidener Demut.

Der Abt ließ sich die Lage des Schlosses, die gegenseitige Verbindung der Zimmer und der Treppen umständlich beschreiben und ließ sich vom Pfarrer namentlich jene Szene bis auf das geringste Detail schildern, nach welcher er sich mit dem Sakristan durch die Gittertüre des Souterrains flüchtete. Die Equipage der Komtesse kam in der gewohnten Stunde, um die beiden werten Gäste nach dem Schloß zu bringen, welches vom Dorfe ziemlich entfernt lag.

Bei der Komtesse war es sehr natürlich, daß sie in dem Augenblick, wo sie den Abt Samuel erblickte, zu schluchzen anfang und Krämpfe bekam, die hartnäckig nicht eher vergingen, als bis der Abt die Stirne der Komtesse mit seiner Hand berührte. Ihrer Gepflogenheit gemäß verfiel auch Fräulein Emerenzia in Krämpfe, welche um der Symmetrie willen Herr Mahók hätte bannen müssen; aber er kümmerte sich um sie nicht viel, sondern ließ die Krämpfe Krämpfe sein, bis sie von selbst vergingen.

Erst nach diesem Anfall gewann die Komtesse die Kraft zu der Aeüßerung, daß der Himmel den Herrn Abt heute hierher gesendet habe.

Der Herr Abt erkundigte sich während des Diners, das mit lukullischem Luxus ausgestattet war, nach ganz prosaischen Umständen, nach der Zahl der Dienstleute, dem ungefähren Alter der Hausmädchen, nach der Kellermanipulation, der Zeit der Weinlese, und beschäftigte sich mehr mit Fräulein Emerenzia als mit der Komtesse. Er fragte das Fräulein, ob er ihr Wein einschenken dürfe und hörte mit Staunen, als sie, ihr Glas mit der Hand bedeckend, beteuerte, daß sie niemals Wein trinke. Er wollte auch wissen, ob der Ring, den sie an dem Finger trug, nicht ein Verlobungsring sei, worauf sie verschämt errötend versicherte, daß sie sich selbst in Gedanken niemals mit einem Mann beschäftigt habe.

Nach dem Diner blieb Herr Mahók im Speisesaal zurück, um Fräulein Emerenzia zu unterhalten; das heißt, er setzte sich neben dem Kamin auf einen Lehnssessel, faltete die Hände über seinem wohlgerundeten Bauch zum Gebet, schloß die Augen und konnte sich, süß schlummernd, meisterlich anstellen, als ob er gespannt das anhörte, was Fräulein Emerenzia sagte.

Der Herr Abt aber zog sich mit der Komtesse in deren inneres Gemach zurück.

Die Komtesse erwartete zitternd, was für ein Urteil der in hohem Ansehen stehende Mann in dem Hexenprozeß fällen werde.

»Hat Ihnen mein Beichtvater das schreckliche Geheimnis des Schlosses mitgeteilt?«

»Ich habe von ihm so viel erfahren, als er selbst wußte.«

»Und welcher Ansicht sind die Autoritäten der Kirche in dieser Angelegenheit?«

»Meine individuelle Meinung ist, daß hier eine gewöhnliche menschliche Intrige im Spiel ist.«

»Eine menschliche Intrige?« fragte die Komtesse schauernd, »meine Visionen!«

»Sind mit dieser Intrige in psychiatrischem Zusammenhang; Sie hören einen Teil der Geschichte und den andern Teil träumen Sie. Den Beginn fassen Sie mit den Sinnen auf, die Fortsetzung aber ist Halluzination, Idiosynkrasie. Sichtbare Geister gibt es nicht, denn was nicht Stoff ist, hat keine Gestalt. Wer einmal gestorben ist, der kann sich nicht mehr bewegen, denn sein Organismus ist aufgelöst.

Die Komtesse schüttelte unmutig den Kopf. Von einem hochgestellten geistlichen Herrn hatte sie keine solche Erklärung erwartet. Wenn sie nur das hätte erfahren wollen, so hätte sie nicht nötig gehabt, den Herrn Abt zu rufen.

Abt Samuel las im Gesichte der Komtesse die Wirkung seiner Worte und beeilte sich die Radikalkur vorzunehmen.

»Gräfin, ich kenne Ihre Zweifel und Ihren festen Glauben an das, was Sie gesehen und gehört zu haben meinen. Sie glauben, daß Sie unzähligemal in die verzauberte Gruft hinabgestiegen seien, in welcher Ihre Ahnen sich versammeln.«

»In der verflommenen Nacht machten sie großen Lärm und versprachen heute wieder zusammenzukommen und mich zu erwarten.«

»Und Sie haben zugesagt wieder zu ihnen zu kommen?«

»Bei Tag schaudere ich davor zurück, aber in der Nacht zieht es mich mit seltsamer Gewalt, hinunter zu gehen; dann bekämpfe ich meine Furcht und kann nicht hier oben bleiben.«

»Gut; also heute nacht werde ich mit Ihnen zusammen in die Gruft hinabgehen.«

Auf diese Worte kamen im Gesicht der Komtesse wieder die Glutrosen zum Vorschein. Das lebende Bildnis! Sie soll mit ihm zusammen hinabgehen! Wohin? – Vielleicht in die Hölle? Doch bald erlangte sie wieder die Herrschaft über sich selbst und fragte zweifelnd: »Wie wäre das möglich? – Soll ich das ganze Hausgesinde in meine tiefsten Geheimnisse einweihen?«

Der Abt verstand die Frage samt allen Konsequenzen derselben.

»Es ist nicht nötig; im Gegenteil, die Hausleute dürfen gar nichts davon wissen.«

Die Komtesse sah ihn verwirrt an. In diesem Falle wäre es unumgänglich nötig, daß der Herr Abt die ganze Nacht in den Zimmern der Komtesse mit ihr allein bleibe.

Der Herr Abt las diesen Gedanken im Gesicht Theudelindens.

»Ich gehe jetzt mit dem Pfarrer weg,« sagte er, »und komme erst in der bestimmten Stunde um Mitternacht zurück und werde mich dann an Ihrer Türe melden.«

Die Komtesse schüttelte ungläubig den Kopf.

»Wie wäre dies möglich? Bedenken Sie, daß im Winter von sieben Uhr abends an alle Türen meines Schlosses zugesperrt sind, und daß Sie bis zu meinem inneren Gemach durch nicht weniger als sieben verschlossene Türen unbemerkt vordringen müßten. Zuerst kommt das Schloßtor. Dieses bewacht die Torhüterin, eine bejahrte Frau, die selten schläft; außerdem sind noch zwei riesige Hunde da, wahre Bluthunde, welche in der Nacht an langer Kette sind. Dann kommt die Korridortüre, die mit zwei Schlüsseln versperrt ist, der eine ist bei der Beschließerin, der andere bei der Aufseherin, und man kann diese Türe nicht öffnen lassen ohne beide zu wecken. Die dritte ist die Treppentüre; den Schlüssel hat die Köchin, die einen so tiefen Schlaf hat, daß das ganze Haus erwacht, bis man sie herauspocht. Die vierte Türe ist das verschlossene Ganggitter; den Schlüssel dazu hat das Stubenmädchen, eine furchtsame Dirne, die des Nachts nicht einmal in das nächste Zimmer allein zu gehen wagt. Die fünfte Türe führt in das Zimmer meiner Kammerjungfer; das ist eine jungfräuliche Person, die auf die Aufforderung eines Mannes, und wäre es selbst ein Heiliger, ein Prophet, in der Nacht keine Türe öffnet. Die sechste Türe führt in das Zimmer des Fräuleins Emerenzia, meiner Gesellschafterin, welche Krämpfe bekommen und in Ohnmacht fallen würde, wenn des Nachts jemand die Türklinke berühren würde. Die siebente Türe endlich ist die meines

Ankleidezimmers, die sich nur mittels einer durch mich selbst gehandhabten Maschinerie öffnet. Wie könnten also Ew. Hochwürden um Mitternacht hierherkommen?»

»Erlauben Sie mir eine Frage zu stellen. Nachdem Sie aus diesem Ihrem innern Gemach so oft des Nachts in die Gruft hinabgegangen sind, wie konnten Sie das tun, ohne durch so viele verschlossene Türen zu kommen?«

Im Gesicht der Komtesse strahlte ein triumphierendes Lächeln: die Abergläubische vermochte den Schlag des Weisen siegreich zurückzugeben.

»O! ich komme nicht durch jene Türe hinunter. Aus meinem Schlafzimmer führt eine verborgene Treppe zuerst in die Bibliothek und von dort in die Gruftkapelle. Ich gehe über die Familientreppe hinunter.«

Hierauf wäre es seitens des Herrn Abts sehr natürlich gewesen, wenn er sich erboten hätte, sich in der Bibliothek zu verbergen, und wenn die Komtesse ihm den Schlüssel zur Türe der verborgenen Treppe anvertraut, in ihrer unmittelbaren Nähe zu bleiben! Nur kannte er den Charakter der Komtesse, deren Prüderie schon durch die bloße Erwähnung eines solchen Auskunftsmittels so empfindlich verletzt worden wäre, daß sie imstande gewesen wäre, jede weitere Unterhandlung mit ihm abzubrechen. Auf gewöhnlichem Wege war ihr nicht beizukommen. Das wußte der Abt recht gut.

»Gräfin! ich bleibe bei dem, was ich gesagt habe. Heute um Mitternacht werde ich an diese Türe pochen.«

Die Komtesse wurde von nervösem Schauer geschüttelt.

»Entweder Sie glauben,« fuhr der Abt fort, »daß es überirdische Wesen gibt, welche mit einer der Naturgesetze spottenden Macht durch verschlossene Türen gehen und für manche Menschen sichtbar, für andere wieder unsichtbar sind, dann kann ich auch diese übermenschliche Macht besitzen; – oder Sie glauben nicht, daß ich, ein staubgeborener Mensch, anderes zu tun vermag, als was die ewigen Gesetze der Natur gestatten; dann werden Sie die natürliche Erklärung aller außerordentlichen Vorfälle finden. Die Zauberkunst ist heutzutage keine Hexerei, die Boscos und Galuches verbrennen wir nicht mehr auf dem Scheiterhaufen. Halten Sie mich also entweder für einen Bosco oder für einen Paracelsus; ich wiederhole das, wessen ich mich anheischig gemacht habe. In derselben Stunde, in welcher die Gespenster des Schlosses ihre Orgie beginnen, werde ich an Ihre Türe pochen mit den Worten: *In nomine Domini, aperiantur portae fidelium!* Im Namen des Herrn mögen die Türen der Gläubigen geöffnet werden! – Aber niemand außer uns zweien darf hiervon etwas wissen. Bis dahin sei der Segen Gottes mit Ihnen, Gräfin.«

Theudelinde wurde von dem sicheren Auftreten dieses außerordentlichen Menschen in Staunen versetzt, bezaubert. Er sprach von einer solchen Höhe herab zu ihr, daß sie es fast für eine Entweihung hielt, in seine Worte Zweifel zu setzen. Und dennoch hat er Unmögliches versprochen! Wie kann das geschehen? Oder sollte er wirklich ein Wesen von überirdischer Macht sein?

Die Komtesse sah zum Fenster hinaus, als die Equipage mit den beiden Geistlichen das Schloß verließ. Dann blieb sie am Fenster, bis die Equipage leer zurückkehrte.

Die Kutscherin zeigte prahlend das Trinkgeld, das sie erhalten hatte. Es war ein neuer Silbergulden, und die herbeigeströmten Dienstmägde gaben denselben staunend von Hand zu Hand. Welch ein Wunder! Von den fünfzehn Millionen Bewohnern Ungarns haben vierzehn Millionen und fünfmalhunderttausend niemals einen Silbergulden gesehen.

Das ist ein Geistlicher! Nicht der andere, der jeden Sonntag in Papier gewickelte Vierkreuzerstücke als Trinkgeld auszuteilen pflegt.

Der Komtesse schlich die Zeit langsam dahin, bis der Abend heranbrach. Sie ging unruhig durch alle ihre Zimmer hin und her und zerbrach sich den Kopf darüber, auf welchem Wege, durch welche Ritze jemand hierher fliegen könnte, der nicht ein purer Geist ist. Und als es sieben Uhr schlug, achtete sie selber darauf, daß alle Türen des von ihr bewohnten Flügels ordnungsgemäß verschlossen wurden; dann erst begab sie sich in ihre Zimmer zurück.

Dort nahm sie die Pläne des florentinischen Künstlers vor, nach welchen dieses Schloß erbaut war. Sie besichtigte dieselben nicht zum erstenmal. Als sie dieses Schloß von ihrem Vater erhielt, studierte sie die Baupläne lange. Das Schloß war dreimal so groß als der Raum, den sie zu ihrer Wohnung zu verwenden beabsichtigte; sie mußte daher wählen, in welchem Flügel des Schlosses sie ihre Wohnung aufschlagen wollte. Im mittleren Teile des Gebäudes waren große Säle, Versamlungs-, Speise-, Waffensäle, Museen für Bilder und Altertümsammlungen. Da war es nicht wohnlich.

Auch von diesem Teile des Schlosses führte eine verborgene Wendeltreppe zu einem unterirdischen Gang. Diese Treppe hatte einst vielleicht den Zweck, daß die Besatzung, wenn das Schloß von Türken überfallen wird, sich unbemerkt ins Freie flüchten könne. Aber diese Treppe hatte noch der Großvater der Komtesse abtragen und den Ausgang vermauern lassen. Auf diesem Wege kann also niemand hereinkommen. – Der gegenüber befindliche linke Flügel war der Lieblingsaufenthalt der genußsüchtigen Ahnen; dieser Flügel hatte schon Verstecke, geheime Nischen, unbemerkte Verbindungen durch die Höhlung einer dicken Mauer zwischen einem Zimmer und einem Stockwerk mit dem andern, hinter Bildern verborgene Türen, lauende Winkel. Alle diese Dinge enthüllte der Plan des Architekten. Theudelinde ahnte mit jungfräulichem Schauer, daß dieser Schloßteil mit den vielen geheimen Gängen und Verbindungen ihrem erhabenen Ideengang nicht entspreche. Darum wählte sie jenen Flügel des Schlosses, der am einfachsten gebaut war; oben eine Reihe einfach miteinander verbundener Zimmer, zu ebener Erde die Bibliothek und unter dieser die Gruft. Dieser Schloßflügel hatte, wie aus dem genauen Plan ersichtlich war, kein anderes Versteck als die erwähnte geheime Treppe, die zu frommen Zwecken bloß zur Bibliothek und zur Gruft führte.

In diesem Schloß war für die ganze biotische Metamorphose der Schloßherren gesorgt – für die Bonvivants im jugendlichen, für die Staatsmänner im reifen und für die Frömmeler im Greisenalter.

Komtesse Theudelinde hatte indes alle Zugänge vermauern lassen, welche aus diesem Flügel in den mittleren Teil des Schlosses führten, und so war zwischen diesem und ihren Appartements kein Verkehr möglich.

In ihrer Abteilung gab es also keine verborgenen Gänge, keine Statuen, die vom Ort gerückt werden können und eine geheime Tür verdecken, keine Versenkungen, keine maskierten Kamine, keine sich öffnenden hohlen Pfeiler, keine Marmorquadern, die mit einem leichten Druck von der Stelle gerückt werden können – und alle Fenster und Schornsteine waren mit starken Eisengittern versehen. Es war also nicht möglich, auf geheimen Wegen hierher zu gelangen.

Nur ein einziger Fall war denkbar, der nämlich, daß der Abt mit sämtlichem Gesinde des Schlosses im Einverständnis war. Diese Voraussetzung aber ist nicht allein wegen des erhabenen Charakters des Herrn Abts, sondern auch aus dem Grunde nicht zulässig, weil es nicht denkbar ist, daß der Abt in der kurzen Zeit, während welcher man durch die Zimmer

eines Schlosses geht, alle ihm entgegenkommenden Personen bestechen könne, noch dazu in Gegenwart eines Zeugen wie der Herr Pfarrer Mahók. Ausgenommen, daß auch dieser mit ihm einverstanden wäre.

Das ist aber unmöglich.

Endlich, wozu hätte der Herr Abt es nötig, sich einer geheimnisvollen Gaukelei zu bedienen, wenn bei ihm überhaupt an Gaukelei gedacht werden dürfte.

Theudelinde schickte ihre Dienstleute frühzeitig zu Bette; vor Fräulein Emerenzia klagte sie über einseitigen Kopfschmerz, worauf diese sogleich auf der anderen Seite Kopfschmerz bekam, und als die Komtesse schlafen ging, ihren ganzen Kopf in gewärmte Holunderblütenumschläge hüllte und zum Erbarmen stöhnte.

Die Komtesse schloß sich in ihr Schlafzimmer ein und zählte die Minuten. Sie nahm das Patiencespiel vor, aber es wollte nicht ein einziges Mal gelingen; gewiß war sie zu wenig aufmerksam. Sie nahm die mit prachtvollen Illustrationen von Doré ausgestattete Bibel (nach der Approbata) vor und sah sich die Bilder an; sie zählte, wie viel Frauen- und wie viel Männergestalten auf diesen zweihundertunddreißig großen Kunstblättern, dann wie viel Pferde und Kamele da abgebildet waren und endlich wie viel Mordszenen da vorkamen. Dann vertrieb sie sich mit dem Text die Zeit. Sie zählte, welche Selbstlauter auf einer Seite am meisten vorkommen. In der größten Anzahl war das »a« vorhanden, dann das »e«, dann das »o«, hierauf folgte das »u«; das »i« kam in der geringsten Zahl vor. Das war der französische Text. Im ungarischen Text fand sie das »e« am häufigsten, dann folgte das »a«, hierauf das »o«, nach diesem das »i«, endlich das »u« und zuletzt »ö« und »ü«.

Auch das bekam sie satt. Jetzt setzte sie sich zum Klavier und bemühte sich, ihre Aufregung mit oft wiederholten Phantasien zu beschwichtigen. Auch das ging nicht. Ihre Hände zitterten und sanken ermattet von der Klaviatur herab. Als die Schreckensstunde endlich näher rückte, vermochte sie an nichts anderes zu denken als an die sie mächtig anziehenden gespenstischen Gestalten. Sie befand sich ganz in der Gewalt derselben, und sie wurde stets von Langeweile gequält, bis der Spuk begann.

Dann wurde sie gewöhnlich von einem Fieber überfallen; und in diesem Zustande pflegte sie sich zu entkleiden, kroch ins Bett, zog die Decke über sich, bis sie in Schweiß geriet und in Schlaf verfiel. Am späten Morgen, wenn sie erwachte, glaubte sie gewöhnlich, die Gespensterszenen wirklich erlebt zu haben, von welchen sie geträumt hatte.

Heute abends nahm sie ihren Talisman, das Porträt des Herrn Abts vor, um darin Kraft zu suchen. Sie postierte es vor sich auf ihr Lehntischchen und vertiefte sich in den Anblick desselben. Sollte er wirklich ein so übermenschliches Wesen sein, auf dessen Gebot verschlossene Türen sich öffnen, Gespenster fliehen und die Pforten der Hölle sich schließen? Und doch ist es unmöglich zu denken, daß dies in Erfüllung gehe.

Je weiter die Nacht vorschritt, desto unruhiger pochte ihr Herz. Nicht vor den allnächtlichen Gespenstern zitterte sie, sondern vor dem neuen unheimlichen Geist.

Wenn es dennoch möglich wäre, daß dieser Mensch in dieser Stunde an die Türe ihres innern Gemaches poche – was wäre er dann? Ein Zauberer? Oder ein Heiliger?

Die langsam schleichende Zeit brachte endlich Mitternacht herbei und die Schläge der Turmuhr verzitterten in der Stille der Nacht.

Pünktlich wie immer, begann nach dem zwölften Glockenschlag die unterirdische gespensterhafte Messe.

Die Komtesse achtete jetzt nicht darauf.

Sie horchte, ob nicht in den Nebenzimmern das Oeffnen der Türen, das Rasseln der Klinken, das Umdrehen der Schlüssel und herannahende Schritte sich hören ließen.

Nichts.

Sie stellte sich an die Türe und horchte. In den Zimmern ließ sich kein Geräusch vernehmen.

Es war schon eine Viertelstunde nach Mitternacht.

Die unterirdische Hexenorgie war unterdessen schon vom frommen Gesang zum greulichen Lärmen übergegangen. Es wurde da unten gejohlt, geheult, gegrölt, als ob alle Teufel der Hölle einander das Wort gegeben hätten, daß heute jeder von ihnen sich hervortun werde.

»Er wird nicht kommen,« sprach die Komtesse bei sich und zitterte von Fieberfrost geschüttelt an allen Gliedern. Es wäre Unsinn, zu erwarten, daß ein Mensch etwas vollbringe, was nur Gespenster zu tun imstande sind.

Sie ging zu ihrem Alkoven, um sich niederzulegen.

In diesem Augenblick ertönte das Pochen an der Tür und dabei sprach die bekannte Stimme leise, aber mit festem Ton das vorher verabredete Losungswort: »*In nomine Domini aperiantur portae fidelium.*«

Die Komtesse schrie auf.

Sie nahm all ihre Geisteskraft zusammen, um nicht die Besinnung zu verlieren.

Das ist Wirklichkeit! Das ist kein Traum, keine Halluzination!

Er ist vor der Tür.

Vorwärts!

Die Komtesse lief zur Tür hin und öffnete sie.

Der Drang des Augenblicks verlieh ihrer Seele Schwung.

Gleichviel ob der, der bis hierher zu dringen vermochte ein Räuber, ein Zauberer oder – ein Heiliger ist, er soll ihr entgegentreten! Die Stelle des Fußbodens, auf welcher er jetzt steht, ist die Seufzerbrücke über einem Abgrund; ein Druck auf den Knopf der geheimen Feder und er stürzt in die finstere Tiefe. Die Komtesse setzte ihren Fuß auf die Feder, indem sie die Tür aufriß.

Da stand der Herr Abt vor ihr. Kein geistliches Ornat war an ihm zu sehen; er trug einen einfachen bis zum Knie reichenden Rock und hatte keinen heiligen Gegenstand in den Händen, keine Monstranz, keinen Weihwasserbehälter, sondern einen tüchtigen Stab aus Rhinozeroshaut in der rechten und eine Blendlaterne in der linken Hand.

»Bleiben Sie dort stehen, wo Sie jetzt sind!« rief ihm die Komtesse in gebieterischem Ton zu. »Bevor Sie diese Schwelle überschreiten sagen Sie mir, wie Sie hierher gelangt sind, mit Hilfe Gottes, eines Menschen oder eines Teufels?«

»Gräfin!« sprach der Abt, »sehen Sie sich in Ihren Zimmern um, alle Türen stehen offen. Durch Türen, die ich alle offen fand, bin ich hierher gekommen. Wie ich in den Hofraum gelangt bin, das werde ich Ihnen später sagen, wenn wir fertig sind.«

»Und meine Dienstleute, die in diesen Zimmern schlafen?« fragte die Komtesse erstaunt.

»Die Vorhänge sämtlicher Betthimmel sind herabgelassen, ich habe sie nicht gelüftet. Wenn ihre Dienstleute schlafen, so schlafen sie den Schlaf des Gerechten, der ein tiefer ist.«

»Unbegreiflich!«

Die Komtesse verlor ihre Energie.

»Ich bitte, treten Sie ein!«

Hiermit sank sie in einen Fauteuil.

Der Lärm in der Gruft erreichte jetzt seinen Höhepunkt.

»Hören Sie das Toben?«

»Ich höre und verstehe es; ich bin gekommen, um den Urhebern desselben entgegenzutreten.«

»Hat Ihnen der Glaube hierzu Waffen gegeben?«

»Nur einen Stock,« erwiderte der Abt, seinen zähen Stab emporhaltend.

»Hören Sie nicht mitten durch das Toben die Stimme meines Vaters Ladislaus?« fragte die Komtesse, den Arm des Abts mit beiden Händen erfassend; »hören Sie nicht das schreckliche Gelächter meiner Base?«

»Von wem diese Töne kommen, das werden wir bald erfahren,« sprach der Geistliche fest und ruhig.

»Wie? Was haben Sie vor?«

»Ich will zu ihnen hinuntergehen.«

»Hinunter? Wozu?«

Um über sie Gericht zu halten. Sie haben mir versprochen, mit mir zu kommen.«

»Ich habe es versprochen?« sagte die Gräfin erschrocken, die Hände an ihre Brust pressend.

»Sie haben es gewünscht.«

»Richtig, richtig! Aber ich bin jetzt so verwirrt, daß ich meine Gedanken nicht zusammenfassen kann. Sie an diesem Ort! Und dieser schreckliche Lärm dort unten! Ich fürchte mich!«

»Wie? Sie, die sonst allein unter diese Gespenster traten, fürchten sich jetzt, dies mit mir zu tun? Reichen Sie mir die Hand.«

Die Komtesse legte zitternd ihre Hand in die Hand des Abts, und als sie dessen männlichen Druck fühlte, ergoß sich ungewohnte Wärme und Kraft durch ihre Adern; sie hörte auf zu zittern, es flimmerte ihr nicht mehr vor den Augen, ihr Herz schlug nicht mehr so schnell. Von der Hand des Mannes berührt, lebte sie auf.

»Kommen Sie mit mir,« sprach der Geistliche, indem er seine Geißel unter den linken Arm nahm und mit der Rechten die Komtesse nach sich zog. »Wo sind die Schlüssel der Treppe und der Säle, durch welche wir kommen müssen?«

Die Komtesse fühlte, daß sie die Hand dieses Mannes nicht loslassen könne. Sie hatte weder körperliche noch geistige Kraft hierzu. Sie überließ sich ihm ganz. Sie kroch unter seine Flügel. Sie fühlte sich gezwungen, ihm selbst an die schrecklichsten Orte zu folgen, selbst in die Hölle.

Stumm wies sie auf den Schlüsselbehälter in altertümlich getriebener Arbeit, in welchem mehrere Schlüsselbunde sich befanden.

Der Geistliche wählte den richtigen Schlüsselbund aus. Auch das war keine Wundertat. An einem der Schlüssel befand sich das kennzeichnende Kreuz. Es war der Schlüssel zur Gruft.

Die Tapetentür ging auf, und beim ersten Schritt überzeugte sich der Abt von dem, was er ohnehin schon gewußt hatte, daß nämlich die Komtesse niemals über diese Treppe gegangen war, denn ein Spinnengewebe blieb ihm am Gesicht hängen.

Aber die Komtesse lebte in ihrer Halluzination noch fort. Es gibt nervöse Menschen, die von niemals gesehenen Räumlichkeiten so lebhaft träumen, daß sie, wenn sie wirklich einmal hinkommen, überzeugt sind, früher schon dagewesen zu sein.

Als die Komtesse mit ihrem Begleiter über die Treppe ging, flüsterte sie ihm zu: »Ein Fenster ist dort ausgebrochen und da pfeift der Wind herein.«

In der Tat fanden sie bei einer Wendung der Wendeltreppe ein kleines Nischenfenster, das bei Tag zur Beleuchtung der Treppe diente, und das war ausgebrochen.

Sie hatte es aber nie gesehen. – Sie kamen zur Bibliothekstür.

»Am schrecklichsten ist es mir immer, wenn ich durch die Bibliothek gehe,« sagte die Komtesse. »Wenn der Mond durch die Scheiben des Oberlichts scheint und weiße Flecke auf den Marmorboden zeichnet, sieht das Mosaik desselben wie eine geheimnisvolle Schrift aus. In einem Winkel zwischen zwei Schränken steht ein Gerippe hinter einer Glaswand. Im Glasschrank auf der linken Seite befindet sich die wächserne Totenmaske des heiligen Ignatius Loyola.«

Möglich, daß die Komtesse das alles als Kind von einer Amme gehört hatte.

Es war so, wie sie es sagte. Der Mond schien durch das Oberlicht; das Gerippe stand in einem Glasschrank und in einem andern befand sich die wächserne Totenmaske.

Aber die Gräfin war niemals hier gewesen. Der Fußboden des Saales war mit jenem feinen Staube bedeckt, dessen Atome man in den durch das Fenster scheinenden Sonnenstrahlen tanzen sieht und der, Jahrzehnte angehäuft auf dem Fußboden und den Möbeln eine Schicht bildet. Fußspuren waren in dieser Schicht nicht zu sehen.

In dem Augenblicke, in welchem die Komtesse und der Abt in den Bibliotheksaal traten, war der wirre Lärm in der nahen Gruftkapelle nicht vernehmbar. Die Gespenster verstummten, aber nicht zugleich alle gespenstischen Töne. Man hörte durch die Tür der Kapelle etwas wie Orgelklänge, ähnlich dem Präludium, das vor der Messe gespielt wird. Nur klangen auch diese Töne so abscheulich, als ob selbst die Orgel von verdammten Geistern beseelt wäre, durch welche die Musik zur Ironie wurde.

Die Komtesse blieb mit beklemmter Brust auf der Schwelle der Kapellentür stehen und hielt den Abt mit einem krampfhaften Druck ihrer Hand davon zurück, die Tür zu öffnen. Sie zitterte an allen Gliedern.

Was sind das für schreckliche Töne?

Und dann ertönte dort drin das »*vesperae*«.

Eine Stimme, welche die Rezitation des die Messe lesenden Priesters nachahmte, begann: »*Bacche, ad haustum intende!*« (Diese und die folgenden Parodien der Liturgie werden am Schluß dieses Bandes in Übersetzung mitgeteilt.)

Eine andere Stimme antwortete in gleichem Ton: »*Et ad potandum festina!*«

Und eine Stimme sprach, als ob jemand den heiligen Text schnell liest: »*Gloria Baccho, et filiae ejus Cerevisiae et Spiritui vini, sicut erat in Baccho natus, et nunc, et semper et per omnia pocula poculorum. Stramen!*«

Die Komtesse fühlte ihre Glieder zu Eis erstarren; zur Angst gesellte sich auch der Abscheu.

Die Komtesse verstand lateinisch.

Jetzt ertönte unter Orgelbegleitung die Antiphonie: »*Date nobis de cerevisia vestra; quia sitiunt guttura nostra!*«

Und darauf der Psalm:

»*Dixit frater fratri suo:
Potes ne ebibere pocula duo?
Haec duo, tria, et adhuc quinque
Nec sufficiant meae sitiendi linguae.
Beati sint Bacchus cum Cerere in uva,
Ut non cruciet nos sitis saeva.
A solis ortu usque ad noctem potabo,
Et nullus nummos curabo.
Nisi quis biberit, ut ruat ter quater,
Non poterit dici noster sincerus frater.
Nos enim subinde tempore matutino,
Solemus bibere more palatino.
A meridie etiam bene facimus,
Ut Baccho grati simus,
Dicimur fratres esse bibaces,
Diu noctuque bibere capaces.
Et ideo, cui vult ad nos venire,
Debet sicut nos generose haurire.
Gloria Baccho.*«

Die Komtesse fühlte, was die verdammten Seelen fühlen müssen, wenn sie zum erstenmal hören, was die Teufel untereinander sprechen.

Es folgte das »*Capitulum.*«

»*Fratres, attendite, et sollicitemini, ut ex popina redeuntes omnes amphoras visitetis, et quid in illis invenietis, illico epotetis, ne in vanum veniat vinum, et hoc facite per omnia pocula poculorum. Stramen! Baccho Gratias.*«

Und jetzt stimmte ein ganzer höllischer Chor, eine ganze Schar männlicher und weiblicher Teufel den parodierenden Hymnus an:

»*Bacche, genitor Ceresis,
Deus haustum diceris,
De tua clementia
Potum in abundantia,
Et bibemus alacriter
Tuam laudem jugiter
In haustu propagabimus,
Quandocunque potabimus,
Sit tibi, Bacche, Gloria.*«

Jetzt ertönte das Glöckchen und darauf der fromme Segen der priesterlichen Stimme:
»*Bacchus vobiscum!*«

Der Chor antwortete: »*Et cum cantharo tuo!*«

Die »*Oratio*« wurde fortgesetzt: »*Voremus! – Vomipotens Bacche! Qui sodalitatem nostram in tuum honorem erigere constituisti, da, queasumus, ut eadem sodalitas, ab omni persecutione libera, strenuis potatoribus augeatur. Per omnia pocula poculorum* –« Der Chor fiel ein:
»*Stramen!*«

Die Komtesse vermochte sich nicht mehr aufrecht zu erhalten, sie sank auf die Knie nieder und blickte außer sich zu dem Geistlichen auf, dessen Gestalt der von oben hereinfallende Mondglanz beleuchtete, sein stolz erhobenes Haupt wie mit einem Glorienschein umgebend.

Der Abt stieß den Schlüssel in das Schloß der Kapellentür.

Die Komtesse hielt ihm die Hände abwehrend entgegen und rief schauernd: »Oeffnen Sie nicht! Oeffnen Sie nicht! Dort drinnen ist die Hölle!«

Der Abt aber sprach mutig, stolz, mit Zorn: »*Nec portae inferi!*«³

Und hiermit drehte er den Schlüssel um und öffnete die schwere Eisentür.

Da erschloß sich auf einmal ein Ueberblick über das ganze Schauspiel, welches die Kapelle und der erhellte Raum der Gruft darbot.

Aus der Bibliothek führten vier Stufen in die Kapelle, und vom Sanktuarium der Kapelle wieder acht Stufen in die Gruft hinab.

Auf dem Altar der Kapelle waren alle Kerzen angezündet und das Licht derselben beleuchtete die ganze Szene.

Aber was für eine Szene!

An einem die ganze Länge der Gruft ausfüllenden Tische saßen sie und zechten, aber nicht die Ahnherren und Ahnfrauen der Komtesse, sondern alle ihre Dienstleute.

Die im Hause eingeschlossenen Frauenzimmer unterhielten sich mit den aus dem Hause ausgeschlossenen Männern.

In dem Augenblick, in welchem der Abt die Tür öffnete, war die parodierte Messe eben zu Ende, und die ganze Versammlung stimmte auf einmal das Trinklied an.

Die Komtesse konnte nun sehen, was für Gespenster sie in ihrem Schlosse beherbergte.

Jede ihrer Dienerinnen hatte einen Hofmacher; es waren die Kanzlisten, Schaffner, Jäger und dergleichen der Nachbarschaft.

Das furchtsame Stubenmädchen, das in der Nacht nicht wagen würde, auf den Gang hinauszugehen, schenkte einem Kanzlisten das Glas voll; die tugendhafte Kammerjungfer umarmte den Heiducken des Kastners; die Pförtnerin, die alte Matrone, die immer nüchtern war, tanzte auf dem Tisch, hielt einen Weinkrug in den Händen und sang; alle aber schrien, jauchzten, brüllten und schlugen auf den Tisch, als wäre es die große Trommel. Der Schäfer, der den Ahnherrn der Komtesse vorstellte, saß auf dem Grabstein des Kanzlers, die Beine um das Kreuz geschlungen und blies den Dudelsack. (Das war das Instrument, das bei der

³ Auch nicht die Pforten der Hölle!

Spottvesper mit seinen näselnden Tönen die Orgel parodierte.) Und auf der Grabplatte des einstigen Erzbischofs war das Faß aufgestellt.

Alle Frauenzimmer hatten Seidenkleider der Komtesse an, die Kutscherin ausgenommen, die wie gewöhnlich Männerkleider trug und der Symmetrie wegen ihren Liebhaber, den Kutscher der Meierei, als Weibsbild verkleidet hatte; die Komtesse erkannte am Kopf des großen bärtigen Burschen ihre Schlafhaube und an seinem Leib den mit Spitzen besetzten Frisiermantel, den sie täglich zu benützen pflegte.

Und was das Schrecklichste war – am oberen Ende des Tisches sah sie Fräulein Emerenzia in der unzweifelhaft vertraulichen Nähe eines jungen Schreibers den Vorsitz führen. Das Fräulein hatte einen flammenfarbenen, seidenen Ueberwurf der Komtesse an. (Die Kleider derselben konnte sie nicht tragen, da sie fett, die Komtesse aber mager war.) Sie war rot vom Weintrinken und dampfte gewaltig aus einer großen Meerschaumpfeife – sie, das Fräulein Emerenzia! Die Männer waren betrunken und brüllten, die Weiber kreischten unmenschlich, der Dudelsack meckerte, die auf den Tisch geführten Schläge krachten, und vor dem Altar der Kapelle sang der falsche Priester, die Arme ausgebreitet, den Segen: »*Bacchus vobiscum!*« wobei der Ministrant mit einem Glöckchen aus voller Kraft klingelte. Wer waren diese Leute?

Der falsche Priester war kein anderer als der Sakristan selbst, der den seiner Obsorge anvertrauten Festornat seines Pfarrers anhatte und eine improvisierte Infula auf dem Kopf trug. Sein Ministrant war der Glöckner.

Die Komtesse war sprachlos vor Schauder bei diesem Anblick. Dieser bittere Undank schnitt ihr tief ins Herz. Sie hatte an diesen Mädchen wie eine Mutter gehandelt, sie für unschuldige Engel gehalten! Des Sonntags spielte sie vor ihnen in der Schloßkirche die Orgel und sang mit ihnen. Sie erhielten von denselben Speisen, welche auf ihren eignen Tisch kamen, und niemals hörten sie ein böses Wort von ihr. Und zum Dank dafür beschimpften sie die Ruhestätte ihrer Ahnen, erschrecken sie die nervöse Herrin allnächtlich mit ihrem gespensterhaften Lärm, bis sie sie halb wahnsinnig machen – und was ihr größtes Verbrechen ist, sie tragen bei ihren Orgien die Kleider ihrer Herrin, damit diese die durch Männerberührungen entweihten, mit Wein begossenen, von Tabakdampf durchräucherten Kleider der Reihe nach an ihrem jungfräulichen Leibe trage!

Aber größer als die Bitterkeit hierüber war der Schauder über die Profanation. Welch ein teuflischer Gedanke, die heiligen Gebräuche der Religion zu einem scheußlichen Bacchanal zu mißbrauchen, den geistlichen Ornat, den Altar, die Infula, das Allerheiligste zu beschimpfen, aus Wirtshausliedern ein Brevier, eine Litanei, Psalmen zusammenzustellen! »Weh« über diejenigen, die Aergernis geben! Dieses »Weh« ist dasjenige, welches die Schrift erwähnt, der größte unter allen menschlichen Schmerzen, denn kein Balsam vermag ihn zu lindern.

Und endlich der Schrecken.

Ein Schwarm betrunkenen Männer und ebenso viele zügellose Megären, bei dem schrecklichsten Verbrechen auf der Tat ertappt! Wenn diese bemerken, daß jemand sie belauscht hat, so zerreißen sie ihn in Stücke. So vielen wahnsinnigen, von Dämonen besessenen Sündern gegenüber ein einziger Mann und eine einzige Frau!

Die Komtesse sah in den Augen des Abts den apostolischen Zorn leuchten und erschrak davor. Sie erfaßte beide Hände des Geistlichen, um ihn zurückzuhalten.

Der Abt riß sich jedoch los, und mit einem Satze über vier Stufen springend, stürzte er über den falschen Priester, und als dieser eben mit dem Wort »*Stramen!*« parodierend die Arme über die Versammlung breitete, versetzte ihm der Herr Abt mit der Rhinocerosgeißel zwei so

kräftige Hiebe auf den Rücken, daß die gestickte Stola auseinanderging, dem ministrierenden Glöckner aber gab er einen so mächtigen Stoß, daß er über alle Treppen in die Gruft hinab und da unter den Tisch kugelte.

Und was die Komtesse jetzt sah, war wirklich eine traumähnliche Vision.

Sie sah, wie ein einziger Mann mit einer Geißel in der Hand, unter ein ganzes höllisches Heer stürzte, mit einer Hand den langen Tisch erfaßte, ihn mit einem Stoß samt den Speisen und Getränken umstürzte und dann mit seiner Geißel in die ganze Gruppe einhieb.

Als ob der Tag des Jüngsten Gerichts angebrochen und die Wunder der Apokalypse aus den Wolken herniedergestürzt wären, sprangen die überraschten Tempelschänder entsetzt wie wahnsinnig von ihren Plätzen auf und drängten sich kreischend und brüllend zur Grufttüre hin. Der einzige mutige Mann wütete so unter ihnen, wie der heilige Georg unter den Drachen. Die Geißelhiebe fielen schallend auf die Rücken, das Wehgeschrei, das Geheul nahm immer mehr zu; Männer und Weiber drängten sich, einander über den Haufen rennend, dem Ausgange zu, und die zurückblieben brüllten, glaubend, daß sie nun zur Hölle geschleppt würden. Der Dudelsackpfeifer flüchtete sich, den Leuten unter den Füßen durchschlüpfend, so daß viele über ihn stolperten. Der Geistliche kannte kein Erbarmen und entließ niemanden ohne einen Denkkzettel. Niemand unter dem erschrockenen Gesindel wagte es an eine Verteidigung zu denken. Das auf der Tat ertappte Verbrechen ist feige; die Ueberraschung war plötzlich und unerwartet, und der Abt hatte schreckliche Fäuste. Einem einzigen Jäger kam der verzweifelte Gedanke, die Geißel in der Hand des Geistlichen zu erfassen, dafür aber bekam er von diesem mit der Linken einen solchen Backenstreich, daß er es angemessen fand, seinen Rückzug mit seinem Rücken zu decken.

»Schlag' zu! schlag' zu!« flüsterte die Komtesse, als sie ihre Dienstleute übereinander purzelnd bei der Tür in einem Knäuel sich zusammendrängen sah. Emerenzia war darauf bedacht, ihren Kopf zu bergen, damit ihr Gesicht von der Geißel nicht getroffen würde. Am weitesten zurück blieb der Sakristan, den seine lange Stola am Laufen verhinderte und dessen Rücken der Geistliche so lange bearbeitete, bis der Ornat in Fetzen von ihm fiel.

Nachdem der Herr Abt den letzten der Konviven über die Schwelle hinausgestoßen hatte, schlug er hinter ihnen die Grufttür zu und kehrte dann zu der Komtesse zurück.

Im Gesicht des Geistlichen strahlte etwas, das an Glorienschein grenzte. Es war das Bewußtsein der Manneskraft.

Als er zur Komtesse hinkam, stürzte sie vor ihm nieder und küßte ihm die Knie.

Der Geistliche hob sie auf.

»Kommen Sie zu sich, Gräfin, kämpfen Sie Ihre Schwäche nieder. Die Lage, in der Sie sich jetzt befinden, erheischt es, daß Sie alle Ihre geistigen und körperlichen Kräfte zusammennehmen. Bedenken Sie, daß in diesem Augenblick außer uns zweien keine lebende Seele in diesem Schloß ist, denn die Tür, die nach dem Hof zurückführt, habe ich verschlossen. Beruhigen Sie sich jetzt, seien Sie verständig; die Torheit ist zu Ende. Sie können sehen, daß der böse Geist nur im menschlichen Körper seinen Spuk treibt, und daß er ausgetrieben ist.«

»Was soll ich tun?« fragte die Komtesse – und strengte sich an, nicht zu zittern.

»Nehmen Sie meine Laterne, während ich hinausgehe, um die Gittertür der Gruft zu schließen, damit das Schloß nicht nach dieser Seite offen bleibe – und kehren Sie auf dem Wege, auf welchem wir hierher gekommen sind, in Ihr Schlafzimmer zurück, nehmen Sie Ihren Teekessel und bereiten Sie sich Tee, denn Sie frieren.«

»Allein soll ich hinaufgehen?«

»Denken Sie an den Spruch: Wenn Gott mit mir ist, wer ist wider mich? und Sie werden nicht allein sein. Das Gespenstersehen ist eine große Krankheit. Das Mittel war heroisch, ich will sehen, ob es genützt hat.«

Die Komtesse schauderte.

»Wovor zittern Sie? Vor dem Gerippe in der Ecke? Kommen Sie mit mir.« Und hiermit nahm er die Laterne, ergriff die Hand der Komtesse und führte Theudelinde zu dem Gerippe. Dort öffnete er die Tür des langen Glasschranks.

»Sehen Sie hierher. Dieses Gebilde verkündet nicht Schrecken, sondern die Weisheit Gottes. Jedes Glied des ganzen Knochengebäudes erklärt das Geheimnis, wie der Herr den sterblichen Menschen zum Herrn der Erde gemacht hat. Betrachten Sie diesen Schädel. Auf diese gewölbte Stirn ist das Herrscherrecht des Menschen geschrieben. Und dieses einen geraden Winkel bildende Profil verkündigt das Vorrecht des weißen Stammes über die übrigen Stämme. Dieser Schädel lehrt uns, wie viel wir der unendlichen Gnade Gottes zu verdanken haben, der uns so geschaffen und über alle Geschöpfe und alle Menschenrassen erhoben hat. Der Anblick eines Schädels soll nicht Schauer, sondern Andacht im menschlichen Herzen erwecken; denn er ist das Zeichen der größten Liebe, welche der Allmächtige für seine auserwählten, ausgezeichneten Kinder hegt.«

Der Geistliche legte die Hand der Komtesse auf den Schädel des Gerippes.

Die Komtesse hörte auf zu zittern. Sie fühlte, daß die Worte dieses Mannes sie zu neuem Leben erweckten.

»Jetzt gehen Sie in Ihr Zimmer zurück, ich werde Ihnen sogleich folgen. Aber ich muß noch auf dem Altar die Kerzen auslöschen, damit keine Feuersgefahr entstehe, wenn sie herabbrennen.«

»Gut, ich gehe allein,« sprach die Komtesse. »Für mich habe ich keine Angst mehr, aber ich bin um Ihr Leben besorgt. Wenn Sie jetzt auf den dunklen Gang hinausgehen, so nehmen die Besessenen vielleicht Rache an Ihnen; sie sind seitdem zu sich gekommen, sie lauern Ihnen auf und überfallen Sie.«

»Auch dafür habe ich gesorgt,« sprach der Abt, einen Revolver aus der Seitentasche ziehend. »Ich war gefaßt darauf, daß ich es auch mit Mördern zu tun haben kann. Also gehen Sie in Gottes Namen voraus hinauf, Komtesse.«

Theudelinde nahm die Laterne und schritt durch den langen Bibliotheksaal.

Der Geistliche blickte ihr nach, bis er sie zur Tür hinausgehen sah.

Abt Samuel kehrte eilends in die Gruft zurück und begab sich von dort in den Gang, wo in einem zinnernen Teller noch die bläuliche Flamme flackerte.

»Alkohol mit Salmiak gemengt!« murmelte der Abt für sich, »das war es, wovor Herr Mahók erschrak.« Daneben lag das lange Leintuch nebst dem Totenkopf. Der Abt rückte das Gefäß mit der Flamme in den Winkel. Er wußte, daß bei einem Zusammenstoß in der Finsternis für den einen Gegner kein Vorteil ist, wenn er beleuchtet ist und hiermit schritt er in dem dunklen Gang vorsichtig vorwärts. Er begegnete niemandem! Sie waren ja alle entflohen und liefen vielleicht noch. Die Gittertür stand offen. Er sperrte sie zu und zog den Schlüssel ab. Dann kehrte er in die Gruft zurück und schloß auch hier die Tür von innen zu. Hierauf löschte er die

auf dem Altar brennenden Kerzen aus. Die letzte davon ließ er brennen und leuchtete sich damit auf dem Wege zum Zimmer der Komtesse.

Die Komtesse fand er am Tische sitzen, den dampfenden Teekessel vor sich.

Sie hatte ihm gefolgt.

Als der Abt Samuel bei ihr eintrat, faltete die Komtesse andächtig die Hände und stammelte: »Mein Heiliger! mein Apostel!«

»Es gebühren mir keine so erhabenen Titel, Gräfin,« sprach der Abt. »Ich bin zufrieden, wenn ich den Titel: ›Mensch‹ verdiene. Sie sehen, daß ich keine Wunder verrichtet habe, denn ich hatte es nur mit sterblichen Menschen zu tun; und um dem Ereignis jeden Schein des Wunderbaren zu benehmen, sage ich Ihnen auch, wie ich durch so viele verschlossene Türen bis hierher gekommen bin. Aber ich bitte Sie, sich vorher Tee einzuschicken, und wenn Sie mir Ihre Gastfreundschaft angedeihen lassen, auch mir, denn ich bin durch die vergangenen Szenen ein wenig aufgeregter; – und dann wollen wir von der Sache sprechen, wie man an langweiligen Winterabenden von einfachen Vorfällen plaudert.«

Die Komtesse schenkte sich und ihrem Gast Tee ein und setzte sich dann in ihrem Fauteuil zurecht, ihren Seidenburnuß fester zusammenziehend. Sie froh noch immer.

»Also davon, daß ich es hier mit ganz gewöhnlichen menschlichen Streichen zu tun hatte, war ich gleich nach der ersten Information überzeugt,« begann der Abt. »Von dem, was mir der Pfarrer erzählte, konnte ich auf folgendes schließen: Die hier unten in der Nacht Lärm machen, das können nur die Hausleute selbst sein. Wozu der Lärm ihnen dient? Das erklärt mir die Situation, welche Sie selbst hier um sich geschaffen haben; Sie haben sich mit lauter Dienerinnen umgeben, welchen sich kein Mann offen nähern darf. Sie nahmen daher zu einem andern Mittel Zuflucht, um sich ihre sündhaften Zusammenkünfte zu ermöglichen und umgeben sich mit dem Schrecken des Gespensterspukes, damit Sie ihr Treiben nicht entdecken. Hätten sie ihre sündhaften Ausschweifungen in der Stille, flüsternd getrieben, so würden Sie der Sache längst auf die Spur gekommen sein. Daraus, daß der Pfarrer Mahók mit seinem Sakristan durch die Gittertür entkam, entnahm ich, daß diese Tür es sei, durch welche die Männer ins Schloß eingelassen werden, und daß der Sakristan in das Komplott eingeweiht sein müsse. Ferner habe ich so kalkuliert: Damit die Frauenzimmer aus dem Schloß in die Gruft gelangen können, müssen sie notwendig ihren Weg durch den Kellerhals nehmen; und wenn sie so die Zimmer verlassen, so lassen sie gewiß die Türen offen, damit sie nicht, wenn sie später zurückkehren, durch das Aufsperrn der Türen Ihre Aufmerksamkeit erregen. Im Gesicht, in den Augen, im Teint Ihrer Gesellschafterin ist es deutlich zu lesen, daß dieses Frauenzimmer genußsüchtig ist und gerne trinkt. Beim ersten Diner sah ich, daß sie auch eine Heuchlerin ist. Sie verwahrt sich gegen den Genuß geistiger Getränke. Ich war im klaren über sie. Ich hatte nicht den geringsten Zweifel, daß ich alle Türen offen finden werde. – Um kein Geräusch zu machen, ging ich zu Fuß bis zur Gartentür. Zahlreiche Fußspuren im frischen Schnee führten bis dorthin; ich wußte, daß die Gesellschaft wieder beisammen sei. Von der offenen Gartentür führten die Fußspuren bis zur Gittertür der Grufthalle. Sie war nur zugelehnt. Der rechte Flügel der Halle führt zur Gruft, der linke zum Kellerhals. Ich ging über die Treppe des letzteren und fand auch hier die Tür offen. Ich zählte nun sicher darauf, daß ich auch alle übrigen Türen offen finden würde. So war es auch. Jetzt erübrigte nur noch eine große Frage. Das nächste Zimmer der Gräfin ist die Garderobe. Die Tür derselben ist mit keinem Schlüssel verschlossen, sondern mit einem Schnapper, dessen Feder Sie hier von Ihrem innern Gemach aus in Bewegung setzen. Aber auch diese Türe muß offen sein; ich zog diesen Schluß von dem mit Tabakrauch durchgezogenen Kleide. Diese Frauenzimmer, dachte ich, stehlen zu ihren

nächtlichen Orgien die Seidenkleider der Gräfin. Der Uebermut liebt den Luxus. Wie kann diese Tür offen sein? Auch das läßt sich auf einfache Weise erklären. Wenn Sie in Ihr Schlafzimmer gehen, schiebt man schnell ein Messer vor den Schnapper der Garderobentür. Und wenn Sie die Feder des Verschlusses drücken, so stößt die Zunge des Schnappers an die Fläche des Messers, springt von dort zurück und die Tür bleibt unverschlossen. Das Messer steckte auch jetzt noch dort. Und so haben Sie, Gräfin, Nacht um Nacht bei offenen Türen geschlafen, räuberischen Ueberfällen ausgesetzt, verlassen, zu Tod erschreckt durch den gespenstischen Lärm, damit Sie es nicht wagen, aus Ihrem Zimmer zu gehen und sich nicht vertrauen Ihre Dienstleute zu rufen. Gräfin, das war eine schreckliche Strafe für Sie.«

»Eine Strafe!« stammelte die Gräfin erblassend.

»Ja, eine Strafe, denn Sie haben dieses Leiden verdient.«

Theudelinde blickte entsetzt auf den Abt.

»Gräfin!« sprach der Abt mit Strenge, »Sie haben einen großen Teil von der Schuld derjenigen auf Ihrer Seele, welche aus Ihrer Umgebung auf die Bahn des Lasters gerieten. Sie haben sie dahin gebracht. Ihre eigensinnige Laune, Ihre bizarren Einfälle nötigten diese Frauenzimmer zur Verlogenheit und zu ihrem schmachvollen Lebenswandel. Die Natur bestraft diejenigen, die sich gegen sie empören, und Sie haben sich gegen die Natur empört, indem Sie eine lange Reihe von Jahren hindurch sich von der Welt abschlossen und glaubten, mit sich auch andere von der Welt abschließen zu können. Das war ein großer Irrtum und er blieb auch nicht ungerächt. Jetzt stehen Sie vor zwei Richtern. Der eine ist der Himmel, der andere die Welt. Der Himmel ist bereit zu zürnen, die Welt bereit zu lachen. Und der Donner des Himmels und das Hohngelächter der Welt, beide werden gleich qualvoll für Sie sein. Und womit wollen Sie sich dagegen schützen?«

Die Komtesse sank starr auf die Lehne ihres Fauteuils zurück. Nach den so plötzlich über sie hereingebrochenen Schrecken, Aergernissen und Abscheulichkeiten hatte sie jetzt auch noch die durch die Anklage des Geistlichen wachgerufenen Vorwürfe ihres Gewissens zu erleiden! Diese Qual übertraf alle Leiden, die sie bisher ausgestanden.

Tiefes Schweigen trat ein.

Und während dieser langen Stille klangen in der Seele der Komtesse die Worte nach: »Womit wollen Sie sich gegen den Zorn des Himmels und gegen das Hohngelächter der Welt schützen?«

Endlich glaubte sie das Schutzmittel gefunden zu haben, und von einer Idee durchzuckt, erhob sie sich und stammelte: »Ich werde mich in ein Kloster flüchten, wohin das Hohngelächter der Welt nicht dringt. Dort werde ich auf dem kalten Stein kniend und Tag und Nacht betend, den Zorn des Himmels versöhnen. Sie, mein hochwürdiger Vater, werden so gütig sein, für mich bei der Priorin eines Klosters, welches die strengsten Ordensregeln hat, ein empfehlendes Wort zu sprechen. Dort werde ich mich lebendig begraben, und niemand wird mehr meinen Namen erwähnen. Mein ganzes Vermögen, welches ich viele Jahre hindurch sparend zusammengebracht, und die mir auf Lebenszeit überlassene Nutznießung des Besitzes meiner Ahnen überlasse ich Ihrem Orden und bitte nur, daß in der Kapelle meiner entweihten Familiengruft jede Mitternacht eine Vesper gehalten werde, solange Ihr Orden im Besitz dieses Schlosses sein wird.«

Die Komtesse stammelte diese Worte im traurigen Ton der Entsagung; ihre Stimme sank oft zu leisem Geflüster herab, und sie schluchzte, so oft sie ihrer Stimme mehr Kraft geben wollte.

Der Abt erhob sich von seinem Sitz, und als die Komtesse ihm ihre zitternde, wachsbleiche Hand darbot, drückte er diese und sprach mit stolz erhobenem Haupt: »Setzen Sie sich nieder, Komtesse, und hören Sie, was ich Ihnen jetzt sagen werde. Damit wir vor allem darüber im reinen seien, was Sie zuletzt erwähnten: sage ich Ihnen, daß ich und mein Orden weder Ihr Schloß noch Ihren Besitz noch Ihr Geld brauchen. Es ist nicht unsere Aufgabe, schwachherzigen Menschen in Augenblicken der Zerknirschung ihre weltlichen Güter abzuschwindeln. Wir machen uns nicht durch mittelalterliche Erbschleichern verhaßt. Es ist auch nicht unsere Sache, in Ihrer Familiengruft jede Mitternacht barfuß Vespere zu halten und den übrigen Teil des Tages mit dem Verzehren Ihrer Einkünfte zuzubringen. Diese Idee geben Sie daher ein für allemal auf, Gräfin.«

Die Komtesse war durch diese Worte überrascht. Sie hatte diesem Manne gegenüber bereits alle Arten von Neigung durchgeföhlt, es erübrigte nur noch, daß sie genötigt sei, ihn für seine Uneigennützigkeit, für seine erhabene Zurückweisung weltlichen Besitzes hochzuachten, damit sie seiner Herrschaft vollends unterworfen sei.

»Und jetzt entsagen Sie auch dem Gedanken, Gräfin,« fuhr der Abt fort, »sich in irgendeinem Kloster zu begraben. Dort würden Sie nicht finden, was Sie suchen: die Ruhe. Denken Sie darüber nur ein wenig nach. Bei Ihrer erregbaren Phantasie, welche durch die nervenaufreibende klösterliche Einsamkeit aufs peinlichste gereizt würde, könnten Sie keine Messe ruhig anhören. Würde nicht beim Ertönen des Psalms, der Oratio in Ihrer Seele die Parodie mitklingen? Würde nicht bei den frömmsten Gesängen der Dämon an Ihrer Seite stehen und mitten im Chor die Wirtshauslieder ertönen lassen? Und so oft Sie eine Schwester mit frommer Miene vor dem Altar knien sähen, würden Sie dabei nicht denken: auch meine Günstlinge heuchelten Andacht beim Gebet und beteten nicht zu Gott, sondern zum Teufel! Wäre es nicht so, Gräfin? Sie würden im Kloster, vor dem Altar eine schlechte Zuflucht finden. Für andere mag das eine Zuflucht sein, für Sie wären das nur Orte der Verdammnis und Steine des Anstoßes, und es könnte Ihnen so ergehen, wie dem vom Dichter besungenen Einsiedler, der das Gebet vergaß und anstatt zu beten Gott fluchte!«

Die Augen der Komtesse glühten bei dieser schrecklichen Aussicht. »Wahr, wahr!« stammelte sie und sah lebhaft vor sich, was der Abt ihr voraussagte.

»Die quälende Erinnerung des Aergernisses hat Sie aus der Kirche verbannt und des Gebets beraubt,« fuhr der Abt grausam fort.

»Wahr! Wahr!« sprach die Komtesse schluchzend und schlug sich an die Brust. »Ich kann keine Kirche mehr sehen, kein Gebet mehr auf meine Lippen nehmen!« Und hiermit warf sie sich verzweifelt dem Geistlichen zu Füßen, erfaßte mit krampfhafter Gewalt seine Hand und rief außer sich: »Aber wohin soll ich mich denn flüchten, wenn nicht in die Kirche? Und womit soll ich mich schützen, wenn nicht mit dem Gebet?«

Der Geistliche erwiderte salbungsvoll: »Flüchten Sie sich in Ihr Herz, das ist die rechte Zuflucht, und schützen Sie sich mit guten Taten. Die Wohltaten werden für Sie beten.«

Theudelinde preßte die Hand des Geistlichen an ihre glühende Stirn. Dann erhob sie sich mühsam und sprach, die Arme ausbreitend: »Verfügen Sie über mich, befehlen Sie, was ich tun soll.«

»Kehren Sie in die große Welt zurück und nehmen Sie den Platz ein, der Ihnen dort gebührt.«

Die Komtesse fuhr betroffen zurück und sah den Geistlichen mit starren Augen an.

»Ich soll in die eitle Welt zurückkehren, welche ich vor fünfundzwanzig Jahren verlassen habe? Ich soll jetzt den Spott der Welt gegen mich herausfordern, deren Freuden ich von mir gewiesen habe?«

»Gräfin, Sie haben jene Hälfte Ihres Lebens, welche Freude darbietet, verfehlt, vergeudet. Jetzt bleibt Ihnen noch die Hälfte des Lebens, in der man sich die Achtung der Welt erwerben kann. Sie haben noch Zeit, auf den rechten Weg umzukehren.«

»Mein Vater, bedenken Sie, daß es in jenen Kreisen, in welchen Sie mich wieder zu erscheinen zwingen, für mich nur Hohn und Demütigung gibt. Die neue Generation kennt mich nicht, meine Verwandten verspotten mich.«

»Aber es gibt einen Zauberkreis, in welchem man jeden sofort erkennt und niemanden verspottet. Wollen Sie diesen Zauberkreis um sich ziehen?«

»Versetzen Sie mich in diesen Zauberkreis, welcher ist es?«

»Ich will es Ihnen sagen, Gräfin. Ihre Nation macht jetzt einen großen Kampf durch, den Kampf des Geistes. Alles strebt danach, die vorgeschrittenen Nationen einzuholen – Gelehrte, Dichter, Staatsweise, Nationalökonom, Industrielle, Volkserzieher, Männer, Frauen, Jünglinge, Greise, Magnaten und Bürger. Wenn alle es wüßten, wie sehr sie nach einem Ziel streben, so würden wir Wunder verrichten; doch einer vom andern getrennt, arbeitet jeder für sich, und alles Mühen ist umsonst.«

Die Komtesse hörte mit gespannter Aufmerksamkeit zu; sie verstand noch nicht, wo der Geistliche hinaus wollte.

»Was fehlt diesem riesigen Streben? Ein Mittelpunkt. Das Land hat keinen Mittelpunkt. Debresin ist ganz magyarisch, aber durch seine konfessionelle Ausschließlichkeit beraubt es sich der Universalität; Szegedin ist gut gelegen, aber eine zu primitive und ganz demokratische Stadt; Klausenburg ist zwar eine magyarische Stadt, auch sind da die aristokratischen und die Elemente der vaterländischen Kultur gut gemengt – aber es liegt jenseits des Királyhágó, und die Zeit der Bethlens und Bocskais ist vorüber. Pest wäre also der einzige Zentralpunkt. Eine eigentümliche Stadt das! Ich habe alle fünf Weltteile bereist, doch nirgends auf der Welt habe ich einen ähnlichen Ort gefunden. Dort entsteht alles so, als ob kein Mensch sich um den andern kümmerte und als ob jedermann glauben würde, daß die Welt dort stehen bleibt, wo er sie verlassen hat. Wer auf der Donau ankommt, wird überrascht von der großartigen Uferfront und dem breiten Raum davor, und jetzt fängt man an, den schönen langen Platz mit sechsstöckigen Zinshäusern zu verbauen, und natürlich hat jedes Haus einen andern Stil. Man sieht da dicht nebeneinander im romanischen, maurisch-spanischen und im Renaissancestil gebaute Paläste, und diesen gegenüber erhebt sich ein halb holländisches, halb gotisches öffentliches Gebäude. Ein Anblick, der durch einige Dorftürme ergänzt wird. Dem monumentalen Bau der Kettenbrücke gegenüber erhebt sich eine steinerne Schachtel mit vier Türmen; dieses Gebäude nennt man Basilika, aber es sieht aus wie ein riesiges Schafott. Auf allen Seiten ragen ungeheure Fabrikschlote empor, welche ewigen Rauch über die Stadt verbreiten. Fabriken, Docks, Akademiepalast, Redoute, Zinskartenhäuser, Kunstmühlen über- und untereinander gewürfelt; die Akademie beengt den Verkehr der Docks, und der Lärm der Docks stört die Verhandlungen der Gelehrten, der Rauch der Dampfmühlen erstickt beide, und der ganz nach Art der Minarets gebaute Turm des Stadthauses sagt dem Fremden: Komme nur näher, hier ist Konstantinopel.«

Die Komtesse vermochte über den Vortrag des Geistlichen bereits zu lächeln.

»Der Fremde findet es auch so. Die innere Stadt ist ein Labyrinth, dessen Gassen noch in der Zeit gegründet wurden, als der Stadthausplatz noch von Pfützen bedeckt war, in welchen sich die Schweine der raizischen Händler wälzten; die Gassen sind eng, regellos, in den Auslagen herrscht aber dennoch europäischer Glanz und Luxus; der Wind treibt einem Sand in die Augen, aber das in den Gassen flanierende Publikum wetteifert in der Toilette mit den Parisern. Nirgends wie in Pest findet man auf Schritt und Tritt so viel reizende Frauengesichter und so viel zerlumpfte Bettler. In den engen Gassen sieht man herrschaftliche Equipagen und mit rohen Häuten beladene Frachtwagen dicht neben- und hintereinander. In den Vorstädten wachsen die Häuser mit fabelhafter Schnelligkeit auf, kleine Häuser, große Häuser, jeder baut nach seinem Geschmack, und bei jedem Windstoß kriegt man infolge des ewigen Bauens Sand in die Augen. Hie und da gibt es eine kleine grüne Oase, nicht größer als der Garten eines Landedelhofs, alles übrige ist steinige Wüste. Die Stadt ist von einer Sahara umgeben, deren Boden fortwährend aufgerissen wird, auf daß es dem Sirokko nicht an Staub fehle, damit zu spielen. Das ist das äußere Bild der Stadt. Man weiß nicht, wird es eine Fabrikstadt, ein Handelsemporium, eine Stadt der Künste und Wissenschaft, eine Reichsmetropole oder eine amerikanische Kolonie, wohin Menschen aller Klassen aus allen Weltteilen kommen, um sich Geld zu machen, die aber nicht dort bleiben, sondern wenn sie sich bereichert haben, sich auf das Land oder in das Ausland zurückziehen.«

Die Gräfin fand Interesse an dieser Schilderung.

»Die sozialen Verhältnisse sind nicht besser als das äußere Bild Pests. Jede Klasse ist mit einer besonderen chinesischen Mauer umgeben. Handel und Börse sind deutsch und jüdisch. Das wäre kein so großes Uebel, als daß sie Schwindel treiben und von jeder Laune des Wiener Geldmarktes über den Haufen geworfen werden. Die Táblabiros und die Handwerker bilden das magyarische Element. Dazu kommen noch an zwanzigtausend aus den oberen Gegenden eingewanderte Slowaken, die vom Tagwerk leben. Pest ist auch die Stätte der nationalen Kunst, es ist aber nicht Mode, diese zu unterstützen; auch eine Stätte der Wissenschaft ist es, aber es ist nicht guter Ton, sich damit zu beschäftigen; es wird da ferner Literatur getrieben, aber wenige wissen davon; Pest hat auch vornehme Kreise, eine hohe Aristokratie, aber niemand findet in ihren Salons Aufnahme, der nicht zu ihnen gehört. Es ist eine zerfahrene Gesellschaft, und sich selbst überlassen, kämpft, seufzt, klagt und trägt jeder seine Lasten für sich allein, und die besten Ideen gehen verloren, weil keiner den andern versteht. Es fehlt an einem gemeinschaftlichen Berührungspunkt. Das öffentliche Leben ist gelähmt; Ausnahme-gesetze verbieten jede Zusammenkunft im Lande. Das Komitatshaus, der Reichstag sind geschlossen. Nur die Parketts der Gesellschaft wären der Boden, wo so viele edle Bestrebungen miteinander in Berührung kommen könnten. Aber wer soll seine Salons zu diesen Zwecken eröffnen? Ein Teil unserer Aristokraten ist zu gleichgültig, ein anderer Teil hascht nach Genüssen, kennt keinen andern Zweck, als sich zu unterhalten. Es gibt genug Leute unter ihnen, die ihre Aufgabe kennen und ihre Pflicht auch gerne erfüllen würden, die aber durch die Verluste des letzten Jahrzehnts in ihrem Vermögensstand so sehr gelitten haben, daß sie nicht imstande sind, die Kosten eines offenen Salons zu tragen; diejenigen endlich, die Mittel und Verständnis dazu hätten, sind durch solche tragische Erinnerungen von der Hauptstadt fern gehalten, durch welche die geräuschvolle Heiterkeit aus ihren trauernden Salons verbannt ist. Und so gibt es in der ganzen Sintflut, die uns bedeckt, keinen einzigen trocknen Punkt, wo die Guten, die Weisen, die Gerechten aus allen Klassen zusammenkommen könnten. An einem solchen Punkte fehlt es.«

»Er wird da sein!« sprach die Komtesse, mit Begeisterung in den Mienen sich von ihrem Platze erhebend. Ihr ganzes Wesen erglühte bei dem neuen Gedanken, den der Geistliche noch besser auszumalen wußte.

»Sie haben mich verstanden! Dieser Berührungspunkt wird auch Ihr Asyl sein; wenn Sie nach Pest ziehen, wenn Sie dort ein Ihres Ranges und Ihres Einkommens würdiges Haus führen und Ihre Salons der Creme der Nation öffnen, zu welcher nicht bloß Menschen von vornehmer Herkunft gehören, sondern zu der man in der ganzen gebildeten Welt auch die Notabilitäten der Wissenschaft, der Kunst, der Politik, der Kirche zählt. Wenn es einen Sammelpunkt geben wird, wo der Gelehrte dem Prälaten, der Dichter dem Magnaten gleichgestellt ist, wenn die Aristokratie des Geistes und die des Vermögens sich vereinigen, um lebenskräftige Ideen in erfolgreichen Taten zu verwirklichen, wenn es einen Salon geben wird, aus dessen Mitte die apostolischen Missionen der Kultur, der Beglückung und Unterstützung des Volks hervorgehen – wird dann nicht die Herrin dieses Salons ein Gegenstand der allgemeinen Verehrung, der patriotischen Glorifikation sein?«

Die Komtesse ergriff mit beiden Händen die Hand des Abtes, die sie mit Küssen bedeckte und sagte schluchzend: »Ich danke Ihnen, ich danke Ihnen, ich danke Ihnen!«

»Glauben Sie mir also jetzt, Gräfin, daß es für Sie noch einen andern Weg des Heils gibt als den Weg ins Kloster?«

»Sie sind ein Prophet.«

»Indes gestatten Sie mir, Gräfin, Ihr Gemüt jetzt mit einer prosaischen Frage zu stören. Zu der Aufgabe, der Sie sich mit solcher Begeisterung unterziehen, sind auch gewisse materielle Mittel nötig. Dazu braucht man ein reichliches Einkommen. Darf ich in dieser delikaten Sache um Ihr Vertrauen bitten?«

»Ich bin reich,« sprach die Komtesse, »ich habe für meine eignen Ersparnisse in Pest ein herrschaftliches Haus an mich gebracht, das jetzt ein Mietshaus ist, und besitze außerdem gut placierte Kapitalien.«

»Das Haus werden Sie für Ihren eignen Gebrauch instand setzen; was aber Ihre Kapitalien anbelangt, so werden Sie wohl daran tun, sie bei den jetzigen Verhältnissen des Geldmarktes nicht zu kündigen. Wie hoch beläuft sich das Einkommen, das Sie von der Bondavärer Herrschaft beziehen?«

»Ungefähr auf zwanzigtausend Gulden.«

»Wie groß ist diese Herrschaft?«

»Sie hat die Ausdehnung von neun- bis zehntausend Joch.«

»Dann ist das Einkommen zu gering. Daran ist die fehlerhafte domestikale Verwaltung schuld. Das Einkommen ist viel zu gering im Verhältnis zu der Größe des Besitzes und des Haushalts, den Sie jetzt auf sich nehmen wollen. Mit zwanzigtausend Gulden Einkommen kann man in Pest kein großes Haus führen.«

Die Komtesse staunte.

»Ich habe geglaubt, daß das sehr viel Geld sei.«

»Auf dem Lande ist es allerdings viel. Aber Pest ist eine ebenso teure Stadt wie Paris. Sie brauchen wenigstens vierzigtausend Gulden jährlichen Einkommens, wenn Sie in Pest ein offnes Haus halten und damit den Anforderungen des Ranges und des Geistes entsprechen wollen.«

Die Komtesse blickte verwirrt auf ihn.

»Wie?«

Der Abt antwortete mit gleichgültigem Aufwerfen der Lippen: »Das ist gar nicht schwer. Sie brauchen nur das Wirtschaftssystem zu ändern und anstatt der domestikalen Verwaltung die Pachtwirtschaft einzuführen. Ich verstehe nichts von Finanzgeschäften, doch ich habe in den Kreisen der Hautefinance vertrauenswürdige Bekannte, mit denen einem oder dem andern Sie sich beraten können, wenn wir in Pest sind. Jedenfalls kann ich Ihnen die Versicherung geben, daß die Verpachtung dieser Herrschaft Ihnen wenigstens vierzigtausend Gulden jährlich einbringen muß. So viel Kenntnis habe ich schon auf dem Felde der Nationalökonomie.«

Die Komtesse war durch diese Worte bezaubert. Dieser Geistliche wird immer lebenswürdiger! Jetzt verdoppelt er ihr gar ihr Einkommen. Das ist ja ein sehr lieber Mensch!

»Verfügen Sie, ich gebe Ihnen Vollmacht in allen meinen Angelegenheiten,« sprach die Komtesse entzückt.

»Wenn Sie die Sache mir überlassen, so bringe ich Ihnen gleich einen fertigen Pachtvertrag; ich gebe Ihnen im vorhinein die Versicherung, daß Ihr jetziges Einkommen sich verdoppeln wird und es wird Sie nicht einmal Sensalgebühren kosten.«

Theudelinde wurde zum Kind in Ihrer Freude und betrachtete den Geistlichen als ihren Vater, als den einzigen Mann, den sie wegen seines Edelmutes lieben kann, lieben darf, lieben muß.

Möglich, daß der Geistliche dies auch verdiente ... Aber gewiß ist, daß mit dieser Unterredung die eine Besitzerin dieser Herrschaft bereits den Boden unter den Füßen verlor! ...

Der widerwärtige Mensch.

Komtesse Theudelinde war ganz außer sich vor Freude, dermaßen, daß sie zu ihrem Klingelapparat hinstürzte und die Feder desselben in Bewegung zu setzen begann.

»Was machen Sie, Gräfin?« fragte der Abt erstaunt.

»Ich will meinen Verwalter sogleich rufen lassen.«

»Aber durch wen?«

Der Komtesse fiel es erst jetzt ein, daß ja keine lebende Seele im Hause sei. Hierauf wurde sie wieder sehr ernst.

»Es wird wirklich eines der schwierigsten Probleme sein,« sagte der Geistliche, »wie Sie aus dem Schlosse hinauskommen.«

»Wie meinen Sie das?«

Die Komtesse war so schwachsinnig, daß sie selbst das Nächstliegende nicht aufzufassen vermochte.

»Wir sind, alles zusammen, unserer zwei im Schlosse,« sagte, der Geistliche. »Wenn ich fortgehe, um Leute herbeizuschaffen, die Ihnen Dienste leisten, die Pferde einspannen, das Nötigste packen sollen, und welchen Sie das verlassene Schloß anvertrauen können, so bleiben Sie indes allein.«

»O, ich bleibe hier nicht um die Welt allein zurück.«

»Dann bleibt Ihnen nur die Alternative, daß Sie mit mir zu Fuß bis zur nächsten Behausung der Herrschaftsbeamten gehen.«

Eben begannen mit Schnee vermengte schwere Regentropfen an das Fenster zu schlagen.

»Es sind ja meine Pferde da.«

»Aber ich kann weder einspannen noch kutschieren.«

»O das würde ich auch nicht zugeben.«

Nun hatte sie die Alternative vor sich, entweder allein im Schlosse zu bleiben, während der Geistliche sich um Hilfe umsieht, oder mit ihm in dem schlechten Wetter zu Fuß fortzugehen.

»Es pocht jemand an das Tor,« sagte der Abt.

»Das wird gewiß der Verwalter sein,« meinte die Komtesse, »er hat von seinen Leuten gehört, was hier vorgefallen ist und kommt deshalb eilends her.«

»Aber es wird ihm niemand das Tor öffnen, denn wahrscheinlich befindet sich auch die Pförtnerin unter den Ausgesperrten.«

»So ist es auch. Sie war ja die alte Hexe, die auf dem Tische tanzte.«

»Haben Sie nicht einen zweiten Torschlüssel?«

»Es ist der große Schlüssel dort an dem antiken Rechen. Was wollen Sie damit?«

»Ich gehe hinunter und öffne selbst das Tor.«

»Die Hunde kennen Sie nicht und werden Sie zerreißen. Es sind starke Schäferhunde.«

»Ich werde sie bei ihren Namen anrufen. Wie heißen sie?«

»Ich weiß es nicht.«

Was kümmerte sich auch die Komtesse um so gemeine Dinge wie die Namen der Hofhunde.

»Dann muß ich sie niederschießen.«

»Ich bitte, nur nicht zu stark.«

Die Komtesse meinte nicht, daß die Hunde nicht zu stark sterben sollen, sondern, daß der Schuß nicht zu stark krache.

Der Abt nahm also seinen Revolver und ging in den Hof hinunter. Eine Laterne brauchte er nicht mehr, denn der Morgen dämmerte schon.

Die beiden Hofhunde waren im Torweg derart untergebracht, daß, wenn man nachts ihre Ketten verlängerte, zwischen ihnen nur so viel Raum übrig blieb, daß sie nicht übereinander herfallen konnten, daß aber, wer zwischen ihnen hindurchgehen wollte, dem einen oder dem andern in den Rachen fallen mußte.

Der Abt hatte keine andere Wahl, als den einen Hund niederzuschießen, damit er, ohne von dem anderen gefährdet zu werden, zu dem Tore gehen konnte.

Als Abt Samuel das Tor öffnete, sah er einen Mann vor sich, der ebenfalls einen Revolver in der Hand hatte.

Plötzlich erhoben beide ihre Waffen gegeneinander und fingen dann an zu unterhandeln.

»Wer sind Sie? was wollen Sie hier?« fragte der Geistliche.

»Wer sind denn Sie? und was suchen Sie hier?« sprach der andere.

»Ich bin Abt Samuel, der Beichtvater der Gräfin.«

»Und ich bin Iwan Berend, der Nachbar der Gräfin.«

Der Abt senkte seine Waffe und sprach mit sanfterem Tone: »Das ist eine ungewöhnliche Stunde, in der Sie hierher kommen, nicht wahr?«

»*Honny soit, qui mal y pense,*« erwiderte Iwan und steckte seine Waffe in die Tasche. »Die Ursache, daß ich zu so ungewohnter Stunde komme, ist, daß ich diese Nacht einen Brief erhielt, in welchem man mir anzeigt, daß im Schloß große Verwirrung herrscht und daß ich der Gräfin zu Hilfe kommen soll.«

»Die Verwirrung besteht darin ...«

»Ich weiß, worin sie besteht, auch das hat man mir geschrieben. Nun das ist der Grund, weshalb ich mich der Gräfin zur Verfügung stelle, obgleich ich weiß, daß sie keine Männer empfängt, am wenigsten in so früher Stunde.«

»Sie wird Sie gewiß empfangen. Erlauben Sie mir, das Tor zu schließen, denn auch dazu ist niemand mehr im Hause, und nehmen Sie sich in acht, halten Sie sich von der linken Wand fern, denn der Hund dort lebt noch.«

»Den andern haben Sie erschossen?«

»Ja. Den Schuß haben Sie draußen gehört. Darauf zogen auch Sie Ihren Revolver heraus?«

»Natürlich. Ich könnte nicht wissen, aus welchem Grunde man hier im Hofe schießt.«

Die beiden Männer gingen in die Salons der Gräfin hinauf. Abt Samuel begab sich zu ihr hinein.

»Es ist uns unverhofft Hilfe gekommen,« sagte er ihr, »ein Nachbar von Ihnen, Iwan Berend.«

»Ah!« erwiderte die Gräfin unwillig, »ein widerwärtiger Mensch! ein Atheist!«

»Sei er ein Thug, ein Mormone oder Manichäer – in diesem Augenblick brauchen wir ihn. Es hat ihn jemand auf Ihre Lage aufmerksam gemacht und er kommt, um mit Ihnen darüber zu sprechen.«

»Ich will nicht mit ihm sprechen. Ich bitte Sie, unterhandeln Sie mit ihm anstatt meiner.«

»Gräfin, dieser Mann ist vielleicht ein so großer Ketzer, daß er mir sagt, ich sei nur Ihr Beichtvater und nicht auch seiner.«

»Also gut. Ich gehe zu ihm hinaus; aber ich bitte, seien auch Sie zugegen.«

»Wenn es erforderlich sein wird.«

Die Gräfin hüllte sich in ihren Schal und ging in den Empfangssalon hinaus, den bereits die aufgehende Sonne zu erhellen begann. Abt Samuel fand es dennoch für gut, ihr einen zwei-armigen Leuchter nachzutragen. Die Gräfin bot Iwan frostig einen Sitz an und trachtete sich so weit als möglich von ihm niederzulassen.

»Mein Herr?«

»Gräfin! Heute nacht klopfte jemand an mein Fenster, ich war noch wach und arbeitete, und als ich das Fenster öffnete, reichte man mir einen Brief hinein. Das Schreiben ist von Ihrem Verwalter.«

»Von meinem Verwalter?« sprach die Gräfin erstaunt.

»Der Brief ist seines Stils wegen nicht geeignet, daß Sie ihn lesen; ich werde Ihnen daher von dem Inhalt desselben nur so viel mitteilen, als Sie interessiert. Der Verwalter zeigt mir an, daß heute nacht alle Ihre Dienstleute ohne Unterschied des Geschlechts entflohen sind, und daß er ihnen nachfolgt.«

»Auch der Verwalter? Und weshalb?«

»Auch von dem Grund steht etwas in dem Briefe; ich glaube aber, daß es nur ein Vorwand ist, mit dem ein größeres Verbrechen bemäntelt wird. Ich bin der Meinung, daß man Sie bestohlen hat.«

»Mich?«

»Erschrecken Sie nicht. Man hat Sie nicht durch Einbruch und Entwendung, sondern durch ungetreue Verwaltung, durch Unterschleif und Betrug bestohlen. Und dann bemühten sich die Betrüger, ihrer Flucht einen humoristischen Anstrich zu geben, damit die Welt über ihr Verbrechen lache und auf Ihre Kosten darüber lache. Das ist meine Meinung.«

Die Gräfin war genötigt anzuerkennen, daß ihr Nachbar erstens ein kluger und zweitens ein zartfühlender Mensch sei.

»In dem Briefe des Verwalters heißt es, daß er es nach dem, was geschehen, nicht mehr wagt, Ihnen unter die Augen zu kommen, da Sie niemals glauben könnten, daß gewisse Skandale im Schlosse ohne seine Zustimmung geschehen konnten. Ich halte dies für einen Vorwand. Ich glaube, daß Sie in einem Augenblicke der Aufregung allen Ihren Untergebenen den Laufpaß gaben, nachdem Sie darauf gekommen, daß sie Ihre Nachsicht mißbraucht haben. Daher war es gleich nach Empfang jenes Briefes meine erste Sorge, einen meiner Leute zu Pferde zur nächsten Telegraphenstation zu schicken und Ihren Pester Bankiers, welche den Verwalter bei Verkäufen als Ihren Bevollmächtigten betrachten, die Nachricht zu telegraphieren, daß der Verwalter sich plötzlich entfernt habe und daß sie ihm kein Geld anvertrauen sollen.«

»Das war sehr praktisch und vorsichtig von Ihnen,« sprach anstatt der Gräfin der Abt; »die Gräfin wird Ihnen dafür sehr zu Dank verbunden sein.«

Theudelinde nickte gnädig mit dem Kopf.

»Ich wollte nur Ihre Bewilligung für meine Maßregel erhalten, und das war der eine Grund, wegen dessen ich mich hierher begab,« fuhr Iwan fort. »Der andere Grund ist, daß ich Ihnen, da Sie hier ohne alle Bedienung sind und wahrscheinlich nicht hier zu bleiben wünschen, zur Abreise behilflich sein und bis Sie selbst die nötigen Verfügungen treffen, Ihr Schloß durch meine Leute bewachen lassen will, für die ich selbst die Verantwortlichkeit übernehme.«

»Das ist wahrhaftig die zarteste nachbarliche Aufmerksamkeit,« sprach der Geistliche wieder, »und die Gräfin wird sich Ihnen für diese Sorgfalt sehr verpflichtet fühlen.«

»Das ist nur eine Pflicht,« sagte Iwan. »Und jetzt habe ich noch ein drittes Motiv vorzubringen. Die Gräfin wird nicht mehr auf dem Lande wohnen, das kann ich mir wohl denken. Auch ist mir nicht unbekannt, daß Sie ebenso sparsam als reich sind. Aber trotzdem bin ich dessen beinahe gewiß, daß infolge der Flucht Ihrer Beamten und Schaffner in diesem Augenblicke alle Ihre Kassen leer sind. Ich glaube Sie daher nicht zu verletzen, wenn ich Ihnen in dem gegenwärtigen Falle meine eigne Kasse zur Verfügung stelle. Ich kann Ihnen auf kurze Zeit, bis Ihre ohnehin geordneten Geldverhältnisse in das regelmäßige Gleis kommen, zehntausend Gulden leihen.«

Abt Samuel ging zur Gräfin und flüsterte ihr die Warnung in das Ohr, daß sie auf diesen Antrag nicht etwa Wucherzinsen anbiete. Infolgedessen reichte die Gräfin zum Zeichen der

Genehmigung mit einer huldvollen Bewegung Iwan die Hand, der hierauf aus seiner Brieftasche Geld nahm und zehn Stück Tausender auf den Tisch zählte. Die Gräfin wollte ihm darüber eine Schrift geben, Iwan aber sagte, das sei nicht notwendig, er leihe ihr das Geld ohnehin nur auf kurze Zeit.

Die Gräfin ersuchte den Abt, das Geld in seine Obhut zu nehmen.

»Und jetzt,« sprach Iwan, »erlaube ich mir Sie zu fragen, wann Sie Ihr Schloß zu verlassen beabsichtigen.«

»Jetzt! in diesem Augenblicke! sogleich!« – die Gräfin mit Hast.

»In diesem Falle werde ich so frei sein, Ihnen für das erste Stadium der Abreise, das nicht ohne Schwierigkeiten sein wird, einen Plan zu empfehlen. Zunächst muß das Nötigste gepackt werden. Sagen Sie mir, Gräfin, was und in welche Koffer gepackt werden soll. Dann werde ich anspannen, und hiernach werden wir die Haupteingänge des leer bleibenden Schlosses verschließen und versiegeln. Bis Sie jemanden zur Uebernahme des Schlosses hersenden, werde ich es durch verlässliche Leute bewachen lassen. Dann machen wir uns auf den Weg. Im Fahren kommen wir an der Verwalterswohnung vorbei, und da wollen wir sehen, ob wir nicht einen Teil der Rechnungen in unsere Hände bekommen können.«

»Nein, nein! dorthin gehe ich nicht! Ich brauche keine Rechnung!« rief die Gräfin abwehrend.

»Gut. Wir fahren also direkt zu meinem Gasthaus.«

»Wozu denn dorthin?«

»Weil auch die Post dort ist, und weil Sie Postpferde nehmen sollen.«

»Wozu Postpferde? Kann ich nicht mit meinen eignen Pferden reisen?«

»Nein.«

»Warum nicht?«

»Weil sie zu schlecht sind. Mit Ihren Pferden gelangen Sie nicht einmal bis zur nächsten Station.«

»Warum sagen Sie, daß meine Pferde schlecht sind?« fragte die Gräfin aufgeregt.

»Weil sie schlecht gehalten sind.«

»Widerwärtiger Mensch!« sagte die Gräfin für sich, »auf alles antwortet er so bäuerisch.«

»Ich gehe nicht in das Gasthaus,« sprach sie trotzig, »ich gehe nicht an einen Ort, wo man Wein ausschenkt. Könnte ich nicht bei Ihnen absteigen und dort warten bis umgespannt ist?«

»Ich werde mich glücklich schätzen, Sie bei mir zu sehen, obgleich es in meinem Hause sehr unfreundlich aussieht. Ich wohne allein und bin Garçon.«

»Das ist alles eins.«

»Wollen Sie also vorher beschließen, welche Kleider ich einpacken und welche Koffer ich dazu nehmen soll.«

»Welche Kleider?« sprach die Gräfin und öffnete ihre Augen mit einem eigentümlichen Ausdruck weit, »und welche Koffer? Das will ich Ihnen gleich sagen. Seien Sie so gut, das Feuer im Kamin anzufachen, während ich in meine Garderobe gehe. Es ist kalt hier.«

Im Salon befand sich ein Kamin aus grünem Marmor, in welchem unter der Asche noch einige Glut vom vorigen Abend glimmte. Iwan legte Holz auf, und bald flackerte die Flamme lustig.

Die Gräfin kam nach kurzer Zeit zurück und brachte so viele Kleider herbei, als sie nur mit ihren Armen fassen konnte.

»Das alles wollen Sie einpacken lassen?«

»Alles! alles! und auch alles übrige.«

»Und wohin?«

»Hierher!« sprach die Gräfin und warf das Kleiderbündel in den Kamin, das sofort in einer Flamme aufloderte und mit dieser den ganzen Raum des Kamins ausfüllte. Seide, Musselin, Krepp und Spitzen brannten knisternd und prasselnd.

Die beiden Männer sahen sie erstaunt an, aber keiner sagte ein Wort.

Die Gräfin aber eilte in ihre Garderobe zurück, kam mit einem neuen Bündel herbei und warf die zusammengedrückten Kleider, eins nach dem andern in den Kamin, und aus jedem schlug die Flamme mit lautem Geprassel auf, als ob jedesmal ein durch das Feuer ausgetriebener Teufel jammernd zum Schornstein hinausflöge. Theudelinde legte mit glühenden Wangen den Weg in ihre Garderobe zehnmal hintereinander zurück und warf keuchend vor Aufregung alles in die Flammen. Nach den Kleidern kam auch die Wäsche unbarmherzig auf den Scheiterhaufen, und alles wurde zu Asche.

Nun diese Art des Packens und Inventierens ist einfach genug! dachte sich Iwan, ohne jedoch seinen Gedanken Ausdruck zu geben.

Der Geistliche legte die Hände auf den Rücken und ließ mit ruhiger Bonhomie die Gräfin ihr Autodafé vollenden.

Nachdem sie fertig war, sagte Iwan: »Nun, das wäre geschehen, aber in welcher Toilette werden Sie jetzt reisen?«

»In den Kleidern, die ich auf dem Leibe habe, und in meinem Reisepelz.«

»Wie es Ihnen beliebt. Ich gehe jetzt anspannen.«

Während Iwan in den Hof hinabging, zog die Gräfin mit Hilfe des Abtes ihren mit Marder verbrämten Pelz an, und hiermit war sie reisefertig. Nichts, was sie einst ihr eigen genannt hatte, nahm sie aus dem Schlosse mit. Sie hielt alles für entweiht.

Als Iwan zurückkam und meldete, daß angespannt sei, war die Gräfin schon fertig. Die Türen wurden nacheinander zugesperrt und versiegelt. Als die Gräfin in den Hof hinabkam, brachte ihr der Anblick des niedergeschossenen Hundes den noch lebenden in Erinnerung. Was sollte sie mit diesem tun? Auch der muß niedergeschossen werden, damit er nicht vor Hunger umkomme.

»Es wäre schade,« sagte Iwan, »ich binde ihn los und er kommt mit uns. Er kann bei mir bleiben.«

Die Gräfin erwartete, daß der Hund Iwan beißen werde. Er biß ihn aber nicht. Iwan wußte das zottige Tier zu beschwichtigen, es ließ sich ruhig das Band vom Halse schnallen und leckte dann dem Befreier die Hand.

Der Wagen fuhr rollend aus dem Hof. Iwan sperrte das Tor zu und übergab den Schlüssel dem Abt, der im Wagen neben der Gräfin saß; dann schwang er sich auf den Kutschbock und

lenkte die beiden Klepper, welche die Gräfin ihre Kutschpferde nannte, und die ihr von ihren Schaffnern mit ich weiß nicht wieviel tausend Gulden aufgerechnet worden waren. Es waren zwei alte magere Tiere.

Als die Insassen des Wagens auf ihrem Wege sich gegen die Kohlenwerkkolonie wandten, bemerkten sie seitwärts eine Rauchwolke aufsteigen und Iwan sah eine Gruppe von Arbeitern, die mit Feuerlöschrequisiten nach der Gegend der Rauchwolke hineilten. Er fragte sie, was das sei, wohin sie gehen. Sie sagten, der Kornspeicher der Gräfin brenne, sie glauben jedoch, daß sie den Brand bald löschen werden.

»Das konnte ich mir denken,« sagte Iwan. »Der treulose Verwalter muß ja den Speicher anzünden, damit man nicht sehe, was darin war und was davon verkauft worden ist.«

Die Gräfin war empört darüber, daß Menschen so tief sinken können, worauf Iwan mit der trocknen Bemerkung antwortete, daß die Landwirtschaft nur für solche Menschen sei, die selbst überall nachsehen können, nicht aber für solche, die sich in ihr Zimmer einschließen.

Widerwärtiger Mensch!

Es wurde heller Tag, bis die beiden Herrschaftsklepper die gräfliche Kutsche durch den mit Schnee untermengten Straßenkot bis zur Bergwerkskolonie zu schleppen vermochten. Dort dampften schon beide vor Anstrengung.

Iwan fuhr in den Hof seines Hauses; dem herbeieilenden Postmeister gab er den Auftrag, für Vorspann zu sorgen und die Pferde der Gräfin unterzubringen. Dann führte er die beiden Gäste in sein Arbeitszimmer. In den übrigen Zimmern war es grimmig kalt, denn diese wurden niemals geheizt; er war also genötigt, die hohen Herrschaften hier zu empfangen.

In dem Arbeitszimmer herrschte die gewöhnliche Unordnung; es kostete ihm Mühe, für die Gäste einen Platz frei zu machen, wo sie sich niederlassen konnten.

Die Gräfin blickte befremdet umher auf die vielen unbekanntenen Gegenstände, die in diesem Arbeitszimmer auf Stühlen, Tischen und Gestellen umherlagen. Teuflische Zauberinstrumente! Mit geheimem Schauer warf sie ab und zu einen Blick in das chemische Laboratorium, auf dessen Herd noch jetzt die Kohlen glimmten, deren Glut zu der unterbrochenen chemischen Untersuchung entzündet worden war.

»Cagliostros Offizin,« flüsterte die Gräfin schaudernd dem Abt zu. »Hier werden böse geheimnisvolle Dinge gebraut.«

Aber stärker als selbst dieser ehrfurchtsvolle Schauer war bei ihr das unangenehme Gefühl, daß sie jetzt der Gast, die Schuldnerin dieses Trogloditen, daß sie, die Reiche, die Vornehme, die Rechtgläubige, diesem obskuren, gottlosen Arbeiter verpflichtet ist. Sie hätte ihm gerne die wucherischsten Zinsen für sein Darlehen gezahlt, ihm für seine guten Dienste die reichste Belohnung gegeben, wenn sie ihm nur nicht das Wörtchen: »Ich danke!« zu sagen brauchte. Sie möchte ihm beim Wegfahren lieber die kostbarste Perle ihres Schmucks aus dem Wagen zuwerfen, als ihm das Abschiedswort: »Gott mit Ihnen!« zurufen. Einem Atheisten diesen Gruß! Könnte sie nur ihre Schuld, mit etwas abtragen!

Iwan entfernte sich auf einige Augenblicke aus dem Zimmer, und als er zurückkam, brachte hinter ihm eine Dienerin auf einer Platte das dampfende Frühstück und breitete ein weißes Tuch über einen kleinen Tisch, auf welchen sie die Tassen und Kannen für die Gräfin und den Herrn Abt stellte.

Während die Gräfin nach einem Vorwand suchte, das Frühstück zurückzuweisen, setzte der Abt sich zu demselben nieder und forderte die Gräfin mit seinem Privilegium als Reisegenosse auf, seinem Beispiel zu folgen.

»Wir finden bis zum Abend kein Wirtshaus, wo wir etwas Warmes bekommen, und Sie bedürfen der Stärkung.«

Als die Gräfin sah, daß keine Teufel kamen, um dem Abt, der vom Kaffee des Hexenmeisters kostete, den Kopf umzudrehen, fing auch sie an davon zu nippen. Der Kaffee war nicht sehr gut. Die Milch ging an, aber den Kaffee zu trinken war schrecklich!

Iwan fing an vom Wetter zu sprechen. Ein primitives Gesprächsthema. Doch war der Unterschied dabei, daß nicht ein geistesarmer Hofmacher, sondern ein Meteorolog vom Wetter sprach. Er versicherte die Gräfin, daß sowohl der Barometer als auch das englische *stormglass* günstiges Wetter anzeigen; die Sonne schein so warm wie im Mai, sie werde gutes Reise-wetter haben.

Und damit sie sich des Sonnenlichts um so besser erfreuen könne, schob Iwan den grünen Fenstervorhang auf die Seite, worauf der freundliche Sonnenschein das traurige Zimmer sogleich erhellte.

Bei der plötzlichen Helle zuckte die Gräfin nervös vor einem Gegenstand zurück, den sie in der Dunkelheit bisher nicht bemerkt hatte.

Es war ihr eignes Gesicht, das sie in einem gegenüber befindlichen ungeheuren Hohlspiegel erblickte.

Es ist eine Tatsache, daß es keinen Menschen gibt, der sich nicht gerne im Spiegel sieht. Bringen wir dem ernstesten Redner, wenn er mitten in der besten Begeisterung ist, plötzlich einen Spiegel vor die Augen, so wird er nichts mehr als sich selbst sehen und für sein Bild im Spiegel sprechen und gestikulieren. Aber sich in einem Vergrößerungsspiegel zu sehen, das ist ein schrecklicher Anblick. Man sieht seinen Kopf so groß wie ein Faß, mit Zügen, wie sie nur für einen Riesen in der Fabel passen, und erkennt sich doch in dem grauenhaften Ungetüm! Das ist eine unangenehme Bekanntschaft. »Was für einen Vergrößerungsspiegel haben Sie da in Ihrem Zimmer?« fragte die Gräfin Iwan halb ärgerlich, halb scherzhaft und dem Spiegel den Rücken zuwendend.

»Gräfin, dieser Spiegel dient mir wahrhaftig nicht beim Toilettmachen; es ist ein sogenannter Zündspiegel, den man bei chemischen Operationen benötigt, zu welchen man den stärksten Hitze-grad braucht.«

Der Abt wollte zeigen, daß auch er in den Naturwissenschaften bewandert sei und sagte: »Zum Beispiel zum Verbrennen eines Diamanten.«

»Ja,« bestätigte Iwan, »auch dazu braucht man den Hohlspiegel; der Diamant verbrennt nur in der durch den Zündspiegel hervorgebrachten Hitze und in der Flamme des Knallgases.«

Die Gräfin war dem Abt dankbar für seine Bemerkung, denn er brachte sie damit auf einen guten Einfall. Dieser Mann erweckt in ihr auch Gedanken.

»Wie?« sprach die Gräfin, sich neugierig stellend, zu Iwan. »Sie behaupten, daß der Diamant verbrennbar sei?«

»Er ist auch verbrennbar, Gräfin, denn der Diamant ist nichts als Kohle in Kristallform; und bei dem gehörigen Hitze-grad wird aus dem patrizischen Diamanten, wovon ein Karat 90 fl. wert ist, und dessen Wert bei jedem weiteren Karat in geometrischer Progression steigt,

dasselbe, was aus der plebejischen Kohle wird: Kohlenoxyd, unsichtbares Gas. Das beweist der Fokus des Hohlspiegels.«

»Ah, das glaube ich nicht,« sprach die Gräfin, den Kopf vornehm zurückwerfend.

»Ich bedaure,« sagte Iwan mit einer Beugung des Kopfes, »daß ich es jetzt nicht beweisen kann, denn, wenn der Diamant auch verbrennbar ist, so benützt man ihn doch nicht als Brennmaterial, und zu Experimenten pflegt man nur die wohlfeilen Splitter zu verwenden, deren ich aber jetzt keine habe.«

»Ich möchte es sehen, denn ich glaube es nicht,« sagte hierauf die Gräfin, und die ihr Busentuch zusammenhaltende Agraffe herausziehend, reichte sie dieselbe Iwan hin, »versuchen Sie es mit diesem da.«

Der Stein der Busennadel war ein prächtiger zweikaratiger Brillant.

Die Gräfin erwartete nichts bestimmter, als daß Iwan antworten werde: »O, es wäre schade um diesen schönen Edelstein!« und darauf war sie bereit zu antworten: »Nun so behalten Sie ihn zum Andenken!« Auf diese Art wäre der widerwärtige Mensch beschenkt und bald vergessen worden.

Aber staunend gewahrte die Gräfin, daß sie sich getäuscht habe.

Iwan übernahm die Brustnadel mit der Ruhe eines Gelehrten und mit der Dienstfertigkeit eines Gentleman, ohne Spott oder affektierte Kaltblütigkeit zu zeigen.

»Aber die Brustnadel selbst wollen Sie doch nicht schmelzen lassen? Ich nehme den Stein aus der Fassung, und wenn er nicht verbrennt, so setze ich ihn wieder ein.

Iwan nahm den Stein mit einer kleinen Zange aus der *à jour*-Fassung und legte ihn auf den Boden eines dicken, flachen Tontiegels.

Dann öffnete er das Fenster, damit die Sonne klar hereinscheinen könne.

Den Tiegel, auf welchem der Diamant lag, stellte er auf einen metallenen Untersatz und setzte diesen mitten im Zimmer vor der Gräfin nieder.

Hierauf nahm er den Zündspiegel und ging damit ins Freie hinaus, denn drin im Zimmer hätten die Sonnenstrahlen wegen des Fensterkreuzes nicht ungehindert auf den Spiegel fallen können.

Die Gräfin glaubte noch immer, die Gaukelei werde damit enden, daß der Diamant nicht verbrennt und daß sie dann um so leichter Gelegenheit haben werde, Iwan den Diamant zu schenken, damit er das Experiment im Sommer wiederhole, wenn die Sonne heißer ist.

Iwan richtete, nachdem er draußen vor dem Fenster die günstige Stelle gefunden, die Spitze der Strahlenpyramide des Brennsiegels auf den Tiegel. Der Diamant sprühte in diesen auf seine Vernichtung hinzielenden Strahlen Tausende von Funken, und einige Augenblicke schien es, daß der Edelstein, der jeden auf ihn geschossenen Sonnenstrahl in die sieben Farben des Regenbogens brach, in diesem Kampfe Sieger bleiben werde; aber die feurigen Strahlen sammelten sich immer enger und dichter um den Diamanten, und plötzlich wurde das kleine Zimmer durch ein so blendendes Licht erhellt, daß jeder Gegenstand darin wie von Silber zu sein schien und jeder Schatten verschwand. Aus dem Tiegel schoß eine Feuerkugel, aus der die hellsten Blitze zuckten, und im nächsten Augenblicke hörte der Brennspiegel auf zu operieren.

Iwan stand noch draußen vor dem Fenster. Von dort her fragte er die in dem Zimmer befindliche Gräfin: »Was ist im Tiegel geblieben?«

»Nichts.«

Iwan kehrte in das Zimmer zurück, hing den Spiegel an seine Stelle und übergab der Gräfin die Busennadel mit der leeren Fassung.

Der Abt konnte nicht umhin zu bemerken: »Das war ein Schauspiel, wie es sich nur Könige erlauben können.«

Der Postillon blies, die Gräfin ließ sich ihren Reisepelz umgeben, und als Iwan sie in den Wagen hob, war sie doch genötigt, ihm die Hand zu reichen und an ihn die Worte zu verschwenden: »Gott mit Ihnen.«

Als der Wagen davongerollt war, fragte die Gräfin den Abt: »Nicht wahr, dieser Mensch ist ein Zauberer?«

»Nein,« antwortete der Geistliche, »er ist noch viel schlimmer, er ist ein Naturforscher.«

»Hm! Ein widerwärtiger Mensch!«

Höhere Mathematik.

Der Laden der Firma Kaulman befindet sich heute noch an derselben Stelle, wo er vor fünfzig Jahren war. Auch die Ladentür ist noch dieselbe, und wäre es möglich, so wären sogar auch die Scheiben noch dieselben, durch welche der erste Gründer des Hauses im Jahre 1811, wie von einem Observatorium aus, an den Gesichtern der auf der Gasse auf und ab gehenden hohen Offiziere studierte: ob eine Hausse oder Baisse im Anzug sei. Er wußte, welches ein gutes Barometer die Straßenphysiognomien und wie viel Prophetisches in den Aeußerungen ist, die man auf der Gasse von den hin und her gehenden Leuten hört. Von überraschten Menschen und in unbefangenen fallen gelassenen Worten vernimmt man gewöhnlich die Wahrheit.

Auch das veraltete Schild mit der kaum mehr leserlichen Aufschrift ließen die Erben der Firma unverändert. Ein fahles, altes Schild ist der aristokratische Stolz der Bankiers, eine halbhundertjährige Firma ist das Wappen ihres alten Adels. Zwischen den übrigen glänzenden neuen Firmaaufschriften, luxuriösen Auslagen, klafferhohen Buchstaben, vergoldeten Portalen und sonstigen Dekorationen glänzt diese abgenützte fahle Firmatafel am meisten. Das ist ein feststehendes Haus! Es hat die Wechselfälle von fünfzig Jahren überdauert.

Drin im Wechslerladen stehen auch jetzt noch die Stühle mit dem abgewetzten Lederüberzug, die wurmstichigen schwarz angestrichenen Schreibtische, der hölzerne Gitterverschlag, und innerhalb dieses hölzernen Gitterverschlags sitzt auch jetzt noch der ergraute altmodische Buchhalter mit dem grünen Schirm auf der Stirne und dem Schirtingüberzug auf dem rechten Arm; und dort in dem offenen Wandschrank prangen auch jetzt noch die ordinär eingebundenen Bücher, in deren Ecken auf fünfzig Jahre zurückreichende Jahreszahlen zu lesen sind. Ein wahres Adelswappen!

Die Firma Kaulman treibt auch jetzt noch das alte Lombardgeschäft und steht weit und breit in gutem Ruf.

Vielleicht mit Recht, vielleicht auch nicht.

Der junge Chef des Hauses legt auf das Eskompte- und Lombardgeschäft kein großes Gewicht mehr; er hat höhere Pläne.

Seine Wohnung befindet sich im ersten Stock desselben Hauses, aber da finden wir schon herrschaftlichen Komfort und Luxus.

Sein Arbeitszimmer ist ein Museum und sein Schreibtisch eine ganze Nippesniederlage, vollbeladen mit Majoliken, Bronzen und Antiken. Sein Tintenfaß ist ein Benvenuto'sches Meisterwerk (wenn es nicht eine galvanoplastische Nachahmung ist), mit blauer und mit roter Tinte, der Federstiel ist ein Agutidorn, die Feder aus Gold mit einer diamantnen Spitze, der Streusand ist Goldstaub, der Sandstreuer ein Löffelchen aus Pfauenstein, der Federhalter ein echter Korallenzweig, der Briefbeschwerer ein Mosaik aus Pompeji, der Lichtschirm echter Bergkristall, der Deckel des Portefeuilles chinesischer Haliotit, das Papiermesser ein türkischer Handschar, das Siegel eine Malachitskulptur, die Papiermappe enthält, resedadauftige, farbige Briefe, durchsichtiges Strohpapier, Belin-, Bristol-, Regal- und Bathpapier; aber nie hat man gesehen, daß jemand an diesem Tische etwas geschrieben hätte.

Die Wissenschaft, mit welcher Herr Felix Kaulman sich befaßt, ist mit keiner Schreiberei verbunden, das ist ein rein geistiges Tun; er arbeitet Tag und Nacht, sogar auch wenn er schläft, aber seine Arbeit läßt auf dem Papier keine Spuren zurück.

Wenn er sich unterhält, wenn er tanzt, schwelgt, reitet, reist, den Hof macht, so glaubt man stets, daß er diesen Beschäftigungen ganz hingegeben sei, er arbeitet aber dabei immer; er hat sich ein bestimmtes Ziel vorgesetzt, mit dem unterhält er sich, für dieses schwärmt er, dem macht er den Hof, dem tanzt, reitet, reist er entgegen, und niemals verliert er es aus dem Auge.

Er setzt nicht Federn, sondern Menschen in Bewegung.

Einige Tage nach dem denkwürdigen Auszug aus dem Bondavärer Schlosse sehen wir Herrn Felix auf einen Doppelbalsak hingestreckt, auf dessen einer Kopferhöhung die Stirne des Abtes Samuel leuchtet. Die beiden Herren sind in einem vertraulichen Gespräch begriffen, das, wie es scheint, schon vor unserer Hierherkunft begonnen wurde.

In prächtigem Sevresporzellan dampft duftiger Mokka, dessen Aroma sich mit dem Rauch des kostbaren Latakia vereinigt, welchen der Herr Abt aus einem mit Türkis ausgelegten Tschibuk, Felix aber aus einer dünnen Zigarette raucht.

»Nun, dein Vertrag mit der Gräfin ist, wie du es wünschtest, auf zweiunddreißig Jahre geschlossen. Hier ist er, er ist in aller Ordnung unterschrieben. Jetzt aber möchte ich wissen, welchen Nutzen das dir und deinem Konsortium gewährt. Es genügt nicht, wenn bloß die Gräfin und nicht auch der Fürst den Vertrag unterschreibt. Denn die Gräfin kann über die Bondavärer Herrschaft nur auf Lebenszeit verfügen; sowie sie stirbt, geht die Herrschaft in den Besitz des Fürsten oder seiner Enkelin über, und dann verliert euer Vertrag seine Kraft.«

»Das weiß ich,« sagte Felix, die Asche von seiner Zigarette abstreifend. »Allein ebendeshalb werden wir dafür Sorge tragen, daß die Gräfin lange lebe und erst rechte Lust zum Leben bekomme. O, glaube mir, wenn so eine alte Jungfer Lust bekommt lange zu leben und sie auch Geld genug dazu hat, so kann sie schrecklich lange leben. Außerdem bin ich nicht so unvorsichtig wie du denkst. Ich kenne das Testament des verstorbenen Fürsten; es enthält die Klausel, daß, wenn Gräfin Theudelinde einmal mit Tod abgeht, ihr Bruder oder dessen Erben verpflichtet sind, den etwaigen Legataren, Pächtern oder Gläubigern der verewigten Gräfin alle auf dem Territorium der Bondavärer Herrschaft errichteten Bauten zu ersetzen. Der gute Fürst dachte bei dieser Klausel daran, daß seine fromme Tochter im Gebiet der Herrschaft einmal eine Kirche oder ein Kloster erbauen lassen kann, und dafür sollen die Erben eine Ablösung geben und niemandem etwas schuldig bleiben. Aber daran hat der Fürst nicht gedacht, daß jemand auf Grund der erwähnten Klausel im Bereich der Bondavärer Herrschaft eine Fabrik, eine Raffinerie errichten oder ein Bergwerk eröffnen könnte; und wenn ich in der

Bondavärer Herrschaft einmal zwei Millionen investiere, so werden die Erben niemals imstande sein, die Ablösungssumme aufzubringen.«

»Ausgenommen, es kommt ihnen ein anderes Konsortium zu Hilfe.«

»Das geht nicht so leicht. Das könnte nur ein Konsortium tun, welches sämtliche materielle Angelegenheiten der Bondavärer Familie zu regeln unternehmen würde, und dazu gehört sehr viel – viel Verstand, viel Geld und viel Verwegenheit, beides zu riskieren. Uebrigens sehe ich weiter und habe die Hände noch nicht in den Schoß gelegt. Ich habe nicht all mein Geld auf eine ›Dame‹ gesetzt.«

»Richtig! was hast du denn mit der kleinen wilden Katze gemacht, die du aus der Bondavärer Kohlenmistgrube entführt hast?«

»Ich habe sie vorläufig zur Erziehung in Madame Risans Institut gegeben; sie soll sich bilden, denn sie hat schöne Fähigkeiten, ist aber ganz dumm. Sie hat eine prächtige Stimme, kann aber nicht singen, ein ausdrucksvolles Gesicht, weiß sich aber nicht zu bewegen; sie ist lauter Gefühl und spricht außer ihrer Muttersprache keine andere.«

»Willst du sie für die Bühne ausbilden?«

»Vor allem das.«

»Und dann?«

»Will ich sie heiraten.«

Der Geistliche erhob ein helles Gelächter.

»Lache nicht, denn das ist mein ernster Entschluß.«

»Gut, so will ich ernst darüber sprechen. Zunächst begreife ich nicht, wozu du heiraten willst. Und wenn du mir das schon erklären kannst, so begreife ich dann noch nicht, wozu du deine Zukünftige in das Institut der Madame Risan gibst, wo man einen ausgezeichneten Nachwuchs für die Vorstadttheater, aber keine bescheidene Hausfrauen für Männer erzieht, die ihre Stirn glatt erhalten wollen.«

»Das ist meine Sorge!« polterte Felix hochmütig; »das verstehst du nicht, das ist höhere Mathematik, nichts für einen Pfaffen. Ich brauche eine gesetzlich angetraute Frau, und zwar gerade eine solche, die ihre Studien im Institut der Madame Risan gemacht hat. Was mit meiner Stirne geschieht, ist Sache meines Hutes. Aber jetzt will ich dich etwas fragen, was du in der Tat besser weißt als ich, denn das ist schon Sache der Geistlichen. Ich will das Mädchen heiraten und will, daß sie meine gesetzlich angetraute, an mich gebundene Frau sei, der ich befehlen kann. Dabei will ich die Sache so einrichten, daß ich nicht an sie gebunden sei, daß sie mir nicht befehlen könne. Kurz, solange ich es will, soll sie meine Gattin sein, und wenn ich nicht mehr will, soll sie es nicht mehr sein. Darin gib mir Rat. Du kennst allerlei Kniffe, durch welche Ehen plötzlich aufgelöst werden können; ich meine nicht einen Scheidungsprozeß. Ein solcher Prozeß bringt viel Schaden, ist mit großen Kosten verbunden, und wenn sich die eine Partei entetiert und maliziös sein will, so kommt man nicht einmal zum Ziel. Du sollst mir ein anderes Mittel sagen, das rasch, sicher und unfehlbar hilft.«

»O ich weiß ein solches Mittel, aber nur eins,« sprach Samuel; »du läßt dich hier in Wien nach dem Brauch der Kirche trauen, mit wem du willst. Wenn du dann wünschest, daß diese Ehe keine Ehe sein soll, so gibst du dein Wiener Bankhaus auf und ziehst in dein Pariser Haus. Deine Firma besteht dort, schon dein Vater war ein französischer Bürger, und auch du bist es. Hältst du es einmal für zweckmäßig, dich von deiner Ehegattin zu befreien, so machst du sie

einfach mit dem Umstand bekannt, daß vor dem französischen Gesetz keine Ehe giltig ist, die nicht vor der Zivilbehörde geschlossen wurde. Vor kurzem erst ist der Prozeß einer französischen gräflichen Familie in diesem Sinne entschieden worden; die aus einer in Spanien vor dem Altar geschlossenen Ehe entstammenden Söhne verloren das väterliche Erbe, weil ihr Vater es versäumt hatte, mit seiner Gattin in Frankreich sich auch im Zivilwege trauen zu lassen. Das französische Gesetz erklärt deine Gattin als Mädchen, dich als Garçon, und ihr könnt auseinandergehen.«

Felix erhob sich von seinem Sitz und küßte den Herrn Abt zärtlich auf die Stirn.

»Ich danke dir.«

Der gute Rat war auch in der Tat einen Kuß wert.

»Ich bin dir wirklich zu großem Dank verpflichtet; und wenn nicht das Andenken an unsere Jugendfreundschaft mir zuflüsterte, daß das, was ich dir schulde, Liebe ist, so müßte ich fühlen, daß ich dir mit einer unbezahlbaren Schuld verpflichtet bin.«

»Auch ich vergesse nicht, was ich dem Hause deines Vaters zu verdanken habe. Ich war ein armer slowakischer Student, als dein Vater mich aufnahm; so wurde ich dein Erzieher, und in dieser Stellung konnte ich meine Studien fortsetzen. Das habe auch ich nicht vergessen. Sprechen wir also nicht mehr von den Verpflichtungen der Vergangenheit.«

»Gut. Auch die Zukunft wird uns beisammen finden. Jetzt bitte ich dich, als Bevollmächtigter der Gräfin die nötigen Schriften zu übernehmen. Da ist der Vertrag. Hier ist die Kautions in Staatspapieren. Hier ist die Anweisung auf den Pachtschilling für das erste halbe Jahr. Und hier eine Anweisung im Betrag von vierzigtausend Gulden an meinen Kassierer.«

»Für wen?«

Felix drückte dem Herrn Abt die Anweisung mit freundlichem Augenzwinkern in die Hand und flüsterte: »Für den glücklichen Vermittler.«

Der Geistliche schüttelte verwundert den Kopf.

»Du willst mir ein Geschenk machen?«

»Verstehe mich recht. Das gebe nicht ich. Das gehört zu den Auslagen des Konsortiums, die bei jedem Unternehmen unter dem Titel: »Gründungskosten« vorkommen.«

Felix zündete sich hierauf eine neue Zigarette an und sah durch die Flamme des Zündhölzchens mit schlaudem Selbstvertrauen auf seinen Freund hin.

Abt Samuel verzog den Mund zu einem Lächeln des Bedauerns, zerriß langsam die Anweisung auf vierzigtausend Gulden in vier Stücke und klopfte dann dem Bankier mit ruhiger Überlegenheit auf die Schulter.

»Lieber Freund! ich hatte die ganze Bondavärer Herrschaft in der Hand, und wenn ich gewollt hätte, so wäre sie jetzt mein. Ich machte damit dasselbe, was ich jetzt mit diesem Papier tue. – Hiermit warf der Geistliche die Papierstücke weg. – Erkenne mich doch endlich! Ich bin kein Bettelmönch, sondern Prätendent! Ich will keine Grundherrschaft, sondern ein Reich erwerben.«

Der kühne Blick, mit welchem der Abt den Bankier hierbei ansah, machte diesen so verblüfft, daß er die Zigarre aus dem Mund legte. – »Das ist ja ein gar großes Wort!«

»Setze dich jetzt und höre, was ich mit dir vorhabe,« sprach der Geistliche, legte die Hände auf den Rücken und ging, während er sprach, im Zimmer auf und ab, von Zeit zu Zeit vor seinem Bewunderer stehen bleibend.

»Die ganze Welt kreißt jetzt und gebiert fortwährend Mäuse, weil die Löwen sich nicht entschließen zur Welt zu kommen. Ueberall herrscht ein Chaos – in den Finanzen, in der Diplomatie, in der Kirche, und jedes Chaos hilft das andere noch mehr verwirren. Ein einziger Mensch, der klar sieht, könnte sich dieses ganzen Tohuwabohus bemeistern. Wer dies benützen könnte! Narren mit gestickten Röcken sind es, denen die Leitung der Welt anvertraut ist! Da haben wir ein Land, dessen Leiter nicht wissen, was sie damit anfangen sollen. Man ruft es, es kommt aber nicht, man möchte es zwingen, wagt es aber nicht, man bedrückt es und fürchtet es zugleich, und dieses Land weiß nicht einmal selbst, was es morgen beginnen wird, ob es sich ergeben, unterhandeln, zahlen oder zu den Waffen greifen soll, mit welchem seiner Feinde es sich alliieren, gegen welchen es zu Felde ziehen, ob es noch warten oder seine Stellung aufgeben, ob es in Gelächter oder in Flüche ausbrechen soll! Dann hat dieses Land ein Element, welches zwischen den kämpfenden Parteien steht, den Klerus; und in diesem Lande besitzt die Kirche noch ein großes Vermögen.«

Felix zog die Stirne zusammen, denn er sah noch immer nicht, wie dies alles zusammenhängen sollte.

»Was glaubst du, mein Sohn,« sprach der Geistliche plötzlich vor ihm stehen bleibend, »worauf könnte der Mann zählen, der zuerst einzelne Gegenden, dann einzelne Klassen dieses Landes für die unausführbare Staatsidee gewinnen würde? Glaubst du nicht, daß das Zustandekommen deiner Bondataler Eisenbahn nichts so sehr befördern würde, als eine untertänige Deputation von Landleuten und Geistlichen, welche mit einem Gelöbniß der Treue zum Minister ginge? Eine Hand wäscht die andere. Die der Staatsidee sich anschließende Bevölkerung jener Gegenden muß belohnt werden. Begreifst du, welchen Nutzen du davon hast?«

»Ich beginne es zu ahnen.«

»Und was glaubst du, welche Stellung würde sich der Mann erwerben, der den Bauernrock auch aus diesem Lande in die Gesetzgebung, und die Infula auch dieses Landes in das Herrenhaus brächte?«

Felix schlug erstaunt die Hände zusammen. Das war seine Antwort.

Der Geistliche ging wieder auf und ab, dann sagte er, die Lippen zusammenpressend: »Der Primas ist ein alter Mann.«

Felix lehnte sich ganz zurück auf den Balsak, wie um so in liegender Stellung zu sehen, was er sitzend nicht sehen konnte.

»Der Papst ist noch älter,« murmelte der Geistliche.

Der Bankier blickte jetzt mit noch größerem Staunen auf den Abt Samuel.

Dieser aber brach auf einmal leidenschaftlich aus.

»Zwerge stehen am Steuerruder, mein Sohn, Zwerge, und diese glauben, daß sie dem Sturm widerstehen werden können. Und was für armselige Mittel wenden sie an! Die Kirche droht zusammenzustürzen, und sie glauben sie mit alten wurmstichigen Stützen aufrecht erhalten zu können. Die letzte Stunde schlägt, und sie glauben das Ende mit epileptischen Flüchen aufhalten zu können. Höre, was ich dir sage! Alle Anstrengungen des italienischen Klerus sind nur ein Armutszeugnis. Mit Pfennigen hält er den Stuhl des heiligen Petrus aufrecht,

während er Milliarden in der Hand hatte, die er sich wieder entschlüpfen ließ. Nur in Ungarn gibt es noch Kirchenvermögen. Ich weiß gut, daß der Minister in seiner Schublade einen Gesetzentwurf bereit liegen hat, durch den dasselbe zugunsten des Staats säkularisiert werden soll. Es bedarf nur eines kleinen Vorwandes, damit Wien mit dem ungarischen Klerus in Streit geraten könne. Wien wird dabei auf dem liberalen Standpunkt kämpfen, und den Gegnern bleibt die Antipathie der Welt. Es gehört nicht viel dazu. Das Defizit wächst, die Regierung ist in der Klemme. Nur ein wenig Opposition im Reichsrat, welche das Budget beschneidet oder ein kleiner Krieg – der Staatsschatz ist leer, ein Anlehen ist nicht mehr zu bekommen – und »wenn der Teufel hungrig ist, so frißt er Fliegen«. Wie aber, wenn ihnen jemand zuvorkommt! Der Stuhl des heiligen Petrus ist in Gefahr. Die ungarische Kirche hat ein großes Vermögen, und auch das ist gefährdet. Wenn nun jemand eine rettende Idee zur Ausführung brächte! – Stellen wir uns über die Bewegung! Seien wir patriotischer als die Táblabirós, loyaler als die Minister, liberaler als die Revolutionäre: retten wir das ungarische Kirchenvermögen vor der Regierung und damit die Kirche vor der Revolution! Bringen wir auf den Weltmarkt ein riesiges Anlehen von hundert Millionen auf die ungarischen Kirchengüter zur Rettung des Thrones St. Petri zustande! Was glaubst du, könnte der Mann werden, der das zustande brächte?«

»Alles!« stammelte Felix, entzückt von diesem Phantasma, und küßte seinem lieben Freunde die Hand.

»Zu diesem großen Werke habe ich dich ausersehen,« sprach der Geistliche und ließ sich die Hand küssen, »dein Bondavärer Unternehmen ist nötig, damit du dir mit einem glücklichen Coup einen Weltruf erwerbst, damit man dich mit den Stroußbergs, den Pereiras, vielleicht auch mit den Rotschilds zusammen nenne. Das ist der Grund, weshalb ich dich dabei unterstütze. Wenn du dann einmal fest stehst, dann werde ich dir sagen: Jetzt leihe mir deine Schultern, daß ich darauf emporklimme!«

Felix versank nach dieser Offenbarung in schwärmerische Träumereien. Schon glänzte vor seinen Augen das reiche Anlehen, und im Glanz desselben die hoch thronende Gestalt seines lieben Freundes.

Soirées amalgamantes.

An einem schönen Wintertage erhielt Iwan Berend vom Präsidenten der ungarischen Akademie der Wissenschaften ein Schreiben, in welchem ihm angezeigt wurde, daß er durch die naturwissenschaftliche und mathematische Abteilung der Akademie in der letzten Generalversammlung derselben empfohlen, zum korrespondierenden Mitglied der genannten Abteilung gewählt worden sei.

In einem anderen Brief forderte ihn der Sekretär der Akademie amtlich auf, er möge sich, nachdem er zum Mitglied der Akademie gewählt worden, beeilen, dieser Wahl durch einen im Sinne der Statuten zu haltenden Antrittsvortrag seine Sanktion zu geben.

Iwan staunte über diese Nachrichten.

Wie komme ich zu dieser Ehre? In meinem ganzen Leben habe ich für keine einzige wissenschaftliche Zeitschrift geschrieben, auch nicht für eine unwissenschaftliche. Mit einem Mitglied der Akademie stehe ich weder in naher noch in ferner Verwandtschaft. Auch bin ich kein Magnat. Auf dem politischen Kampfplatz habe ich nie eine Rolle gespielt. Woher habe

ich also das Renommee, wegen dessen man mich zum Mitglied der Gelehrten-gesellschaft wählt? Sollte man etwas von meinem chemischen Laboratorium gehört haben? Dann müßte man ja jeden Grubendirektor, jeden Maschinenfabrikdirektor zum Gelehrten dekretieren und zum Mitglied der Akademie wählen, denn die besitzen in Physik und Mechanik ebensoviel Kenntnisse als ich!

Die Auszeichnung mußte er indes annehmen. Vielleicht hat das Land es nötig, alle die Leute, die etwas mehr gelernt haben als die übrigen, zusammenzulesen, um mit der Masse zu imponieren. Iwan dankte für die auf ihn gefallene Wahl und schrieb dem Sekretär, daß er, bevor noch das in den Statuten bedungene Jahr abgelaufen ist, mit seinem Antrittsvortrag in Pest sein werde.

Dann ließ er sich die Sache sehr angelegen sein und suchte sich das Thema zu seiner Antrittsabhandlung.

Es war die Beschreibung der mikroskopischen Krustazeen, zu deren Studium er bei Gelegenheit der Bohrung eines artesischen Brunnens veranlaßt worden war, und die er nach zehnjähriger Forschung systemisiert hatte. Bis zum Spätherbst hatte er seine Aufzeichnungen über diesen Gegenstand in Ordnung gebracht.

Es ist wahr, daß er mit seiner einen Druckbogen umfassenden Abhandlung wo immer in der Welt, wo man sich mit solchen Dingen befaßt, Sensation erregt hätte; aber auch das ist wahr, daß während der kanonischen Stunde der akademischen Vorlesung (eine solche darf den Statuten gemäß nur eine Stunde dauern) niemals so viel gegähnt wurde als bei Iwans Vortrag über die mikroskopischen Krustazeen – doch müssen wir der Wahrheit gemäß hinzufügen, daß Iwan für diese Abhandlung, da sie in der Zeitschrift der Akademie abgedruckt wurde, sein Honorar im Betrag von zwanzig Gulden österreichischer Währung pünktlich ausgezahlt bekam.

Doch das gehört nicht zum Roman.

Nach der Vorlesung war der erste, der den Neophyten begrüßte, ihm die Hand drückte und seine »hochinteressante« Abhandlung lobte – der Abt Samuel.

Er ist gleichfalls ein Gelehrter. Wie sollte er nicht ein Gelehrter sein!

Plötzlich ging Iwan ein Licht auf.

Jetzt kam er darauf, welches Verdienst ihm dazu verhalf, daß er zum Mitglied der Akademie gewählt wurde.

Hier ist sein Entdecker und geheimer Gönner. Er hat seine Wahl dem Abt Samuel zu verdanken. Auch gut. Kleine Geschenke befestigen die Freundschaft.

Iwan mußte noch einige Tage in Pest zubringen; er hatte hier mancherlei zu tun. Währenddessen brachten die Blätter obligate Berichte über seinen akademischen Vortrag. Am barmherzigsten behandelte ihn ein Journal, welches berichtete, er habe »über die vulkanische Entstehung des Tropfsteins« – einen sehr gründlichen Vortrag gehalten.

Iwan tröstete sich jedoch damit, daß hier im Lande niemand diese Referate liest und daß man sie auswärts nicht versteht, da sie in ungarischer Sprache geschrieben sind.

Jemand aber hatte sie doch gelesen.

Eines Tages, als Iwan sich eben anschickte, nach Hause zu reisen, erhielt er von der Gräfin Theudelinde Bondaváry die Einladung zu einer Soiree, welche drei Tage später stattfinden sollte.

Aha! Noch eine Dankabstammung, dachte sich Iwan; gut, daß sie nicht früher gekommen ist.

Er setzte sich sogleich nieder, um auf die Einladung seine Antwort zu schreiben, in welcher er auf das höflichste für die Auszeichnung dankte und die Gründe angab, wegen deren er von derselben keinen Gebrauch machen könne. Er müsse morgen abreisen, er sei dazu schon gerüstet, habe zu Hause dringende Geschäfte usw.

Bevor er den Brief siegeln konnte, kam ein Besuch. Es war Abt Samuel.

Iwan drückte seine große Freude über die unerwartete Ehre aus, den ausgezeichneten Mann bei sich sehen zu können.

»Ich konnte es nicht unterlassen, Sie zu besuchen, solange Sie in Pest sind. Ich tue es nicht bloß aus Pflicht, zur Vergeltung für Ihren freundlichen Besuch in Bondavár, sondern ich fühle einen wahren Drang, einem so ausgezeichneten jungen Gelehrten auszusprechen, wie sehr ich mich freue, seine Bekanntschaft gemacht zu haben.«

Iwan hätte ihm gerne erwidert, daß er weder ausgezeichnet noch jung noch gelehrt sei; aber er schwieg.

»Ich hoffe, daß wir Sie lange in der Hauptstadt behalten werden,« fuhr der Abt fort, sich zu Iwan auf das Sofa setzend.

»Ich bleibe nur noch möglichst kurze Zeit hier,« erwiderte Iwan trocken, »morgen muß ich nach Hause reisen.« »Daraus wird aber nichts! Wir lassen Sie nicht so leicht wieder fort. Soviel ich weiß, sind auch Sie zu der nächsten Soiree der Gräfin Theudelinde geladen.«

»Ich bedauere, daß ich mich dieses Vergnügens berauben muß. Ich habe dringende Geschäfte, die mich nach Hause rufen.«

»Ich bitte, sprechen Sie aufrichtig! Nennen Sie es nicht ein Vergnügen, sondern gestehen Sie lieber, daß Sie vor der Unterhaltung davonlaufen, weil Sie sich schon im voraus langweilen.«

»Wenn Ihnen die Wahrheit besser gefällt, so gestehe ich, daß dem so ist. Die Soiree was immer für einer Gräfin ist für mich eine möglichst ungenießbare Unterhaltung.«

»Das sind aber auch keine gewöhnlichen Soireen mit exklusiver Gesellschaft, in welcher ein Nichthabitué sich freilich nicht wohl fühlt. Hier haben wir es mit etwas ganz Neuem zu tun. Gräfin Theudelinde hat ihre Salons für die Crème der Eleganz und des Geistes geöffnet. Dort kommen die Haupttongeber der Politik mit den Zelebritäten der Kunst, der Wissenschaft und Poesie zusammen. Ein wahres Highlife! Die Aristokratie der Geburt, der Schönheit und des Geistes!«

Iwan schüttelte ungläubig den Kopf.

»Und was machen diese vielerlei Leute miteinander in einem Saale?«

Der Geistliche zog hierauf die Augen ein wenig zusammen und kratzte sich an der Nase.

»Bis sie miteinander bekannt werden, geht es freilich ein wenig steif her. Niemand weiß, womit er das Gespräch beginnen soll, wenn er mit einem Menschen zusammenkommt, der unter einem ganz andern Sternzeichen geboren ist; zum Glück gibt es einen Vermittler, der die bunteste Gesellschaft zu amalgamieren vermag, und das ist der Geist. Wo lauter geistreiche Menschen beisammen sind, da ist es unmöglich, daß die Gesellschaft nicht miteinander verschmelze. Man muß es nur anzufangen wissen. Auch das ist leicht herauszufinden. Den ersten Anfang bot die Kunst dar. Die eingeladenen Künstler und die Dilettanten der höheren Kreise veranstalten Konzerte, führen kleine Stücke auf, einer spielt Violine, der andere Klavier, der dritte singt. Schöne Komtessen deklamieren patriotische Gedichte; dann halten

renommierte Poeten humoristische Vorlesungen, man arrangiert Tableaus, und nach und nach finden die heterogenen Elemente der Gesellschaft Gefallen aneinander.«

»Aber da ich weder Violine spiele noch deklamiere noch auch lebende Rebus auflösen kann –«

»Im Gegenteil!« fiel ihm der Abt ins Wort, »Sie haben einen sehr guten Vortrag; ich habe ihn bei der Antrittsvorlesung bewundert.«

»Was? Sie werden doch nicht denken, daß ich in der Soiree der Gräfin Theudelinde meine Abhandlung über die mikroskopischen Krustazeen vorlesen soll?«

»Hahaha! Nein, die nicht, die war gut in der Akademie. Wenige verstehen sie, und die sie verstehen, schätzen sie hoch. Aber für Damen ist das nichts. Doch Sie können ja auch etwas anderes tun. Sie werden der Gesellschaft über irgend etwas anderes vorlesen, über etwas, das ebensowohl wissenschaftlich als auch poetisch sei. Es soll die Zuhörer interessieren und auch durch Neuheit überraschen, es soll etwas Tieferes und doch zugleich genießbar sein; es soll die Phantasie beschäftigen und zugleich das Ergebnis wissenschaftlicher Forschung sein.«

Jetzt war an Iwan die Reihe zu lachen.

»Aber, hochwürdiger Herr, ein solches Genre habe ich weder gesehen noch gehört, ich habe es weder im Druck noch im Manuskript je entdeckt.«

Der Geistliche lachte selbst. Währenddessen brachte der Lohndiener für Iwan einen Expreßbrief; es mußte daher auf dem Rezipisse auch der Augenblick der Einhändigung konstatiert werden.

Iwan ersuchte seinen Gast um Erlaubnis, diesen dringenden Brief lesen zu dürfen.

Der Abt bat ihn, sich seinetwegen nicht im mindesten zu genieren.

In Iwans Gesicht ging, während er den Brief las, eine merkliche Aenderung vor. Zuerst erblaßte er und zog die Augenbrauen zusammen, dann erglühten seine Wangen, bis er endlich vor sich hinstaute und er, während er den Brief fortwährend in der Hand hielt, als ob er ihn immer wieder aufs neue lesen würde, seinen starren Blick über den Brief hinaus ins Leere schweifen ließ.

Plötzlich fing er dann an zu lachen.

Es fiel ihm ein, an welcher Stelle der Diskurs unterbrochen wurde.

Er legte den Brief zusammen und steckte ihn in die Briefftasche.

»Also gut!« sprach er lachend. »Ich gehe zur Soiree der Gräfin Theudelinde und halte eine Vorlesung – eine solche, wie ich sie selbst weder je gesehen noch gehört habe – Wissenschaft und Poesie, Phantasmen und wissenschaftliche Daten so untereinander gemengt, daß jeder Gelehrte verzweifeln soll, sie auseinander zu klauben – eine Vorlesung, mit der ich jeden Geologen zum Fürsten und jede Prinzessin zur Geologin mache.«

»So meine ich es! das wird sehr gut sein!« ermunterte ihn der Abt.

»Was sagen Sie dazu? Irgendeine mit einer elektromagnetischen Produktion illustrierte Vorlesung.«

»Das ist sehr gut; das wird sehr amüsant, sehr interessant sein!«

»Darf ich Sie bitten, die Genehmigung der Gräfin dazu zu erwirken? Ich muß sehr viel Apparate hinschaffen.«

»Ich versichere Sie im voraus, daß die Gräfin von Ihrem Anerbieten entzückt sein wird; die Hinbeförderung der Apparate überlassen Sie mir. Die Gräfin wird außer sich sein vor Freude, wenn sie das erfährt.«

Der Herr Abt bekam Flügel, und nachdem er seinen geehrten Kollegen (nennen wir uns auch ferner so!) umarmt hatte, entfernte er sich voller Zufriedenheit über den Erfolg seines Besuchs.

Iwan aber nahm den Brief neuerdings heraus und ihn vor sich hinbreitend, fuhr er fort – was er vorhin unterbrochen hatte – über den Brief hinaus ins Leere zu starren.

* *
* *

Das war eine ganz eigentümliche Saison! Auf einmal nahm sich jeder Ungar vor, von nun an ein Ungar zu sein.

Das muß jedem Fremden, der die Verhältnisse Ungarns nicht näher kennt, wohl recht bizarr erscheinen.

Die Blätter schreiben Dithyramben über die ungarische Tracht, die plötzlich bei allen Klassen der Bevölkerung Mode wurde, über die Attilas, Dolmány, über die Schnallengürtel, die mit Goldspitzen besetzten ungarischen Hauben und über die ideale »Párta«: das Diadem unserer Jungfrauen!

»In dieser Tracht ist jede Frau hundertmal schöner!« rief man damals allenthalben entzückt. – Doch *n'en parlons plus!* Es ist vorbei!

Auf den Straßen klirrten die Sporen mit großen, größern und allergrößten Rädern; die Juwelerauslagen waren voll mit antiken Knöpfen und Schnallen, Adler- und Reiherfedern nickten auf jedem Hut, und es gab keine so eigentümliche ländliche Tracht, die nicht nachgeahmt und in Pest auf Bällen, Reunionen, in vornehmen Zirkeln getragen worden wäre; Urahnen mußten ihren Namen für die ungarischen Kleider hergeben, und es entstanden »Attilas« und »Budas«, längst verstorbene Poeten wie Csokonai und Kazinczy mußten es gestatten, daß ihre Namen in Schnürwerkhieroglyphen verewigt wurden. Und diese Hieroglyphen hatten eine Bedeutung!

Die gewundenen Figuren des Schnürwerks an den Kleidern waren ein sichtbarer Protest, genährt, wenn er nicht geschrieben und gedruckt werden konnte.

In den vornehmsten Kreisen war die Order ausgegeben, daß Besucher nur dann empfangen werden, wenn sie in Nationaltracht erscheinen; und wenn jemand es wagte in einer Soiree im schwarzen Frack zu erscheinen, so riskierte er, vom ersten besten mit den Worten angesprochen zu werden: »Ich bitte, lieber Johann, bringen Sie mir ein Glas Wasser!«

Die Volkstracht führte notwendig dahin, daß die verschiedenen Klassen sich miteinander amalgamierten. Der Graf trug dieselbe Tracht wie sein Kutscher. Viele fühlten, daß es gut wäre, miteinander bekannt zu werden.

Diesem edlen Wunsch kamen die aristokratischen Soireen entgegen, unter welchen die *Soirées amalgamantes* der Gräfin Theudelinde einen denkwürdigen Zug der Zeitgeschichte bildeten. Da kamen miteinander Magnaten und Dichter, Akademiker und Prälaten, Musiker, Maler, Bildhauer, Schauspieler, Kritiker und Mäcenaten, Professoren, Aerzte, Publizisten, Sportsmen und Politiker von allen Farben zusammen.

Es waren dies glänzende Gesellschaften – *in thesi*.

Was es nur an Schönheit und Reiz gibt in den aristokratischen Kreisen, die stattlichsten Damen in einer Pracht, als ob sie in einer Hofsoiree erschienen wären, und was noch mehr ist als die Pracht und Toilette, mit dem Nimbus der Jugend, der Anmut, der Bildung, der sie so distinguiert macht – was es nur an historischen Namen gibt im goldenen Buch der Aristokratie und an vom Volk genannten Namen in der Welt des Geistes – alles war da beisammen, einander nahe gebracht.

Aber die Amalgamierung ging schwer genug vor sich, obwohl jeder die besten Absichten mitbrachte.

Graf Emanuel, der liebenswürdige Greis, gab sich, wenn er eine journalistische Zelebrität erwischte, mit so edlem Eifer Mühe, die Sprache zu radebrechen, die er erst jetzt lernte, nämlich die ungarische, daß es nicht zu verkennen war, er sei ebenso entschlossen, wenn es ihm auch schwer ging, von nun an nur ungarisch zu sprechen, als ungarische Stiefel zu tragen, deren An- und Ausziehen eine geschlagene Stunde in Anspruch zu nehmen pflegte.

Andererseits wieder bemühte sich ein junger Publizist im Schweiß seines Angesichts einer für Ungarn schwärmenden, ausländischen Gräfin auf Fragen, die er nicht verstand, in französischer Sprache zu antworten. Er versteht wohl vollkommen gut französisch, aber nur, wenn er es gedruckt vor sich hat.

Die sprachlichen Hindernisse waren indes noch nicht das Aergste; – aber das Thema!

Menschen, die zum erstenmal einander vorgestellt werden, und die sich in verschiedenen Lebenskreisen bewegen, finden wechselseitig schwer den Weg, einer in des andern Welt einzudringen.

Graf Leo lobt ein Theaterstück des dramatischen Dichters Nándori, das er vor zehn Jahren gesehen, und das die Kritik grausam verurteilt hat. Es war dessen erstes Werk, und er findet es selbst schlecht. Seine späteren sind freilich besser. Jetzt glaubt er, daß der Graf seine späteren Stücke entweder nicht gesehen hat, oder daß er ihn zum Gegenstand seiner Ironie macht.

Der Gelehrte Kinizsi will dem Baron Oskar beweisen, daß er dessen Verdienste auf dem Felde des Sports kennt und fragt ihn, um welche Preise er beim nächsten Rennen konkurrieren werde. Die Umstehenden wenden sich ab. Jedermann weiß, daß Oskar seine Rennpferde wegen seiner vorjährigen Verluste verkauft und sich vom Turf zurückgezogen hat. Jetzt ist er nur mehr Zuschauer.

Der junge Journalist Kákori will sich in der fremden Gesellschaft ganz heimisch fühlen und schwätzt *sans gêne* mit jedem, der ihm in den Wurf kommt. Er hat Gesprächsstoff genug, das Tagsgeträtsche. Mit einem schönen Herrn mit einer Adlernase, einem wahren Typus des Magnaten, läßt er sich in ein Gespräch ein über das Gerücht, daß nun auch im Ofner Schloß Soireen stattfinden sollen, und auch die ungarischen Magnaten Einladungen erhalten werden. »Wird jemand hingehen?« fragte der Magnat, »höchstens Graf Guido!« – »O, ich gehe nicht hin.« – Der Journalist bemerkt jetzt erst, daß er dem Mann, den er nicht persönlich kannte, eine große Sottise ins Gesicht gesagt hat. Wer weiß, gegen wie viele er schon inkognito grob war, seit er sich in dieser Gesellschaft befindet.

Graf Stefan, ein Cousin der Gräfin Theudelinde, ist ein sehr gebildeter und besonders in der poetischen Literatur der ganzen Welt belesener Mann. Darum glaubt er einen jungen Poeten, der mit seinen patriotischen Gedichten rasch zu einem populären Namen gelangt ist, gut zu unterhalten, indem er ihn in eine Ecke drängt und dort mit ihm über die Weltliteratur zu sprechen beginnt. Er zitiert Burns und Shelley. Er fragt ihn, ob er Spencers »Fairy queen« kennt, ob er Miltons »Verlorenes Paradies« für ein vollkommenes Werk hält, welche Ansicht

er über Drydens Schule habe, ob ihm Wordsworth lieber sei als Byron, ob er zwischen der Frithjofs-Sage und Ossians Gesängen eine geistige Verwandtschaft finde, was er von den »legendes des siècles« halte, ob es anzunehmen sei, daß Viktor Hugo sich dadurch über Dante erhebt, ob es nicht schade sei, daß das Genre der Amadisromane sich überlebt hat, ob er Tasso dem Ariost vorziehe, ob er von Metastasios Improvisationen etwas halte, was seine Ansicht sei über die Wirkung der »commedia erudita«, ob er die französische Uebersetzung des »Hariri« und die englische der »Sakuntala« kenne. Einmal überfällt er ihn sogar mit der Bemerkung, wieviel schöner die Odyssee im griechischen Original als in der lateinischen Uebersetzung ist!

Der arme Verseschmied schwitzt Blut vor Verlegenheit, denn er liest nichts als seine eignen Verse. Er ist, wie er behauptet, ein Genie, kennt aber außer seinen eignen Reimen nichts und nimmt sich deshalb vor, sobald er von diesem gefährlichen Rencontre loskommt, dem in der Gelehrsamkeit unersättlichen Grafen, sowie er ihn von weitem erblickt, auszuweichen wie einer Klapperschlange.

Doch am schlechtesten erging es denjenigen, welchen die Auszeichnung zuteil wurde, der Komtesse Angela Bondaváry vorgestellt zu werden.

Komtesse Angela ist eine klassische Schönheit.

Ihr Großvater ist eine politische Zelebrität, ein großer Mann von verschiedenerlei Nimbus, guter und schlechter Art, umgeben.

Nichts natürlicher daher, als daß ein der schönen Komtesse vorgestellter unglücklicher Lateiner gleich beim dritten Wort mit ihr von ihrem Großvater, dem Fürsten Theobald Bondaváry zu sprechen und sich obligat nach seinem Befinden zu erkundigen beginnt.

Auf eine solche Frage spricht Komtesse Angela mit dem vor ihr Stehenden kein Wort mehr, sondern läßt ihn fortsprechen, bis er nichts mehr vorzubringen weiß und fortgeht. Er hört von der Komtesse kein Wort mehr.

Und doch tut selbst einem ausgetrockneten Gelehrten das Herz weh, wenn diese schönen Augen, die ihm noch vor einer kurzen Weile mit dem Lächeln des Frühlingshimmels in seine Augen blickten, plötzlich einen so eiskalten Blick auf ihn werfen.

Komtesse Angela ist eine ideale Schönheit. Wir haben dies bereits gesagt, können es aber nicht genug wiederholen. Ein reines, edles Gesicht mit klassischen antiken Zügen, Nase und Lippen von schönstem Schnitt, lange, schön geschwungene Augenbrauen und schattige Wimpern, welche die Augen einer Göttin verhüllen. Wenn diese Augen glühen oder sich verbergen, so glaubt man, sie seien schwarz; nur wenn sie heiter lächeln sieht man, daß sie blau sind. Ihr Haar ist reich, von ins Goldblonde spielendem Kastanienbraun. Ueber das ganze Gesicht ist ein Bewußtsein des Reizes verbreitet, das Gefühl, daß sie der Mittelpunkt einer gewissen Welt und der Ausdruck dessen, daß sie mit ihrer Lage zufrieden ist. Sie weiß, daß die Schönheit eine Macht.

Aber warum werfen diese schöne Augen so frostige Blicke auf den armen Fremdling, der es sehr natürlich findet, daß man sich bei der Komtesse Angela Bondaváry nicht besser einführen könne, als wenn man vor ihr die Verdienste des Fürsten Theobald Bondaváry erwähnt?

Die Mitglieder der Société wissen das alle recht gut, aber den Lateinern ist die Sache unbekannt. Das Rätsel läßt sich einfach lösen. Fürst Theobald hat seine einzige Enkelin, Angela, dem deutschen Fürsten Sondersheim zur Gemahlin bestimmt. Der Komtesse Angela gefiel dieser aber nicht. Darüber kam sie mit ihrem Großvater dermaßen in Konflikt, daß sie gelobte, niemals mit ihm ein Wort zu sprechen; und da gerade damals Gräfin Theudelinde in

Pest ein Haus eröffnete, so kam Angela von Wien herab zu ihrer Tante und blieb bei ihr. Seitdem hat sie einen Brief, den ihr Großvater an sie schrieb, nicht einmal erbrochen.

Das ist das Geheimnis. Jedes Mitglied der Société weiß es; aber diese Leute wissen ihre Geheimnisse so gut zu bewahren, daß nie etwas davon in die äußere Welt dringt. Untereinander sind sie mitteilsame, aber vor Fremden sind sie alle »Knownothings«, wie die Yankees.

Vom Abt Samuel war es ein guter Gedanke, daß für eine so heterogene Gesellschaft irgendeine gemeinschaftliche Unterhaltung erfunden werden müsse. Die Konversation allein genügt nicht. Bei den Zusammenkünften sitzen in einem Salon die jungen Fräulein, im anderen die Herren, im dritten die verheirateten Frauen, als ob sie nach Alter und Geschlecht gesonderte Klassen bilden würden.

Man fing an künstlerische Produktionen, poetische und wissenschaftliche Vorlesungen zu arrangieren. Das belebte die Konversation gleich und brachte die »Fremden« einander näher. Sie sahen einander auch bei den Proben und nicht in der Balltoilette; sie wagten es einander die Hand zu geben. Sie lernten sich gegenseitig kennen. Selbst auf der Gasse erkannten sie einander, und sie freuten sich, wenn sie sich sahen. Später fanden sie auch ein Thema, über welches sie gerne miteinander konversierten.

Aber um die Wahrheit zu gestehen, wenn gegen Mitternacht das Konzert, die Vorlesung, die Dilettantenvorstellung zu Ende war und Gelehrte, Künstler, Poeten es für an der Zeit hielten, nach Hause zu gehen und die Société allein zurückblieb: so fühlten sich doch beide wohl, die Weggegangenen und die Zurückgebliebenen.

In der Société fing man dann erst an, sich recht zu unterhalten. Die Jungen fingen an zu tanzen, die Alten Whist oder Tarock zu spielen und so blieben sie bis zum Morgen beisammen.

Sie hätten gewiß dasselbe getan, wenn die Gelehrten, Künstler, Poeten auch alle dort geblieben wären. Wozu gingen sie fort? Sie hätten ja auch an der Unterhaltung teilnehmen können. Aber das war nichts für sie. Es war besser, daß sie nach Hause gingen.

Abt Samuel verstand es sehr gut, Reklame zu machen. Wenn in den Salons der Gräfin Theudelinde irgendeine bedeutendere Vorstellung stattfinden sollte, so erfuhr das jedermann eine geraume Weile vorher. Er verbreitete die ganze Biographie und alle Präzedenzen des Künstlers, Schriftstellers oder Gelehrten, der etwas zum besten geben sollte, damit dann jedermann mit dem Helden des Abends um so leichter sich in ein Gespräch einlassen könne.

Die drei Tage bis zur nächsten Soiree der Gräfin Theudelinde genügten, daß Iwan Berends Vorleben bis auf die geringsten Details bekannt wurde und man in der Vorlesung vorausgehenden Produktion von allen seinen Eigenschaften sprechen konnte.

»Ist es wahr, daß er das ganze Jahr hindurch immer auf dem tiefsten Grund seiner Kohlengrube wohnt?«

»Ist es wahr, daß er sich nur jeden Neumond einmal zu waschen pflegt?«

»Parbleu! Jetzt ist gerade das letzte Viertel.«

»Er hat in seinem ganzen Leben mit keinem Frauenzimmer gesprochen.«

»Er gibt sich mit nichts ab als mit Mammutz hnen.«

»In seiner Vorlesung werden vierhundertundf nfzig griechische, lateinische, arabische und hebräische W rter vorkommen.«

»Ist es wahr, daß er bloß um ein Experiment zu machen, einen dreikaratigen Brillanten der Gräfin Theudelinde verbrannt hat, der achthundert Gulden wert war?«

»Der Stein hatte vier Karat und war fünfzehnhundert Gulden wert.«

»Er kann das leicht tun, da er doch Diamanten machen kann.«

»Kann er das wirklich?«

»Und ißt er in der Tat nichts anderes als Knoblauch?«

»Aber heute doch wohl nicht!«

»Am Schluß wird er sich auf der Elektrisiermaschine produzieren.«

»Wird er damit Musik machen?«

»Nein, er wird uns alle elektrisieren.«

»Das tut wirklich not.«

»Das wird schön sein, wenn er den alten Baron Stefi auf den Isolator stellt, wo einem durch die Elektrizität alle Haare zu Berge stehen, und ihm auf einmal die Perücke vom Kopfe fliegen wird.«

»Wo ist denn die Teufelsmaschine?«

»Dort hinter der Lesetribüne; aber man darf sie nicht anrühren, denn wer sie berührt, der bekommt einen verdrehten Mund und behält ihn für immer.«

»Das ist nicht wahr. Das ist eine elektro-magnetische Maschine. Ich habe eine solche in Paris gesehen. Aber diese Maschine besitzt die Eigenschaft, daß sie, wenn jemand in der Gesellschaft geschminkt ist, die Schminke plötzlich in schwarze Farbe verwandelt.«

»Diable! davon hätte man die Gäste in einer Affiche in Kenntnis setzen sollen.«

»Weiß dies Gräfin Theudelinde?«

»Heute ist ihr Gesicht besonders weiß.«

»Mit dem großen Diamantendiadem auf dem Kopf sieht sie aus wie die Marmorbraut in ›Zampa‹.«

»Aber meine Cousine Angela ist heute besonders bezaubernd!«

»Findest du?«

»Das weiße Perlendiadem verleiht ihrem Gesicht einen sehr sanften Ausdruck.«

»Daran ist das Diadem schuld.«

»Aber wenn der wilde Gelehrte mitten unter diese vielen glänzenden Frauenschönheiten herein stolpert, so vergißt er vielleicht die elektrische Beleuchtung.«

»Wir machen ihn nach und nach vertraut. Empfangen wir ihn freundlich, damit er sich nicht geniert fühle. Da kommt er; unser Geistlicher eskortiert ihn.«

Der Kavalier, der zuletzt gesprochen und Komtesse Angela seine Cousine genannt hatte, ein ungefähr zwanzigjähriger junger Mann, eine vornehme, wohlgebildete Gestalt, eilte Iwan entgegen, den Abt Samuel in den Salon führte, und stellte sich ihm als Graf Edmund, Neffe der Dame des Hauses vor; dann nahm er ihn am Arm und führte ihn zu Graf Stefan, dem Onkel der Dame des Hauses, der ein sehr belesener Mann war, machte ihn mit ihm bekannt, ließ ihm so viel Zeit, daß Iwan sich überzeugen konnte, es gebe hier auch Leute, die sein Fach

verstehen, und stellte ihn dann noch einigen anderen Fremden vor, die ihm alle die Hand drückten. Auch diese waren alle freundlich gegen ihn. – Der Empfang in dieser Gesellschaft war der ermunterndste. – Dann geleitete der Herr Abt Iwan in den andern Salon, wo die Damen versammelt waren; da führte er ihn zur Dame des Hauses. Die Gräfin reichte ihm die Hand und empfing ihn mit einigen freundlichen Worten. Dann nahm ihn wieder Graf Edmund am Arm, führte ihn zu der am Eingang des nächsten Salons stehenden Gruppe junger Damen und stellte ihn der Komtesse Angela vor.

Iwan war ein wenig befangen, doch weder schüchtern noch verwirrt.

»Sie kommen selten nach Pest?« sprach Komtesse Angela zu dem ihr Vorgestellten.

»Es ist in der Tat sehr lange, seit ich zuletzt hier war. Soviel ich weiß, sind Sie, Komtesse, zum erstenmal hier. Sie haben bis jetzt nicht in Pest gewohnt.«

Angelas Gesicht begann einen Ausdruck der Kälte anzunehmen. Jetzt wird er sich gewiß gleich nach dem Fürsten Theobald erkundigen.

»Ja,« antwortete sie trocken. »Und was folgt daraus, daß ich jetzt zum erstenmal in Pest bin?« fragte sie Iwan mit spitzer Betonung.

»Daß es ein sehr gewöhnlicher Zufall sein kann, der einen Menschen irgendwohin führt, wo er noch nicht gewesen ist; aber eine Fügung des Schicksals ist es, wenn viele Menschen an einem solchen Ort zusammentreffen. Und indem hier so viele glänzende Gestalten zusammenkommen, finde ich bloß in diesem Gedanken eine Entschuldigung dafür, daß auch ich da bin, ein so dunkler, geringfügiger Punkt. Vielleicht schickt die Vorsehung jetzt die Menschen auf unbewohnte Orte.«

Auf dieses Wort hin erglühnten Angelas Augen.

»Nicht wahr?« Sie glauben an die Vorsehung? Sie glauben, daß es höhere Schickungen gibt?«

»Ich glaube es.«

»Dann bin ich Ihnen gut.«

Hiermit schaute sie anderswohin, was Iwan für ein Zeichen hielt, daß er entlassen sei.

Nach einer Viertelstunde gegenseitiger Vorstellungen setzte Edmund ihn in Kenntnis, daß im Vorlesesaal alles in Ordnung sei, und die Gesellschaft begab sich dorthin. Iwan nahm auf der Erhöhung Platz, die im Hintergrund des Saales für ihn hergerichtet war, und begann, indem er seine Schriften hervorzog, die Vorlesung.

Er hatte ein gewinnendes Organ, einen ruhigen, anspruchslosen Vortrag, und alles hörte ihm mit Aufmerksamkeit zu.

Iwans Vorlesung »Der letzte Weltteil.«

Fünf Weltteile kennen wir bereits, vom sechsten erfahren wir erst jetzt, daß ein solcher existiert.

Aber daß er existiert, das wissen wir schon bestimmt.

Wo er ist?

Am Nordpol.

Ein ganzer Weltteil, voll mit unbekanntem Pflanzen, unbekanntem Tieren und daher gewiß auch mit Menschen.

Die gefeiertsten Gelehrten beweisen die Existenz dieses Weltteils, und kühne Seefahrer streben schon seit mehr als einem Jahrhundert, durch die schwimmenden Berge des Eismeeres vorzudringen, um in diesen sechsten Weltteil zu gelangen.

Möglich, daß es am Südpol auch noch einen siebenten gibt. Kapitän Maury forderte die englische Regierung auf, eine Expedition hinzusenden, und mit wissenschaftlichen Gründen konstatierte er, daß nach dem Stand des Barometers, welcher bei dem fortwährenden Regen in der südlichen Polargegend sich nicht verändert, dort die Luft dünner sein müsse und daß der Druck der oberen, dichteren Luft auf die untere, dünnere Schicht eine hohe Temperatur verursacht, unter deren Einfluß jenseits der Eisberge ein neues Leben entstehen müsse. Aber das ist bloß eine Ahnung. Von der nördlichen Welt haben wir bereits positive Kenntnisse.

Im Aufsuchen dieses sechsten Weltteils gingen Franklin und seine heldenmütigen Gefährten zugrunde. Ihr Beispiel wirkte nicht abschreckend, fand vielmehr noch Nachahmer; Männer mit Eisenherzen und feurigem Willen strebten ihren Spuren nach, auf den endlosen Eisfeldern, die Leichen der Verlorenen und den Schatz ihrer Aufzeichnungen suchend.

Sie drangen bis in das nur von Eskimojägern betretene Reich des ewigen Winters vor.

Zwei irische Schiffer fanden den Wellington-Kanal, welcher zwischen den Eisbergen des Meeres frei fließt, und nannten die äußerste der dortigen Inseln »das Auge Irlands.« Die Russen nennen jenen Kanal »Polinia«, was in unserer Sprache »Wasserstraße« bedeutet.

Dieser Kanal befindet sich unter dem 77° 49' nördlicher Breite und dem 115° 35' westlicher Länge.

Die meisten Reisenden waren mit ihren Schiffen zwischen den ewigen Kolossen des Eismeeres festgefroren und retteten sich auf Schlitten, alles im Stich lassend und nur ihre Aufzeichnungen mit sich nehmend.

1852 war auf diese Art Kapitän Belcher gezwungen, seine vier Schiffe in der Barrow-Straße zurückzulassen, wo dieselben zwischen Eismassen eingekeilt waren, die man auf dem Festlande Berge nennen würde.

Eines dieser vier Schiffe, der »Resolute«, entfloh im nächsten Frühling seinen Gefährten. Es ging auf eigne Faust auf Reisen. Und sechzehn Monate lang schwamm es ohne Segel, ohne Steuermann, ohne Kapitän, ohne einen einzigen Matrosen, bloß von der geheimnisvollen Strömung des Meeres geführt, bis es endlich zwölfhundert Seemeilen von der Barrow-Straße entfernt, im Hogarth-Sund, fast auf der anderen Seite des Erdballs, durch den amerikanischen Schiffskapitän Buddington eingefangen wurde.

Also dieses vernunftlose Schiff hat selbst den Weg gefunden, welcher auf das offene Meer führt, und ohne Zweifel mußte es über einen großen Teil des »warmen Meeres« schwimmen.

Wenn dieses Schiff sprechen könnte!

Aber etwas konnte es doch sagen.

Die linke Seite des Schiffes war ganz mit Muscheln behangen. Wahrscheinlich war es für eine Weile auf eine Sandbank geraten, und bis es von dort durch die Flut wieder befreit wurde, saugten sich die Muscheln an seine Seitenplanken. Es waren Murex-Arten. Diese aber nähren sich von Seepflanzen. Also auf dem Weg, welchen dieses Schiff zurücklegte, gibt es Muscheln und Seepflanzen. Dort friert also das Meer nie zu.

Und noch einen Zeugen brachte das Schiff mit, ein Vogelnest, auf welchem eine Störchin mit zwei Jungen saß. Diese Störche unterschieden sich von den unsrigen durch ihr hellblaues Gefieder und einen Schopf; eine von allen bisher bekannten abweichende Gattung.

Als die Störchin die fremden Männer auf das Deck des Schiffes kommen sah, nahm sie plötzlich eines der beiden Jungen in den Schnabel und flog damit fort. Der Kapitän erlaubte nicht, sie herabzuschießen. Der Flug dieses Vogels war schneller als der des gewöhnlichen Storchs; er durchschnitt die Luft mit einer Geschwindigkeit von dreißig Klaftern in der Sekunde, was siebenundzwanzig Meilen in der Stunde macht.

Das zurückgelassene Junge nahmen die Schiffer in Pflege, aber es aß nichts. Nach dreißig Stunden kehrte die Mutter zurück. Damals hatte das Schiff mit dem Dampfer, welcher es ins Schlepptau genommen, bereits ebenso lange Zeit seinen Weg nach Süden fortgesetzt. Der Vogel hatte also, den Weg des Schiffes abgerechnet, eine Strecke von siebenhundertundachtzig Meilen durchfliegen müssen, bis er vom nächsten Festlande zurückkehrte.

Daß er dort gewesen sein mußte, bewies der Frosch, welchen er im Schnabel mitbrachte und den er für sein Junges im Flug aus der Luft auf das Deck des Schiffes herabfallen ließ. Einen Frosch von dieser Gestalt hatte man bis dahin noch gar nicht gekannt. Auf dem Rücken hatte er Schuppen gleich dem *Chiton squamosus*.

Der junge Vogel verschlang den Frosch mit großer Gier.

Nach vierzig Stunden kehrte die Mutter noch einmal zurück und brachte ein ähnliches Amphibium für das Junge, doch dieses hatte bereits aufgehört zu leben. Die Schiffer stopften den verendeten Vogel aus, den Frosch legten sie in Spiritus, und beides schenkten sie dem Neuyorker Museum. Alle Naturforscher, die beide Tiere gesehen haben, erklären, daß es ganz unbekannte Tiergattungen seien, so seltsam, wie die australische Fauna im Vergleich mit der europäischen.

Das Festland, das dieselben hervorbringt, muß nach dem Fluge des Vogels gerechnet, beim 85. Grad der nördlichen Breite, das dorthin führende offene Meer einige Grade näher beginnen, und das Klima muß dort warm sein!

Aber was gibt jenem Himmelsstrich die Wärme, da doch schon beim 72. Grad das Quecksilber gefriert und gleich anderem Metall geschmiedet werden kann?

Die Widerwärtigkeiten der Nordpolfahrer sind die schrecklichsten und werden immer größer, je mehr sie sich dem Pol nähern.

Der kühnste und glücklichste Nordpolfahrer, der aber auch am meisten ausgestanden hat, war Kapitän Kane.

Was er unter dem 80. Grad nördlicher Breite erlebt hat, scheint ins Reich phantastischer Unmöglichkeiten zu gehören, ist ein Wundertraum der eingeschlafenen Natur.

Dort ist der Winter von ewiger Dauer, der Sommer nur ein milder Winter.

An einem Herbstabend geht die Sonne zum letztenmal am Horizont unter, und dann kommt sie ein halbes Jahr lang nicht wieder zum Vorschein. Die Nacht tritt ein, die ein halbes Jahr dauert. Nur die fernhin sich ausdehnende Schneefläche und der Mond verbreiten einige Helle, und an besonders feierlichen Tagen leuchtet das geheimnisvolle Nordlicht.

Der Thermometer zeigt 40 Grad *F* unter Null.

Kein Tier, keine Pflanze kann hier bestehen, selbst der letzte Eisvogel ist aus der Luft, das letzte Walroß aus dem Wasser und die Pflanze mit dem zähesten Leben, die Flechte, von den Felsen verschwunden. Der Mensch allein ist geblieben.

Aber so schrecklich allein ist er geblieben, daß Kane, als ihn einmal ein Haar am Hals zu kitzeln begann, mit Freuden danach griff; er glaubte es sei ein Floh. Er freute sich, daß es in diesem Reich des Nichts außer ihm noch ein Tier gebe. Eitle Freude! Selbst dieser letzte treue Busenfreund hat den Menschen hier verlassen. Hier wohnt nur das Nichts.

Und was für wunderliche Gebilde schafft das Nichts aus dem Etwas, welches kühne Menschen hierher gebracht haben!

Was wird aus den Nahrungsmitteln?

Aus gedörrten Aepfeln werden Chalcedonschnitte. Man könnte sie ganz zu Steinen für Siegelringe gestalten und schleifen. Das Sauerkraut im Faß bildet eine Art neuen Metalles, das sich in Blätter spalten läßt wie Glimmerschiefer; der Bruch ist perlmutterglänzend. Der Zucker hingegen, der hier in Kristallform bekannt ist, ist dort wie gefrorener Kautschuk mit Sägespänen vermenget; man kann ihn nicht zerbrechen, zerschlagen, nur zersägen. Aus der Butter könnte man ganz gut Elfenbeinfiguren dreheln, ihr Bruch ist glimmerglänzend. Fleisch ist das schönste Marmormosaik, welches dem florentinischen an Schönheit nicht nachsteht; die Axt prallt ab davon, nur mit Stemmeisen kann es auseinandergebrochen werden. Ein Faß Lampenöl, von welchem die Dauben weggenommen wurden, damit man es mit dem Hammer zertrümmern könne, ist eine steinerne Walze nach Art derjenigen, mit welchen man auf makadamisierten Straßen den Kies glatt walzt. Und das ist in der Kajüte, wo man heizt und bei fortwährendem Feuer die Kälte auf 34 Grad herabgemindert hat.

Die Menschen, welche da im geheizten Zimmer sitzen, sind durch ihren eignen Atem von einem solchen Nebeldunst umgeben, daß sie nicht sechs Schritte weit sehen. Und wenn jemand auf einen Augenblick seine Kopfbedeckung abnimmt, so dampft diese, als ob es eine Schüssel mit gekochten Kartoffeln wäre. Wer laut schreit und nicht zwischen den Zähnen spricht, der stößt aus seinem Mund eine Dunstwolke aus, als wäre dieser eine Kanone, und wer irgendeine anstrengende Arbeit verrichtet, von dem steigt ein Dunst auf, als wäre er der Geysir. Messer, Gabeln sind so kalt, daß sie einem, wenn man beim Essen nicht acht gibt, an der Zunge oder an den Lippen hängen bleiben und davon die Haut herabziehen. Wer einschläft, ohne sich die Mütze über die Augen zu ziehen, der kann beim Erwachen die Augen nicht öffnen, weil ihm die Augenlider zusammengefroren sind.

Draußen in der Nacht, in der Eiswüste, ist die Temperatur noch um sechs Grad niedriger.

Und in diese fürchterliche Gegend, in diese schreckliche Nacht haben sich Menschen gewagt, um dem Nordpol näher zu kommen.

Ihre Schiffe froren fest, aber sie hatten für diesen Fall vorgesorgt. Sie brachten Schlitten mit sich, auf welchen Nachen aus Eisen und Kautschuk sich befanden, in welchen sechs Männer Platz haben. Sie waren entschlossen, wenn ihre Schiffe durch das Eis zurückgehalten würden, auf Schlitten weiterzureisen, und wo sie wieder offenes Meer fänden, sich in den Nachen zu werfen und bis zum Nordpol vorzudringen. Sie hatten sechzig sibirische Hunde mit, um sie an die Schlitten zu spannen. Allein schon beim 79. Grad bekamen alle Hunde den Kinnladenkrampf und gingen daran zugrunde. Es blieb den kühnen Reisenden nichts übrig, als selbst die Schlitten zu ziehen, und auch davor schrakten sie nicht zurück. Zwei Wochen lang drangen sie bei vierzig Grad Kälte mühsam vorwärts. Sie kamen dem Nordpol um zwei Grade näher.

Und als sie den 82. Grad erreicht hatten, begann die Temperatur um zehn Grad zu steigen.

Das Vorgefühl des Triumphes gab ihnen neue Spannkraft. Sie gönnten sich keine Ruhe, sondern drangen weiter vorwärts, der Thermometer stieg immer mehr und erreichte endlich Null.

Da war es schon warm.

Der Felsen, auf welchem sie standen, ist noch Eis, aber was sich vor ihnen ausdehnt, das ist das offene Meer.

Und wie um die Mutigen zu begrüßen, erhebt sich am Himmel plötzlich die Purpurdämmerung des Nordens, das blitzumkränzte Nordlicht, rings um eine große, runde, dunkle Kuppel hervorschießende gelbe und rosafarbene Lichtgarben, als ob es aus einem großen schwarzen Rade ausstrahlende Speichen wären; hoch hinauf durchschneiden sie das Himmelsgewölbe und breiten vor den Reisenden das bezaubernde Schauspiel aus, nach welchem sie sich gesehnt, das sie sich aber nicht vorzustellen vermocht hatten. Vor ihnen dehnte sich ein dreitausend Quadratmeilen umfassendes Meer aus. So weit sie es überblicken können, ist es offen, rein, eisfrei; in der Mitte, wo es den dunklen inneren Kern des Nordlichts zurückspiegelt, ist es stahlblau, überall sonst schwimmt es in Rosaglanz.

Und in einem weithin sich dehnenden Kreise war dieses Meer von dem Eisufer umgrenzt, auf welchem Kane und dessen Gefährten standen. Ueberall fünfzig, sechzig Klafter hohe Eisfelsen, von dem wunderbaren Nordlicht vergoldet.

Sechsfünfzig Stunden harrten die Reisenden auf diesem Eisufer aus, sechsfünfzig Stunden fühlten sie den »warmen« Nordpolwind wehen, welcher die Eisfelsen langsam, aber unausgesetzt zurückzuweichen zwingt. Dieser lang anhaltende Wind trieb ihnen kein einziges Stück Eis von Norden her entgegen. Dort ist eine lebende Welt und eine warme Gegend.

Aber warum fuhren sie nicht mit ihren Kähnen in dieses lang gesuchte offene Meer hinaus? Warum steuerten sie nicht weiter auf den geahnten Weltteil los?

Das Meer verwehrte es ihnen.

Das ist kein solches Meer wie die übrigen, die eine nach je zwölf Stunden wiederkehrende Ebbe und Flut haben. Die Flut dieses Meeres wird durch eine andere Kraft geregelt als durch die Anziehungskraft des Mondes; hier wirkt eine mächtigere, gewaltigere Kraft ein. Die Wogen dieses Meeres fallen und steigen von Stunde zu Stunde mit einer Gewalt, die es nicht gestattet, sich ihnen in einem Kahn anzuvertrauen. Und wenn die Flut zurückkehrt, so stürzt sie mit einer plötzlichen Steigung von sechzehn Fuß vorwärts, und dann erklingt das ganze endlose Eisufer vom Anprall der Wogen. Es ist der Donner, der über eine Glasglocke hinrollt.

Es scheint, als ob dieses laue Meer fortwährend die Eisfelsen schmelzen und vor sich her zurückdrängen würde.

Nur Belchers Schiff vermöchte es zu sagen, wie es auf diesen ungebärdigen Ozean gekommen sei, wo es die Strömung gefunden habe, durch welche es bis zum anderen Eingang der Polinia kam, ohne an den Felsenuffern zerschellt zu werden.

Kane mußte sich mit dem Anblick begnügen, der sich zum erstenmal vor einem Sterblichen ausbreitete, mit der Ueberzeugung, daß das, was er suchte, wirklich vorhanden sei, und mit den Muschelschalen und Bruchstücken fremder Pflanzen, welche das Meer auf das Ufer auswarf, gleichsam die Visitenkarten einer unbekannteren Welt am Tor der alten Welt abgeben. Ueber dem Meere flogen unbekannte Vögel in Schwärmen.

Diesen Meerbusen verzeichnen die Gelehrten auf der Landkarte als Peabody-Busen und den Kanal, welcher zu diesem Meerbusen führt, nennen sie Kennedy-Kanal. Der Punkt, wo Kane

und seine Gefährten denselben entdeckten, liegt unter dem $82^{\circ} 2'$ nördlicher Breite, nicht ganz acht Grad vom Nordpol der Erde entfernt. Und weil die Erde bei den Polen eingedrückt ist, so ist dort das Maß der Grade kleiner. Von dort wäre der Pol vielleicht in zehn Tagen zu erreichen!

* *
*

Versetzen wir uns in die Lage eines Menschen, der von diesem Anblick hingerissen, im Fiebertraum der Einbildung sich dorthin versetzt, wohin nicht Ruder und Segel, noch der schwere Fuß ihn zu bringen vermochte.

Wie mag diese Nordpolarwelt aussehen?

* *
*

Die Erde ist an beiden Polen eingedrückt.

Die raschere Schwingung des Perpendikels beweist dies mit mathematischer Gewißheit.

An den beiden Polen ist die Erde so flach wie eine Pomeranze an beiden Enden. Auch die übrigen Planeten sind so gestaltet. Sie haben diese Form in der Periode erhalten, in welcher sie sich noch in weichem Zustande befanden.

Daher breitet sich vor dem, der am Pol steht, ein sechsmal größerer Horizont aus als bei uns, denn die Oberfläche der Erde neigt sich dort nicht so bald nach abwärts. Stellen wir uns vor, wir hätten hier von Pest aus einen so weiten Ueberblick, daß wir westwärts Wien mit seinem Stefansturm, ostwärts Debresin, gegen Norden Kaschau, gegen Süden Belgrad und alles sehen würden, was zwischen diesen Punkten liegt.

Und über diesen schwindelnd weiten Gesichtskreis halb emporgehoben, schimmert durch die dunkelblaue Atmosphäre eine glühende Kugel in rotem Schein. Das ist die Sonne!

Tagelang glüht sie dort über dem Horizont, sie steigt aber niemals ganz darüber empor, sondern wandelt um den ganzen Gesichtskreis herum. Und da der Gesichtskreis dort ungefähr zwanzigmal größer ist als bei uns, so kann man mit dem Auge wahrnehmen, wie die Sonne rasch ihren scheinbaren Kreislauf durchwandelt. Hie und da ist ihr ein Hügel im Wege und verdeckt sie, nach einer Minute kommt sie wieder zum Vorschein. Um Mitternacht befindet sie sich gerade der Stelle gegenüber, an welcher sie mittags glühte – und mittags, abends, nachts befindet sie sich immer in gleicher Höhe, immer mit dem halben Körper über dem Horizont. Das ist der Aequinoktialtag.

Während der Sommermonate erhebt sie sich mittags über den Horizont und sinkt mitternachts auf eine Stunde unter den Horizont; aber sie kommt nie so hoch hinauf, daß sie den Dunstkreis überschritte; Strahlen hat sie hier nie, und niemals ruft sie Wärme hervor. Größtenteils ist es auch nicht die Sonne selbst, was man hier sieht, es ist nur ihr durch die Strahlenbrechung hervorgebrachtes Spiegelbild. Die Welt des Nordpols ist ein riesiges Uhrwerk, dessen im Kreise sich bewegender Zeiger der Sonnenball ist.

Die Sonne ist hier nur ein glührotes Himmelswunder, ein Phänomen wie der Mond, aber nicht die schöpferische Seele der Welt, der belebende Geist der Erde. Hier ist die Erde selbst der Herr!

Es wäre eine grausame, gottesleugnerische Idee, wenn diese ganze Welt, welche unsere Welt ist, einen so mathematisch berechneten, erbarmungslosen Tod sterben müßte, wie er eintreten würde, wenn sonst nichts sie erwärmte als das abnehmende innere Feuer und der gleichgültige Sonnenstrahl, der nicht mehr erwärmt, wo das innere Feuer ausgegangen ist. Und wenn auch

Millionen und Millionen Jahre vergehen müssen, bis dieses Erkalten eintritt, einmal muß es doch erfolgen! Ist es doch ausgerechnet, daß zur Zeit der Formation der Steinkohle die durchschnittliche Wärme der Erde sich bis zu 22 Grad erhoben haben muß, und jetzt beträgt die durchschnittliche Wärme nur 8 Grad. Aus der Auskühlung des geschmolzenen Basaltes ist berechnet, wie vieler Jahrhunderte es bedarf, daß die Temperatur noch um vierzehn Grad sinke. Und dann soll alles aus sein?

Soll die Erde sterben?

Die Erde sagt: »Nein! ich werde alle Zeiten hindurch fortleben!«

Die Erde hat ihre eigene Kraft, die sie weder von der Sonne noch vom Firmament entlehnt: den Magnetismus.

Das ist ihr Eigentum. Auch die übrigen Planeten haben es. Das eigene magnetische Licht des Jupiter, der Venus haben unsere Teleskope längst wahrgenommen, das Polaroskop hat es außer Zweifel gestellt.

Und diese Macht des Erdmagnetismus nimmt um so mehr zu, je mehr die Erde auskühlt. Das glühende Eisen hat keinen Magnetismus, sowie es kalt wird, wird es magnetisch.

Und im Magnetismus ist ein Feuer, welches stärker ist als das Feuer der Sonne. In den konzentrierten Sonnenstrahlen verbrennt der Diamant, aber im Feuer des Magnetismus wird der Diamant erzeugt. Das weiß man überall, wo man die elektromagnetische Beleuchtung verwendet. Die den Pol bildende Spitze der Lindenkohle wird in dem Feuer, welches durch die Voltaische Säule erzeugt wird, zu Diamant.

Das, was dem Reich des Nordpols Leben, Feuer gibt, ist der Magnetismus der Erde.

Der unendliche Horizont wird kaum durch einen hervorragenderen Hügel unterbrochen.

Gebirgsketten drängen sich da nicht vor. Eine wellenförmige Ebene dehnt sich weithin aus.

Mitten in dieser Ebene erhebt sich hoch eine riesige Gebirgsmasse, als ob eine Gruppe geschlossener Vulkane auf einen Ort zusammengedrängt wäre – steile, glatte, an den Seiten glänzende Gipfel von schwärzlicher, bräunlicher und rötlicher Farbe, an den Spitzen dunkelblau und violett emailliert. In einem großen Umkreis um dieses Gebirgsdiadem dehnt sich ein kahler, glatter Boden aus, als ob hier die Erde aus lauter Meteoreisen, bestünde; aber dann folgt ein See, der die ganze Gebirgsgruppe wie eine Insel umgibt. In diesen See münden von allen Seiten die von allen Gegenden der Ebene kommenden Flüsse und Bäche, ein Beweis, daß hier die Erde am tiefsten eingedrückt, daß hier der Nordpol ist.

Die abschüssigen Ufer des Sees bilden die Insel-Deltas, welche ringsherum durch die Mündungen der Flüsse gestaltet werden.

Hoch über dem Gebirgskranz leuchtet, am Zenit des Himmels einen runden Fleck von großem Umfang einnehmend, das ewige Nordlicht, ein Strahlenkranz aus tausend Regenbogen, mit bald stärkerem, bald sanfterem Schein. Das ist die Ausstrahlung des Erdmagnetismus, ein leuchtender, belebender, erwärmender Strahlenquell. Der so eingefasste Raum ist schwarze, ewige Nacht, in welcher der Nordstern und die Sterne des großen Wagens funkeln; doch der äußere Raum strahlt in allen Farben des Glanzes, hellblau, gelb, grün, rosenfarben, die strichweise den Himmel durchschneiden und auf die Erde zurückstrahlen. Die glänzenden Sterne leuchten durch.

Die ganze Gegend bis zum fernen Horizont schwimmt darunter in einer Flut von Licht. Es ist das nicht das brennende, sengende Licht der Sonne, sondern die milde, erwärmende,

abwechslungsreiche Ausstrahlung eines zaubervollen Himmels. Die Höhen der den Nordpol umgebenden Insel-Deltas sind mit blühenden Wäldern umkränzt. Alles Laub ist da heller grün als in der alten Welt; die Auen erhalten ihre Farben von den Blüten und Früchten der Bäume; ultramarinblaue Reviere wechseln mit rubinroten Auen ab, je nachdem blauer Wachholder oder rote Beeren vorherrschen; an anderen Stellen ist der Boden goldgelb von den zarten Schößlingen der Sträucher, und hie und da sind die Baumriesen schneeweiß, als wären sie von Schwärmen weißer Schmetterlinge bedeckt, es ist aber eine Flut von Blüten; und auf der fernen Ebene wo sich Hügel wölben, schmelzen die Farben grüngelber Felder, violetter Fluren, kupferbrauner Abhänge ineinander, durch welche sich den farbigen Himmel abspiegelnde, von silberweißen Sträuchern umsäumte Bäche schlängeln.

Hier ist der Winter nicht kalt, der Sommer nicht heiß; die aus Blüten und Früchten gewundenen Kränze des Frühlings und Herbstes berühren sich beinahe einander.

Die Wiesen und Felder sind von Tieren bevölkert, im Laub ertönt Vogelgezwitscher, in den Wassern plätschern Fische. In allen Elementen ist Leben.

Unter den Säugetieren herrscht nicht die fahle Einfarbigkeit, unter den Vögeln nicht die Farbenbuntheit der alten Welt. Jene sind bunt, unter diesen herrscht die weiße, graue oder blaue Farbe vor. Beide Umstände sind Zeichen der Zahmheit.

Und der Mensch?

Sollte das Reich, das so viele Leben nährt, keinen Menschen hervorgebracht haben?

Gewiß sind auch Menschen da, und wenn sie dasind, so sind sie vollkommener als wir.

Wie sie dahin gekommen sind?

Wer mir sagt, wie die Azteken, die Kupferfarbigen, die Hottentotten, die Indianer usw. auf ihre Wohnplätze gekommen sind, wer sie hingebraht hat, und von wo – dem sage ich, wie die dort wohnenden Menschen auf die Nordpol-Inseln gekommen sind; denn jedes Stück Erde auf diesem Planeten ist eine Insel. Das Wasser ist die Oberfläche dieses Erdballs.

Daß aber die dortigen Menschen vollkommener sind als wir, davon ist der Grund der, daß sie ein älteres Geschlecht sind.

Nach der gestaltenden Zerstörung der Pliozän muß der erste bewohnbare Fleck Erde am Pol gewesen sein; dort kühlte die Erde am frühesten aus, und als an der Stelle, wo Europa ist, noch der Vulkan mit dem Meer kämpfte, als die Schweiz noch eine Insel, die ganze russische Ebene Meeresboden und Italien ein Teil Afrikas war, damals war es die Polargegend, wo ein gemäßigtes Klima herrschte. Und als der pestilenzialische Sumpf, aus welchem das Land der Griechen und Assyrer emportauchte, noch von der Sonne ausgetrocknet wurde, welche jetzt die Savannen Südamerikas unbewohnbar macht, damals mögen die Gelehrten der Nordpolwelt schon berechnet haben, wie jetzt die unsrigen, was aus ihrer Welt werden wird, wenn die Erde von Jahrtausend zu Jahrtausend so auskühlt, die Winter immer länger, die Sommer immer kürzer werden und das Holz, das Heizmaterial, ausgeht.

Und sie rechneten zehn Jahrtausende hindurch.

Denn damals hatte auch der Nordpol seinen Sommer und seinen Winter.

Aber sowie die Erde am Pol auskühlte, begann dort gleich der Magnetismus, und das Nordlicht mit seiner Mutterwärme löste die Sonne ab.

Dies bestätigt auch die Neigung der Magnetonadel nach dem Horizont.

Die Menschen des Nordpols sind Zehntausende von Jahren früher entstanden als wir, sowie auch wir Zehntausende von Jahren den Inselbewohnern vorangegangen sind. Und in dem Maße, in welchem wir über diesen stehen, stehen die Nordpolbewohner über uns. Ihre erste Prerogative ist die Anziennität.

Ihr zweites Privilegium ist der Magnetismus.

Die Macht des Magnetismus, erstreckt sich über alles, über Pflanzen, Tiere und Luft. Er verleiht dem Eisen und auch dem mit dem Eisen wetteifernden menschlichen Herzen Wunderkraft.

Diese wahrscheinliche Wirkung wollen wir später näher beleuchten. Jetzt sehen wir, wie der Nordpolmensch beschaffen sein mag.

Er ist farblos.

Denn sein Gesicht wird nie von der sengenden Sonne beschienen, es ist weiß wie Alabaster. Seine Züge sind sehr fein; sein Haar ist von der in den Haarröhrchen enthaltenen großen Menge Eisenpigment beinahe stahlschwarz mit bläulichem Glanz, seine Augen und Augenbrauen ebenso. Sein Wuchs ist klein, aber schlank, nervig, kraftvoll. Er lebt von Pflanzenkost, vom Tier nimmt er nichts als die Milch; vor der Fleischnahrung hat er unter dem Einfluß des Magnetismus Abscheu. Darum sind seine Muskeln elastischer, sein Gemüt heiterer; krank ist er nie.

Seine Sprache ist vollkommener als die unsrige. Auf einem so großen Fleck Erde ist es unmöglich, daß sich nicht mehrere Sprachen entwickelt haben, aber in allen ist ein Wohlklang, durch welchen die dortigen Menschen einander verstehen wie die singenden Vögel.

Ihre Kleider sind leichter als die unsrigen; Tuch, Tierfelle brauchen sie nicht, die Jahreszeiten sind sich gleich. Bei ihnen gibt es keine Mode. Aus welchem Grunde? Auch darauf werde ich zurückkommen.

Der Planet ihres Himmels ist die Erde; die gute, unerschöpfliche, mütterlich liebevolle Erde ist ihr wahrer, herrschender Stern. Der Strahlenkranz, der ihren Himmel erhellt, ihre Luft erwärmt, ihren Boden befeuchtet, ist die mütterliche Liebe der Erde.

Und in den Wissenschaften sind sie weit vorgeschritten, weiter als wir, die wir noch im Finstern umhertappen. Sie wissen schon, daß die magnetische Kraft der Erde eine Macht ist, die nicht entlehnt wird, und mit deren Hilfe man alles zuwege bringen kann.

Soviel wissen auch wir schon, daß wenn man einen Drachen, durch dessen Schnur ein Metalldraht gezogen ist, aufsteigen läßt, aus der Schnur dieses Drachens eine halbe Klafter lange Blitzstrahlen hervorgelockt werden können. Das wußte auch schon Franklin.

Aber sie haben bereits erforscht, wie man diesen überall anwesenden Magnetismus des Himmels und der Erde an einer Stelle konzentrieren, wie man hier daraus eine Flamme hervorlocken kann, die Steinkolosse zu Glas schmilzt, dort damit Maschinen treibt, ohne Feuer und Dampf; wie man den Magnetismus im Fall der Not als Waffe benützen und damit in größerer Entfernung und sicherer treffen kann als mit Armstrongkanonen oder Congreveschen Raketen.

Diese Kenntnis hat sie über die Erde erhoben. Sie haben das Geheimnis des Fliegens entdeckt. Nicht im Luftschiff, sondern in der Bewegung ist dieses Geheimnis. Die Schwalbe hat kein Luftschiff auf dem Rücken. Sie haben Maschinen, welche die Elektrizität in Bewegung setzt, und diese Bewegung hebt sie in die Luft. Sie wissen das Glas als Metall und als Feder zu

benützen. So weit haben wir es ja auch schon gebracht, daß wir das starre Glas, zu dünnen Fäden ausgesponnen, biegen und zu allerlei Geflechten verwenden können.

Und weil man in der Luft reisen und Lasten befördern kann, so geben sie sich nicht damit ab, den gesegneten Boden auf lange Strecken mit Steinhäufen zu belegen, was wir Straßen bauen nennen, sondern sie lassen jeden Fleck Erde grünen und Brot hervorbringen.

Mit der Erfindung des Fliegens wurde jeder Krieg unmöglich. Die Nordpolbewohner würden selbst das größte Heer, das von außen mit Kanonen und Monitors in ihr Land einbrechen würde, aus der Luft herab in die Flucht jagen, im Meer ersäufen, mit Blitzen zerschmettern, und das alles ohne regelmäßiges Militär zu halten; dort gibt es keinen Krieger, keinen Tod auf dem Schlachtfeld, keine Invaliden, keine Witwen und Waisen der Gefallenen.

Daraus folgt natürlich, daß es dort auch keine erobernden Tyrannen gibt. Wer vermöchte sich einem Volk auf den Nacken zu setzen, das fliegen kann?

Selbst die Knechtschaft des Zugviehs hat dort aufgehört. Der Elektromagnetismus treibt den Pflug, hilft die Garben einheimsen, dient als bewegende Kraft im kleinen und im großen; das Joch ist dort als ein Werkzeug unnützer Barbarei verworfen.

Auch gegen schädliche Tiere, gegen reißendes Wild braucht man keine Waffen. Was davon existiert hat, ist ausgerottet und von außen kann keins kommen. Das Land ist von einer sehr starken Mauer umgeben.

Schlechte Menschen, Diebe braucht man dort auch nicht zu verfolgen. Warum sollte dort jemand stehlen? einem andern schaden? Jedem gibt der Boden, was er braucht. Jedermann arbeitet und lebt davon.

Der Ackerbau ist kein Hasardspiel wie bei uns. Der Same, der gesät wird, geht sicher auf. Die Ernten sind dort in jedem Jahre gut.

Dort fleht man nicht, mit Kreuz und Fahne in Prozession gehend, um Regen, um Sonnenschein, sondern man legt Hand an, um sich Regen und Sonnenschein zu sichern.

Braucht man Regen, so wendet man mittels leitender Drähte den Erdmagnetismus gegen die Masse von Seen und Meeren, bringt daraus Wolken hervor, bewirkt mittels menschlicher Wissenschaft, daß elektrische Wolken dort zusammentreffen, wo man es braucht, und die dürre Gegend befeuchten. Braucht aber die Vegetation größere Wärme, so leitet man den Elektromagnetismus zum Zentralpunkt zurück, gibt demselben eine intensivere Zentralausstrahlung, und dann sieht der entferntere Bewohner der Erde das wunderbare Nordlicht zuweilen höher emporflammen, und er fragt sich: was bedeutet dies? – Was es bedeutet? daß man im Reiche des Nordpols jetzt an die Ernte, an die Weinlese geht.

So macht man auch Nacht, wenn die Pflanzen des Schlafes bedürfen. Der aus den Seen hervorgerufene Nebel verdeckt das himmlische Licht, und die Welt geht zur Ruhe.

Und weil dies das ganze Land auf einmal, mit einem Willen tun muß, so herrscht dort immer Eintracht. Dort gibt es keinen Nationalitätenhader, keine Grenzstreitigkeiten, keinen Kampf der Rechten und der Linken, sondern nur eine Gesinnung: Patriotismus.

Dort kann es keinen hohen Rang, keine Vorzüge der Geburt geben. Alles lebt von Arbeit und Intelligenz. Der Ackerbau ist eine Wissenschaft so gut wie die Astronomie.

Und die Regierung? O, auch eine Regierung gibt es dort. Und sie verdient dort wirklich den Titel Vorsehung. Denn sie gibt sich nicht damit ab, ihre Untertanen zu Soldaten zu drillen, von ihnen Steuern einzuheben, ihnen in die Töpfe zu gucken und zu sehen, was sie kochen,

sie mit einer Flut von Vorschriften und Reglements zu überströmen, sie in Gefängnissen zu überwachen, ihren Geist durch Schulen eine Richtung zu geben, sie zum Kirchenbesuch anzuhalten, sie zu beeidigen, zu quälen, zu verurteilen, ihre Städte mit amtlichen Nichtstuern anzufüllen, die Unruhe stiften und in der großen Anzahl ihrer Angebereien, Verhaftungen und Schreibereien ein Verdienst suchen, ein Volk mit den Söhnen des anderen in Schach zu halten, Befehle auszuteilen, wann man arbeiten und wann man rasten soll, wann man sich unterhalten darf und wann nicht, den Leuten ihr Getreide, ihre Seide, ihre Metalle gegen papierne Zettel abzuschwindeln. Nein, hier gibt sich die Regierung nicht mit solchen Dingen ab, sondern sie hält die meteorologischen Beobachtung des ganzen Weltteils in ihrer Hand. Sie verschafft sich Kenntnis von den Erscheinungen der Luft und des Magnetismus, begleitet den sich erhebenden Wind mit Aufmerksamkeit und setzt das ganze Reich von ihren Beobachtungen in Kenntnis; ihre Schlösser sind keine Festungen, sondern Observatorien, sie stützt sich nicht auf eine Staatsreligion, sondern auf die Wissenschaft. Was sie in ihren Händen konzentriert, das ist die Forschung, die Vervollkommnung der Erfindungen, die Benützung sämtlicher Beobachtung und die rasche Verbreitung der Entdeckungen. Das ist viel, und dies allein verlangt die Bevölkerung des Nordpols von ihrer Regierung.

Wenn aber die Regierung keine Steuern einhebt, wovon erhält sie ihren ganzen Organismus, wovon bezahlt sie ihre Gelehrten, die nicht hinter dem Pflug einhergehen können, woher nimmt sie die Kosten des ungeheuren Apparates, des ganzen meteorologischen Netzes, der Experimente, der Erfindungen, der Erziehungsanstalten, der Akademien? Die Sache ist ganz einfach, der Staat treibt Handel. Sein sind die Kommunikationsmittel, durch welche die Produkte des Weltteils von einem Ende zum andern befördert werden. Der Handel steht im Dienst des Staates. Auch in der diesseits des magnetischen Gürtels liegenden neuen Welt kennt man dieses Gewerbe und die Regierungen treiben es mit Vorteil (siehe das Tabakmonopol) – nur mit dem Unterschied, daß die Regierung des magnetischen Reiches nicht Peter den auf seinem Felde gewachsenen Tabak um zehn Gulden abkauft, um ihn demselben Peter nach einer Stunde um fünfzig Gulden zu verkaufen – sondern daß sie ein Produkt dorthin befördert, wo es nicht vorkommt und dabei so viel gewinnt, daß sie kein Defizit hat.

Außerdem besitzt der Staat alle Fabriken, Bergwerke, alle eine größere konzentrierte Kraft erheischenden Werkstätten, von diesen lebt er, wird er reich und mächtig, wie bei uns die Rothschilds, ohne eine Zivilliste zu beziehen.

Hier gibt es keinen Börsenschwindel, keinen Bankrott, keine Millionäre, deren überflüssiges Kapital die Tugend zur Ware, die Frauen verschwenderisch, die Männer lüstern macht; aber es gibt da auch keine Bettler. Millionär ist nur der Staat und arm sind nur die Minister.

Und wie mögen ihre Häuser beschaffen sein? Oder bauen sie überhaupt?

Und wie! Unsere Architektur wäre dort lächerlich. Wir schleppen hunderterlei Materialien zusammen, stellen zehnerlei Handwerker hin, flicken Holz, Steine, Eisen, Sand, Glas zusammen – und dann haben wir finstere Zimmer, durch welche der Wind pfeift, und wenn ein Haus ein Jahrhundert stehen bleibt, so sagt man, daß es sehr alt sei. Im Reich des Magnetismus ist dies ganz anders, dort baut man ganz anders. Kies gibt es dort genug, denn man verwendet ihn ja nicht zu Straßen, die Teich- und Meeresufer geben Soda genug. Daher ist das Glas dort allgemein. Durch das mächtige elektromagnetische Feuer werden Kies und Soda zu einer Glasmasse verschmolzen, und aus dieser wird binnen zwei Stunden ein Haus gemacht. Wie? Wer hat nicht in seiner Jugend mit einem Strohalm und Seifenwasser gespielt? Wir steckten den Strohalm in das Seifenwasser und bliesen hinein, und sogleich erhob sich eine Gruppe farbiger Blasen aus der flüssigen Masse, die aneinander hingen, und von welchen die größte in der Mitte war. – Die Nordpolbewohner machen es auch so; sie führen einen großen

Blasapparat in die flüssige Glasmasse ein, und bald darauf erhebt sich das Haus mit runden Glaswänden, Glasdächern, rund herum kleine Zimmerchen, in der Mitte die große Kuppel, die wahrscheinlich der Speisesaal der Familie ist. Und das ganze Haus ist fertig, der Baumeister braucht nur von einem durchsichtigen Zimmer ins andere Türen einzuschneiden. Da paßt dann alles genau zueinander, die Wände sind nicht feucht, bedürfen keiner Ausbesserung, die Zimmer sind nicht finster und keinem Luftzug offen, die Häuser brennen nicht ab und dauern ewig. Der Hauptvorzug ist für die Bewohner des magnetischen Reiches, daß das Glas als Isolator den vom äußern Magnetismus aufgeregten Nerven Ruhe gewährt.

So baut man auf dem Lande, was jedoch nicht so viel sagen will wie »im Dorf«. Von einem Dorf kann hier nicht die Rede sein, denn Straßen und Gassen gibt es da nicht, jedes Menschen Haus steht abgesondert in seinem Garten, wie bei uns die Villen in zum Sommeraufenthalt gewählten Gegenden.

Aber die Bauten der Hauptstadt sind kolossal. Auch dort ist Glas das vorherrschende Baumaterial; denn die elektrischen Maschinen der Fabriken und Observatorien müssen gegen den Einfluß der äußeren Elektrizität isoliert bleiben, und die Wände der ungeheuren Gebäude sind mit einer vulkanisierten Glasur überzogen.

Die Mitte der Hauptstadt nimmt ein riesiges rundes Gebäude mit zweihundert Türmen ein; das ist der Bahnhof der elektrischen Kommunikation, die Türme sind die Häfen für die ankommenden und abgehenden Luftschiffe, welche zuweilen zu Hunderten aneinander geschlossen wie ein Schwarm riesiger Wildgänse den fernen Weg antreten, mit ihren im Takt sich bewegenden biegsamen Segelschwingen durch die Luft sausend, die nicht so treulos ist wie das Meer. Die Nordpolregion hat keine Stürme, dort weht kein Monsun, kein Passatwind, kein Tornado, da verursacht weder Sonnenhitze, stürmisches Hagelwetter, noch die Ueberfülle der Lufterlektrizität einen Wirbelwind; hier bringen nicht die Fröste des eisigen Nordens den Nemere, die Burana hervor, noch erhebt sich aus der Glut einer afrikanischen Wüste der Samum; es herrscht Ordnung in der Luft, und menschliche Wissenschaft regelt den Wind. An anderen Stellen ragen kolossale Türme gegen Himmel, das sind die Observatorien; auf großen Plätzen befinden sich riesige Glasdächer, die auf Tausenden gegossenen Basalt-säulen ruhen. Basare, Magazine, allerlei wunderliche Gebäude, Meisterwerke enkaustischer Kunst in titanischem Maß. Die Glaskuppeln der ganzen riesigen Stadt glänzen zauberhaft in den Regenbogenstrahlen des ewigen Nordlichts.

Und aus was für einem Stoff sind die Kleider der Nordpolbewohner? Auch der ist dem Klima angepaßt. Dort gehen alle Menschen in Seide. Jeder Baum hat seine Sorte Raupen, die Seide von verschiedenen Arten spinnen, feine, grobe, von allen Farben; und die Seide wirkt beruhigend gegen den Reiz des Elektromagnetismus. Sie ist leicht und in solcher Menge zu haben, daß sie alles ersetzt, was bei uns durch Hanf, Flachs, Schafwolle und Baumwolle hergestellt wird, selbst Papier.

Also dort schreibt und druckt man auch? Man schreibt und druckt. Aber darüber sind sie längst hinaus, daß das, was ein Mensch schreibt, von zehn anderen buchstabenweise gesetzt werden muß; sie verstehen es direkt vom geschriebenen Blatt weg zu drucken.

Also haben sie auch Dichter, die Theaterstücke schreiben und Schauspieler, die sie aufführen? Auch das haben sie, aber die Schauspieler sind selbst die Dichter; sie sind über unsere Gepflogenheit hinaus, der gemäß ein Mensch ein Stück schreibt, und zehn andere es einstudieren und mit Hilfe des Souffleurs aufführen. Dort sagt der Direktor den Schauspielern die Fabel des Stückes, teilt jedem seine Rolle zu, und die Dichtung, das Drama entsteht vor den Augen des Zuschauers, nicht aus dem Munde des Souffleurs, sondern aus der Inspiration

des dichtenden Schauspielers. Einstudierte Reden hält man dort nicht einmal auf dem Landtag.

Sind sie vielleicht auch Sänger? Und was für welche! Ihre Stimme hat einen Umfang von dritthalb Oktaven, ist metallend und klangvoll. Sie sind niemals heiser. Ihre Lieder sind voller Empfindung, ihr Gehör ist unfehlbar; und der Sänger ist hier auch zugleich Komponist, dem die Melodie von der Leidenschaft diktiert wird, nicht von den Noten. Ihre Glasinstrumente verleihen der Musik überirdischen Zauber.

Und wie weit müssen sie uns in der Wissenschaft der Weltkunde voraus sein! Während unsere Hüttenwerke bei unserem ohnmächtigen Kohlenfeuer nicht einmal einen solchen Refraktor herzustellen vermögen, welcher den nur fünfzigtausend Meilen entfernten Mond unserem Gesichtskreis so nahe brächte, daß man darauf Gegenstände von der Größe eines Menschen wahrnehmen könnte – haben sie mit dem einer unendlichen Steigerung fähigen elektrischen Feuer so riesige Vergrößerungsspiegel hergestellt, in welchen der Sirius so groß erscheint wie die Mittagssonne, die Sternnebel Flecke sich in ein neues Weltsystem auflösen und die nächsten Planeten ihnen so nahe gerückt sind, als ob anstatt des Himmels eine neue Erdwölbung über ihnen schwebte. Und sie, welche in diesen riesigen Vergrößerungsspiegeln die benachbarten Planeten mit eben solchen menschlichen Gestalten bevölkert sehen wie wir sind, mit eben solchen Auen bedeckt wie die unsrigen, sie, die das Leben, welches wir hier begonnen haben, in den benachbarten Sternen je nach Verdienst und nach dem Grad der Vollkommenheit fortgesetzt sehen – brauchen sie Priester? brauchen sie eine Kirche, einen Glauben, eine Offenbarung?

Sie »glauben« nicht, daß es einen Gott gibt, eine unsterbliche Seele, ein Jenseits, ein ewiges Leben; sie »wissen«, daß es das alles gibt.

Braucht man dort Tugend, Fleiß, Treue, Güte zu »predigen«?

Nein. Am Nordpol gibt es keine Geistlichen.

Die Erde macht es ihnen ja selbst leicht, den Himmel zu verdienen.

So weit der Einfluß des Magnetismus reicht, erfüllt er nicht allein Himmel und Erde, sondern alles, was zwischen beiden wohnt, mit Wunderkraft. Auch das menschliche Herz ist von derselben durchdrungen.

Der vom Nordlicht erwärmte Mensch ist wahr und hält sein Wort, seine Heiterkeit ist von keinem Rausch getrübt, seine Leidenschaft hat nur eine Flamme ohne Ruß und Asche; er ist stolz auf seine Ehre, findet Wonne in der Arbeit, freut sich über die Wohlfahrt anderer, trauert mit den Trauernden, fühlt seinen Menschenwert, ehrt den, der ihm an Geist überlegen ist, er ist erregbar, nervös und darum mittheilsam; er kennt keinen anhaltenden Zorn, ist zum Scherz geneigt, geistreich, witzig, sucht seine verletzte Ehre nicht durch Rache herzustellen. Am Nordpol duelliert man nicht.

Schließlich liebt man am Nordpol wahrhaft. Wenn zwei Herzen sich gefunden haben, so fallen sie niemals voneinander ab, und nichts trennt sie jemals, nur der Tod. Wer von zwei Liebenden früher stirbt, der schwebt nicht fort in einen andern Stern, um ohne den andern neu geboren zu werden; er umschwebt ihn, lebt in seinem Herzen fort und wartet, bis auch der andere stirbt und sie miteinander in das gemeinschaftliche Vaterland entschweben können. Das ist die Liebe der Nordpolmensen.

Dort gibt es weder Untreue noch die Verfassung der Untreue: die Mode. Niemand wünscht für jemand andern schön zu sein als für den Gegenstand seiner Liebe.

Die Nordpolmenschen leben daher lange, weil sie lange glücklich sind. Krankheiten, Epidemien richten unter ihnen keine Verheerungen an. Dort kann die Erde nicht krank sein wie bei uns in der Cholera, die Luft nicht ansteckend wie bei uns, wenn der Typhus herrscht; es gibt keine Erkältung, weil es keinen plötzlichen Wetterwechsel gibt; die Menschen sterben, wenn sie schon sehr alt sind. Diesen Vorzug haben ja auch die Vögel und Tiere des Waldes, daß sie niemals krank sind, sie leben, bis ihre Zeit um ist. Das Register der Krankheiten haben die Menschen unserer Welt durch eigne Schuld verlängert und vererbt.

Also dort ist auch kein Arzt.

Das Alter ist auch nicht so wie bei uns; Leidenschaft, Elend, Schmerzen, ausschweifende Genüsse sind unbekannte Dinge, und daher werden die Gesichter nicht so durchfurcht, die Haare nicht so gebleicht wie bei uns. Das Leben erlischt wie die Lampe, wenn das Oel aufgezehrt ist.

Aber wenn die Menschen so lange leben, wenn weder Seuchen noch Kriege ihre Zahl vermindern, werden ihrer nicht zu viel in dem abgegrenzten Raum?

Darauf ist erstens zu bemerken, daß ein edles Geschlecht nicht fruchtbar ist, ferner daß jener Weltteil sich immer mehr ausdehnt.

In dem Maße, in welchem die Oberfläche der Erde auskühlt, wächst die Ausstrahlung des Magnetismus, und durch diese Ausstrahlung zerschmilzt der den Nordpol umgebende Eisgürtel immer mehr.

Dieser Eisgürtel wird immer weiter, seine Ufer werden durch das warme Meer am Nordpol immer mehr ausgewaschen, und diese warme Flut weicht immer weiter zurück und überläßt dem magnetischen Reich immer mehr festes Land, das in Besitz genommen, bepflanzt, bevölkert wird.

Und der vorwärts gedrängte Eisgürtel nähert sich immer mehr den Zonen der bekannten Welt und drängt diese näher aneinander. Unser Boden sinkt immer tiefer. Mittelasien steht schon tief unter dem Niveau des stillen Ozeans, nur seine steilen Ufer bewahren es, und es ist berechnet, daß nach zehntausend Jahren die letzten Berge Frankreichs als Inseln aus dem Mittelmeer hervorragten werden.

Die unvollkommenen Menschengeschlechter der bekannten Welt werden sich immer mehr in der warmen Zone zusammendrängen, und wenn sie dann um das letzte Stück Erde kämpfen, werden sie sich gegenseitig vernichten.

Als Franklin, Kane, Makintosh, Kennedy und die übrigen kühnen Seefahrer ausgingen, um über den Eisgürtel in den geahnten, bewiesenen neuen Weltteil zu dringen, berechneten sie, daß der doppelte Eisgürtel uns, die dazwischen eingeklemmte, unvollkommene Menschheit, einst zusammenpressen und von der Erde wegdrängen werde, wie einst eine andere Katastrophe die Welt der Mammuts weggedrängt hat. Wir aber sind nicht imstande über den Eisgürtel hinweg in das magnetische Reich zu dringen.

Wissen die dortigen Bewohner etwas von uns?

Ich glaube, ja.

Wieso denn, wenn sie nie zu uns kommen?

Wieder durch den Elektromagnetismus.

Wenn vor dreißig Jahren jemand gesagt hätte, es werde eine Zeit kommen, in der man die Thronrede, welche die Königin von England mittags um zwölf Uhr in London hält,

nachmittags um zwei Uhr von Wort zu Wort in Pest, St. Petersburg, Konstantinopel, und noch an demselben Tage jenseits des Ozeans, in Amerika, lesen werde, so hätte man ihm gesagt: »Du bist ein Poet!«

Und wenn jemand vor zwanzig Jahren gesagt hätte, es werde einen Apparat geben, in welchen man ein Kunstwerk hineinlegt, an dem Benvenuto Cellini ein halbes Jahr gearbeitet hat, und nach kurzer Zeit werde man aus dem Apparat eine Kopie herausnehmen, die dem Original so ähnlich sein wird, daß man beide nicht wird voneinander unterscheiden können – so hätte man darauf gesagt: »Du bist ein Pfuscher.«

Und das alles existiert heute. Der Elektromagnetismus verrichtet diese Wunder.

Wäre es nun nicht möglich, daß der Elektromagnetismus nach tausendjähriger Vervollkommnung in einem von seiner Kraft durchdrungenen menschlichen Gehirn dasselbe Wunder hervorbringe, welches er an Kupfer und Zink verrichtet, daß nämlich der Elektromagnetismus das Bewußtsein selbst von einem Weltteil in den andern befördern und im menschlichen Gehirn eine galvanoplastische Nachbildung zustande bringe?

»Du bist ein Poet!« – »Du bist ein Pfuscher!« Rufen Sie es nur, meine Herren und Damen. Wenn nun unsere Verwandten höherer Art uns so gut kennen, warum kommen sie nicht zu uns? Sie hindert ja der Eisgürtel nicht, sie können ja fliegen. Warum fliegen sie nicht hierher, warum bringen sie uns nicht unter ihre Botmäßigkeit?

Weil sie uns nicht brauchen können.

Was sollten sie mit uns machen? Was sollen sie mit unserem vergifteten Blut, das den Keim unserer Krankheiten in sich trägt, mit unseren verkehrten Begriffen, unserem widerlichen Rassenhaß, unserem gierigen Geldgeiz, unserer egoistischen Liebe, mit unserem lächerlichen Hochmut, unseren wahnsinnigen Moden, mit dem Fanatismus unserer mythologischen Glaubenslehren, mit dem Babel unserer Sprachverschiedenheiten, mit den Millionen privilegierter Mörder, unserer in Waffen stehenden Völker, mit unserem zähneklappernden Elend, unserem verschwenderischen Reichtum, mit unserem unwissenden Volk, unseren dünkelfhaften Gelehrten, mit unseren blutigen Mahlzeiten, unseren betäubenden Getränken, mit unserem eitlen Ehrgeiz, mit unseren Streitigkeiten über »Mein und Dein«, mit unseren ungerechten Gesetzen, unseren parteiischen Richtern, mit unserer schwelgenden Jugend und unserem gichtgeplagten Alter, mit unserer tierquälerischen Landwirtschaft und unserer menschenquälenden Gerechtigkeit, mit unseren Gefängnissen, Galgen, um Geld erkauften Genüssen, falschhaarigen Modeschönheiten, mit unseren Geistlichen und Aerzten, mit unseren Advokaten und Generälen, mit unseren Zeitungsschreibern und Ministern, mit unseren Königen und Sklaven anfangen? Denn das sind ja unsere Vollkommenheiten!

Wozu könnten sie uns benützen?!

Wenn sie etwas von uns wissen, so bemitleiden sie uns und lassen in stiller Beschaulichkeit unser Geschick sich erfüllen.

Ihrer ist die Zukunft.

Das Reich des Nordpols dehnt sich immer mehr aus; der Glanz, die Wärme des Nordpols beleuchtet und erwärmt einen immer größeren Raum; die Eisgürtel des Nordpols und des Südpols weichen immer mehr von den Polen zurück. Die Erde erkaltet immer mehr, und die durchschnittliche Temperatur des Sommers nähert sich immer mehr dem Gefrierpunkt.

Einmal wird sie ihn erreichen. Die Steinkohle geht aus, die Wälder sind ausgerottet, kein künstliches Feuer gibt mehr Wärme.

Aber in demselben Maße, in welchem ihre inneren Schichten auskühlen, nimmt die elektromagnetische Kraft der Erde zu, und wenn die Stiefmutter, die Sonne, sie verläßt, die auch bis dahin sie so schlecht behandelt hat, dann wird sie in ihrem eignen Glanz strahlen, ringsum sich den Himmel mit ihrem Strahlenkranz umsäumen und die Atmosphäre über ewig glücklichen Völkern erwärmen, und dann ist die Menschheit: »eine Herde – die keines Hirten bedarf.«

Anmerkung.

Hier teilen wir die Uebersetzung der bei den Orgien in der Gruft des Schlosses Bondaváry aufgeführten Vesperparodie mit, wobei wir bemerken, daß der Text nicht vom Verfasser des Romans geschrieben, sondern einer alten Ueberlieferung entnommen ist.

Eine Stimme:

»Bacchus rüste dich zum Einschenken!«

Andere Stimme:

»Und eile zum Trinken!«

»Ruhm sei Bacchus und seinem Sohne dem Bier, und dem Weingeist, der in Bacchus geboren ist, jetzt und durch alle Becher. *Stramen* (Stroh)!«

Antiphonie:

»Gebet uns von eurem Bier,
Denn unsere Kehlen dürsten.«

Psalm:

»Es sprach der Bruder zum Bruder sein:
Sollten zwei Becher zu viel denn sein?
Zwei, drei, ja fünf der Becher
Genügen nicht mir durstigem Zecher.
Gesegnet sei Bacchus in der Beere,
Daß uns der Durst nicht grausam verzehre
Ich will trinken von Früh bis Nacht,
Mein Geld sei lustig durchgebracht.
Wer nicht trinkt, bis er niederfällt,
Sei nicht als Bruder uns zugesellt.
Wir trinken schon in aller Früh
Und trinken auch mittags noch dazu,
Um Bacchus angenehm zu sein.
Man nennt uns Saufbrüderlein,
Die Tag und Nacht sich schenken ein;
Drum, wer zu uns will kommen,
Dem muß, wie uns, das Zechen frommen.
Ruhm sei Bacchus!«

Kapitulum:

»Brüder, horchet auf und beeilet euch; wenn ihr aus der Schenke nach Hause kommt, so untersucht alle Krüge, und was darin ist, trinket aus. Und das tut durch alle Becher. Stramen!«

Chor:

»Bacchus, der uns den Trunk gesandt,
Der Gott des Trinkens bis du genannt;
Bescheere uns in deiner Gnade
Zu trinken auf jedem Pfade,
Und trinkend zu allen Zeiten,
Wollen wir dein Lob verbreiten.
Ruhm sei dir, Bacchus!«

Stimme des Priesters:

»Bacchus mit euch!«

Chor:

»Und mit deinem Humpen.«

Oratio:

»Fressen wir! – Brechmächtiger Bacchus! Der du unseren Bund dir zu Ehre zu errichten gestattetest, gewähre, wir bitten dich, daß unser Bund, frei von jeder Verfolgung mit tapferen Zechern vermehrt werde. – Durch alle Becher. Stramen!

Dritter Band.

Ritter Magnet.

Nach der Vorlesung wurden sämtliche Lampen aus dem Saal geschafft, bloß die Kerzen des mittleren Lusters ließ man brennen. Iwan schickte sich an, die elektromagnetische Beleuchtung zu zeigen.

Es gab in der Gesellschaft genug Leute, für die es ein neues und überraschendes Schauspiel war, als plötzlich der glänzende Stern sich entzündete, als ob der Stern der Venus irgend jemandem zuliebe vom Himmel herabgekommen wäre, um mit seiner Strahlenfülle die ganze lange Zimmerflucht derart zu erhellen, daß die Kerzenflammen des Lusters wie bläuliche Irrlichter tanzten und Schatten warfen.

Jedes Gesicht verlor in dieser Beleuchtung seine Farbe. »Siehe da die Menschen aus dem magnetischen Reich!« flüsterte man hier und dort. Iwan selbst, der auf der Estrade stand, sah aus wie ein glanzumflossener Zauberer, mit den Zügen einer Statue und tief beschatteten Augen. Die prachtvollen Nationaltrachten, die antiken Geschmeide der Damen, die Spangen, die Ketten und Schließen waren mit einem fremdartigen Schmelz übergossen und erhöhten den Reiz, welchen die edle Gruppe darbot.

Aber was den Lippen aller ein unwillkürliches »Ah!« entlockte, waren zwei Erscheinungen in dieser, die Sonne übertreffenden Glanzfülle. Die eine war Komtesse Angela. Das neue Licht benahm ihrem Gesicht dessen eignes, stolzes Strahlen. Der irdische, paradiesische, vornehme Reiz verschwand für diese paar Minuten von ihrem Gesicht, und an die Stelle desselben trat die Vision einer himmlischen Erscheinung, das Antlitz einer Verklärten, welche die Erde verlassend am Arm ihres Schutzengels zu den Sternen aufwärts schwebt, und vom Schimmer derselben beleuchtet, strahlt ohne einen Schatten zu werfen, ein Antlitz ohne Spur von irdischer Leidenschaft, Freude, Trauer, ohne jeden Zug von Spott, Trotz, Hochmut! So wunderbar wirkt das magnetische Licht!

Die andere Erscheinung war Gräfin Theudelinde. Sie saß auf einer Erhöhung in einem hohen Fauteuil, über die Gruppe der übrigen hervorragend. Der zauberische Glanz verlieh ihrem Gesicht etwas Feenhaftes. Dieses war ohnehin gewöhnlich blaß, jetzt wurde es glänzend. Ihre edlen Züge waren durchgeistigt. Und, sowie der Glanz die Brillanten ihres prächtigen Diadems berührte, funkelte es über ihrer Stirne, wie von einem Sternenkranz. Sie war erhaben. Fünf Minuten war sie die eroberndste Gestalt unter all den Schönen. Und doch war es schon lange her, seit der Spiegel ihr gesagt: »Schön bist du, du bist schön, schöne Königin!«

Und zu beiden Seiten war der Saal mit einem Spiegelgetäfel bedeckt, in welchem die Gruppen der Gesellschaft verdreifacht erschienen und jedermann sich sehen mußte. Theudelinde sah sich fünf Minuten hindurch als wunderschöne Erscheinung. Sie dachte bei sich: ich sehe aus wie die Königin Mab.

Plötzlich erlosch der Wunderstern, und es herrschte wieder die Finsternis des Kerzenlichts.

Ein bedauerndes »Ah!« scholl durch die ganze Gesellschaft. Schade, daß es nicht länger dauerte! Die Leute reiben sich die Augen und erkennen einander wieder. Da gibt es keinen Ariel, keine Fee, keine zum Himmel emporschwebende Verklärte, noch eine von oben

herabschwebende Himmelskönigin, noch Helden der Hunnensage mehr, sondern nur rechtschaffene alltägliche Grafen, Gelehrte und festtägliche Gräfinnen; das Gesicht der Komtesse Angela ist wieder erobernd und stolz, Theudelinde wieder starr und verstimmt.

Auch Iwan stieg von der Lesetribüne herab und empfing die Glückwünsche und Bemerkungen der ihm Entgegeneilenden.

Natürlich waren die Ansichten über seine Vorlesung verschieden.

Sein entzücktester Zuhörer war Graf Géza, der, sowie Iwan von seiner Tribüne herabstieg, ihn sofort in Beschlag nahm und mit einem Schwur beteuerte, daß er in jene Polarwelt vordringen werde; er ließ ihn nicht eher los, als bis er ihm sagte, wo man darüber Näheres erfahren könne. Iwan gab ihm die Weisung, daß er in der Bibliothek des Nationalkasinos im IX. Schrank eine ganze Reihe von Büchern finden werde, welche die genauesten Daten enthalten.

Aber Baron Eduard sprach mit ganz skeptischer Auffassung über diesen Gegenstand und bemerkte: »Nicht wahr, Sie haben uns da ein bißchen zum Narren gehalten?«

Eines der ansehnlichsten Mitglieder der Gelehrtenengesellschaft drückte mit lächelnder Ironie sein Erstaunen darüber aus, wie viel Poesie sein geehrter Kollege diesem wissenschaftlichen Gegenstande abzugewinnen gewußt, während ein gleichfalls sehr angesehener Dichter sein Bedauern darüber ausdrückte, daß er bei einem so poetischen Gegenstande seiner Phantasie durch trockene wissenschaftliche Daten so sehr Schranken gesetzt habe.

Von ganz anderem Gesichtspunkt faßte der sehr belesene Graf Stefan die Sache auf.

Man muß die Anspielungen verstehen. Das Ganze ist eine Satire auf unsere gegenwärtigen staatlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse, mit den Farben der Wissenschaft und Poesie geschmückt, damit nur die Sehenden sie erkennen. Ein ähnliches Werk aus der alten Zeit ist die Geschichte des Nikolaus Klimius, welche für die Kinder ein abenteuerliches Märchen ist, während der philosophierende Verstand darin eine bittere Satire gegen die geistlichen und weltlichen Regierungen erkennt. Nicht wahr, ich habe Ihre Absicht erraten?

Iwan dankte untertänig für diese gnädige Bemerkung. Und dann ging er, um der Herrin des Hauses für ihre Freundlichkeit zu danken.

Theudelinde empfing ihn mit lächelndem Gesicht. Auf ihren Fauteuil gestützt, stand Komtesse Angela neben ihr.

Als Komtesse Angela zu ihrer Tante hineilte, begrüßte sie dieselbe mit den Worten: »Tante, du warst großartig, ganz wie die Königin Mab.«

Die Wirkung dieses treffenden Wortes war das Lächeln, welches die Lippen Theudelindens umspielte, als Iwan sich ihr näherte. O, für die fünf Minuten, in welchen sie sich so schön erblickte, wird sie ihm zu ewigem Dank verpflichtet sein.

»Ich danke Ihnen für den Genuß, den Sie uns allen bereitet haben,« sagte sie, Iwan die Hand reichend.

»Ich war Ihnen das schuldig,« erwiderte Iwan; »als Sie mein bescheidenes Haus beehrten, gaben Sie mir einen Diamanten, damit ich ihn vor Ihren Augen verbrenne; zum Dank dafür gebe ich Ihnen jetzt einen Diamanten, der vor Ihren Augen erzeugt wurde.«

Hiermit überreichte er ihr das vom Leitdraht der Voltaschen Säule herabgenommene Stück Kohle.

»Wie ich in meinem Vortrag erwähnte, wird die Kohle im Magnetfeuer zu Diamant und ritzt in diesem Zustande Glas.«

»Ach, versuchen wir das,« sprach Komtesse Angela mit aufflammenden Augen. »Wo ist hier Glas? Ach da an der Spiegelwand. Kommen Sie.«

Das wollte auch Gräfin Theudelinde sehen. Sie stand von ihrem Sitz auf und ging mit den beiden zur Spiegelwand.

»Schreiben Sie einen Buchstaben auf die Spiegelwand,« sagte Komtesse Angela und blickte dann aufmerksam auf Iwan.

Welchen Buchstaben wird er wählen? Wenn er eitel ist, so wählt er den Anfangsbuchstaben seines eignen Namens, I, wenn ein alltäglicher Schmeichler, den Anfangsbuchstaben vom Namen der Herrin des Hauses, T, und wenn ein verblendeter Narr, den Buchstaben A. In jedem Falle kann er sich gefaßt machen, in dem göttlichen Gesicht Angelas ein höhnisches Lächeln zu erblicken.

Iwan nahm die Kohle und ritzte mit der Spitze derselben ein X in die Spiegelfläche.

Damit fängt kein Namen im ganzen christlichkatholischen Kalender an, ausgenommen in Spanien, wo es einmal einen Ximenes gab; aber bei uns tauft man niemanden auf diesen Namen.

Sie staunten den Buchstaben und die Kohle an, und letztere übernahm Gräfin Theudelinde mit der Versicherung, daß sie dieselbe unter ihren Bijouterien aufbewahren werde.

Komtesse Angela stand Iwan in solcher Nähe gegenüber, daß die Falten ihres Kleides ihn berührten.

»Wissen Sie, daß ich das alles glaube, was Sie uns vorgelesen haben? Ich bitte, sagen Sie nicht, daß die ganze Vorlesung nur den Zweck hatte, das Laienpublikum mit phantastischen Exzentrizitäten zum Studium der trockenen Wissenschaft anzulocken, daß das Ganze nur dazu war, daß diese vielen blasierten jungen Leute, morgen in aller Frühe in die Bibliotheken und zu den Professoren rennen, um zu erfahren, was in dieser Beschreibung wahr sei oder nicht, und so, ins Forschen hineingeschmeichelt, zuletzt Lust daran bekommen. Ich glaube alles so, wie Sie es geschildert haben. Aber ich möchte von dieser Wunderwelt noch mehr erfahren. Wie ist es weiter? Was sehen Sie noch? Denn der magnetische Seher muß alles sehen.«

In der Tat konnten einen die Augen der Komtesse Angela mit so magnetischer, Kraft anblicken, daß man unter diesem Einfluß Wunder sehen mußte. Die Strahlen dieser Augen haben schon viele zu Somnambulen gemacht.

»Sie haben davon gesprochen,« fuhr Angela fort, »wie feurig, wie stark dort die Menschen lieben können; aber das sei bei ihnen keine Tugend, das sei die Wirkung des Magnetismus. Ich glaube das. Nun aber hat der Magnetismus zwei Pole, Süd und Nord. Ich habe gelesen, daß die entgegengesetzten Pole einander anziehen und die gleichartigen sich abstoßen. Wenn also im magnetischen Reich Herzen, die einander anziehen, sich auch aufsuchen und sich in einer Liebe verbinden, die unwandelbar ist, so muß es dort auch einen Haß geben, der ebenso unwandelbar ist, wegen dessen die Menschen dort einander meiden, für welchen sie nicht können, und der auch bei uns keine Sünde ist. Nicht wahr?«

Iwan fühlte sich an die Wand gedrängt. Er verstand wohl, was Komtesse Angela fragte, und auch sie ahnte, daß ihre Frage verstanden sei. Wieder mußte die Physik Iwan aus dem Dilemma helfen.

»Es ist wahr, Komtesse, daß, wo es Leben auf der Erde gibt, dort auch Sympathie und Antipathie gleichberechtigt sind. Sie haben den Magnetismus studiert, von den Polen gelesen.

Dann haben Sie gewiß auch gefunden, daß der Magnetismus auch einen Aequator hat, eine Linie, die weder Süd noch Nord ist. Das ist der magnetische Aequator, da zieht der Magnet weder an, noch stoßt er ab, da ist Ruhe. Einen solchen Magnetäquator trägt jeder Mensch in seinem Herzen, und wenn auch seine Leidenschaft in Haß und Liebe die größten Sprünge macht, so bleibt diese Linie unveränderlich, und die dort wohnen, wohnen ruhig.«

»Und was für Leute wohnen unter dem Magnetäquator?« fragte Komtesse Angela. »Zum Beispiel die Eltern eines Kindes und Kinder eines Vaters.«

Das Gesicht der Komtesse Angela erglühte, ihre schönen Augen schossen ganze Batterien von Blitzen in Iwans Augen, aber dessen Gesicht blieb ruhig.

»Hiervon werden wir noch mehr miteinander sprechen,« sagte Komtesse Angela und entfernte sich. Iwan verbeugte sich vor der stolzen Schönheit und kehrte zur Gesellschaft der Männer zurück.

Nach der Vorlesung war das Büfett an der Tagesordnung. Das Heer der Lateiner hatte sich von dort schon zurückgezogen. Wenn irgendwo, so verrät der Lateiner am Büfett seine bürgerlichen Sitten. Er ist gewohnt, wenn er essen will, sich an einer sicheren, unverrückbaren Stelle niederzulassen. Kann er die Ellbogen auf den Tisch stemmen, desto besser. An seinem eignen Tisch ist es ihm am liebsten, da sind für ihn sein Messer, seine Gabel, sein Löffel reserviert, die er schon am Griff erkennt. Niemand verlangt da von ihm, daß er den Teller in die eine Hand nehme und sich selbst bediene. Seine Frau legt ihm vor, und natürlich von allem das Beste. Schmeckt es ihm, so nötigt sie ihn noch zu essen. Schmeckt es ihm nicht, so fragt man ihn, was ihm fehlt. War die Speise schuld, so erhält die Köchin einen ernstlichen Verweis. Und will ihm gar nichts schmecken, so fällt ihm der jederzeit aushelfende Universalhausfreund, »ein wenig gebähtes Brot«, ein. O wie prächtig ist das, besonders wenn es ein wenig mit Knoblauch bestrichen ist, so daß nur ein leiser Duft davon auf dem Brot bleibt. – Wie anders ist es, an diesem gräflichen Büfett zu speisen. Hier ist ein Stoß Teller, dort ein Haufen Messer und Gabeln, davon muß man *via facti*, was man braucht, mit Beschlag belegen, dann zwei, drei Mitbewerbern die Hühneraugen abtreten, über einige Krinolinen stolpern, sich mit den Ellbogen bis zum andern Ende des Tisches einen Weg bohren, wo Gläser zu haben sind, vom Fasanenbraten sich das schlechteste Stück auswählen, damit die Nachfolgenden nicht sagen: Wie ungezogen, er nimmt sich das Bruststück, das doch ein anderer auch gerne essen möchte! Hat man nun einen Fasanschenkel erobert, so muß man sich damit in einen Winkel flüchten, in eine Hand den Teller nehmen, in die andere das Messer, in die dritte, wenn man eine hätte, die Gabel. Wenn nur wenigstens ein Hund da wäre, dem man die Knochen geben könnte, für die man keinen Ablagerungsplatz findet. Dann muß man mit einer zu einer Schaufel gebogenen vierzackigen silbernen Gabel eine Sulz aufzugabeln und die ewig zitternde Masse festzuhalten trachten, und dabei sein Glas nach rechts und links verteidigen, damit es einem nicht vor der Nase weggenommen werde, achtgeben, daß einem nicht der Saft des Kompotts in den Hals, oder in die Taschen geschüttet werde, mit unmöglichen Messern der Widerstand leistenden Kruste einer Gänseleberpastete beikommen, die doch, die Kruste nämlich, das Beste daran ist, zuweilen ein einem im Weg stehendes Essig- und Oelflaschenpaar umstoßen und mit Schauer bemerken, daß die bereits verschluckte Gelatine Schildkröte war! Zuletzt findet man nicht einmal jemanden, bei dem man sich für das Abendessen bedanken kann. Und anstatt des häuslichen Zahnstocherwiederkauens muß man sich da noch vor aller Welt den Mund ausspülen!

Zu Hause ist es besser, oder doch wenigstens in dem Wirtshaus, in welchem man Stammgast ist, befiehlt, tadelt und den Kellner duzt.

Iwan gehört nicht zu den sich Flüchtenden. Er mengte sich unter die Gesellschaft und benahm sich wie einer, der sich zu Hause fühlt.

Die Gruppe der Herren und Junker empfing ihn sehr freundlich, jeder Mann unter 40 Jahren duzte ihn. Man nahm ihn in die Gesellschaft auf. Es kostet ja nichts. Uebermorgen geht er nach Hause, nach Mesopotamien, und niemand weiß mehr etwas von ihm.

Man fing an, ihn über den Gegenstand seiner Vorlesung zu necken. Und da stellte es sich heraus, daß dieser gelehrte Troglodyth ein ganz fideler Geselle sei. Er nimmt den Scherz auf, lacht selbst am gemüthlichsten, wenn er einen treffenden Hieb erhielt, gibt ihn aber bei Gelegenheit ebenso gemüthlich zurück, ohne jemanden zu verletzen.

Den Angriff auf ihn begann ein Mann in Husarenuniform, Marquis Salista, ein in Ungarn indigener Edelmann, den die Herren untereinander Kapitän nannten. Eine breitschulterige Boxergestalt mit gewölbter Brust, mit zurückgeworfenem, kraushaarigen Kopf, rotem, lachendem Gesicht und in die Höhe gedrehtem Schnurrbart. Jetzt hinkte er wie einer, der ein kürzeres Bein hat, und indem er Iwan die Hand schüttelt, stellt er sich ihm vor.

»Marquis Salista, Husarenkapitän. Glaube aber nicht, daß ich etwa deshalb hinke, weil man mir ein Bein weggeschossen hat. Ich gehe krumm, weil mir ein Poet auf den Sporn getreten hat, und mit diesem zugleich mir der ganze Absatz vom Stiefel fiel.«

»Da hat der Poet getan, was zu seinem Metier gehört,« erwiderte Iwan lachend; »du warst ein Hexameter, und er hat einen Jambus aus dir gemacht.«

»Hahaha!« lachte der Kapitän schrill; »das ist ein guter Witz, hört! Ich war ein Hexameter, ein Kavalleriesoldat, folglich sechsfüßig, und bin ein Jambus geworden, eine kurze und eine lange Silbe. Aber jetzt hör' auch von mir einen Witz. Du hast von den Menschen deines magnetischen Reiches gesagt, daß sie blaues Haar haben; dann ist auch der Bart bei ihnen blau, dann aber ist es nicht wahr, daß jeder nur ein Weib hat, denn ein Blaubart muß sieben Weiber bekommen.«

»Oder sieben Körbe,« antwortete Iwan.

»Ha! ich bin erkannt!« rief der Kapitän gutmütig, unter dem ausbrechenden Gelächter der Jugend.

Vom Kapitän war es bekannt, daß er fortwährend eine Partie zu machen suchte, daß es aber bei ihm nie zur Effektuierung des negozierten Konsortiums kam.

Einen Menschen, der Spaß verträgt und zu vergelten weiß, sieht man in der Gesellschaft gerne.

»Aber es mag ein interessantes Land sein,« fuhr Marquis Salista neckend fort, »jeder Mensch ist eine Leydener Flasche, aus der die Funken sprühen – hat man ein Duell, so braucht man keine Pistolen, man streckt nur die Hand nach dem Gegner aus. – Aber noch viel interessanter mag es sein, daß man, wenn man sich auf der Gasse eine Zigarre anzünden will, zu einer einem eben in den Wurf kommenden Dame sagt: Ich bitte um einen Kuß, damit ich mir daran die Zigarre anzünde.«

Jetzt lachte man auf Iwans Kosten. Iwan war nicht böse darüber, obgleich es sonst die schwache Seite der Gelehrten und Poeten ist, daß sie es nicht ertragen können, wenn man über ihre Einfälle scherzt. Er setzte den Scherz fort.

»O, dort gibt man sich nicht mehr mit Zigarrenrauchen ab. Was sie denn machen? Nun, die Sache verhält sich so, wie bei uns die Gasbeleuchtung. Der Staat läßt Tag und Nacht einen

großen Kessel mit Tabak heizen und der Rauch desselben wird, wie bei uns das Gas, mittels Röhren in die Häuser geleitet; in jedes Zimmer mündet eine Röhre, die man nach Belieben öffnen und schließen kann, und die in eine Bernsteinspitze ausläuft; da kann jeder aus dem Staatsnargileh so viel rauchen, als er will.«

»Großartig!« rief Marquis Salista.

»In deinem Reich gefällt mir nur das nicht,« redete Baron Oskar drein, »daß es dort keine Pferde und somit auch keinen Turf gibt.«

»Jawohl, aber dabei ist auch das Gute, daß die Leute kein Beting-House haben.«

Jetzt wandten sich alle ab, um zu lachen. Baron Oskar hatte im Beting-House viel Geld verloren.

»Aber mir gefällt dein ganzer Staat doch nicht,« fuhr der Kapitän fort; »denn was wäre ich dort, wenn man keine Soldaten braucht.«

»Nichts!« bestätigte Iwan, »nicht einmal Se. Heiligkeit der Papst wärst du.«

Hierauf brach unter den Umstehenden ein lautes Gelächter aus, und der Kapitän zeigte sich ein wenig betroffen und errötete; aber dann fing auch er an zu lachen.

»Seht einmal den Sterngucker, was er für ein ernstes Gesicht dazu macht! Und doch möchte ich wetten, daß er es so gut wie ich selber weiß, daß auch ich päpstlicher Zuave war und ebenfalls in die Flucht gejagt wurde; ich lief so, daß ich nicht stehen blieb, als bis ich nach Hause kam. Hahaha!«

Bei diesem Thema nahm auch Abt Samuel das Wort.

»Mich verdrießt es noch mehr, daß Sie aus dem magnetischen Reich den Klerus ganz verbannt haben.«

»Na, dem kann noch abgeholfen werden,« erwiderte Iwan lustig; »wenn sie den Text der Vesper kennen lernen, so bekommen sie vielleicht noch Lust dazu.«

Dieser Hieb fällte den ganzen Wald vor Iwan. Die Geschichte der Vesper von Bondavár kannte jedermann, denn Gräfin Theudelinde besaß richtiges Gefühl genug, um sie den Bekannten lieber selbst mitzuteilen, als zu warten, bis Fremde sie erzählten; aber mit dem Geistlichen hatte noch niemand gewagt, darüber zu scherzen. Jetzt aber, da sie sahen, daß der Geistliche über Iwans Worte selbst dermaßen lachte, daß ihm die Tränen über die Backen rannen, erkannten sie, daß er ein kreuzfideler Bursche sei, mit dem man sich unterhalten kann.

Der ist ja ein Eingeweihter, der kennt ja unseren Jargon; wir lachen, und wer nicht zu uns gehört, weiß nicht, worüber wir lachen. Den muß man schon mit »Tschau!« grüßen. Der Gelehrte ist ein prächtiger Junge! Tun wir ihm einen guten Tag an!

»Ist es wahr, daß du niemals Wein trinkst?« fragte der Kapitän Iwan.

»Des Jahres einmal.«

»Und heuer ist der Jahrestag noch nicht wiedergekehrt?«

»Nein.«

»Nun, dann trinken wir, daß es auf ein Jahr genug ist; wer hält mit uns?«

Ein Teil der Männergesellschaft begab sich wieder in die Salons. Es waren ein paar schön-tuende Jünglinge, einige obligate Tänzer. Die Damen pflegten nach dem Tee beim Klavier einige Quadrillen zu tanzen, vielleicht auch einen Csárdás, wenn die Lust dazu sehr groß war.

Graf Stefan blieb im Saal, bis er den letzten Gelehrten und Poeten verschwinden sah und ging erst dann nach Hause, wenn die ganze Gesellschaft sich aufzulösen begann – das heißt nicht die ganze Gesellschaft; denn ein Teil derselben pflegte früher zu desertieren und sich in Graf Stefans Wohnung hinauf zu begeben, welcher im Palais der Gräfin Theudelinde den ganzen zweiten Stock bewohnte. Dort unterhielten sich dann die Herren in ihrer Weise.

In einem abgelegenen Zimmer, von wo der Lärm nicht hinabdrang, pflegten sie sich beim Champagner zu erlustigen.

Iwan zeigte sich hier von einer neuen Seite. Er vertrug den Wein. Seine Toaste hatten Kern, seine Anekdoten waren neu und interessant, seine Witze scharf und ungezwungen. Und wie viel er auch trinken mochte, seine Stimmung änderte sich nicht um eines Haares Breite. Er blieb stets sanft.

»Bruder!« sagte Graf Géza zu ihm gegen zwei Uhr mit stammelnder Zunge; »ich und der Kapitän sind übereingekommen, dich, sobald du betrunken bist, nach Hause zu bringen und dich schön niederzulegen. Aber verzeihe mir, lieber Freund, Ritter Magnet, ich weiß jetzt selbst nicht, wie man es anfängt, um die Treppe hinauf zu kollern, ich bin matsch. So nimm du nur deine Flügel, lege auch dem Kapitän seine Flügel an und fliegt ohne mich nach Hause.«

Hiermit legte er sich auf ein Sofa nieder und schlief ein.

Die Gesellschaft lachte über diese Aufrichtigkeit. Iwan lachte mit.

Der Spitzname: »Ritter Magnet« blieb ihm.

»Aber um die Wahrheit zu gestehen,« sagte der Kapitän, »was das Fliegen betrifft, so könnte ich mit meiner Statur selbst im magnetischen Reich mich nicht über den Erdboden erheben.«

»Ich weiß nicht, wie hoch du dein Gewicht schätzt,« sagte Iwan; »aber meines Wissens ist es nur der Skis, von dem man nicht sagen kann ›Volat‹ (er fliegt).«

(Für diejenigen, welche in die Geheimnisse des Kartenspiels nicht eingeweiht sind, fügen wir zur Erklärung hinzu, daß der »Skis« eine gewisse mit Unfehlbarkeit und höchster Gewalt ausgestattete Individualität ist, die in gesticktem Ornat gemalt zu werden pflegt, die über allen Königen steht und allgemeine hierarchische Verehrung genießt; »Volat« aber ist ein gewisses Losungswort, das den Zustand ausdrückt, in welchem das unterdrückte Recht zeitweilig der faktischen Gewalt zu huldigen gezwungen ist.)

»Ah,« rief der Kapitän, »du verstehst auch das? Pflegst du Karten zu spielen, Gelehrter?«

»Alle drei Jahre einmal.«

»Das ist nicht genug.«

Warum es nicht genug sei, konnte er nicht mehr sagen, denn eben kam Graf Stefan herauf und teilte mit, daß die Gesellschaft unten sich bereits zerstreut habe und daß Gräfin Theudelinde sich zur Ruhe begibt; deshalb sei es Zeit auch hier oben der lärmenden Unterhaltung ein Ende zu machen. Das fand jedermann natürlich.

»Aber deshalb ist vom Nachhausegehen keine Rede,« sagte Marquis Salista. »Gebt Tarockkarten her! Bringen wir die zur Arbeit bestimmte Zeit nicht müßig zu.«

»Wer hält mit?«

Der erste ist natürlich der Herr Abt, da macht er seine Studien. Dann folgt gleich Baron Oskar, denn er spielt leidenschaftlich gern. Der dritte ist der Kapitän, denn Spielen ist sein Metier. Wer ist der vierte?

»Na, gelehrter Freund?«

Graf Stefan hielt es nicht für überflüssig, seinem Gast zu bemerken, daß diese Herren um sehr hohe Einsätze spielen.

»Ach, was!«, sprach Marquis Salista, »um einen Kreuzer die Pointe!«

»Ja freilich, bei einem solchen Kreuzerspiel kann man in einer einzigen Partie sieben, achthundert Gulden verlieren. Diese Herren haben aus dem Gesellschaftsspiel ein Hasardspiel gemacht.«

Iwan lächelte.

»Ich spiele jeden Tag ein Hasardspiel mit einem sehr großen Herrn, mit der Natur; jeden Tag setze ich mein ganzes Vermögen um einen verhältnismäßig geringen Gewinn auf eine einzige Karte.«

Und hiermit rückte er seinen Stuhl zu dem grünen Tisch.

Es ist ein schönes Spiel, das diese Herren spielen; auch auf dem Lande spielt man es, nur daß die Leute dort noch nicht darauf gekommen sind, wie man es zum Hasardspiel hinaufschrauben kann. Zum gewöhnlichen Hasardspiel braucht man nichts als Glück und Verwegenheit. Selbst ein Betrunkener kann zufällig gewinnen. Aber bei diesem Spiel ist alles, was man Glück, blinden Zufall, dummes Ungefähr nennt, mit Berechnung, Vorsicht, Ueberlegung und Verwegenheit verbunden. Der Tarockspieler muß nicht bloß seine Karten, sondern auch die Gesichtszüge seines Gegners studieren. Er muß Lavater und Tartüffe in einer Person sein, er muß Verzweiflung zeigen, wenn er sich freut und voller Zuversicht scheinen, wenn er am meisten Angst hat; er muß ein Feldherr sein, der jeden Augenblick einen neuen Schlachtplan entwerfen, und ein Bosco, der aus der ersten ausgespielten Karte den ganzen Stand der Kartenverteilung erraten kann; und großmütig muß er sich für die Zukunft, für das Gemeinwohl opfern können.

Darum bedauerten die Herumstehenden Iwan sehr, als er sich mit diesen drei Großmeistern des Spiels zum Kartentisch setzte. Das ist nichts für einen Menschen, der alle drei Jahre einmal die Karten und alle Jahr einmal die Weinflasche zur Hand nimmt, zumal wenn er gerade an dem Tage spielt, an welchem er Wein getrunken hat.

Es war sieben Uhr des Morgens, als die Herren vom Spieltisch aufstanden.

Als Iwan den Stuhl auf die Seite rückte, sagte Marquis Salista zu ihm: »Na, Kamerad, es ist ein großes Glück für die Welt, daß du nur einmal des Jahres trinkst und alle drei Jahre einmal spielst; denn wenn du das alle Tage tätest, so bliebe in Ialics' Keller kein Wein und in Rothschilds Kasse kein Geld.«

Iwan hatte sämtliche drei Herren vollständig ausgesackt.

»Der kann alles!« seufzte der Abt.

»Aber vor dem Fortgehen trinken wir noch zum Abschied,« sagte der Marquis. »Wo ist der Absynth?«

Hiermit füllte er zwei Champagnergläser mit dem wilden, giftgrün schimmernden Geist, welchen gescheite Leute, denen es leid tut, daß sie so viel Verstand haben, nur aus fingerhutgroßen Gläschen zu schlürfen pflegen.

»Nun, das zum Abschied.«

Graf Stefan schüttelte den Kopf zu diesem Spaß, aber Iwan nahm das ihm dargebotene Glas, stieß mit dem Kapitän an und leerte sein Glas auf einen Zug.

Und hiermit nahm er wie einer, der alles getan, was in seiner Schuldigkeit lag, sehr höflich Abschied vom Grafen Stefan, welcher seinerseits ihn bat, sich da auch fernerhin als gern gesehenen Gast zu betrachten. Dann wartete er noch auf den Abt und entfernte sich mit diesem.

Aber Marquis Salista fand kaum den Weg ins Vorzimmer. Das Glas Absynth war doch eine zu große Dosis! Und im Vorzimmer überraschte er seine Freunde damit, daß er mit aller Gewalt darauf bestand, Iwans mit Persian verbrämte Mütze sei die seine. Zuletzt mußte Iwan mit Salistas goldverschnürter Militärkappe nach Hause gehen.

Sowie sie auf die Treppe gelangten, wollte der Kapitän mit aller Gewalt behaupten, daß er fliegen könne, denn er sei ein Mensch aus dem magnetischen Reich und habe Flügel; Iwan und der Geistliche hatten alle Mühe, ihn in den ersten Stock hinabzutragen. Da fiel es ihm ein, er müsse zur Gräfin Theudelinde und ihr dafür danken, daß sie so gnädig war, seine schwache Vorlesung anzuhören; denn er sei der Gelehrte, der heute hier eine Vorlesung hielt, und er schlage jedem den Schädel ein, der ihm sagt, daß er kein Gelehrter ist. Und er ließ sich nicht eher weiterbringen, als bis irgendein Kammermädchen die Hand zur Tür heraussteckte, damit er sie küsse. Kaum vermochten sie ihn in den Fiaker hineinzuschieben, und als sie ins Hotel kamen, mußte Iwan ihn die Treppe hinaufschleppen, denn da wußte er von der Außenwelt nichts mehr.

Mittags erstattete der Herr Abt dem Grafen Stefan Bericht. Marquis Salista, sagte er, liegt zu Hause in tiefem Schlaf, Iwan aber sitzt am Schreibtisch und schreibt Briefe.

»Er kann verflucht viel vertragen,« sagte Graf Stefan.

»Er ist eine ausgeruhte Kraft,« bemerkte darauf der Abt, umherblickend, ob nicht jemand da sei, der ihn hört – *sequioris sexus!*

Iwan behielt in der Gesellschaft den Namen: »Ritter Magnet«.

Ritter Magnet war von nun an überall zu sehen; er machte Besuche und ließ sich auch im Kasino zum ordentlichen Mitglied wählen. Er hatte es zwar auch schon vordem besucht, da er durch den Herrn Abt eingeführt war; aber das Kasino hat fünf Weltteile, und seine Bewohner gehören wie die Lepidopteren zu drei Klassen; es sind nämlich Tagschmetterlinge, Abendfalter und Nachtfalter. Bei Tag besuchen die gelehrten Mitglieder die Bibliothek, welche eine der interessantesten und wertvollsten Büchersammlungen ist; abends von sechs bis acht spielen die Septemvire und Advokaten Whist und politisieren; von acht Uhr bis Mitternacht endlich nimmt die hohe Gesellschaft das Feld ein. Daher kommt es, daß zwei Menschen täglich ins Kasino gehen können, ohne einander jemals zu begegnen.

Iwan durchforschte zuerst die Bibliothek, dann teilte er sich den »*noctuas*« zu.

Er dachte nicht mehr an die Heimreise. Er ging vielmehr in alle Unterhaltungen, und im Theater war er einer derjenigen, die während der Zwischenakte in der Loge der Gräfinnen Bondaváry Besuche zu machen pflegten.

In der zweiten Woche war bei Gräfin Theudelinde Ball. Iwan wurde auch dazu eingeladen und folgte der Einladung.

»Tanzest du?« fragte ihn der Kapitän.

»Ich habe einmal getanzt, es ist schon lange her, bereits fünfzehn Jahre.«

»Für uns paßt es schon besser zuzusehen. Ein gescheiter Mann tanzt nicht mehr, wenn er über fünfunddreißig Jahre alt ist.«

Zu sehen gab es in der Tat genug; die unnachahmliche Anmut und Geschmeidigkeit, welche die Damen der hohen Welt im Tanz entwickeln, ist ein Schauspiel für Götter.

Komtesse Angela war heute besonders schön; sie trug ein rosenfarbenes Kleid mit einem ausgeschnittenen, mit Perlen ausgenähten ungarischen Leib und spitzenbesetzten Aermeln; ihr Haar hatte sie nach Art der Bauernmädchen in zwei mit Bändern durchwundene Zöpfe geflochten, die lange hinabgingen und ihre fürstliche Gestalt noch hinreißender machten.

Aber Menschen werden endlich auch eines Schauspieles für Götter satt. Nach dem Souper hieß es: Lassen wir die Zeit nicht müßig verstreichen, gehen wir Karten spielen.

Iwan spielte jetzt täglich. Er spielte elegant. Er stritt nicht mit seinen Partnern. Er wußte mit Grazie zu verlieren, blieb gleichmütig wenn er gewann, war nicht verdrießlich, wenn er schlechte Karten bekam, und machte keine Fehler. Man hielt ihn für eine sehr gute Akquisition. Für einen Gelehrten ein sehr brauchbarer Mensch!

Nach dem Souper spielten die Alten und die Männer von gesetztem Alter in einem Nebenzimmer, während die Blitzjungen im Salon sich dem Tanze hingaben.

Iwan hatte heute wieder seinen glücklichen Tag.

Plötzlich kommt Graf Edmund mit großer Eile ins Zimmer und sagte Iwan: »Wirf gleich die Karten weg, Angela will mit dir im ungarischen Kotillon eine Tour tanzen.«

»Ich bitte dich, spiele du einstweilen für mich,« erwiderte Iwan, Edmund seine Karten und seine Kasse übergebend. Und hiermit eilte er in den Salon, um mit Komtesse Angela den ungarischen Kotillon zu tanzen.

Ungarischer Kotillon! Wunderbare Zeiten!

Daß wir einen ungarischen Königshof sehen, ein ungarisches Ministerium, ungarische Honvéds, ungarische Silber- und Goldmünzen: darin ist nichts Besonderes, das ist sehr natürlich, das war das Schicksal uns schuldig; aber ein ungarischer Kotillon – gestehen wir es nur – gehört schon zu den Errungenschaften. Wir tanzten den Kotillon nach den Noten des Csárdás.

Also Iwan ging zur Komtesse Angela und verneigte sich vor ihr.

»Sie würden sich um mich gar nicht umsehen, wenn ich nicht nach Ihnen schickte,« lautete ihr freundlicher Vorwurf.

»Vor eine Königin tritt man nur hin, wenn man gerufen wird.«

»Schmeicheln Sie nicht, das können auch andere. Wenn Sie sich bei mir mit Schmeicheleien eingeführt hätten, so würde ich kein Wort mehr an Sie verloren haben, aber Sie haben mit einer Beleidigung begonnen, und das ist mir lieber.«

»Ich erinnere mich nicht, Sie beleidigt zu haben.«

»Weil Sie noch gar nicht aufgehört haben, mich zu beleidigen. Sie wissen das recht gut.«

Die Reihe kam eben an sie, sie mußten in den Tanz eintreten. Man merkte es Iwan nicht an, daß er fünfzehn Jahre nicht getanzt habe, er konnte es auch jetzt noch gut.

Den im Spielzimmer Zurückgebliebenen gab unterdessen Graf Edmund beim Kartenmischen folgende Neuigkeit zum besten.

»Wißt ihr was Neues? Meine Cousine Angela ist in diesen Ritter Magnet vernarrt.«

»Ah! in den Ritter Magnet!« rief der Marquis ungläubig.

»Glaubt ihm nicht,« sprach Graf Stefan drein; »ich kenne unsere schöne Angela. Sie ist voll feiner Malice. Wenn sie bemerkt, daß ein Mann irgendein Steckenpferd hat, so läßt sie ihn es vorreiten, karrolieren, die hohe Schule durchmachen, wie es Madame Schlesak nicht besser könnte. So macht sie es mit jedem; hat sie das Lieblingsthema eines Menschen herausgefunden, so spricht sie davon mit ernster Miene und großer Teilnahme, und dann lacht sie ihn aus. So ging es auch dem armen Sondershain mit ihr, der ein sehr wackerer Junge ist und nur den einen Fehler hatte, daß er Angela zu stark huldigte, weshalb sie ihn verabscheute. Sie lacht jeden aus, der sich durch sie verleiten läßt, vor ihr sein Steckenpferd zu reiten.«

»Ganz richtig. Aber sie lobt Iwan nicht ins Gesicht, sondern vor mir, und nicht weil er ein Akademiker und Geolog, sondern weil er ein wackerer Mann ist.«

»Auch das ist ein Kunstgriff! Sie weiß gut, daß das Lob, welches man vor einem dritten äußert, die süßeste Lockspeise ist.«

»Nur daß ich es Iwan nicht sage.«

»Damit erweistest du ihm eine große Freundschaft,« schloß Marquis Salista lachend.

Das tanzende Paar kehrte wieder auf den Platz zurück.

»Sie waren schon bereit, von Pest abzureisen? Der Abt hat es mir mitgeteilt,« sagte Angela zu Iwan.

»Seitdem ist ein Fall eingetreten, der mich längere Zeit hier zurückhält.«

»Haben Sie zu Hause Familie?«

»Ich habe niemanden auf der Welt.«

»Warum nicht?«

Das ist eine schwierige Frage.

»Sie haben vielleicht schon gehört, was ich zu Hause bin. Ein Steinkohlengraber. Den hellen Teil des Tages bringe ich unter der Erde zu.«

»Ich verstehe. Das übrige ist leicht zu erklären,« erwiderte Angela. »Die Lage einer Frau, deren Mann ein Bergmann und noch dazu in einer Steinkohlengrube ist, muß schrecklich sein. Es ist ein unerträglicher Gedanke, täglich Abschied zu nehmen vom Gatten, der in die Tiefe hinabsteigt, täglich von ihm zu wissen, daß er begraben ist, mit jedem Atemzug darum flehen zu müssen, daß er wieder auferstehe, zu wissen, daß der Geliebte sich tief unter der Erde befindet, von wo sein Schrei nicht heraufdringt, und zu wissen, daß die Tiefe dieser Erde voll feindseliger Gespenster ist, daß ihn eine tödliche Atmosphäre umgibt, die nur eines Funkens bedarf um zur Hölle zu werden, in welcher der geliebte Mann für ewig verloren ist. Ich begreife, daß kein Frauenherz sich einer solchen Aufregung unterziehen will. Ach! wenn eine Mutter ihrem sich heiter tummelnden Kinde, zurufen muß: Laufe nicht so sehr, sonst fällt deinem Vater unten ein Stein auf den Kopf! Aber warum halten Sie sich so viel in der Kohlengrube auf? (Dieser letztere Satz war von einem ärgerlichen Gesichtsausdruck begleitet.)«

»Weil das mein Element ist, wie dem Soldaten das Schlachtfeld, dem Schiffer das Meer, dem Reisenden die Wüste; und was jene leitet, das leitet auch mich, die Leidenschaft! Ich liebe die unterirdische Finsternis!«

Die Wärme, mit welcher Iwan diese Worte sprach, zündete. »Alle Leidenschaft ist erhebend!« erwiderte Angela; »besonders die schöpferische und die zerstörende Leidenschaft. Ich verstehe das Weib, welches den Mann bis zum Schlachtfeld begleitet; ich begreife auch diejenige, die den Mann in die Schlacht begleitet, obgleich die heutige Art der Kriegführung genug prosaisch und schmutzig und aller Idealität bar ist. Aber den Heroismus des Bergmannes vermag ich mir nicht zu erklären. Ein Mann, der sich mit den toten Steinen unterhält, erinnert mich an den Prinzen Badrul Budur, der halb zu Stein wurde, und welchem seine Gattin einen Sklaven vorzog. Besser gefällt mir der, welcher die Erde auf ihrer endlosen Oberfläche durchforscht. O, die Gattin eines Sir Baker kann ich begreifen, die an der Seite ihres Mannes die Wüsten Südafrikas durchwandert, in der einen Hand das Gewehr, die andere in der Hand des Mannes. Zusammen ertragen sie die versengende Hitze, zusammen stürzen sie sich unter mörderische, wilde Tiere; Hand in Hand treten sie vor den wilden Mohrenkönig, und wo der Arm des Mannes erlahmt, siegen die Augen der Frau. Ich kann mich in die Lage einer Frau versetzen, die allein und verlassen im Mangavewald den Kopf des verwundeten Reisenden im Schoß hält, ihn schwere Nächte hindurch mit geladenem Gewehr bewacht und für seine Wunden heilende Kräuter sucht – die ihre Speisen in der Wüste bereitet, mit dem einzigen Manne, dessen einziges Weib sie ist, von keinem Europäer je besuchte Gegenden bereist und vor zehntausend anderen Frauen mit dem stolzen Bewußtsein erscheint, daß sie im ganzen Lande die einzige ist, die schön ist und den Namen Weib verdient!«

Wieder mußten sie in die Reihe der Tanzenden eintreten und ihr Gespräch unterbrechen.

Als sie auf ihren Platz zurückkehrten, kam Angela auf ihren vorigen Gesprächsgegenstand zurück.

»Was ich Ihnen vorhin sagte, war der Ausbruch einer feigen Eitelkeit. Elende Phantasie! In einem Lande zu reisen, wo das Weib sich nur durch den aufrechten Gang vom Tier unterscheidet, wo diejenige ein Ideal von Schönheit ist, deren Oberlippe so durchlöchert ist, daß man, wenn sie lacht, durch die Lippe die Nase sieht! Lächerlich! hier darauf stolz sein zu wollen, daß man die schönste Frau und dem Manne treu ist – die Schönste unter Ungeheuern, im Reiche der Häßlichen! Nein, nein! Ich wüßte mir Besseres, Kühneres. Ein Weib, Fräulein Christiani, hat es vollbracht, allein die Steppen Asiens zu Pferde zu durchreisen. Nie! wenn ein Weib und ein Mann den Mut hätten, durch den Polinia-Kanal zum warmen Meer vorzudringen, welches Kane entdeckt hat? – wenn ein Weib und ein Mann den Mut hätten, an den Ufern des Nordpolreiches vor Anker zu gehen und dort den Bewohnern des magnetischen Reiches kühn zu sagen: Messet euch mit uns! Wir sind schöner als ihr, stärker als ihr, treuer als ihr und glücklicher als ihr! Das wäre ein Triumph! Eine solche Reise möchte ich unternehmen!

Angelas Augen strahlten bei diesen Worten im Glanz der *Aurora borealis*!

Iwan entschloß sich zu einer kühnen Aeußerung.

»Komtesse! wenn Sie eine solche Leidenschaft haben, unbekannte Weltteile zu entdecken und die Bewohner derselben zum Wetteifer herauszufordern, wer besser, treuer, lebenswürdiger sei, so kann ich Ihnen ein Land empfehlen, das viel näher ist.«

»Welches ist das?«

»Ungarn.«

»Ei, sind wir denn nicht da?«

»Sie, Komtesse, sind nicht da, Sie sind nur zu Besuch bei uns und wissen nicht, wer und was wir sind, Komtesse. Sie haben weder in Abessynien noch an den Polen etwas zu suchen; Sie haben eine neue Welt vor sich, wo die Leidenschaft zu schaffen und zu wirken einen großen Spielraum hat.«

Angela breitete ihren Fächer aus und fächelte damit gleichmütig ihren weißen Busen.

»Was kann ich tun? Ich bin nicht unabhängig.«

»Sie sind nicht unabhängig und herrschen dennoch.«

»Ueber wen?«

»Komtesse! es würde Sie nur ein Wort kosten, und das Wiener grüne Palais würde, mit allem, was drin ist, nach Pest kommen. Die Gesellschaft hier unten bedarf einer großen leitenden Gestalt, die in Wien jetzt tatlos vegetiert, und das ist Ihr Großvater, der Sie anbetet. Ein Wort von Ihnen könnte unserer ganzen Existenz eine neue Wendung geben. Auf ein Wort von Ihnen würde Fürst Theobald nach Pest übersiedeln.«

Komtesse Angela schlug zornig ihren Fächer zusammen und sah, beide Hände in den Schoß legend, mit flammenden Blicken auf Iwan.

»Wissen Sie, daß der Gegenstand, welchen Sie jetzt erwähnt haben, mir so verhaßt ist, daß bisher jeder, der es wagte, ihn vor mir zu berühren, sich bei mir verhaßt machte?«

»Ich weiß es, Komtesse.«

»Und was gibt Ihnen den seltenen Mut, daß Sie, dies wissend, den Gegenstand dennoch vor mir erwähnen?«

»Ich will es Ihnen sagen, Komtesse. Zwischen Ihrer Familie und der meinigen besteht eine gewisse alte Verbindung.«

»Ah! das ist mir neu, davon habe ich noch nie etwas gehört.«

»Ich glaube es. Einer Ihrer Ahnen war Kardinal, und zur selben Zeit war einer meiner Vorväter Prediger in Patak. Ich setze Ihnen nicht auseinander, welche Differenz zwischen beiden bestand. Genug an dem, diese Differenz war zuletzt Ursache, daß der Kardinal den Pataker Prediger auf die Galeeren brachte. Der Prediger hätte nur ein Wort auszusprechen gebraucht, welches der Kardinal ihm vorsagte, und er wäre frei geworden; dieses Wort war: *abrenuncio* (ich widerrufe). Er sprach es nicht aus. Als man dem Prediger das Eisen um den Hals befestigte, denn am Halse hingen die Ketten, mit welchen man die Galeerensklaven an die Bank kettete, bat Ihr Ahnherr, der Kardinal, erst mit Worten des Zornes, dann mit Tränen in den Augen den Prediger, das Wort: *abrenuncio* auszusprechen. Mein Ahn aber wies ihn zurück und sagte: *non abrenuncio*. Demselben Zorn stehe ich jetzt gegenüber, und mit denselben Worten rufe ich: *non abrenuncio*. Das ist der Rapport, in welchem unsere beiderseitigen Familien zueinander stehen. Wollen Sie mich ebenso behandeln wie der Kardinal meinen Ahn?«

Komtesse Angela hielt ihren zusammengelegten Fächer krampfhaft fest und flüsterte, die Augen weit geöffnet und ihre schönen weißen Zähne grausam zusammenpressend: »Schade, daß jene Zeit vorüber ist! Wäre ich an der Stelle meines Ahnherrn, so würde ich Ihnen eiserne Stacheln unter die Nägel treiben.«

Iwan brach auf diese Worte in ein lautes Gelächter aus. Einen Augenblick später lachte auch Komtesse Angela.

Es war eine Kühnheit, ihren flammenden Zorn mit Gelächter zu erwidern; aber es war eine gute Antwort. Die Komtesse selbst fand darin etwas zu lachen.

Dann wandte sie sich trotzig von ihm ab und setzte sich wieder nieder.

Iwan wich nicht von ihr.

So ein Kotillon hat doch immerhin sein Gutes, selbst wenn es ein ungarischer Kotillon ist; man kann einander nicht verlassen, auch wenn man will.

Inzwischen kam ein junger Gentleman, eine der stummen Personen der Spielgesellschaft, zu Iwan und flüsterte ihm etwas zu.

»Edmund läßt dir sagen, du sollst zurückkommen; er hat all dein Geld verspielt, welches du dort gelassen hast.«

»Er hat wohl daran getan,« antwortete Iwan, nahm seine Brieftasche heraus und reichte sie dem jungen Gentleman.

»Ich bitte dich, übergib ihm dies, er soll auch das verlieren.«

Und er blieb.

Angela wandte ihm gar nicht mehr den Kopf zu.

Der Kotillon aber dauerte lange. Graf Géza, der Vortänzer, wollte zeigen, daß man im ungarischen Kotillon alle die Figuren ausführen könne, zu welchen der deutsche Kotillon Gelegenheit bietet, und diese Demonstration nahm zwei Stunden in Anspruch. Iwan blieb bis zu Ende.

Angela aber sprach kein Wort mehr zu ihm.

Wenn die Reihe zu tanzen an sie kam, so lehnte sie sich an seine Schulter, hielt seine Hand gepreßt, und ihr Atem berührte sein Gesicht; wenn sie an ihren Platz zurückkamen, setzte sie sich nieder und wandte ihren Kopf von ihm ab.

Als der Kotillon zu Ende war, kam Graf Edmund herbei und teilte Iwan mit, daß dieser lange Tanz ihn gerade tausend Gulden gekostet habe. Iwan zuckte die Achsel.

Edmund aber sagte zu seiner schönen Cousine: »Wie es scheint, hast du den Ritter Magnet ganz für dich behalten.«

Angela schüttelte ärgerlich die schöne Schulter.

»Dieser Mensch ist mir schon zur Last.«

Von dem Augenblicke an, wo die Worte: »Dieser Mensch ist mir zur Last!« gesprochen wurden, veränderte sich die Physiognomie der Gesellschaft in bezug auf Iwan vollständig. Man betrachtete den Ritter Magnet nicht mehr als fidelen Burschen, sondern als einen zudringlichen Parvenü.

Angela sagte nichts mehr, aber aus dem einen Satz ließ sich alles divinieren.

Es gibt Menschen von niederer Herkunft und geringer Berechtigung, welche die herablassende Huld der Großen mit eitler Selbstgefälligkeit anders auslegen, als sie gemeint ist. Solche Leute muß man bestrafen; kühne Wünsche sind nicht für sie erfunden.

Auch Iwan wurde zu dieser Sorte gezählt.

Ein lächerlicher Mensch, der nicht zu beurteilen vermag, was die hochgeborene Dame, die Patriotin, ihm, dem vaterländischen Gelehrten als Gnade zukommen ließ, und der dies mit jenen Verhältnissen verwechselt, welche ein Weib und einen Mann interessieren, wenn sie einander gleichgestellt sind.

Der muß von hier fortgejagt werden.

Dazu hat die Aeußerung der Komtesse Angela: »Dieser Mensch ist mir zur Last« ein genug deutliches Signal gegeben.

Er wird fortgejagt werden.

Das erste Mittel hierzu ist, daß man den Betreffenden lächerlich macht. Das kann auf vielerlei Arten geschehen. Der Angegriffene bemerkt, daß man seine Schwächen sucht, daß man ihn nicht in Ruhe läßt, daß man ihn fortwährend in Situationen drängt, wo die Kritik unerbittlich ist. Man lacht ihm nicht ins Gesicht, man lobt ihn; aber an der Art des Lobes merkt er, daß man sich über ihn lustig macht. Er kommt darauf, daß in diesem Kreise niemand sein guter Freund ist. Es tritt ihm keiner zu nahe, niemand beleidigt ihn; aber ein gewisser scherzhafter Ton läßt ihn, wenn er Verstand hat, wissen, daß er seinen Hut nehmen und weitergehen soll.

Das geschah auch mit Iwan. Seine neuen Bekannten studierten fleißig den Don Quichotte, und wenn sie unter sich waren, so ließen sie manches Wort über die Ereignisse auf der Insel Barataria fallen.

Aber Iwan nahm dies alles mit einem eigentümlichen Phlegma auf. Er nahm die Situation, in der Scherz sein sollte, ernsthaft hin.

Man ermunterte ihn, in einer Dilettantenvorstellung, welche die Mitglieder der hohen Gesellschaft improvisierten, die Rolle des Königs aus »Ernani« *à vista* zu singen. Er ging darauf ein. Er sang und produzierte eine prächtige Baßstimme. Er sang nicht korrekt, aber seine Stimme erregte Bewunderung. Angela sang die »Elvira«, Marquis Salista »Ernani«, aber der König blieb Sieger. Der Marquis sagte: »Der Teufel soll mich holen, wenn dieser Mensch nicht schon einmal Komödiant gewesen ist!«

Ein andres Mal lud man ihn zu einer Fuchsjagd ein. Graf Stefans Gut mit einem prächtigen Jagdschloß befand sich einige Stunden von Pest; zu den Frühjahrsjagden pflegte die Elite des halben Landes dort zusammenzukommen. Iwan wurde dazu geladen, und unter den Pferden des Grafen Stefan suchte man für ihn den feurigsten arabischen Hengst aus.

Das wird ein rechter Spaß werden. Ein Bücherwurm, der in den Sattel hinaufkriecht, in den Sattel eines Pferdes, das sehr wählerisch ist in bezug auf die Reiter, die es auf sich duldet.

Aber auch da wollte sich keine Posse entwickeln. Iwan saß auf dem für ihn ausgesuchten Vollblutrenner wie angewachsen.

Als Marquis Salista ihn im Sattel sitzen sah, die Sporen an die Seiten des Pferdes gedrückt, sagte er: »Der Teufel soll mich holen, wenn dieser Mensch nicht schon einmal Husar gewesen ist!«

Wer kann wissen, was jemand in unserer närrischen Zeit gewesen ist!

An der ersten Fuchshetze, die auf Graf Stefans Gut abgehalten wurde, nahm auch Komtesse Angela teil.

Sie saß prächtig zu Pferde. Sie war darauf ganz zu Hause.

Es waren ungefähr zehn Herrenreiter, die zur Hetze aufbrachen. Die Hunde hatten den Fuchs aus dem Gebüsch glücklich aufgejagt, und der Reitertrupp stürzte ihm nach.

Der Fuchs nahm seinen Lauf nach einer Berglehne, die von einer Kluft durchschnitten war, aus deren Grund ein Bergbach hinabstürzte. In diese Kluft flüchtete sich der Fuchs. Wahrscheinlich hoffte er dort in ein leeres Fuchsloch entkommen zu können. Die Reiter schaffte er sich dort jedenfalls vom Halse, denn zwischen den Steinen können sie ihn nicht verfolgen, und im schlimmsten Falle springt er auf die andere Seite der Kluft hinauf und entkommt ihnen dort.

Der Fuchs hatte Chancen. Wenn die Hunde ihn aus der Kluft hinaustreiben, so kann er sich auf die rechte Seite flüchten; die Jagdgesellschaft ist auf der linken Seite.

»Vorwärts!« rief kühn Komtesse Angela und setzte ihren Renner peitschend über die Kluft hin.

Es war ein halsbrecherischer Scherz! Wie viele werden ihn ihr nachmachen?

Als die Komtesse auf die steil abfallende andere Seite der Kluft gelangt war, blickte sie zurück, um zu sehen, wer noch mit ihr gekommen sei. Nur Iwan war ihr gefolgt.

Die Hunde verfolgten den Fuchs unten den Bach entlang; die übrige Jagdgesellschaft galoppierte an der linken Seite des Bergeinschnittes aufwärts.

Angela achtete in diesem Augenblick ebensowenig auf die anderen wie die anderen auf sie. Die größte Sorge aller war jetzt nur der Fuchs.

Die Komtesse ritt am Rande des Bergeinschnittes, der nahen schwindelnden Tiefe nicht achtend, und jagte den Fuchs, der ausbrechen wollte, mehrmals in die Kluft zurück bis dieser einmal einen Ausweg fand, plötzlich den linken Abhang hinauf den Reitern entgegenrannte und dann dem Gebüsch zuzueilen anfang, aus welchem er hinausgetrieben worden war.

Alle ihm nach! Das »Talli ho!« erscholl bald in der Ferne, und das Gebüsch verbarg die Reiter vor den Augen der Komtesse.

Nun wandte auch Angela ihr Pferd zurück, und um mit der Gesellschaft früher zusammenzukommen, nahm sie ihren Weg abermals über einen Bergeinschnitt.

Sie kümmerte sich nicht darum, ob jemand sie begleite oder nicht.

Sowie sie jedoch zu dem Einschnitt gelangte, sprang ein Hase vor ihrem Pferde auf, dieses scheute, warf sich zur Seite, und die Komtesse fiel aus dem Sattel.

Im Falle blieb die lange Schleppe ihres Kleides am Sattel hängen und Angela blieb an das scheue Pferd gefesselt. Der Kopf der Ohnmächtigen hing mit aufgelöstem Haar zur Erde hinab. Das erschrockene Pferd rannte gegen den Einschnitt; wenn es seine Reiterin dorthin schleppt, so wird ihr Kopf an den hervorstehenden Baumstrunken zerschmettert.

Iwan erschien auf der Stelle und brachte das Pferd zum Stehen.

Dann befreite er die am Sattel hängengebliebene Reiterin.

Sie war ohnmächtig.

Iwan legte sie auf den weichen Rasen, wo ihr Haupt auf einem moosbewachsenen Baumstrunk ruhte; und da vom Leibchen der Komtesse im Fall drei Malachitknöpfe abgesprungen waren und das Leibchen verräterisch offenstand, so zog Iwan die eigne Nadel aus seinem Halstuch und heftete damit Angelas Brustlatz sorgfältig zusammen.

Als Angela zu sich kam, fand sie sich allein und die beiden Pferde mit ihren Zügeln an einen Baum gebunden. Aus der Ferne, von der untergehenden Sonne beleuchtet, näherte sich ihr ein Mann vom Tale her. Es war Iwan, der für sie in seinem Horn Wasser brachte.

Die Komtesse wartete nicht, daß er ihr aufhelfe; bis er zu ihr gelangte, hatte sie sich bereits erhoben.

Iwan bot ihr einen Trunk an.

»Ich danke Ihnen. Mir ist ganz wohl,« sagte die Komtesse.

Iwan schüttete das Wasser hinter sich aus.

»Es wäre vielleicht doch gut, wenn Sie jetzt in das Schloß zurückkehren würden.«

»Das will ich tun.«

»Es ist nicht weit. Ich weiß einen kurzen Weg durch den Wald. Die Pferde können wir bis dahin zu Fuß nachführen.«

»So wird es gut sein.«

Und sie gingen nebeneinander her, die Pferde am Zügel führend.

Das Gesicht der Komtesse erglühte, als sie, auf ihre Brust blickend, die Nadel erkannte, mit welcher ihr Leibchen zusammengeheftet war.

Sie schwieg.

Als sie in den Wald gelangt waren und im Schatten der Bäume dahinschritten, sagte sie plötzlich zu Iwan: »Kennen Sie die Geschichte der Julia Gonzaga?«

»Nein, Komtesse.«

»Sie war die Herrin von Fondi. Barberousse hatte Fondi in der Nacht überfallen, um Julia Gonzaga zu entführen. Ein edler Ritter kam dem Freibeuter zuvor und befreite die Marquise. Sie rettete sich barfuß, so wie sie von ihrem Lager aufgesprungen war. Wissen Sie, womit sie ihren Retter belohnte?«

»Womit?«

»Sie stieß ihm den ersten Dolch, der ihr in die Hand kam, in die Brust.«

»Die Dame hatte recht,« antwortete Iwan. »Der fremde Mann durfte ihre Füße nicht unverhüllt sehen.«

»Und der Mann?« fragte Angela.

»Hatte das Unglück, zu glücklich gewesen zu sein.«

Eine kleine Niaiserie.

Der Fuchs wurde in der Tat gefangen. Aus der Tiefe des Waldes erscholl das triumphierende Halali und dann das Hornsignal zur Sammlung der zerstreuten Mitglieder der Gesellschaft. Komtesse Angela war um diese Zeit mit ihrem Begleiter bereits zum Saum des Waldes gelangt; Iwan gab mit seinem Horn das Zeichen, daß die, welche sie suchen, bereits auf dem Heimweg begriffen.

So kamen sie ungefähr eine Viertelstunde früher in das Schloß zurück als die ganze übrige Jagdgesellschaft.

Komtesse Angela und Iwan sahen sich dann bis zur Zeit des Soupers nicht wieder. Die Jäger erzählten ihre Erlebnisse und die Damen machten Toilette.

Komtesse Angela erzählte ihrer Tante, was ihr passiert war. Sie konnte niemals lügen. Der den gemeinen Seelen anhaftende Aussatz der Lüge war ihrem Gemüt fern. Wollte sie etwas nicht sagen, so schwieg sie; aber etwas anderes als die Wahrheit sprach sie nie.

Ob auch Iwan das Geschehene in der Gesellschaft der Männer erzählen wird? Männern pflegen derartige Abenteuer großen Spaß zu machen. Warum sollte er ein so glückliches Thema nicht zur Geltung bringen? Eine gerettete Dame! Eine derangierte Schönheit!

Als man sich zum Souper versammelte, konnte es leicht jedem auffallen, daß Komtesse Angela von einer gewissen Gêne befangen war und daß ihr Blick Iwan besonders mied. Sie war ungewöhnlich blaß, trug ein schwarzes Seidenkleid und war sehr wortkarg.

Sie überlegte bei sich, ob diese alle schon wissen, was Iwan weiß!

Die Herren bestrebten sich, sie zu amüsieren. Sie erzählten ihr von der prächtigen Emotion, mit welcher sie den Fuchs verfolgten, der öfter daran war, zu entkommen, bis sie ihn endlich erwischten. Sie bedauerten, daß die Komtesse dabei nicht zugegen sein konnte, da sie am jenseitigen Rande des Bergspaltes zurückgehalten war; es sei in der Tat für sie besser gewesen, zurückzukehren, als wieder über einen Spalt zu setzen – es hätte ihr da leicht ein Malheur passieren können.

Niemand erwähnte, daß ihr wirklich etwas zugestoßen sei. Aber diese fein erzogenen Leute verstehen es so gut, ein gleichgültiges Gesicht zu zeigen, daß man sich nicht darauf verlassen kann, daß sie von der Sache nichts wissen.

Aber wer dann Angela überzeugte, daß Iwan niemandem etwas von ihrem Unfall gesagt habe, das war ihr Cousin, Graf Edmund.

»Hat dich Berend nach Hause begleitet?« (Sie nannten ihn nicht mehr Ritter Magnet, sie scherzten nicht mehr mit ihm.)

»Ja.«

»Diese Begleitung war dir unangenehm?«

»Woraus schließt du das?« fragte Angela heftig.

»Aus Iwans Benehmen. Seit wir zurück sind, bekommt man von ihm kein Wort zu hören. Er mengt sich nicht in den allgemeinen Lärm. Er ist jetzt befangen. Auch meidet sein Blick den deinigen. Es scheint, er möchte gerne nicht mehr hier sein. Hab' ich es erraten?«

»Du hast es erraten.«

»Soll ich ihm helfen, von hier fortzukommen?«

»Meinethalben. Aber ohne alle Härte.«

»Kannst du eine solche von mir voraussetzen? Ich habe einen sehr guten Plan dazu.«

»Ich will ihn wissen. Denn ich bin auf diesen Menschen nicht böse, er ist mir nur zur Last. Ich möchte nicht, daß man ihn auch nur mit einem Finger von hier wegstoße; aber wenn er irgendwo jenseits der Isothermen als unser Antipode sich befände, so wäre es mir lieb.«

»Also, ich will dir meinen Plan sagen. Er ist ein Gelehrter und ein Philosoph. Viele gesellschaftliche Gewohnheiten faßt er ganz anders auf, als es bei uns üblich ist. Das Duell verabscheut er besonders. Ich bitte, verziehe nicht dein schönes Gesicht. Es handelt sich nicht um ihn. Ihn fordert niemand heraus. Das wäre ein sehr dummer Spaß. Aber heute abend nach dem Souper werde ich mit Salista über irgendeine Niaiserie in Streit geraten. Das Ende des nichtigen Streites wird sein, daß wir einander fordern. Ich werde Berend und Géza zu meinen

Sekundanten wählen. Wenn Berend die Sekundantenstelle nicht annimmt, so wird er gleich genötigt sein, aus unsrer Gesellschaft zu scheiden; und wir haben dann miteinander nichts mehr zu tun. Wenn er sie aber annimmt, so werden die vier Sekundanten über die Modalitäten des zwischen mir und Salista auszufechtenden Duells untereinander in Streit geraten, und die konventionelle Folge hiervon ist die, daß die vier Sekundanten genötigt sind, einander zu fordern. Dann packt der Gelehrte gewiß zusammen, dankt für die genossene Freundlichkeit und geht nach Hause Gase brauen. Denn ich halte es für möglich, daß selbst ein Philosoph, wenn man ihn stark beleidigt, nach der Pistole greift; aber damit jemand aus purer gesellschaftlicher Etikette sich auf ein Duell einlasse, dazu muß er schon ein autochthoner Gentleman sein.«

»Und wenn es dennoch geschieht, daß er sich auch zu einem solchen Duell herbeiläßt?«

»Dann ist mein Plan zu Wasser geworden. Dann setzt sich ein Ehrengericht zusammen, welches ausspricht, daß keine Beleidigung vorgefallen sei und niemand Ursache habe, sich zu schlagen, und damit ist das Dramolett beendet.«

Angela zuckte die Achsel.

»Meinethalben macht mit ihm, was ihr wollt. Aber gebt acht auf ihn. Dieser Mensch kann euch einmal die Zähne weisen; *ça mord*.«

»Ueberlaß das mir.«

Beim Souper lenkten sie das Gespräch absichtlich auf das Duell, damit Angela sich überzeuge, daß Iwan hierüber seine eignen Ansichten habe. Gelegenheit bot hierzu die jüngste Tagesneuigkeit: ein Duell, in welchem der einzige Sprößling einer vornehmen Familie wegen einer Niaiserie sein Leben einbüßte.

»Ich halte das Duell nicht allein für ein Verbrechen, sondern noch für mehr, für einen Fehler,« sagte Iwan. »Ueberhaupt begeht man eine wahre Gotteslästerung, wenn man einen Zweikampf zum Gottesurteil macht. Das Tedeum, welches die siegende Partei anstimmt, weil es ihr gelungen ist, mehr Menschen über den Haufen zu schießen als die verlierende Partei, ist eine Beschimpfung des Himmels. Doch die bewaffnete Genugtuung ist ein noch größerer Fehler der Gesellschaft; denn sie verhindert, daß die Wahrheit gesprochen werde. Wer uns unsere Fehler ins Gesicht sagt, ist unser Wohltäter, die gesellschaftlichen Regeln aber verpflichten uns, einen solchen Wohltäter zu töten. Hier gibt es keine andere Wahl, als einander anzulächeln oder aufeinander zu schießen, Komplimente zu machen oder sich zu schlagen.«

Graf Edmund nahm die Diskussion auf.

»Ich bin entgegengesetzter Ansicht. Wenn das Duell in der Gesellschaft nicht zum Gesetz erhoben wäre, so wäre dies eine Gottesleugnung. Denn dafür, daß ein Mensch als Schwächling auf die Welt kam, der andere muskulös und stark, dafür kann in der Tat niemand anderes als der Schöpfer. Und so wäre mitten in der Zivilisation der schwächer gebaute Mensch der Sklave des knochigeren Menschen; der darf ihn ohrfeigen, insultieren, und er zahlt nach dem Gesetz je nach dem Maße der Beleidigung von fünf bis hundert Gulden Schmerzensgeld. Diese Lücke zwischen der menschlichen und göttlichen Gerechtigkeit wird von der kleinen Bleikugel ausgefüllt, welche zwischen Starken und Schwachen die Gleichheit herstellt. Die Kugel ist kein Richter, denn oft entscheidet sie den Prozeß in ungerechter Weise, aber ein Gesetz, und der Respekt vor demselben macht es möglich, daß Brutalität und Bildung nebeneinander auskommen können.«

»Auch das ist ein Fehler der Gesellschaft, daß es so ist,« entgegnete Iwan. »Es ist ein falsches Ehrgefühl, durch welches dieses Gesetz diktiert wird. Die Gesellschaft sollte sich kein

besonderes Gesetz machen, sondern dasjenige in Ehren halten, welches im Gesetzbuch Vornehmen und Armen in gleicher Weise vorgeschrieben ist. Nicht wahr, wenn man jetzt jemandem in der Gesellschaft eine Ohrfeige gibt und dieser sich nicht bewaffnete Genugtuung nimmt, so schließt die Gesellschaft ihn aus ihrer Mitte aus? Die Gesellschaft sollte dieses Prinzip umkehren und den ausschließen, der die Beleidigung verübt hat, dann wäre die Gesellschaft der Richter und nicht eine dumme Kugel.«

»Das alles ist in der Theorie sehr schön, lieber Freund; aber ich bitte dich, versetze dich in die Lage, in welcher man auf die eine oder die andere Weise genötigt ist, zur Waffe zu greifen.«

»Ich kann mir für mich keine solche Lage denken,« sagte Iwan; »ich beleidige niemanden geflissentlich. Und wenn ich es gegen meinen Willen getan habe, bin ich ernst genug, um den Beleidigten um Vergebung zu bitten. Meine Ehre zu verletzen hat niemand Gelegenheit, und wenn er es täte, würde ich mich auf alle diejenigen berufen, die mich kennen, und wehe mir, wenn dieses Forum mich nicht freisprechen würde.«

»Wie, wenn man jemanden, der dir lieb ist, verletzt?«

»Ich habe niemanden, der mir besonders lieb ist.«

Hiermit war der Faden der Diskussion abgeschnitten.

Und doch gibt es eine Person, die ihm besonders lieb ist.

Nach dem Souper, noch am Tische bewies ihm Marquis Salista, daß es jemanden geben kann, der ihm am Herzen liegt.

Der Marquis begann vor Angela von den Ereignissen des Revolutionsfeldzuges zu erzählen und schnitt schauderhaft auf. Er war damals Kürassierleutnant. Welche Verheerungen richtete er unter den Husaren an! Mit zwanzig Mann jagte er bei Izsabeg das ganze Lehel-Husarenregiment in die Flucht und bei Altszöny hieb er die Wilhelm-Husaren bis auf den letzten Mann nieder.

Kein Zug bewegte sich in Iwans Gesicht. Selbst Angela bekam diese Prahlerei und die Herabsetzung der ungarischen Waffen satt, und direkt auf Iwan blickend fragte sie: »Ist das alles wahr?«

Iwan zuckte die Achsel.

»Wie sollte ich armer, unterirdischer Bergmann wissen, was hier auf der Oberfläche der glorreichen Erde vorgeht?«

Angela konnte seinethalben außer Sorgen sein. Das ist ein Philosoph, von dem man nicht zu befürchten hat, daß er in Feuer kommt.

Als die Gesellschaft nach dem Souper sich zerstreute, zogen sich Graf Stefan, Gräfin Theudelinde und einige weibliche Gäste in den Salon zurück. Schönes Mondlicht fiel durch das Erkerfenster herein, und während Gräfin Theudelinde Klavier spielte, kam Angela auf einen Augenblick mit Iwan zusammen.

»Ich gebe Ihnen Ihre Brustnadel zurück,« sagte sie. »Nach dem Volksglauben dürfen gute Freunde einander keine spitzen oder schneidigen Gegenstände schenken, sonst schadet man der Freundschaft.«

»Aber der Volksglaube,« sagte Iwan, »bietet auch das Gegenmittel, welches den bösen Zauber bricht, wenn nämlich beide über das Geschenk lachen.«

»Ach! darum lachten Sie, als ich von den eisernen Stacheln sprach! Also nehmen Sie Ihre Nadel zurück und lächeln wir – aus Aberglauben.«

Und sie lächelten einander an aus Aberglauben.

Komtesse Angela ging dann auf den Balkon hinaus und hielt mit dem warmen Maiabendlüftchen Rat.

Graf Edmund hatte ihr versprochen, ihr noch heute abend die weitere Entwicklung des Scherzes mitzuteilen.

Die Herrengesellschaft blieb noch lange wach; für sie ist die Nacht das wahre Leben.

Der Mond war bereits über die Spitzen der Pappeln emporgekommen, als Angela die Schritte des Grafen Edmund hörte, der aus dem Salon kommend sich der Erkertür näherte.

Im Salon klang noch immer das Piano. Sie konnten miteinander sprechen.

»Nun, was ist vorgefallen?« fragte Angela.

»Wir haben da mit unserer Niaiserie eine schöne Dummheit gemacht,« sagte Graf Edmund ärgerlich.

»Wieso?«

»Höre. Ich sollte eigentlich nicht davon sprechen, aber die Lage ist eine solche, daß ich sie dir nicht verheimlichen kann. Wir haben so gehandelt, wie ich dir gesagt habe. Als wir in den Herrensalon kamen, begannen wir den Scherz. Jemand begann davon zu sprechen, wie angenehm es sei, daß du jetzt in Ungarn bist.«

»Ah! das war eine Dummheit!« rief Angela erzürnt.

»Ich weiß, daß es eine Dummheit war. Jetzt weiß auch ich es schon. Nachdem der Fehler gemacht, kommt jedem der Verstand.«

»Wozu habt ihr meinen Namen eingemengt? Das habe ich nicht erlaubt.«

»Das ist gewiß; aber Männergesellschaften haben schon die üble Gewohnheit, daß sie eine interessante Dame nicht vorher um die Erlaubnis bitten, von ihr sprechen zu dürfen. Gerade mir, als deinem Cousin war es vorbehalten, gegen jedes Geschwätz zu protestieren, welches mit deinem Namen in Verbindung gebracht wird; und wenn Salista sagen wird, er wisse, daß du dich jetzt wegen der schönen Augen eines Menschen hier unten aufhältst, dann sollte ich ihm verbieten, darüber eine Meinung auszusprechen, und darüber wollten wir in Streit geraten.«

»Ah! das ist ja ein kindischer Studentenstreich!« sprach Angela zitternd vor Zorn.

»Das wäre ja noch gut, wenn nichts weiter als ein Studentenstreich sich daraus entwickelt hätte. Ich habe dir wohl vorausgesagt, daß wir eine kleine Niaiserie vorbereiten, und du hast darauf geantwortet: es ist gut; aber es ist etwas ganz anderes daraus geworden, als wir wollten. Berend saß am Schachtisch Salista gegenüber; Salista stand an den Kamin gelehnt. Nachdem nun Salista gesagt hatte: Ich weiß, was für ein Paar Augen die schöne Komtesse von Wien herabgelockt haben, schleuderte ihm Berend plötzlich die Worte ins Gesicht: Das ist eine Lüge! noch bevor ich Zeit hatte, meine Antwort vorzubringen.«

»Ah!« rief Angela, und eine elektrische Erschütterung durchfuhr ihre Nerven.

»Entsetzt sprangen wir auf. Der Scherz hatte eine schlimme Wendung genommen. Salista erblaßte. Darauf hatte er nicht gerechnet. Herr! sagte er zu Berend, nehmen Sie dieses Wort zurück; dieses Wort hat mir noch niemand in meinem ganzen Leben gesagt.«

»Und Berend?« fragte Angela, Graf Edmunds Hand erfassend.

»Berend stand vom Tische auf und antwortete ruhigen und kalten Tones: Es ist möglich, daß Sie bisher noch niemals einen Anlaß zu diesem Wort gegeben haben, aber jetzt haben Sie gelogen! Hiermit ging er ruhig aus dem Zimmer.«

Edmund hatte ein Gefühl, als ob Angela ihm mit ihren Fingern die Hand zerdrücken wollte. Angela mochte denken, daß man dort von ihr etwas Schlechteres gesagt haben konnte, worauf eine solche Antwort notwendig gewesen wäre.

»Ich lief ihm sogleich nach, um die Sache in Güte zu begleichen. Auf dem Flur holte ich ihn ein. Dort stellte er sich mir mit aller Ruhe entgegen und sagte: Lieber Freund, du weißt, was nun folgt. Ich bitte dich, fordere Graf Géza in meinem Namen auf und seid in dieser Affäre meine Sekundanten. Teilt mir dann mit, was ihr beschließt. Das übrige ist eure Sache. Und hiermit lud er mir die Rolle auf, die ihm bestimmt war, und jetzt bin ich sein Sekundant und er der Duellant. Ich wollte ihn in die Enge treiben. Ich stellte ihn zur Rede, was ihm das Recht gebe, jemandem wegen der Komtesse Angela den Handschuh hinzuwerfen. Darauf antwortete er: Die Pflicht, die jedem Gentleman obliegt, zum Schutz einer Dame aufzutreten, deren Gast er ist. Die Antwort war vom ritterlichen Gesichtspunkt ganz korrekt; aber sie weicht sehr stark ab von den Ansichten des Philosophen, welcher sagt: Ich habe niemanden auf der Welt, für den ich mich schlagen sollte.«

Angela sank in den Fauteuil zurück.

»O welch eine schreckliche Dummheit haben wir alle begangen! Nein! dieses Duell darf nicht vor sich gehen. Ich verbiete es ihnen.«

»Es wäre mir lieb, wenn du ein Mittel wüßtest, es zu verbieten.«

»Ich will sogleich mit Berend sprechen.«

»Das ist nicht möglich. Denn gleich nachdem er mich verlassen hatte, ging er hinunter, um anspannen zu lassen. Hörst du den Wagen hinausrollen? Géza ist mit ihm gefahren, und wir vier werden ihnen sogleich folgen. Denn solche Dinge kann man nicht in einem fremden Hause abmachen. Das geht so nur auf der Bühne an. Die Parteien müssen in ihrer eignen Wohnung abwarten, was wir über sie beschließen.«

»Aber mein Gott! ich will nicht, daß es geschehe! Ich werde mit Onkel Stefan sprechen.«

»Ich habe dir ja die Sache deshalb erzählt, damit du ihn über unser Fortgehen aufklärest; aber ich kann dir im voraus sagen, was in dieser Affäre seine Ansicht sein wird – er wird sagen: Man soll kein Aufsehen machen und trachten, daß die Sache sobald als möglich sich abwickle, damit sie nicht noch ärger werde; und die Sekundanten sollen klug sein.«

»Was heißt das, die Sekundanten sollen klug sein?«

»Soweit es von ihnen abhängt, den Ausgang des Duells je nach Maß der Beleidigung mildern oder verschärfen. Wir werden ihn mildern. Dein Namen wird unter den Motiven der Beleidigung nicht vorkommen. Wir werden Berend veranlassen, die Erklärung abzugeben, daß er das Wort Lüge auf Salistas Aeußerungen über die ungarischen Truppen ausgerufen habe. Dieser plausible Grund wird von beiden Seiten akzeptiert und dein Name wird in keiner Weise in die Sache eingemengt werden.«

»Es handelt sich nicht um mich, sondern darum, daß um meinetwillen jemand getötet werden kann.«

»Darüber sei ruhig. Die Sekundanten werden klug sein. Wir setzen die Barriere dreißig Schritte weit an und geben ihnen schlechte Militärpistolen, mit welchen man auf eine Distanz von einer Klafter das Ziel um eine Spanne verfehlt; es wird ausgemacht, daß sie nicht länger als eine Minute zielen dürfen; und sei gewiß, wenn beide so dick wären wie ein Elefant und Schützen wie Robin Rouge, und wenn sie selbst eine Stunde lang aufeinander schießen, so würde doch keiner treffen. Ich bitte dich daher, sei verständig. Wenn du einmal einen Mann hast, so wird auch der wegen deiner schönen Augen mehr als einmal solche Affären durchzumachen haben. Ich höre meinen Wagen, ich muß eilen, denn in der Morgendämmerung geht es los.«

Graf Edmund trachtete weiter zu kommen.

Diese kleine Niaiserie hatte den Spaß sehr verdorben. Die ganze Sportsaison wurde dadurch gestört. Da auf einmal sechs männliche Mitglieder der Gesellschaft sich entfernten, so wurde die Fortsetzung der Jagden auch für die übrigen unmöglich gemacht. Jedermann beschloß, morgen früh nach Pest zurückzureisen.

Diese Nacht war für die übrigen eine sehr unruhige.

Von der Komtesse Angela erzählte deren Gesellschafterin, welche mit ihr in einem Zimmer schlief, daß die Komtesse sechsmal in der Nacht aufstand und Licht anzündete, behauptend, daß es schon Tag sei und Zeit abzureisen. Sie mag einen sehr unruhigen Schlaf gehabt haben.

Am andern Tag um zehn Uhr waren nicht bloß die Gäste, sondern auch Gräfin Theudelinde und deren Angehörige schon in Pest.

Komtesse Angela ging in ihrem Zimmer unruhig auf und ab.

Um elf Uhr meldete man ihr, daß Graf Edmund da sei. Sie ließ ihn bitten, bei ihr einzutreten.

Edmund trat blaß, unmutig, mit verdrießlichem Blick bei Angela ein, die bemüht war, ihm das Vorgefallene vom Gesicht herabzulesen.

»Nun, was ist geschehen?« fragte Angela, »gibt's ein Unglück?«

»Es ist niemandem etwas geschehen,« antwortete Edmund herb. »Aber die Sache steht schlimmer als gestern.«

»Ist das Duell vor sich gegangen?«

»Ja und nein. Es ist vor sich gegangen, aber nicht ganz.«

»Das verstehe ich nicht.«

»Ich habe es bisher auch nicht verstanden. Ein Duell, das vor sich gegangen ist, aber nicht ganz! Auch mir ist dies neu. Wenn du willst, so erzähle ich dir, wie es geschehen.«

»Ich bitte dich sehr darum.«

»Also nach unserem Übereinkommen erschien ich heute früh um sechs Uhr in Berends Wohnung, um ihn abzuholen. Géza ging mit dem Arzt voraus. Nach unserem Uebereinkommen sollten die beiden Parteien beim Laßlovßky aufeinander warten und von dort auf das Leopoldfeld hinausfahren, wo das Rendezvous bestimmt war. Ich fand Iwan Berend schon bereit.«

»In was für einer Stimmung war er?«

»Er war ungewöhnlich scherzhaft. Auf dem ganzen Weg erzählte er Anekdoten. Als wir beim Laßlovßky ankamen, stieg eben auch Salista aus dem Wagen. Iwan lüftete die Mütze und wünschte ihm guten Morgen. Er wußte vielleicht nicht, daß dies nicht Sitte ist. Vor dem Duell grüßen die Parteien einander nicht. Salista erwiderte den Gruß nicht, obgleich, nachdem Berend schon einmal von der Sitte abgewichen war, auch er wohl daran getan hätte, seinem Beispiel zu folgen. Vom Laßlovßky fuhren wir zusammen bis zum Leopoldifeld, dort stiegen wir aus und gingen zu Fuß in den Wald. Als wir auf eine geeignete Lichtung gekommen waren, forderten wir die Parteien vorschrittsgemäß auf, sich zu versöhnen, was jedoch beiderseits stumm zurückgewiesen wurde. Hierauf maßen wir die Distanz ab, bezeichneten die Barrieren mit Sacktüchern und luden die Pistolen; die Parteien losten mit Strohhalmen um den Standort, dann verfügten sie sich auf ihre Plätze und wir gaben ihnen die Pistolen in die Hand. Ein Händeklatschen gab ihnen das Zeichen zu avancieren. Salista machte zwei Schritte vorwärts und schoß. Wie ich mir es vorher gedacht hatte, so war es auch, er traf nicht. Dann rief Iwan mit dumpfer Stimme: zur Barriere! Salista ging ihm bis zu dem weißen Taschentuch entgegen, und auch Iwan ging bis zu seiner eignen Barriere. Als er dorthin gelangt war, sagte er zu Salista: Sie haben meinen Gruß nicht angenommen; aber wenn ich die Kopfbedeckung lüfte, so müssen Sie auch die Ihrige abnehmen. Hiermit zielte er. Die halbe Minute, binnen welcher er seine Pistole gespannt hielt, überzeugte uns, daß seine Hand nicht zitterte. Die Pistole ging los und Salista stand barhaupt da. Seine Husarenkappe war zwei Klafter weit hinter ihn geflogen; die goldene Rose war davon abgerissen.«

»Ah!« seufzte Angela vor Verwunderung.

»Der Mensch schießt wie Robin Rouge. Wir luden die Pistolen aufs neue, weil nach dem Übereinkommen dreimal geschossen werden sollte.«

»Dreimal!« rief die Komtesse.

»Wir hatten geglaubt, diese Bedingungen getrost stellen zu können. Dreißig Schritte sind eine große Distanz und die Pistolen sind schlecht. Außerdem waren beide Parteien bis zum Kinn zugeknöpft; der eine hatte einen schwarzen Rock, der andere einen grauen Militärmantel an, beides schlechte Zielscheiben; überdies hatten beide die Hemdkrägen versteckt, damit an ihnen kein hervorstechender Zielpunkt zu sehen sei. Aber die herabgeschossene Kappe verbitterte den Kampf sehr. Es stellte sich heraus, daß Berend ein außerordentlicher Schütze sei. Und das provozierte in Salista den militärischen Trotz. Den zweiten Schuß mußten sie schon von der Barriere aus tun. Salista legte jetzt seinen grauen Mantel ab, knöpfte seinen Husarendolmány auf, so daß sein rotes Gilet und das weiße Vorhemd grell hervorstachen und anstatt, wie es beim Duell üblich ist, dem Gegner die Seite entgegenzustellen, stellte er sich ihm mit der ganzen Breite entgegen. Und rot und weiß sind die besten Farben, ein Ziel scharf zu umgrenzen. Ja, während wir die Pistolen luden, nahm er seine Zigarrentasche heraus und zündete sich, wie zum Beweise seiner Kaltblütigkeit, eine Zigarre an. Beim zweitenmal Schießen war er wieder der erste. Jetzt nahm er seinen Gegner ein wenig scharf aufs Korn. Er zielte lange, so daß ich genötigt war, ihn aufzufordern, er möge endlich schießen. Er traf wieder nicht. Die Blätter des Strauchs, unter welchen Iwan stand, fielen diesem auf den Hut. Die Kugel hatte sie abgerissen.«

Angela schauderte.

»Da sagte Iwan zu seinem Gegner: Herr, es schickt sich nicht, daß Sie in einem so ernsten Augenblick eine Zigarre rauchen. Salista antwortete nicht, sondern hielt ihm seine Brust entgegen und blies, das Gesicht zur Seite wendend, noch stärkere Rauchwolken von sich.

Hierauf zielte Iwan eine volle Sekunde, ernst und mit scharfem Blick. Der Schuß knallte, und Funken sprühend flog Salista die Zigarre aus dem Mund.«

Ein unwillkürliches Lächeln glitt über Angelas Gesicht, so rasch, daß nur der Aufmerksame es bemerken konnte; in der zweiten Sekunde war dieses Gesicht bereits wieder unbeweglich, starr wie in Stein gemeißelt.

Graf Edmund fuhr in seiner Erzählung fort.

»Salista schleuderte wütend seine Pistole auf die Erde. Der Teufel soll mich holen! rief er, wenn ich mich mit diesem Menschen noch schieße! Das ist ja Belzebub in eigner Person. Er schießt mir die Mütze vom Kopf, die Zigarre aus dem Mund, beim dritten Gang schießt er mir noch den Sporn vom Stiefel! Er schießt rings um mich herum, wie ein chinesischer Jongleur um den andern. Er macht mich zum Gespötte. Ich schieße mich mit ihm nicht mehr! Seine Sekundanten liefen zu ihm hin, um ihn zu beschwichtigen; auch wir gingen hin, um ihn zu beruhigen, allein er war wütend. Er ließe sich nicht lächerlich machen! rief er; wenn jemand ein Wilhelm Tell ist, so soll er ihm nicht den Apfel vom Kopf, sondern ihm gleich ins Herz schießen; er stellt sich dem Narren nicht zu einem dritten Schuß. Wenn wir die Affäre ernstlich abmachen wollen, so sollen wir ihnen Säbel geben, dann werde es sich zeigen, wer der Tüchtigere sei. – Wir redeten ihm zu, keine Komödie zu machen; er müsse noch einmal schießen, ob es ihm den Sporn oder den Kopf koste. Die duellierende Partei habe nicht die Wahl und müsse sich dem Sekundanten fügen. Endlich wurde Berend der Lärm zu viel; er rief uns zu sich hin und fragte, was es gebe. Wir sagten ihm, daß Salista nicht zum drittenmal schießen, sondern seinen Gegner zu einem Zweikampf mit dem Säbel herausfordern wolle. Iwan antwortete mit kaltem Blut: Also gebt uns Säbel! – Wie, du wolltest? – Ich nehme auch Sensen an, wenn er es so will. Salistas Sekundanten hörten diese Aeußerung mit größter Befriedigung. Sie waren durch Salistas Ausbruch am meisten geniert, denn es ist nicht Sitte von der Pistole zum Säbel zurückzugehen. Andererseits hätte es auch einen Skandal gegeben, wenn Iwan den Wechsel der Waffen nicht angenommen hätte.«

»Und ihr habt den Säbel angenommen?« fragte Angela, auf Edmund mit zusammengezogenen Augenbrauen blickend.

»Nachdem der Herausgeforderte dazu bereit war.«

»Aber das war ja wahnsinnig von euch!« brach Angela aus. »Einem Menschen, der die Fechtkunst sein ganzes Leben hindurch geübt hat, einen anderen gegenüberzustellen, der nie einen Säbel in der Hand hatte!«

»Der Zweikampf wird ›aufs erste Blut‹ gehen,« beruhigte sie Edmund.

»Aber ihr hattet ja gar kein Recht, darauf einzugehen. Ihr habt die Sekundantenpflicht überschritten. Ihr hättet den Sekundanten Salistas sagen müssen, daß die Affäre entweder jetzt und so, oder niemals beendet wird.«

»Das ist richtig; und wir hätten es auch getan, wenn Berend nicht dagegen gewesen wäre.«

»Ihn hättet ihr nicht um seine Einwilligung bitten sollen. Wann soll das Duell vor sich gehen?«

»Da wir keine Säbel zur Hand hatten und es nicht üblich ist, nachmittags zu duellieren, so waren wir genötigt, die Sache auf morgen früh zu verschieben.«

»Bis morgen früh werde ich das Duell verhindern.«

»Wieso?«

»Ich werde mit Berend sprechen. Ich werde ihn über alles aufklären.«

»Wenn du ihm sagst, daß er infolge unseres Scherzes in diese Affäre geraten, so erreichst du damit nichts anderes, als daß er sich anstatt mit einem, mit sechs Menschen schlagen muß.«

»Ich werde ihn so aufklären, daß er sich mit keinem von euch schlägt.«

»Dann hast du Salista ruiniert.«

»Wieso denn?«

»Wenn dieses begonnene Rencontre unerledigt bleibt, in welchem er erklärt hat, daß er sich nicht zum drittenmal schießt, so ist er für die Gesellschaft unmöglich; dann kann er als Offizier quittieren, von Pest weggehen und wieder Zuave des Papstes werden.«

»Meinethalben sei er Belzebubs Zuave! Was kümmert das mich! Er soll zum Sultan von Dahomei als Oberfeldherr gehen. Meinethalben mag er vollends zugrunde gehen, wenn er schon auf dem Wege dazu ist! Wer fragt danach, was aus ihm wird? Deine Pflicht ist es, deine Partei in Schutz zu nehmen, nicht ihn.«

Edmund staunte über die Heftigkeit der Aufregung, die sich in Angelas Worten ausdrückte.

»Das ist etwas anderes,« sagte er, sich vor seiner Cousine verbeugend. »Wenn du so sprichst, dann ergebe ich mich. Du hast vollkommen recht. Ich gehe Géza aufzusuchen und dann begeben wir uns miteinander zu Iwan, um ihm unsere Meinung mitzuteilen.«

Nach einer Stunde war Graf Edmund wieder bei Komtesse Angela.

»Nun, was habt ihr ausgerichtet?«

»Höre! Ich ging sogleich mit Géza zu Iwan. Ich gab ihm zu wissen, daß wir unserer Pflicht gemäß von den durch uns festgestellten Bedingungen nicht zurücktreten und das Säbelduell nicht annehmen können. Hierauf drückte er jedem von uns die Hand und sagte: Ich danke Ihnen für Ihre bisherigen Freundschaftsdienste. Und da Sie mir nach Ihrer Ueberzeugung in dieser Sache nicht weiter Beistand leisten können, so will ich Sie nicht zwingen. Aber ich gehe ins Offizierskasino in der Karlskaserne und bitte die ersten zwei Offiziere, die ich treffe, da ich in der Stadt unbekannt bin, in einer Affäre, die mit dem Säbel ausgemacht werden soll, meine Sekundanten zu sein.«

Komtesse Angela schlug erstaunt die Hände zusammen.

»Du hast recht gesagt, daß dieser Mensch uns noch die Zähne weisen werde,« fuhr Edmund fort, »ça mord! Und woran der sich einmal verbeißt, das hält er fest. Wir stellten ihm vor, daß Salista ein berühmter Fechter sei; darauf rief er mit aller Heftigkeit: Und wenn der Teufel selbst in ihm steckt, ich will ihm in die Augen sehen! Dieser Mensch beißt!«

Komtesse Angela setzte sich zu einem Tisch und stützte den Kopf in die Hand.

»Wir hatten keine andere Wahl als Berend zu versichern, daß wir ihm, wenn er es wünscht, in allem zu Diensten sein wollen. Und morgen schon werden sie sich schlagen. Was daraus werden wird, weiß Gott.«

Graf Edmund ging fort und Angela bemerkte es nicht einmal, daß er fort ging.

* *
*

In der folgenden Nacht legte Angela sich gar nicht zu Bette. Stundenlang ging sie in ihrem Zimmer auf und ab, und als sie sich einmal ermüdet niedersetzte, flüsterte sie für sich: »Ich habe an ihm so gehandelt wie Julia Gonzaga.«

Erst gegen Tagesanbruch warf sie sich angekleidet aufs Bett, und das Kissen, in welches sie ihr Gesicht gedrückt hatte, fand die Kammerjungfer am andern Tage ganz naß.

Das Weib in dreiunddreißig Gestalten.

Jetzt kann jedermann zu unserem Philosophen sagen: »O du weiser, du gelehrter Mensch, welch ein Narr bist du! Du verlassest dein Gewerbe, von welchem du lebst, deine einfache ländliche Wohnung, in welcher du dich so wohl fühlst, die geheimnisvollen Geister der Feuer und Wasser, welche deine wohlbekanntesten Freunde sind und begibst dich in eine Welt, die für dich nicht taugt und wo du dich nicht besser fühlst als ein Fisch im trocknen Sande; du machst aus deiner Wissenschaft eine Komödie, prunkst mit phantastischen Vorlesungen, stellst dich als Statue in lebende Tableaus, singst Opern, tanzest den ungarischen Kotillon, hetzest Füchse in halsbrecherischem Galopp, trinkst bei Zechgelagen um die Wette, machst vornehmen Damen die Cour, mengst dich in die Privatangelegenheiten hoher Familien, schlägst dich mit Offizieren wegen schöner Gräfinnen, stellst dich der Mündung der Pistole entgegen, schießest deinem Gegner die Kappe und die Zigarre weg und greifst zuletzt noch zum Säbel wie ein barbarischer Massagete! Was gehen dich die bleichen Menschen der Pole und die Herrschaften der Pester Salons an, was die zum Besten der kroatischen Brüder veranstalteten Konzerte, die Figuren des ungarischen Kotillon, die Pagat Ultimos der Kasinos, die Steeple-Chase der Sportsmen, die verlorenen Busenknöpfchen der Komtessen und die Säbel der Husarenkapitäne? Und besonders was hast du dich darum zu kümmern, daß eine Komtesse mit ihrem Großvater in Zerwürfnis lebt? Was hast du dich darum zu sorgen, daß sie zu ihm nach Wien gehe oder ihn zu sich nach Pest locke? Wozu hast du es überhaupt notwendig dazusein und ein solches Leben zu führen? Denn wenn du von dem allen keinen Grund anzugeben weißt, so bist du der größte Narr auf der Welt, über den je ein Roman geschrieben wurde, und der selbst nicht wußte, wie er hineingekommen ist!«

Aber wir werden die Gründe angeben, wegen welcher Iwan das alles durchgemacht hat, und dann möge man darüber urteilen, ob er ein Narr oder ein Weiser war oder etwas, was zwischen beiden die Mitte hält, ein von gewöhnlichen Gefühlen beseelter Mensch, welcher tut, was ihm sein Herz gebietet. Und das Herz hat seine Rechte!

Erinnern wir uns daran, daß Iwan Berend, als der Abt Samuel ihn zur Soiree der Gräfin Theudelinde einlud, bereits den Absagebrief an die Gräfin geschrieben hatte und bereit war, nach Hause zu reisen, daß er indes einen Brief bekam, welcher ihn veranlaßte, seinen Entschluß gänzlich zu ändern.

Dieser Brief kam aus Wien, der Schreiber desselben war ein junger Klaviervirtuose, dessen Namen seit einigen Jahren unter den beliebtesten erwähnt wurde: Arpad Belényi.

Ungefähr vierzehn Jahre vor unserer Geschichte hielt sich Iwan Berend längere Zeit im Hause der Familie Belényi auf. Warum er dort war, das werden wir seinerzeit erfahren. Arpad Belényi war damals ein fünfjähriges Knäblein. Schon damals wurde er für ein Wunderkind gehalten, er konnte auf dem Klavier ganze Märsche spielen. Zu jener Zeit waren die kriegerischen Märsche in der Mode.

Eines Tages starb der Familienvater eines plötzlichen Todes. Auch das wird an seinem Ort erzählt werden, wie er starb. Die Witwe verzweifelte, besonders wegen ihres verwaisten Kindes. Iwan tröstete sie damals damit, daß er sich des Kindes annehmen und für dessen Erziehung sorgen werde. Einige Monate später mußte Iwan wegen gewisser Umstände das Haus der Familie Belényi plötzlich derart verlassen, daß er selbst nicht wußte, ob er sie jemals wiedersehen werde. Beim Scheiden gab Iwan sein ganzes, aus lauter Dukaten bestehendes Geld der Witwe und sagte ihr, daß sie für dieses Geld Arpad im Klavierspiel unterrichten und zum Künstler ausbilden lassen solle; der Knabe werde ein berühmter Mensch werden und von seiner Kunst leben können.

Und Iwan war weder der Freund Belényis, noch der Liebhaber oder Verwandte der Frau Belényi oder ihr sonstwie verpflichtet gewesen. Aber in jener Zeit geschahen nun einmal seltsame Dinge.

Belényis hörten dann jahrelang nichts von Iwan, sowie auch er nicht von ihnen. Einmal erfuhr er auf seine Erkundigung, daß sie aus jener gewissen Stadt fortgezogen seien, daß man ihnen infolge eines verlorenen Prozesses ihr Haus weggenommen habe, und daß Mutter und Sohn verschollen seien.

Auch diesen Vorgang werden wir näher kennen lernen, sobald die Reihe daran kommt.

Und dann wußten sie jahrelang voneinander nichts, bis endlich einmal die Blätter Arpad Belényi als junge überraschende Erscheinung der Kunstwelt zu erwähnen anfangen. Von dieser Zeit an hielt Iwan musikalische Blätter und begleitete die Fortschritte seines Adoptivsohnes mit Aufmerksamkeit. Aber dieser wußte noch immer nicht, ob sein Adoptivvater noch lebe – bis später einmal auch Iwan etwas tat, wegen dessen er in die Zeitungen kam.

Sein Debüt in der Akademie führte seinen Adoptivsohn auf seine Spur, der sich auch beeilte, ihm einen Brief zu schreiben, welcher mit den Worten anfing: »Mein lieber, guter Vater!«

Der Brief war voller naiver, kindlicher Gesinnungen, durch welche der ungezügelter Humor des Künstlers durchbrach.

Er gab Iwan zu wissen, wo er sich bisher überall herumgetrieben habe. Er sei seitdem immer mit seiner Mutter, welcher er von all seinem Tun und Lassen bis auf die kleinsten Details und der Wahrheit gemäß Rechenschaft geben muß, denn wer lügt, bekommt die Rute. Er habe schon vor gekrönten Häuptern konzertiert und Orden erhalten, aber diese dürfe er nur des Sonntags tragen, an anderen Tagen gebe die Mutter sie ihm nicht heraus. Er habe bereits viel Geld erworben, er dürfe aber davon nichts ausgeben, die Mama gebe ihm täglich nur einen Viertelgulden Taschengeld; das übrige lege sie zurück, um ihr kleines Haus zurückzukaufen, welches »der alte Raize« ihnen exequieren ließ. Darum müsse er auch Unterricht geben. Er gibt im Klavierspiel Lektionen und begleitet zum Gesang. Auch das werde gut bezahlt. Besonders sei da eine Künstlerin, welche fabelhaft bezahlt – die angebliche Gemahlin eines Bankiers Kaulman und zugleich Genresängerin.

Bei dieser Zeile pochte Iwan das Herz.

Er begann die Farbe zu wechseln und den Brief mit größerer Aufmerksamkeit zu lesen.

»Das ist eine in eine wahre Mänade verbannte Muse. Halb mutwilliges Kind, halb wütende Amazone. Eine geborene Künstlerin, die voll Genie ist und doch es nie bis zur Mittelmäßigkeit bringen wird. Sie hätte unverschämtes Glück, wenn sie sich nicht vor dem Glück fürchten würde; sie ist voller Verstand und Feuer, und dabei so dumm wie ein Stein. Sie benimmt sich wie eine Kurtisane, und ich möchte darauf schwören, daß sie die Kinderschuhe noch nicht abgelegt hat. Sie ist in meiner Gegenwart mutwillig wie ein Schulmädchen, ich aber zanke sie aus wie ein Professor. Möchtest du nur sehen, lieber Papa, was für ein schrecklich ernster Mensch ich bin. Jetzt lasse ich mich photographieren, einzig und allein für dich. Glaube aber nicht, daß ich das Papier mit der Monographie meiner Schülerin deshalb vollkritzele, weil ich nichts Klügeres weiß; ich tue es, weil ich einer Sache auf die Spur gekommen bin, welche dich gewiß interessiert. Denn dieser verrückte Engel sagt mir alles, was mit ihr geschieht, als wäre ich ihr Beichtvater. Zuweilen schwätzt sie die ganze Stunde hindurch, wo sie gewesen sei, was sie getan habe, und manchmal erzählt sie mir Dinge, die ich, wenn ich sie wäre, nicht ausplaudern würde.

Warte nur, ich bitte lieber guter Papa, ich komme gleich zu der Sache, die dich interessiert.

Diese Dame hat dreiunddreißig Rollen, alle von verschiedenem Genre. Es sind keine Bühnenrollen, sondern Soloszenen, die für sie geschrieben und komponiert worden sind. Diese probieren wir, ich spiele die Begleitung, sie die Rolle.

Ich komme gleich auf das Meritum des Gegenstandes, sei nur nicht ungeduldig.

Gestatte mir nur die Titel der dreiunddreißig Rollen herzuschreiben:

1. Lorelei.
2. Kleopatra.
3. Die Sonnenkönigin.
4. Die griechische Sklavin
5. Die Bacchantin.
6. Sultanin Nourmahal.
7. Die Braut.
8. Die erste Haube.
9. Die Bajadere.
10. Claudia Laeta, die Vestalin.
11. Amalazuntha.
12. Magdalena.
13. Ninon.
14. Die Nachtwandlerin.
15. Medea.
16. Salome.
17. Die Houri.
18. Hero's Verzweiflung.
19. Die phrygische Mütze.
20. Turandot.
21. Das Bauernmädchen.
22. Die Mutter.
23. Jeanne la folle.
24. Ophelia.
25. Judith.
26. Zuleika Potiphar.
27. Die Marketenderin.
28. Die Grisette.
29. Die Kreolin.
30. Lukretia.
31. Die Willi.
32. Julia Gonzaga.

Die dreiunddreißigste kenne ich nicht. Die haben wir noch nie zusammen probiert.

Wozu aber die vielen verrückten Rollen, wenn sie niemals die Bühne betritt?

Man sagt mir, das habe den Zweck, das Bühnentalent der Dame nach allen Seiten zu entwickeln, weil sie bei der Oper engagiert werden soll. Das muß man freilich erst begreifen lernen. Ein Bankier, der ein Millionär ist und dessen Gemahlin allein viertausend Gulden Miete zahlt! Die soll zum Theater gehen, wo man ihr, wenn es sehr hoch kommt, sechzehntausend Gulden gibt. Davon muß sie dem Gesangsmeister, der sie empfohlen hat, sechstausend und zweitausend dem Kapellmeister geben, ferner viertausend Gulden den Zeitungsschreibern für fortwährende Reklame und dreitausend den Claqueurs, welche

applaudieren und Kränze werfen; bleiben ihr tausend Gulden, die gerade für Parfümerien hinreichen.

Aber so weit sind wir noch nicht. – Die schöne Frau, die zugleich eine schöne Künstlerin ist, hat auch Hofmacher, zu welchen sie um so bequemer gelangt, da ihre Wohnung von der ihres Mannes getrennt ist. Nun das ist natürlich. Der Bankier kann sich doch in seinen wichtigen Spekulationen nicht Tag und Nacht durch Solfeggien stören lassen.

Es gibt also auserkorene Personen, welche den Titel ›Kunstmäcene‹ führen. Es sind hohe Herren, deren Stimme in der Intendantur und im Obersthofmeisteramt von entscheidendem Gewicht ist; diesen wird die Gnade zuteil, bei den Proben der obigen zweiunddreißig Rollen zugegen sein zu dürfen. Die dreiunddreißigste ist noch vor niemandem aufgeführt worden.

Ich bitte, es geht alles mit dem größten Anstand vor sich. Ich bin zugegen und auch der Mann ist da, solange die Gnädige Komödie spielt.

Unter den Kunstfreunden sind Grafen, Fürsten, ja auch Regierende. Respekt!

Es sind lauter Leute, die sich untereinander Fritzi, Nazi, Muki usw. zu titulieren pflegen.

Unter anderm haben wir da zwei Fürsten, den Fürsten Mari und den Fürsten Baldi. Jener wurde einst eigentlich Waldemar und dieser Theobald getauft.

Gestern hatte Eveline (so heißt die Dame) wenig Lust zum Studieren, und ohne daß ich sie gefragt hätte, was ihr fehle, rückte sie selbst damit heraus. Stellen Sie sich nur vor, der unausstehliche Fürst Waldemar sagte gestern in der Loge zu mir, wenn ich ihn nicht bei meinen Proben empfangen, so werde er Lixi ruinieren. (Das ist ihr Mann Felix.) – Warum lassen Sie ihn also nicht vor? sagte ich, er würde auch nicht schlechter Maulaffen feil haben als die andern. – Weil ich diesen Menschen nicht ausstehen kann, antwortete sie; ich habe Lixi mitgeteilt, was Waldemar gesagt hat Und Lixi antwortete darauf, daß er den Fürsten ruinieren werde. Zugleich gab er mir zu wissen, daß ich meine Probe vor dem Fürsten Theobald ablegen werde. – Na, das ist ein wackerer alter Herr, sagte ich ihr, Sie könnten seine Enkelin sein: – Die Frau biß sich in die Lippen und erwiderte: Ich muß etwas von ihm erlangen. – Ich kann mir denken, was. – O, das erraten Sie nicht; nur eine Unterschrift und seine Einwilligung in einer Sache, die ihn gar nichts kostet, während Lixi dadurch auf einmal aufgeholfen wird. Wissen Sie, Lixi hat ein großes Unternehmen vor, eine große Steinkohlengesellschaft, die das Geschäft mit vielen Millionen unternimmt, aber der Grund der Steinkohlengruben, die Bondavärer Herrschaft, gehört dem Fürsten Theobald; seine Schwester, die Gräfin, hat die Einwilligung bereits gegeben, aber ohne seine Zustimmung werden die Aktien auf der Börse keinen Kurs haben. Fürst Waldemar arbeitet dagegen, und ich soll den Fürsten Theobald dafür gewinnen. Lixi sagt, daß es jetzt sehr leicht ginge, weil Fürst Theobald mit seiner einzigen Enkelin, der Komtesse Angela, zerfallen ist und diese ihn verlassen hat. Der Fürst ist traurig; wer ihn aufheitern würde, könnte jetzt viel bei ihm ausrichten. Und die Bondavärer Kohle ist die erste Kohle der Welt. – Ich konnte mich nicht enthalten zu lachen. Darauf zerrte mich die Dame am Haar und sagte: Sie sind ein Esel! Warum lachen Sie? Ich muß doch wissen, was Steinkohle ist, denn ich habe damit zehn Jahre lang als Tagelöhnerin in der Steinkohlengrube des Herrn Iwan Berend zu tun gehabt. – Ich sprang erstaunt von meinem Sitz auf. – Nun, nicht wahr, jetzt gaffen Sie bei dem Wort, daß ich mit Steinkohlen zu tun hatte; ich habe Kohlenkarren geschoben, noch dazu barfuß. – Nicht das ist's, weshalb ich aufgesprungen bin, Gnädige, sondern der Namen Iwan Berend. Was wissen Sie von ihm? – Er ist Besitzer des jetzigen Kohlenwerks im Bondatal, neben welchem Felix ein die ganze Bondavärer Herrschaft umfassendes Werk eröffnen will. Das war mein Herr, Gott segne ihn und alle seine Schritte.

Jetzt lieber Papa, bin ich bei der Sache, wegen welcher du dieses lange Präludium in den Kauf nehmen mußtest. Ich mit meinem schwachen Musikerverstand habe die Sache so aufgefaßt. Hoho! mein lieber Papa hat ein Steinkohlengeschäft im Bondatal. Dort will eine, viele Millionen besitzende Gesellschaft ein großartiges Kohlegewerk eröffnen. Es ist vielleicht gut, daß mein lieber Vater davon etwas erfahre. Wie wenn du davon irgendeinen Nutzen oder Schaden hast? Hier ist die Luft voller Spekulationen. Du siehst, ich bin auch schon davon angesteckt. Laß mich es wissen, ob und inwiefern die Sache dich interessiert. Dann will ich dir auch schreiben, welche Fortschritte sie hier hinter den Kulissen macht; denn dieses närrische Geschöpf sagt mir alles.«

* *
*

Das war es, was Iwan zu dem Entschluß veranlaßte, die Soiree der Gräfin Theudelinde zu besuchen, dort eine märchenhafte Vorlesung zu halten und mit der hohen Gesellschaft bekannt zu werden. An Arpad schrieb er sogleich und bat, ihn täglich von dem in Kenntnis zu setzen, was er von Eveline in Angelegenheit der Steinkohlenunternehmung erfährt.

Von diesem Tage an erhielt Iwan jede Woche zwei, drei Briefe aus Wien.

»Der alte Fürst beißt schon an den Köder; Kaulman hat ihn selbst zu den Feenproben der Gnädigen eingeführt.«

»Eveline spielt, singt, bezaubert, wenn sie sich zwischen vier Wänden befindet und nur zwei oder drei dabei sind, dermaßen, daß sie, wenn sie auch auf der Bühne so wäre, eine weltberühmte Künstlerin werden würde. Aber sowie sie vor die Prosceniumslampen tritt, bekommt sie das Fieber, zittert, vergißt alles, steht da wie ein Stock und intoniert falsch.«

»Die Feenproben finden unter dem Vorwand statt, daß der kunstverständige Fürst sich von ihrem Talent überzeuge und ihr Engagement bei der Oper bewirke.«

»Ich aber weiß, was der eigentliche Zweck ist.«

»Der Fürst versteht nicht allein die Kunst, sondern auch die Künstlerinnen.«

»Er weiß, was der Preis von solchen zwei schönen schwarzen Diamanten ist, wie Evelinens Augen es sind.«

»Dazu kommt noch der Reiz, daß Fürst Waldemar in diese Frau wahnsinnig verliebt ist, und Fürst Theobald hat aus den bewußten Gründen ein großes Interesse daran, Eveline nicht in die Hand des Fürsten Waldemar gelangen zu lassen, und wenn dies nicht anders möglich wäre, so müßte er sie für sich selbst zu gewinnen trachten.«

»Fürst Waldemar fiel kürzlich über mich her und bot mir hundert Dukaten für jedes einzelne Blatt jenes Albums, welches die Photographien von den Kostümgestalten der Frau Kaulman enthält.«

»Denn jeden Tag probieren wir ein Genrebild en famille beim Klavier; dann kommt der Photograph und nimmt die Künstlerin in der wirksamsten Attitüde auf. Er muß alles dort im Haus fertig machen, und mehr als vier Bilder darf er von der Matrize nicht abziehen. Eines davon bekommt Fürst Theobald, eines behält die Gnädige für sich, mit dem dritten beglückt sie mich, und das letzte erhält mein Freund Felix.«

»Die Matrize aber wird dem Photographen weggenommen.«

»Ich habe die Photographien dem Fürsten Waldemar nicht verkauft, sondern schicke sie dir, wie sie nacheinander folgen. Die Mama hat solche Bilder ohnehin nicht gern im Hause.«

* *
*

Iwan bekam also mit jedem Brief auch eine Photographie, die Eveline in immer neuen Gestalten darstellte, und von welchen eine entzückender war als die andere.

Arpad ahnte gar nicht, welche höllische Wonne er seinem »lieben Papa« mit diesem tropfenweise eingegebenen Gift bereitete.

Das erste Bild war die Lorelei, die Fee, die am Wasserwirbel des Rheins ihr Zaubersong singt, ihr Haar mit goldenem Kamm strahlt und von deren rechter Schulter die Wogenhülle herabgefallen ist; ihre Augen schauen bezaubernd auf den, den sie anlockt, um ihn zu verderben.

Das zweite Bild war Kleopatra, wie sie in Tarsus ihrem Besieger entgegenzieht, um ihn ihrerseits mit allen Reizen ihrer Weiblichkeit in Fesseln zu schlagen. Ein reiches, mit Glanz überladenes Bild, die ehrgeizige Königin und das genußsüchtige Weib, Weichheit und Stolz vereinend.

Das dritte Bild war die Sonnenkönigin Atahualpa, die königliche Gemahlin des letzten Inkas, mit kühnem und erhabenem Blick; die Erhabenheit desselben lenkt die Aufmerksamkeit von den ganz unbedeckten runden Armen ab, deren einer das der Sonne dargebrachte Opfer, ein menschliches Herz, auf welches die Königin mit kalter Ruhe blickt, gegen den Himmel emporhebt. Ihr ganzes Gesicht scheint die Kälte des Himmels abzuspiegeln.

Das vierte Bild ist die griechische Sklavin. Es stellt die gequälte Schönheit, die verletzte Scham dar, welche die um ihre Hände geschlungenen Fesseln zerbrechen will. Eine Marmorstatue, deren Konzeption in Pradiers Geist gebogen und durch Thorwaldsens Idealisierung veredelt wurde.

Das fünfte Bild war die Bacchantin – nach dem Muster eines römischen Basreliefs, das den Zug des Bacchus darstellt. Ein wilder, kühner, herausfordernder, trunkener Ausdruck. Ueberraschender Faltenwurf. Pantherfell, Thyrsus und Becher. Die idealisierte Trunkenheit selbst, mit Gliedern in wilder Bewegung.

Das sechste Bild war die Sultanin Nourmahal. Eine sitzende Gestalt mit unbeweglichen Gliedern und Gesichtszügen; aber die beiden dunkeln Augen sprechen von Geheimnissen, die nur des Kundigen Auge versteht, und dem Kundigen Lust und Wonne verheißen.

Das siebente Bild ist die Braut. Ein weißer Spitzenanzug, auf dem Kopf ein weißer Kranz, die Gestalt von einem weißen Schleier umflossen. Im Gesicht den Ausdruck des Bebens vor dem unbekanntem Glück, in den Augen Tränen, auf den Lippen das bleiche Lächeln. Mit unaussprechlichem Reiz streckt sie die Hand vor, um den Verlobungsring zu empfangen.

Das achte Bild stellt die junge Frau dar, die zum erstenmal mit der Haube auf dem Kopf hervortritt. Stolz, Scham und ein triumphierendes Bewußtsein spielen im Gesichte. Sie fühlt, daß die Haube auf ihrem Kopf eine wohlverdiente Krone sei, eine Krone, für die sie einen Kranz hingegeben.

O welche bittere Freude wurde Iwan von seinem lieben Sohn mit diesen Bildern bereitet!

Das neunte Bild war die Bajadere – im malerischen Gewande der indischen Tänzerinnen, das klingende Tamburin über ihrem Haupt schlagend, den schlanken Leib mit einem golddurchwirkten Schal umschlungen, am Halse Ketten aus goldnen Münzen und die Füße bis zum Knie hinauf mit Perlenschnüren umwunden.

Das zehnte Bild war ein Gegenstück des vorigen, Claudia Laeta, die vestalische Jungfrau, in dem Augenblick, wo sie zum Tode geführt wird, weil sie den Verlockungen Caracallas widerstanden hat; im Gesicht mit dem Ausdruck des Schauders der jungfräulichen Tugend,

mit einer Hand ihren Mantel zum Gesicht emporhebend, wie um sich gegen verletzende Blicke zu wehren.

Wie können doch die Frauen alles spielen!

Und erst die Erklärungen, mit welchen Arpad diese Bilder in seinen Briefen begleitete.

Und das Resultat!

Der Fürst kann sich aus dem Zauberkreis nicht mehr befreien. Nach jeder neueren Probe gibt er der Meinung Ausdruck, daß hier ein Schatz verborgen sei, der für die Kunst nicht verloren gehen darf.

Der Fürst würde noch auf andere Schätze kommen, wenn er nicht achtundsechzig Jahre alt wäre und in der Entdeckung solcher Schätze nicht schon zuviel Erfahrungen gemacht hätte.

Das sind sehr »kostbare« Schätze, besonders wenn man schon achtundsechzig Jahre alt ist und bereits eine heiratsfähige Enkelin hat; da muß man sehr aufmerksam in die Rechnung seines Bankiers hineinblicken, um zu sehen, wie groß die Differenz ist zwischen den zwanzig Millionen Aktiven und den annähernd angenommenen Passiven, und ob es möglich sei, zu gleicher Zeit die einzige Enkelin auszuheiraten und eine fremde schöne Frau in die Welt einzuführen.

Der Fürst hatte eben erst kürzlich sein Palais in der Maximiliangasse für die Komtesse Angela einrichten lassen für den Fall, daß sie nach seinem Wunsch heiraten würde. Dieses Palais ist mit wahrhaft fürstlicher Pracht ausgestattet.

Aber die Komtesse ist mit dem Fürsten brouilliert und will von dem Bräutigam nichts wissen, wozu sie ihre guten Gründe hat; und während Angela ihren Großvater mit aristokratischem Trotz ärgert, zieht Eveline den Zauberkreis um ihn immer enger, und wenn Angela nicht rechtzeitig in das Palais in der Maximiliangasse einzieht, so kann es sich leicht ereignen, daß Frau Kaulman es in Besitz nimmt. Dies erfuhr Iwan aus den Briefen des Klaviermeisters.

Darum drängte sich Iwan in die herrschaftlichen Salons, darum mengte er sich so in die Privatangelegenheiten der vornehmen Familien, darum verleugnete er seine bisherige Lebensweise und tat alles, was einer tun muß, der sich in einem fremden Element befindet – weil er sie beschützen wollte! Er wollte das Weib, welches er nicht davor hatte bewahren können die Gattin eines andern zu werden, wenigstens davor bewahren, daß sie die Maitresse eines dritten werde!

Darein hatte er sich bereits gefunden, daß das Mädchen, welches er nie aufgehört hatte zu lieben, das Weib eines andern wurde! Möge sie glücklich sein! Aber daß sie sich über Hals und Kopf in die Schande stürze, den Gedanken konnte er nicht ertragen. Wenn sie eine Frau geworden ist, so sei sie es, und wenn der Mann selbst sie der Schande zuführt, so muß er sie davon zurückhalten, er, der sie wahrhaft geliebt hat.

War es eine Torheit von Iwan, so zu denken? Mögen die darüber urteilen, die hierzu kaltes Blut genug besitzen; aber er hatte ein Herz, und das Herz hat seine Rechte.

Dann, wer weiß, ob er nicht zugleich auch seinen Wirkungskreis verteidigt? Wenn man den Fürsten bewegt, seine Bondavärer Herrschaft dem Konsortium zu überlassen, so ist Iwans kleines Kohlenwerk erdrückt. Wie, wenn er das verhindern wollte? Ein Geschäftsmann spekuliert immer.

Also sagen wir den warm fühlenden Menschen, daß Iwan Eveline vor Schande bewahren wollte; den Kaltblütigen sagen wir, daß er spekulierte und die Bondataler Kohlengrube vor der gefährlichen Konkurrenz bewahren wollte, und dann »*duplex libelli dos est.*«

Es folgten die übrigen Bilder. Arpad schickte sie nacheinander seinem Adoptivvater. Amalasantha, die Amazonenkönigin, Magdalena, die reuige Büberin, Ninon im Prunk der Rokokomode, Medea mit der mörderischen Rachgier ihrer Eifersucht, Salome, die Tochter der Herodias, mit ihrem einen heiligen Tod verursachenden verführerischen Tanze, die Houri in ihrem orientalischen Feengewande, das revolutionäre Weib mit der phrygischen Mütze und der Lanze, Turandot, die chinesische Tyrannin, die Verzweiflung der Hero, das Gelächter der Jeanne la folle, die Grausamkeit der Judith, die Lustgier der Potiphar, eine kokette Marketenderin, eine neckische Grisette, eine betende Nonne, eine müde Kreolin, eine überirdische Willi – das waren die weiteren Abbildungen, in welchen Iwan schon mehr erkünstelte, einstudierte Effekthascherei fand, als instinktiven wahren Ausdruck. Das war »die Schule der Madame Grissac«, in welche Felix Eveline zu ihrer Erziehung geschickt hatte. Aber zwei Bilder, die zuletzt kamen, wirkten schmerzlich auf Iwan. Das eine stellte eine Mutter an der Wiege ihres Kindes dar, das andere ein Bauernmädchen, eine Kohlenträgerin, mit herabhängenden Zöpfen und aufgeschürztem roten Rock.

Das tat Iwan weh. Wozu auch diese Gestalten profanieren! Wozu die Mutterliebe zum Gegenstand eines Spiels machen? Hätte man diese letzte Gestalt nicht in Ruhe lassen können? Das Mädchen mit dem roten Rock konnte er dem nicht verzeihen, der ihr sein Herz »so« zugewendet hatte.

Eines Tages schrieb dann der Künstler an Iwan: »Mein lieber Patron Kaulman ist ein dreizehnlötiger Schurke. Bisher hat er den Zauberproben gewöhnlich mit dem Fürsten Theobald zusammen beigewohnt. Heute erschien Fürst Theobald ganz gut aufgelegt, dermaßen, daß es auch Kaulman auffiel, und auf die erste Frage sagte der Fürst, er freue sich darüber, daß er von der Komtesse Angela einen Brief erhalten hat. Seine Enkelin schreibt ihm sehr liebenswürdig; sie sagt, es sei vor ihr ein gewisser Iwan Berend aufgetaucht, der den Mut hatte, ihr eine Lektion zu geben und ihr ins Gesicht zu sagen, daß die ungarischen Magnaten Pflichten gegen ihr Vaterland haben, die sie nicht erfüllen, daß Fürst Theobald jetzt nach Pest übersiedeln müßte, das sei der Platz für jeden ungarischen Magnaten. Wenn er es tut, so würde Komtesse Angela sich mit ihm aussöhnen. – Der Fürst war glücklich, als er dies erzählte. Aber Kaulman machte ein saures Gesicht dazu. Der Fürst sagte, er werde sich die Sache überlegen. Wenn Komtesse Angela Pest so sehr liebgewonnen hat, so werde vielleicht auch er sich dorthin begeben. Kaulman knirschte mit den Zähnen. Freilich beteuerte auch er seine Freude darüber, daß Komtesse Angela das Eis gebrochen hat. Das sei ein deutliches Zeichen, daß sie sich aussöhnen will. Aber wenn er an der Stelle des Fürsten wäre, so würde er es wenigstens noch mit einem Brief versuchen, die Komtesse zu bewegen, daß sie zu ihm nach Wien komme, anstatt ihn zu sich nach Pest zu rufen. – Der Fürst stimmte dem bei, und so wird er vorläufig nicht nach Pest gehen, sondern versuchen, die Komtesse zu bewegen, daß sie zu ihm nach Wien komme.

»Inzwischen aber gehen noch die zwei letzten Zauberproben vor sich.

»Die zweiunddreißigste Gestalt ist die der Julia Gonzaga, deren Geschichte du in irgendeiner Novellensammlung finden wirst.

»An dieser Gestalt ist nur das Kostüm interessant, das in einem Nachtgewand aus Nesselstoff besteht und die Füße unbedeckt läßt. Uebrigens wohnt unter dieser Hülle die strengste weibliche Tugend, denn Julia schwingt ein Messer in der Hand, mit welchem sie jeden zu töten droht, der es wagt, auf ihre Füße zu sehen. Die Photographie lege ich bei.

»Bei den bisherigen Proben war auch Kaulman zugegen. Hinsichtlich der Probe der Julia Gonzaga sagte er, daß er nicht dabei sein könne, weil er abreisen müsse. Ich dachte mir schon, daß ich dabei als *garde des dames* fungieren werde.

»Ich werde aber nicht dabei sein.

»Als ich diese Photographie der Mama zu Hause zeigte, schauderte sie und verbot mir kategorisch bei einer Probe, die in solchem Kostüm gehalten wird, zu akkompagnieren. Ich soll bei der Gnädigen Krankheit oder eine andere Ursache vorschützen. Ich habe wahrhaftig nicht erst unter verschiedenen Lügen gewählt, sondern der wohlthätigen Fee gerade heraus gesagt: hören Sie, meine Mama erlaubt es nicht, daß ich akkompagniere, wenn Sie barfuß singen; da aber gerade das der Witz der Rolle ist, daß Julia keine Strümpfe anhat, so werde ich morgen hier nicht Klavier spielen. – Die närrische Frau lachte sehr über mich und sagte, daß sie sich anders helfen werde.

»Sie mag tun, was sie will, mich kümmert's nicht. Uebrigens hat Mama vollkommen recht, wenn sie sagt, daß sie mich nicht fortläßt; und ich glaube, daß auch ich recht hatte, es der Gnädigen zu sagen.«

Iwan fühlte sich durch diesen Brief sehr niedergeschlagen.

Lange schaute er die Photographie an. Ein Weib, das leichte Nachtgewand mit einer Hand an der Brust zusammenhaltend, mit mörderischem Blick und aufgelöstem Haar, zeigt mit der Rechten, in der sie einen Dolch hält, vor sich hin und stellt ihren Fuß auf einen mit einem Teppich verhüllten Gegenstand, welcher der Leichnam eines Mannes zu sein scheint. Das leichte Gewand läßt ihre Glieder plastisch hervortreten.

An diesem Tage hatte Iwan von einer anderen Dame die Geschichte Julia Gonzagas erfahren.

Am folgenden Tage erhielt er abermals einen Brief von Arpad.

Der Brief kam gerade an, als Iwan vom Pistolenduell zurückkehrte.

Der junge Künstler schrieb:

»Eveline hat ihre Kunst vor dem Fürsten ohne Musikbegleitung produziert, auch ohne Begleitung des Mannes. Die Photographie ist die Illustration dazu. Als sie so erschreckend schön war, fielen die Grundsätze des Fürsten ins Wasser. Er ging hin und nahm sich die Freiheit, die Hand der Dame zu erfassen. Die mörderische Frau fing plötzlich an zu lachen. Fürst! sehen Sie nicht, daß ich ein Messer in der Hand habe? – Ich kann es Ihnen wegnehmen. Die Frau lachte, und einer lachenden Frau kann man das Messer leicht wegnehmen. In diesem Augenblick erscholl im Zimmer auf Evelinens Gelächter ein Widerhall – insofern man Froschgequacke einen Widerhall des Nachtigallensanges nennen kann – und aus dem Azaleen- und Myrtengebüsch, mit welchem der Saal geschmückt ist, trat ein krüppelhafter Zwerg hervor und schleppte sich vor den erschreckten Fürsten hin; der Krüppel unterstützte seine beiden lahmen Füße mit zwei Krücken, sein langer Kopf saß tief zwischen zwei hohen Schultern, und mit dem verzerrten Grinsen der Krüppel in seinem bleichen Satyrgezicht trippelte der Kobold vor das kosende Paar hin. – Fürst! wir sind nicht allein! lachte Eveline. – Was ist denn das für ein Prachtexemplar von einer Kröte! rief der Fürst schauernd. – Das ist mein geliebter, einziger kleiner Bruder, erwiderte Evelina und stürzte auf das kleine Ungetüm

hin, umarmte es, küßte es und streichelte ihm den Kopf; – das ist mein einziger, teurer Bruder, mein alles, mein häßlicher, zänkischer Tyrann, der zu mir kommt, wenn es ihm beliebt.

»Ein scheußliches Ding! rief der Fürst; die im Tor der Hexe von Endor Wache haltenden Kobolde sind im Vergleich mit dem da Cherubim; ich bitte, küssen Sie nicht sein Gesicht, Eveline! – es vergeht einem für ewig die Lust, einen schönen Frauenmund zu küssen.

Eveline warf darauf plötzlich einen Burnus um ihre Schulter, steckte die Füße in ihre Pantöffelchen und sagte zum Fürsten, daß die zweiunddreißigste Probe zu Ende und daß nur noch die dreiunddreißigste rückständig sei. – Der Fürst fragte, was diese für einen Titel habe, worauf Eveline flüsterte, daß er es übermorgen erfahren werde.

»Und wer wird es noch erfahren?

»Niemand sonst.

»Auch dieser Kaliban nicht?

»Auch dieser nicht.

»Der Fürst verließ Eveline ganz bezaubert, im Vollgenuß des Gedankens, daß er bei der letzten Feenerscheinung allein zugegen sein werde. Evelina braucht einen Tag, sich vorzubereiten.

»Diese Szene habe ich von dem Krüppel selbst erfahren, der mich sehr liebt und jeden Tag zu mir kommt, mein Abendbrot mit mir zu teilen; denn obgleich Eveline ihn mit allem versieht, so fühlt er sich doch nicht wohl, wenn er sich dazu nicht noch etwas erbetteln kann. Dieser Bursche würde, selbst wenn er ein Fürst wäre, auf der Gasse aus seiner Equipage aussteigen, um sich einen Kreuzer zu erbetteln, so viel Freude findet er am Betteln. Für ein großes Stück Gerstenzucker erzählt er mir alles. Am meisten gefiel es ihm, daß der Fürst ihn ein Prachtexemplar von einer Kröte genannt hat. Er produzierte vor mir auch, wie er mit seinen Krücken hervorkroch und mit seiner heiseren Stimme lachte, als der große Herr seiner Schwester das Messer wegnehmen wollte.

»Uebermorgen schreibe ich wieder.«

Uebermorgen?

Dieses Uebermorgen wollte Iwan nicht erleben.

Wenn er es aber erlebt, so wird er Hiebe austheilen, die man gewiß nicht vergessen wird.

In derselben Nacht träumte er – wach von zwei Julia Gonzagas. Beide sind daran, ihn zu töten, er aber hat es von keiner verdient.

Zwei »vor«.

Säbelduelle haben den spaßigen Vorteil, daß man sie nicht zu verheimlichen braucht. Man spricht den Abend vorher von ihnen wie von einer interessanten Wette. In jüngster Zeit ereignete es sich zwar einigemal, daß Säbelduelle einen tödlichen Ausgang hatten, aber deshalb umgibt sie doch kein so geheimnisvolles Dunkel wie die Pistolenduelle. Auch für die Sekundanten sind sie nicht mit so großer Gefahr verbunden. Wenn eine Partei den Wunden erliegt, so beweist das ärztliche Parere, daß der Betreffende nicht an der Wunde gestorben sei, sondern, daß er irgendein organisches Uebel hatte, das ihn nach zweimal vierundzwanzig

Stunden ohnehin getötet hätte; und wer wird heute wegen eines achtundvierzigstündigen Lebens Lärm schlagen.

Auch von dem Duell, das zwischen dem Marquis Salista und Iwan vor sich gehen sollte, sprach man im Kasino mit einem Gleichmut, wie etwa von einer zur Aufführung vorbereiteten Oper.

Salista sprach selbst davon am meisten im Sechsuhrkasino, zu einer vor dem Kamin versammelten Gruppe.

Auch die vier Sekundanten waren dort.

Die vornehme Jugend weiß von den oftmaligen Proben beim Fechtmeister sehr gut, was für Fertigkeit ein jeder im Fechten habe und ist imstande, im voraus zu beurteilen, ob jemand siegen werde oder nicht.

Salista war als besonders guter Fechter bekannt. Er hatte schon viele Duelle gehabt und dabei seine Gegner stets gezeichnet.

Er hat einen Meisterhieb, den selten ein Fechter zu parieren vermag. Es ist ein schneller Bauchhieb, welcher die Säbelspitze des Gegners umgehend, ihm den Unterleib aufschlitzt. Wenn aber der Gegner den Hieb auffängt, so kommt er dabei so sehr aus dem Tempo, daß er sein Gesicht unbedeckt läßt und es einem plötzlich erfolgenden oberen Hieb bloßstellt.

Salista fühlte sich durch das vorausgegangene Duell nicht geniert.

In einer anderen Lage würde sich der Betreffende unter ähnlichen Umständen wenigstens einige Wochen in der Gesellschaft nicht zeigen, und auch die Gesellschaft würde es ihn, wenn er sich zeigte, fühlen lassen, daß sein Benehmen nicht ganz korrekt war; aber in gewissen Zeiten ist alles möglich, und dann wieder ist man so streng.

Marquis Salista durfte über das, was morgen geschehen sollte, prahlerisch sprechen.

»Wir werden schon sehen, was der Gelehrte kann. Das ist keine Mathematik wie das Pistolenschießen. Wir werden ihn schon fragen, wie er die untere Terz pariert, wenn der Säbel plötzlich von unten hinaufschlägt.«

Graf Géza ermahnte den Prahler.

»Freund, du mußt berücksichtigen, daß Iwan sich gegen dich sehr ritterlich benommen hat, als er nach der Pistole den Säbel akzeptierte. Und dann mußt du auch bedenken, daß er ein sehr geachteter Gelehrter ist, den das Land schätzt und der diesem noch nützlich sein kann.«

»Gut, gut, fürchtet nichts, ich werde ihn nicht töten. Ich werde ihm nur ein Stückchen von der Nase abschlagen, nur zum Andenken! Man kann ja auch ohne Nase sehr gelehrt sein! Man schnupft ja die Wissenschaft nicht. Wenigstens stört ihn die Nase nicht, wenn er mit dem Teleskop in die Sterne guckt.«

Hierauf nahm auch Graf Edmund das Wort und protestierte energisch zugunsten der Nase seiner Partei.

Schließlich mußte Marquis Salista sich mit einem Ohr Iwans begnügen. Mehr wurde ihm nicht gestattet.

Graf Edmund protestierte auch dagegen. »Begnüge dich mit einem anständigen Hieb auf die Hand, die ganze Sache ist nicht mehr wert.«

Graf Stefan ließ sich indes die Bemerkung entchlüpfen:

»Lieber Salista! wie aber, wenn es sich ereignet, daß dieser Troglodyt dich zusammenhaut?«

»Was?« polterte der Kapitän, mit auseinander gespreizten Beinen vor dem Kamin stehend; »ich gebe ihm zwei ›vor‹. Ich erlaube ihm, mir zwei Hiebe voraus zu versetzen, zwei Hiebe auf den Arm, und dann haue ich ihn zusammen! Wetten wir darauf! Wer hält die Wette?«

Diese großartige Prahlerei machte der Diskussion ein Ende und veranlaßte die Gesellschaft auseinander zu gehen.

Es fragt sich nur, ob die Sekundanten geschickt genug sein werden, sich mit Erfolg einzumengen, bevor der gewesene Zuave den Gelehrten zum Krüppel entstellt.

Am andern Tag kamen die Parteien im Auwinkel zusammen.

Den großen Tanzsaal des Gasthauses »zum Fasan« mieteten sie zum Fechtplatz.

Die Sekundanten bestreuten vor allem den ganzen Saal mit pulverisierter Kreide, damit die Kämpfenden nicht ausgleiten.

Dann forderten sie die im Nebenzimmer befindlichen beiden Parteien auf, sich bis zum Gürtel zu entkleiden.

Hierauf führten sie dieselben in den Saal.

Ueber die Stellung der Kämpfer zu losen, war nicht notwendig, denn der Saal war nach allen Seiten von einer Glaswand umgeben.

Als sie die Säbel herbeibrachten, gaben sie den Kämpfenden die Bedingungen bekannt.

»Erstes Blut. Stechen ist nicht gestattet.«

Salista protestierte. Auf »erstes Blut« geht er nicht; der Kampf soll solange dauern, bis eine Partei kampfunfähig ist.

Alle fielen über ihn her, um ihm den Standpunkt klar zu machen. Er gab nicht nach.

»Gebt doch endlich die Säbel her!« rief Iwan; »ich bekomme noch einen Schnupfen, halb nackt wie ich bin.«

Dieser Einfall entschied. Die Sekundanten übergaben ihm den gewählten Säbel. Dann wurden die beiden Parteien in die Mensur gestellt.

Beide waren bis zum Gürtel entkleidet. Salista zeigte herkulische Muskeln; aber auch Iwan schien kräftig zu sein.

Es war an ihm nicht so viel Fleisch zu sehen, aber er war knochig, hatte lange Arme und eine gewölbte Brust.

Beide zogen die Köpfe unter die erhobenen Arme, die Spitzen der Säbel gegeneinander haltend, die linke Hand zurücklegend. Die beiden Säbelspitzen kreisten einige Augenblicke schlau umeinander, den Ausweg zu einem Handhieb suchend, dann schlugen sie leise, kaum hörbar aneinander. Die beiden Gegner sahen einander tief ins Auge, gegenseitig nach ihren Absichten forschend.

Salista strebte in der Tat danach, seinem Gegner einen Hieb ins Gesicht zu versetzen. Das ist ein schwerer Hieb, denn das Gesicht ist durch den Arm am besten geschützt.

Während dieses Strebens richtete Iwan auf seinen Gegner einen Doppelhieb, der ungewöhnliche Schnelligkeit bedingt, und mit diesem Hieb traf er. Er traf den obern Muskel von Salistas rechtem Arm der Länge nach.

Nach diesem Hieb pflegt nicht gleich Blut zu fließen, was durch das Zellengewebe des Muskels zu erklären ist.

»Weiter!« rief Salista, »kein Blut!«

Jetzt gab er die Absicht schon auf, seinen Gegner im Gesicht zu zeichnen; er nahm seinen Kunstgriff, den Bauchhieb vor, der so schwer zu parieren ist, und wenn er trifft, oft tödlich wird. Wer ihn nicht gut pariert, bekommt ihn gewiß, und wer ihn pariert, bekommt im nächsten Augenblick einen Hieb auf den Kopf.

Iwan aber parierte den Hieb weder gut noch schlecht.

Salista dachte nicht daran, daß die Duellsäbel kürzer zu sein pflegen als die Uebungs- und die Kavalleriesäbel, oder er vergaß, daß sein Gegner ungewöhnlich lange Arme hat.

Iwan parierte den Bauchhieb nicht, erhob den Arm, ließ die Säbelspitze des Gegners in einer Entfernung von zwei Linien an seinem Leibe vorübersausen und nach dem Arm des Gegners zielend, traf er diesen an derselben Stelle kreuzweise, die er vorher der Länge nach getroffen hatte.

Da sind also die zwei »vor«!

Durch den Kreuzhieb wurde der Kraftunterschied zwischen den beiden Männern ausgeglichen.

Aber Salista brachte dieser Hieb völlig in Wut.

Außer sich, wie ein wildes Tier brüllend, stürzte er auf seinen Gegner los und führte zwei Hiebe mit voller Kraft nach dem Kopf desselben. Er hieb zu wie ein Metzger mit dem Beil. Ein Wunder, daß nicht beide Säbel in Stücke brachen.

Iwan fing indes beide Hiebe mit erhobenem Säbelgriff regelrecht auf, und bevor der Gegner den dritten Hieb nach ihm führen konnte, führte er einen raschen Vorderhieb aus, und dieser traf mit vollem Gewicht Salista am Kopf und im Gesicht.

Ein Glück, daß der Säbel leicht war, sonst hätte er ihm den Schädel entzweigespalten.

Salista schwankte einen Augenblick nach diesem Hieb, erhob selbstvergessen den linken Arm, um sich den Kopf zu decken, dann wankte er seitwärts und stürzte nieder, sich auf den Griff seines Säbels stützend. Seine Sekundanten liefen zu ihm hin, um ihn aufzuheben und ihn abzuführen.

Iwan stand, die Säbelspitze gesenkt, marmorstarr, mit apathischem Gesicht da.

Seine Sekundanten eilten zu ihm hin und beglückwünschten ihn.

»Sind jene Herren befriedigt?« fragte Iwan.

»Ich will gern glauben, daß sie es sind,« sagte Graf Edmund; »das hätte nicht besser gemacht werden können, die Affäre ist beendet.«

Hiermit entließen sie Iwan ins Nebenzimmer, damit er sich wieder ankleide.

Als Iwan in den Saal zurückkehrte, hatte sein Gegner sich von der Betäubung bereits erholt. Beide Aerzte waren um ihn beschäftigt; der eine verband ihm die Kopfwunde, der andere die Armwunde.

Iwan ging nach ritterlicher Gepflogenheit zu ihm hin, um sich mit ihm auszusöhnen.

»Vergib mir, Kamerad!«

Salista reichte ihm kordial die linke Hand.

»Ah! es ist nicht der Rede wert. Das war ein wackerer Hieb, der letzte nämlich. Die beiden anderen zählen nicht, denn ich habe gesagt, daß ich dir zwei vorgebe. Aber der dritte, das war ein tüchtiger Streich. Es macht nichts. In einer Woche bin ich gesund.«

Iwan fragte die Aerzte, ob die Wunden nicht gefährlich seien.

»Soldatengeschick!« antwortete statt ihrer Salista. »Solche Hiebe habe ich hundert ausgeteilt, es ziemt sich, daß ich auch einmal einen bekomme. Ich mache mir gar nichts daraus. Aber eins tut mir dennoch sehr weh, was weder Arnika noch Eisumschläge lindern, was nur du heilen kannst, der es mir zugefügt hat. Gestehe es, daß du einmal Soldat gewesen bist.«

»Freilich war ich es!« sagte Iwan; »ich war Husarenleutnant während des Freiheitskrieges.«

»Nun, hol' dich der Teufel, hast du das nicht früher sagen können? Bei welchem Regiment hast du gedient?«

»Bei den Wilhelm-Husaren. Wahrscheinlich bin ich der letzte Mann, den du, nachdem du alle anderen niedergehauen, als Zeugen übriggelassen hast.«

Alle brachen in ein schallendes Gelächter aus, am meisten der Verwundete selbst. Die Aerzte ermahnten ihn, nicht zu lachen, weil sich sonst der Verband von seinem Gesicht loslösen würde.

»Nun gut,« sagte Salista, »so werde ich nur mit dem halben Gesicht lachen. Gott segne dich, Kamerad. Jetzt mache ich mir aus dem Hieb schon gar nichts, habe ich ihn doch von einem Soldaten und nicht von einem gemeinen Philister erhalten! Komm, küsse mich auf die andere Wange, die du mir noch ganz gelassen hast. So mein Bruder. Die rechte Hand kann ich dir nicht reichen, denn da hast du mir ein Kreuz hingezeichnet. Auch dieser Hieb war gut, ein Husarenhieb, und darum mache ich mir nichts daraus.«

Hiermit küßten sich die Gegner.

Einen Augenblick später wurde Salista infolge des Blutverlustes wieder ohnmächtig, und Iwan nahm seinen Kopf in den Schoß und hielt ihn so, bis die Wunden aufs neue verbunden waren; dann half er ihn in den Wagen tragen.

»Ein fideler Bursche!« sagten die ausgezeichneten Gentlemen untereinander.

Adieu.

Die Bekannten erwarteten in Graf Stefans Wohnung die Nachricht vom Ausgang des Duells. Die Sekundanten beider Parteien hatten versprochen, gleich nach dem Duell hinzueilen.

Sämtliche Habitues der Gesellschaft waren anwesend.

Es wurden Wetten über das Resultat gemacht: – wer eine Wunde erhalten, ob auch Salista ein Denkzeichen mitbringen, ob es eine schwere Verwundung oder nur eine konventionelle Aufritzung geben werde.

Graf Stefan hatte den Mut, zehn gegen eins zu wetten, daß »auch« Salista eine Wunde erhalten werde, ja er riskierte eins gegen eins, daß gerade Salista die schwerere Wunde davontragen werde.

Darauf, daß Iwan mit heiler Haut davonkommen werde, hätte man hundert gegen eins wetten können und niemand in der Gesellschaft hätte sich auf diese Wette eingelassen.

Die Vorposten schauten fortwährend zum Fenster hinaus, um die Wagen kommen zu sehen.

Endlich blieb ein Fiaker vor dem Tor stehen.

Edmund und Géza sind angekommen! lautete die Meldung. »Dann habe ich gewonnen,« sagte Graf Stefan; »von der Partei, welche die leichtere Wunde hat, können die Sekundanten früher fortkommen.«

Graf Edmund ging die Damen benachrichtigen, während Graf Géza in die Wohnung des Grafen Stefan hinaufeilte.

Er riß die Tür auf und stürzte mit dem Triumph eines Sekundanten unter die Gesellschaft, indem er rief: »Er hat ihn in die Pfanne gehauen!«

»Wer? Wen? Iwan? Salista?« fragten sie, ihn umdrängend.

»Iwan den Marquis Salista.«

»A-a-ah!« erscholl der leugnende Aufruf des Unglaubens.

»Aber ja!« beteuerte der junge Graf; »er hat ihn zu Gulaschfleisch zerstückt.«

»Und Iwan?«

»Ist ebensowenig verwundet wie ich.«

»Ah, du machst dich über uns lustig.«

»Das ist kein Gegenstand zu Scherzen. Fragt nur Salista.«

»Wo ist aber dann Iwan?«

»Er wird gleich dasein und den Ungläubigen keine Wunde zeigen, in welche sie ihre Finger stecken könnten; er begleitet nur seinen Arzt nach Hause. An Salista haben zwei Aerzte gearbeitet, bis es ihnen gelang, ihn zusammenzuflicken.«

Hierauf erzählte er umständlich, wie alles vor sich gegangen sei. Dem Baron Eduard, der die Sache nicht begreiflich finden wollte, demonstrierte er mit Hilfe zweier Spazierstöcke den Hergang des Duells. So kam der Doppelhieb, so passierte er den Bauchhieb, so gab er den Vorderhieb, so machte er den *a tempo contre coup*. Ihm selbst sei kein Haar gekrümmt worden.

»Ah, das ist ein wahres Wunder!«

»Kein Wunder,« protestierte Graf Géza; »er ist ja Soldat gewesen, ein Husarenkapitän. (Er machte ihn schon zum Kapitän.) Er hat in der ganzen Revolution mitgefochten, er war in neunzehn Schlachten und schlug sich auch mit den Kosaken. Er hat auch ein Verdienstzeichen erhalten.«

Von dem allen hatte er zwar von Iwan nichts gehört, aber er dachte sich es als sehr natürliche Illustration dazu; wen man einmal liebgewonnen hat, den überhäuft man mit allen Ehren.

»Ein wunderbarer Mensch!« seufzte Baron Oskar auf; »drei Monate ist er täglich mit uns zusammen und bringt nicht ein einziges Mal seine Kriegserlebnisse vor. Er hört zu, wie andere von den 1849er Ereignissen sprechen und verrät mit keinem Wort, daß auch er etwas davon weiß.«

»Na, jetzt haben wir uns diesen Menschen schön auf den Hals geladen,« seufzte Baron Eduard; »wir wollten ihn fortsprengen und haben ihn nur in den Sattel gehoben. Jetzt bleibt er uns auf dem Hals sitzen. Jetzt soll jemand mit ihm reden!«

»Herr Gott von Sachsen!« fuhr Baron Oskar fort; »wie wird der jetzt die Nase hoch tragen, wie wird er sich über uns hinwegsetzen, wie werden die Frauen ihn bewundern und die Männer respektieren! *Sacrebleu!* der so schießen und fechten kann. Aber ich möchte wetten, daß ihm nur der blinde Zufall geholfen hat.«

»Und ich fürchte das Gegenteil,« sagte Graf Stefan; »ich glaube, daß Iwan euch jetzt sitzen lassen, für die Freundschaft danken und dann nie mehr den Fuß über unsere Schwelle setzen wird.«

»Ah! diese Dummheit begeht er nicht, ich wette hundert gegen eins!«

»Aber erst bezahlt mir die eben verlorene Wette.«

Baron Eduard griff in die Tasche, doch bevor er die Brieftasche herauszog, kam ihm ein rettender Gedanke.

»Wie aber, wenn Géza und sein Mitsekundant uns nur eine Komödie vorspielten? Sie haben für uns ein schönes Märchen ersonnen, und zuletzt hat das Duell gar nicht stattgefunden, sondern sie haben die Gegner miteinander ausgesöhnt und kommen jetzt vom Luncheon, wo kein Blut sondern Champagner floß.«

»Wenn du es nicht glaubst, so fahre zu Salista. Mein Wagen ist unten. Geh und überzeuge dich.«

Baron Eduard stürzte fort; während dieser sich entfernte, kam Graf Edmund von den Damen herauf. Er fragte, wohin Eduard eile.

»Er glaubt nicht, was Géza erzählt.«

»Dann ist es Géza mit euch ebenso ergangen wie mir mit den Damen. Die glauben mir auch nicht. Sie fragen, wo denn also Iwan sei, wenn ihm nichts geschehen ist. Theudelinde vergießt Tränen in Strömen und flucht uns, weil wir Iwan gewiß getötet haben. Weiß der Kuckuck, welche, aber eine der beiden Damen muß in Iwan verliebt sein. Bisher habe ich es gewußt, aber jetzt weiß ich nicht mehr, welche es ist.«

Bald darauf kehrte Baron Eduard zurück.

Er sprach nichts, sondern nahm nur die Brieftasche heraus und bezahlte Graf Stefan die Wette.

Das war eine sehr ernste Antwort.

»Nun? nun? wie geht es Salista?« fragte man ihn.

»Er ist schrecklich zugerichtet.«

Hierauf bezahlte jedermann seine verlorene Wette.

Sie taten es mit saurer Miene. Hätte doch lieber der Ritter Magnet den Kopfhieb bekommen!

Da kam Iwan an.

Die sauren Gesichter wandten sich plötzlich mit freundlichem Lächeln ihm zu und begrüßten ihn; alle schüttelten ihm nach der Reihe die Hand.

Iwans Gesicht war ernst und milde.

Zuletzt drückte ihm Graf Stefan die Hand und sagte: »Ich freue mich aufrichtig, Sie unversehrt zu sehen.«

Zwei junge Herren raunten sich einander hinter seinem Rücken zu: »Er hat leicht sich freuen, denn er hat uns bei diesem Handikap tüchtig ausgesackt.« – Aber trotzdem freuen sich auch die Verlierenden.

Alles freut sich.

Vielleicht nur Iwan selbst nicht.

»Ich danke herzlich für diese freundliche Teilnahme,« sagte Iwan ohne pathetische Deklamation. »Besonders aber danke ich Ihnen, Herr Graf, für die freundliche Aufnahme und die liebenswürdige Freundschaft, mit welcher Sie meine Wenigkeit auszeichneten. Ich werde dafür stets ein dankbares Andenken bewahren. Ich bitte, bewahren Sie mir auch ferner Ihr Wohlwollen, denn ich bin jetzt gekommen Abschied zu nehmen. Morgen reise ich nach Hause.«

Der Graf zwinkerte mit dem Auge nach Baron Eduard, als wollte er sagen: Habe ich es nicht gesagt!

Und mit keinem Wort strebte er Iwan zurückzuhalten.

»Seien Sie überzeugt,« sprach er, ihm die Hand drückend, »daß ich Sie aufrichtig schätze, und wo immer wir zusammentreffen mögen, betrachten Sie mich als Ihren alten Freund. Gott segne Sie.«

Aber Baron Eduard wollte die Sache ganz anders auffassen; er hielt Iwan mit beiden Händen am Arm fest. »Daraus wird nichts, daß du uns jetzt durchgehst. Einen so guten Kameraden lassen wir nicht so leicht los, um so weniger jetzt, wo du der Löwe der Saison bist. Du kommst von hier nicht fort, du bist jetzt unser Ehrenpräses.«

Iwan lächelte hierauf. Sanfter Sarkasmus, stiller ironischer Schmerz, männliche Bitterkeit lagen in seinem Lächeln und er sagte leise zu Eduard: »Ich danke, Kamerad, für die Ehre. Aber ich taue nicht zum Gouverneur von Barataria. Für mich ist's besser, zu Hause zu sein. Ich gehe meinen Grison satteln und reite nach Hause.« (Wer im Don Quichotte geblättert hat, wird sich an die Scherze auf der Insel Barataria und an das rührende Zusammentreffen des Esels mit seinem Herrn erinnern.) Hiermit verneigte er sich vor der ganzen Gesellschaft und entfernte sich.

Graf Stefan ging ihm nach und trotz alles Sträubens begleitete er ihn Arm in Arm die Treppe hinab bis zu Theudelindens Tür. Ihn berührten Iwans letzte Worte nicht.

Als er zurückkehrte, fand er die ganze Gesellschaft noch in dem verdrießlichen Gemütszustande, welchen die letzte Szene hervorgerufen.

»Aber wer unter uns war es,« brach endlich Baron Eduard aus, »der ihm die Persiflage mit der Insel Barataria verraten hat?«

Alle gaben ihr Ehrenwort, daß sie es nicht getan haben.

»Der Teufel soll mich holen, wenn nicht der Herr Abt es ihm verraten hat!« sagte Graf Géza.

»Aber Freunde, dieser Mensch kommt darauf, auch ohne daß man es ihm sagt,« meinte Graf Stefan, »denn er achtet auf alles, nur verrät er nicht, daß er etwas bemerkt hat.«

»Ich schwöre darauf, daß der Pfaffe es ihm zugeraunt hat.«

(Wir schwören auf nichts, aber gewiß ist, daß Abt Samuel vor einigen Tagen aus Wien einen Brief erhielt, in welchem geschrieben stand: »Was macht ihr dort unten für Dummheiten? Du verdirbst alles! Dieser Berend söhnt die Komtesse mit dem Alten aus. Mache, daß er von dort fortkommt, denn er arbeitet gegen uns! – Felix.«)

»Ja! Den haben wir von hier fortgesprengt!« sprach Graf Edmund. »Aber meine schöne Cousine wünschte es ja, daß er gehe; und darum geht er.«

»So ist es!« sagte Graf Stefan, »aber ich sehe noch etwas anderes voraus; dieser Mensch wird dort unten bei den Damen sagen, daß er geht, und deine schöne Cousine wird aufstehen und erwidern: Dann gehen wir beide!«

»Ah! Ah!« scholl es im Ton des Unglaubens in der Gesellschaft, aber Edmund zuckte die Achsel.

»Das ist wahrhaftig möglich.«

Ist es möglich?

Edmund blickte mit der Miene eines Pontius Pilatus darein. Jetzt ist die Zeit der faits accomplis. Europa hat sich heutzutage schon in größere Eroberungen gefügt. Wenn ein Mann, der nichts als sein rotes Hemd hatte, die beiden Sizilien erobern konnte, warum sollte ein Mann im schwarzen Hemd nicht die fürstliche Herrschaft Bondavár bekommen können?

»Enfin, was wird daran Schlechtes sein?. Der Junge ist ein ganz guter Gentleman. Er war Soldat und ist von Adel. Sein Besitz grenzt an die Bondavärer Herrschaft! Er hat ein Vermögen im Wert von zweimalhunderttausend Gulden, Angela hat eine Erbschaft von zwanzig Millionen zu erwarten. Aber wenn der Himmel unseren Onkel Theobald noch zehn Jahre leben läßt und er noch weiter mit so ausgezeichnetem Erfolg wirtschaftet, so kann es noch kommen, daß zwischen den Vermögensumständen Iwans und Angelas *partie égale* sein wird. Was aber den Titel anbelangt – wenn das Ministerium mit unseren Adelsvorrechten noch weiter so umspringt und unter dem parlamentarischen Regime der Bauernrock noch weiter so im Kurse steigt, so werde ich darum bitten, daß man mich in den Bauernstand erhebe.«

Die Gräfinnen empfingen Iwan als intimen Bekannten in Theudelindens Privatgemach.

Als er bei ihnen eintrat, war er ungewöhnlich befangen. Blässe und der Ausdruck der Rührung machten seine harten Züge interessant.

Theudelinde ging ihm entgegen und streckte ihm schon von weitem beide Hände hin, worauf sie ihm die seinen warm drückte. Ihre Lippen zitterten, die Stimme versagte ihr, sie bemühte sich ihre Tränen zu unterdrücken, dann winkte sie Iwan stumm, am Tisch Platz zu nehmen, auf dessen Mosaikplatte ein prächtiger Blumenstrauß in einer Majolika prangte, Theudelinde setzte sich zu ihm auf das Sofa, ihr gegenüber nahm Komtesse Angela Platz.

Komtesse Angela war heute ungewöhnlich einfach gekleidet; es fiel ihr nicht einmal ein, eine Blume ins Haar zu stecken, was ihr doch sonst so gut stand. Sie war sehr ernst und erhob ihre Augen nicht zu Iwan.

»Welche Sorgen haben wir um Sie ausgestanden!« sagte endlich Theudelinde, als sie wieder sprechen konnte; »Sie können sich nicht vorstellen, welche Qual und Angst wir die zwei Tage hindurch empfanden.«

Angela schlug die Augen nieder. Auch sie war in dem Wörtchen »wir« einbegriffen.

»Ich werde es mir nie verzeihen, Gräfin,« sprach Iwan, »insofern auch ich an dieser Aufregung schuld war; die Buße wird auch sogleich folgen, die ich mir für meine Sünde auferlegt habe. Morgen verbanne ich mich ins Bondatal.«

»Ah!« seufzte die überraschte Gräfin. »Sie wollen uns verlassen? Und was wollen Sie im Bondatal tun?«

»Ich werde mein vernachlässigtes Gewerbe fortsetzen.«

»Und sind Sie gern im Bondatal?«

»Ich bin dort ruhig.«

»Haben Sie dort Verwandte?«

»Niemanden.«

»Eine Haushaltung?«

»Soweit ich sie selbst versehen kann.«

»Bekannte, nach welchen Sie sich sehnen?«

»Nur meine Arbeiter und meine Maschinen.«

»Sie leben dort also wie ein Einsiedler?«

»Nein, Gräfin, der Einsiedler ist allein.«

»Und Sie?«

»Wir sind immer unser zwei, ich und meine Arbeit.«

Die Gräfin nahm sich zu einer feierlichen Aeußerung zusammen.

»Herr von Berend! Geben Sie mir die Hand! Bleiben Sie hier!«

Iwan erhob sich von seinem Sitz und verneigte sich tief.

»Die Huld, die sich in Ihren Worten kundgibt, wird mir stets in angenehmer Erinnerung bleiben; Ihre Worte beweisen mir, wie unerschöpflich Ihre Güte ist, nehmen Sie meinen Dank dafür.«

»Also, wie lange bleiben Sie?«

»Bis morgen früh, gnädige Gräfin.«

»Ah!« sprach diese unwillig, »wenn ich Ihnen sage, daß Sie bleiben sollen!«

Und dieser Unwille war so aufrichtig, so wahrhaftig, daß es Iwan unmöglich war, auszuweichen. Theudelinde blickte auf Komtesse Angela, als ob sie erwartete, daß auch diese ihr zu Hilfe komme. Angela aber schlug ihre langen Seidenwimpern gar nicht auf, sondern zerpflückte den roten Kelch einer Rudbekkia, wie um das Blumenorakel zu befragen.

»Gräfin!« sprach Iwan aufstehend und den Stuhl auf die Seite rückend; »wenn ich auf eine so freundliche Einladung zu bleiben, antworte, daß ich dennoch fortgehe, so fühle ich wohl, daß ich dafür Gründe angeben muß, deren Gewicht es rechtfertigen kann, wenn ich von der Huld, mit welcher Sie mich überhäufen, keinen Gebrauch mache. Ihnen kann ich nicht antworten, was ich meinen übrigen Bekannten sage: daß ich zu tun habe, daß ich schon zu lange hier bin, daß ich bald wiederkomme. Ihnen muß ich sagen, daß ich fortgehe, weil ich hier nicht bleiben kann, daß ich gehe, um nicht wiederzukehren. Gräfin, das ist nicht meine Welt, das ist kein Kreis, in dem ich leben kann. Seit einem Vierteljahr bin ich in diesen Zirkeln ein täglicher

Gast, ich habe mit den Mitgliedern der hohen Gesellschaft gelebt, wie sie es gewohnt sind. Ich gebe zu, daß die Mitglieder dieses Kreises ein Recht und Grund genug haben, so zu leben, wie sie es tun. Aber ich habe kein Recht dazu. Ich bin an eine andere Lebensweise gewöhnt, meine Existenz hat andere Lebensbedingungen. Sie hier oben sind für sich allein bestehende Ringe, wir in der niederen Gesellschaft sind alle zusammenhängende Glieder einer Kette. Sie macht Ihre Stellung unabhängig; darum leben Sie wie Menschen, die nur der eigne Wille leitet. Uns drängt das Leben aneinander, und ganz andere Bedingungen hat bei uns der Egoismus und die Großmut als bei Ihnen. Ich taue nicht für diesen Kreis. Ich schäme mich, stolz zu sein denjenigen gegenüber, auf welche Sie herabsehen und kann nicht demütig meinen Kopf beugen vor denjenigen, welchen Sie huldigen. Ich kann Gott nicht dort sehen, wo Sie ihn anbeten und kann seiner nicht vergessen, wo Sie ihn verspotten. Ueber Ihren Kreisen schwebt ein Zauber, der es bewirkt, daß alles verspottet und geleugnet wird; wer sagt hier dem andern die Wahrheit ins Gesicht? und wen liebt man hier, wenn man ihn nicht sieht? Die guten Freunde rennen miteinander über Stock und Stein. Einer stürzt und bricht den Hals. Gute Nacht! Der gute Freund ist gewesen. Der andere bricht im Rennen nicht den Hals, aber er vergeudet sein Vermögen; man läßt ihn weiter mitrennen, niemand sagt ihm: Tritt aus, du gehst ja zugrunde! Einmal aber strauchelt er dann und mit ihm liegt das Vermögen und die Ehre seiner Ahnen im Staube? Gute Nacht! Man streicht seinen Namen aus der Liste des Kasinos. Der gute Freund ist nicht mehr. Wir haben zwar auch gestern gewußt, daß er zugrunde geht und so zugrunde geht; aber niemand sonst hat es gewußt, wir haben ihn mit uns rennen lassen. Heute wissen es auch andere schon, heute kennen wir ihn nicht mehr. Wenn der Kamerad sich scheut, mit uns zu kommen, wenn er zu Hause bleibt, so sagen wir, er sei feige, geizig, ein Pantoffelheld. Und was für Begriffe herrschen da von den Frauen! Welch ein Familienleben! Welche Dramen drinnen und welche Komödien nach außen! Welche Virtuosität im Sündigen! Welche Vergötterung der flüchtigen Freuden! Und wo diese aufhören, welch ein öder Lebensüberdruß, welche selbstmörderische Blasiertheit! Nein, Gräfin, ich kann in dieser Atmosphäre nicht mehr atmen. Sie haben recht, denn Sie beglückt dies alles; aber ich müßte dabei wahnsinnig werden! Darum gehe ich von hier fort, Gräfin! Vergebung für meine kühnen Worte! Ich war ungeschickt. Ich habe schonungslos gesprochen von der Physiognomie der Gesellschaft, auf deren Parkett ich noch stehe. Ich war undankbar, indem ich meinen Antipathien dort Ausdruck gab, wo andere gegen meine Fehler und Ungeschicklichkeiten tolerant waren und mich freundlich aus dem Kreise bis zur Tür begleiteten, in welchem ich fortwährend lächerlich war, und doch nicht ins Gesicht verspottet wurde; aber ich war gezwungen, mich auszusprechen, Gräfin, Ihre Güte hat mich dazu gezwungen, Sie haben mich mit außerordentlich großer Huld aufgefordert zu bleiben und ich mußte zeigen, daß, was mich von hier fortführt, doch ein noch gewichtigerer Grund ist.«

Auch Gräfin Theudelinde hatte sich während Iwans Rede erhoben; ihre Augen begannen zu leuchten, ihr Gesicht wurde verklärt, ihre Lippen bewegten sich, als ob sie jedes Wort nachspräche. Und als er seine Worte beendet hatte, erfaßte sie seine beiden Hände und stammelte außer sich: »Nicht wahr? – Sie sprechen so! – Sie sprechen jetzt so – wie ich vor vierzig Jahren gesprochen habe, als ich mich aus der Welt verbannte. Die Welt ist jetzt noch ebenso wie damals!«

Hiermit schüttelte sie ihm leidenschaftlich die Hand und fuhr fort: »Gehen Sie! – gehen Sie nach Hause, verbergen Sie sich unter der Erde in Ihrem Bergwerk. Gott mit Ihnen! überall ... jederzeit ... Gott mit Ihnen! – Gott mit Ihnen!«

Sie bemerkten nicht, daß auch Angela sich von ihrem Sitz erhoben hatte.

Und als Iwan Abschied nehmend sich verbeugte, sagte diese, indem sie einen Schritt vorwärts ging, mit festem, entschlossenem Ton: »Wenn Sie von hier fortgehen, so gehen Sie nicht allein; dann gehe auch ich.«

Ihr Gesicht erglühte bei diesen Worten.

Iwan stand auf der Höhe der Situation.

Von dieser schwindelnden Höhe herab sagte er mit vollständig bewahrter Geistesgegenwart zu Angela: »Sie tun, wohl daran, Komtesse! Morgen ist der Geburtstag des Fürsten Theobald. Bis morgen früh können Sie bei ihm sein, und er ist bereit, Sie in seine Arme zu schließen.«

Komtesse Angela wurde blaß wie eine Marmorstatue.

Sie sank in ihren Fauteuil. Die roten Blätter der zerpfückten Blumen lagen zu ihren Füßen ausgestreut.

Iwan verbeugte sich ehrfurchtsvoll, er küßte Theudelinden die Hand und entfernte sich.

Ah! auch außerhalb des magnetischen Reiches gibt es Menschen, die, wenn sie einmal eine Seele lieben, diese nie vergessen.

* *
*

Nachdem Iwan fort war, besuchte Graf Edmund die Damen noch einmal. Die Neugierde führte ihn hin. Komtesse Angela war gemütlicher als sonst jemals. Als sie voneinander schieden, sagte sie zu ihrem Cousin: »Geh zu Salista und sage ihm, daß ich mich nach seinem Befinden erkundige.«

Graf Edmund besaß künstlerische Ruhe genug, sein Erstaunen zu verbergen, und als er über die Treppe ging, begann er Figaros Arie aus dem »Barbier von Sevilla« zu summen.

Die Falschheit der Frauen
Ergründet man nie,
Ergründet man nie.

Komtesse Angela aber schrieb noch denselben Tag an den Fürsten Theobald.

(Am andern Tag war ja der Geburtstag ihres Großvaters.)

Der Inhalt des Briefes lautete: »Ich komme nicht nach Hause. Adieu!«

* *
*

Am andern Tag sprach man noch von Iwan und seinem Duell.

Am dritten Tag war er vergessen. »Adieu!«

Die letzte Probe

Fürst Theobald erhielt den Brief seiner einzigen Enkelin, welcher mit dem Wort: »Adieu!« schloß, gerade am Morgen seines Geburtstages.

Stets war dieser Tag ein Festtag für ihn gewesen; von Angelas zartestem Kindesalter angefangen bis zum letzten Jahre erhielt Theobald an seinem Geburtstag jedes Jahr von ihr einen Kuß.

Der heutige war ein bitterer Kuß.

Unter seinen Kleinodien bewahrt der Fürst ein Album mit schön vergoldeten Deckeln, das seine Geburtstagsandenken enthält. Da befindet sich ein vertrockneter Blumenstrauß, den ihm einst Angela als kleines Kind überreichte – das liebe Gekritzeln, das sie als erste Schreibübung auf ein Stückchen Bristolpapier für ihn schrieb – und eine Perlen- und Goldstickerei, die Angela im letzten Jahre mit ihren eignen Händen anfertigte. Alles Geburtstagsandenken des Fürsten Theobald.

Zu diesen kommt jetzt der letzte Brief mit dem Wort: »Adieu!«

Das Gemüt des Fürsten war empfindlich und reizbar.

Wenn er aber auch mit kaltem Blut urteilen wollte, so mußte er sich selbst dann sagen, daß er seiner Enkelin gegenüber recht habe.

Komtesse Angela war es sich selbst und ihrem fürstlichen Hause schuldig, zu tun, was man von ihr verlangte. Wenn ihr dabei ihr Herz im Wege stünde, so könnte man sie vielleicht nicht verurteilen; doch Angela liebt niemanden. Warum macht sie aber einen Unterschied zwischen denjenigen, die sie nicht liebt?

Fürst Theobald ging aufgeregten Gemütes zu Evelines letzter Probe.

Was ihn erbitterte, brachte auch sein Blut in Wallung.

Auf das »Adieu!« kann auch er noch etwas antworten.

Als er in Evelinens Wohnung ankam, ließ ihn der Kammerdiener als Bekannten in den Salon ein, in dem die angebliche Künstlerin bisher ihre Feenproben zu halten pflegte.

Der Fürst befand sich allein im Salon.

Die blaß rosafarbenen Fenstervorhänge waren herabgelassen und in den Ecken des Salons standen Gruppen von exotischen Pflanzen. Der Duft lebender Blumen parfümierte die Luft.

In einer Ecke girrten ein paar Turteltauben, und in einem der Blumengesträuche verborgen sang eine Nachtigall ihr klagendes triumphierendes Zauberlied. Der ganze Raum glich einem Aufenthalt der Elfen in der Tiefe des Waldes.

Der Fürst setzte sich, da er niemanden vorfand, auf den Diwan und blätterte in einem Album, das auf dem Tische lag. Es war die Sammlung der Darstellungen Evelinens. Er durchblätterte es ganz, jedes Bild anschauend, und während er die verführerischen Gestalten betrachtete, sah er im Geist auch das zu Hause gelassene Album, in welchem sich die Zeichnungen und Stickereien Angelas befanden.

Erst beim letzten Bilde kehrte seine Aufmerksamkeit wieder zurück. Wie verführerisch, wie heimlich ist bei aller Idealisierung die in Nesselstoff gehüllte Gestalt.

Die Nachtigall schlug, die Tauben girrten, der Duft der Pomeranzenblüten war so betäubend. In welcher Gestalt wird diese Frau zuletzt erscheinen?

Und da schien es ihm, als ob er aus der Ferne ein längst gehörtes, längst vergessenes Lied leise summen hörte, das ihn zauberhaft berührte.

Das ist dieselbe Volksmelodie, welche einst die Amme sang, wenn sie seine Enkelin in der Wiege schaukelte. Irgendein slawisches Volkslied mit einem unbekanntem Text.

Nach einigen Minuten verhallte das Lied.

Und bald darauf öffnete sich die Tür von Evelinens Toilettezimmer.

Sie kam.

Wie kam sie? In welchem verführerischen Kostüm? Mit welchem von Cytherens Zaubergürteln?

Sie hatte ein einfaches, weiß-schwarz kariertes Kreponkleid an, ihr Haar glatt gekämmt und in einen Zopf geflochten. Ein weißer, schmaler, gestickter Kragen umgab rings ihren Nacken.

Und sanft, vertrauensvoll, bescheiden näherte sie sich dem Fürsten Theobald, und als sie zu ihm hingelangt war, überreichte sie ihm eine kleine Briefftasche, in welcher auf weißem Atlas eine vor einem Grabe kniende Kindergestalt mit schwarzen Kreppfäden in zarter Stickerei abgebildet war.

Dann erhob sie ihre tränennassen Augen zu ihm und stammelte mit halberstickter, bebender Stimme: »Mein Herr! nehmen Sie heute zu Ihrem Geburtstag dieses Andenken von mir. Der Himmel möge Sie lange erhalten.«

In dieser Szene war so viel Wahrheit oder bis zur Täuschung treue Verstellung, daß Fürst Theobald selbstvergessen anstatt »Madame!« ausrief: »Mein Kind!«

Die junge Dame warf sich bei diesem Wort dem Fürsten Theobald schluchzend an die Brust und flehte, indem ihren Augen Tränen entstürzten: »O Herr! ziehen Sie dieses Wort nicht zurück! Es gibt kein verzweifelteres Geschöpf, als ich bin!«

Fürst Theobald legte der Schluchzenden die Hand auf den Kopf und küßte sie auf die Stirn.

»Also seien Sie meine Tochter. Blicken Sie auf zu mir, Eveline. Lächeln Sie mich an. Sie sind noch ein Kind, also seien Sie für mich ein Kind. Ich werde Ihr Vater, nein! Ihr Großvater sein. Die Väter lieben zuweilen ihre Kinder nicht, aber die Großväter lieben ihre Enkel immer. Sie werden meine kleine Enkelin sein. Sie werden lustig plaudern, wenn ich ernst bin, Sie werden mir vorlesen, wenn ich nicht schlafen kann, Sie werden sich nach meinem Befinden erkundigen, wenn ich krank bin. Sie werden meine Geschenke annehmen, für mich Ihr Haus offen halten, mich an Ihrem Tische sitzen lassen. Sie werden mich anhören, wenn ich über irgend etwas zu klagen habe und werden mir es mitteilen, wenn Sie etwas drückt. Meine schlimmen Launen werden Sie mich nicht entgelten lassen und werden meine Gunst suchen. Ich werde Sie ebenso behandeln. Sie werden die Herrin aller derjenigen sein, deren Herr ich bin. Sie werden dort glänzen, wo ich mich an Ihrem Glanz erfreuen will. Und Sie werden mir in allem gehorchen.«

Eveline antwortete auf alles dieses mit einem stummen Handkuß. »Gefällt Ihnen das, was ich gesagt habe? Freuen Sie sich darüber?« fragte der Fürst.

Hierauf antwortete Eveline mit fröhlichem Gelächter; sie sprang auf, tanzte, war außer sich und stürzte wieder zum Fürsten hin, seine Hand mit Küssen bedeckend.

»O mein lieber, mein teurer Großpapa!«

Der Fürst warf sich aufs Sofa und lachte bitter.

Eveline hielt erschrocken in ihrem kindlichen Hüpfen inne. Eine entsetzliche Disharmonie lag in diesem Gelächter.

»Das galt nicht Ihnen, meine Liebe, nicht Ihnen. Kommen Sie her und setzen Sie sich zu mir, meine schöne Enkeltochter.«

(Dieses Gelächter war die Antwort auf das »Adieu«.)

Der Fürst streichelte Evelinen zärtlich das Haar.

»Und jetzt werde ich ernste Worte zu Ihnen sprechen. Merken Sie wohl auf, denn was ich sage, wird für Sie Befehl sein. In unserer Familie befiehlt nur einer, die übrigen gehorchen.«

Wie viel Schmeichelei lag in dem Wort: »in unserer Familie.«

»Sie werden sofort in mein Palais in der Maximilianstraße übersiedeln und dann niemanden empfangen, als den ich Ihnen gestatte. Daß Herr Kaulman zu dieser Verfügung seine Einwilligung gebe, das zu erwirken wird meine Sorge sein. Von nun an werden Sie nicht einmal mit Herrn Kaulman in Berührung zu kommen brauchen, wenn nicht geschäftliche Angelegenheiten es erfordern. Bedauern Sie es, daß Sie die Freundschaft des Herrn Kaulman verlieren?«

»Man kann nicht verlieren, was nicht ist.«

»Ich werde Ihnen ein Engagement bei der Oper erwirken. Sie müssen eine Stellung haben, die Ihnen ein Recht gibt, in der Welt zu erscheinen. Der Titel des Schauspielers ist ein Königsmantel, er hat auch in den Salons Zutritt. Was den Erfolg betrifft, so seien Sie unbesorgt. Sie haben ein schönes Talent. Studieren Sie und Sie können es weit bringen. Erwerben Sie sich Ruhm. Sie können dann von Ihrer Kunst leben, auch wenn ich einmal nicht mehr bin.«

»Wenn ich nur auf der Bühne nicht so viel Angst hätte.«

»Sie werden sich schon an die Bühne gewöhnen. Sie werden erfahren, daß jedermann beim Theater in dem Maße geachtet wird, als er sich selbst achtet. Wer sich in Kleingeld ausgibt, der ist für jedermann wohlfeil. Nehmen Sie nicht jedermanns Huldigungen an. Wenn Sie für jemanden Freundschaft empfinden, so sagen Sie mir es aufrichtig, damit ich Ihnen sagen könne, was ich von ihm halte.«

»Nein, Herr!« sprach Eveline warm, »ich fühle nur für Sie Anhänglichkeit.«

»Na, na, Eveline! Wozu in einem so sentimental Moment Gelöbnisse machen, die man bald vergißt! Sie sind noch ein Kind, vergessen Sie nie, daß wir Großvater und Enkelin sind. Von Kaulman sprechen wir nicht, das ist ein nichtswürdiger Spekulant. Er hat mit Ihnen seinen Zweck erreicht. Wonach er trachtete, das bekommt er. Dafür aber hat er Ihnen einen Namen gegeben, den kann er Ihnen nicht wieder wegnehmen. Sie werden in der Welt schon erfahren, welch ein unendlich großer Schatz für eine Frau der Name eines Gatten ist – gleichviel ob sie damit glänzen oder ihre Schande damit bedecken will. Für eine Frau, die von einem Manne den Namen bekommen hat, gibt es keine zehn Gebote. Das wird man Ihnen schon erklären.«

»Ich werde es nicht lernen.«

»Versprechen Sie nicht etwas, was ich von Ihnen nicht verlange, denn sonst werde ich fürchten, daß Sie das nicht halten, um was ich Sie wirklich gebeten habe. Eins bedinge ich mir von Ihnen aus. Einen einzigen Menschen dürfen Sie nie empfangen, Sie dürfen keinen Brief von ihm erbrechen, kein Geschenk von ihm annehmen, keinen Kranz, der von ihm kommt, von der Erde aufheben, noch seinen Applaus bemerken. Ein einziger Mensch existiert für Sie nicht. Sie sollen ihn ebensowenig bemerken, als ob er die Tarnkappe trüge, und dieser Mensch ist Fürst Waldemar.«

»O Herr! ich hasse diesen Menschen, ich verabscheue ihn, ich schaudere vor ihm.«

»Ich liebe es, diesen Ausbruch des Abscheus von Ihnen zu hören. Aber dieser Mensch ist reich und ein schöner Mann und schwärmt wahnsinnig für Sie. Schließlich schmeichelt es den Frauen immer, wenn sie wissen, daß jemand für sie schwärmt. Es können zwingende Umstände eintreten. Der Reichtum ist ein großer Verführer und die Armut eine große Kupplerin. Es wird eine Zeit kommen, wo ich nicht mehr sein werde. Ich will aber, daß Sie

selbst dann, wenn ich schon Staub bin, von Waldemar nichts annehmen und ihm nicht die geringste Gunst gewähren.«

»Ich schwöre es Ihnen bei dem, was mir das Heiligste ist, bei dem Andenken meiner Mutter!«

»So gestatten Sie mir Ihre Stirne zu küssen. Jetzt gehe ich zu Kaulman und mache mit ihm die Sache ab. Ich danke Ihnen dafür, daß Sie sich meines Geburtstags erinnerten. Es könnten ja auch andere wissen, an welchem Tag ich geboren bin, sie brauchten nur ein Konversationslexikon aufzuschlagen, um darin meinen Namen und meine Biographie zu suchen. Mit der kleinen gestickten Briefftasche haben Sie mich sehr reich gemacht. Ich bin mit sehr verstörtem Gemüt hergekommen, und gehe mit sehr ruhigem Herzen von hier fort. Ich werde Ihnen dafür dankbar sein. Gott mit Ihnen, liebe Eveline!«

* *
*

Einige Tage später zog Eveline in das in der Maximiliangasse befindliche Palais, wo Theobald Bondavary sie mit fürstlichem Glanz umgab.

Die Welt glaubte, sie sei die Maitresse des Fürsten; der Fürst lebte in der Illusion, daß sie seine Enkelin sei; Eveline aber glaubte, sie erfülle ihre Pflicht als Gattin, wenn sie tut, was ihr Herr und Gemahl ihr befohlen hat.

* *
*

Zu derselben Zeit erhielt das Köhlengrubenkonsortium die Zustimmung des Fürsten Theobald Bondavary zu dem mit der Gräfin Theudelinde abgeschlossenen Vertrag.

Und so war die Bondavärer Herrschaft unter den Füßen beider Eigentümer weggezogen!

Komtesse Angela aber hätte die Herrschaft für sich und ihre Familie retten können, wenn sie Iwan Berend gefolgt hätte.

* *
*

Aber warum war Komtesse Angela so hartnäckig?

Kann jemand sie entschuldigen, daß sie, so launenhaft, gegen ihren Großvater so schonungslos ist, daß sie sich in diesem Trotz gefällt?

Ist dies eine Torheit? Und läßt diese Torheit sich rechtfertigen?

Sagen wir ein Wort zu ihrer Verteidigung.

Jener Fürst Sondershain, welchem Fürst Theobald seine Enkelin so gern zur Frau gegeben hätte, ist derselbe Waldemar, von welchem schon so oft die Rede gewesen ist.

Und Komtesse Angela wußte alles, was die Welt von dem ihr zgedachten Bräutigam sprach.

Konnte sie anders handeln? Konnte sie das tun, was Iwan ihr riet? Mögen die Frauen darüber urteilen, die Männer haben kein Recht dazu.

Finanzwissenschaft.

Die Bondavärer Herrschaft hätten sie also schon.

Jetzt fehlt nur noch das Anlagekapital von zehn Millionen.

Dann brauchen sie noch eine Eisenbahn, welche das Gewerk mit dem Weltmarkt verbindet.

Sehen wir uns zunächst nach den zehn Millionen um.

Das Bondavärer Kohlenlager ist so viel wert, ja noch mehr. Aber wer weiß davon? Wer glaubt es?

Journalreklame, Eingesandtes fangen an ihre Wirkung zu verlieren. Diese Kunst versteht schon jeder.

»Gottes Segen bei Kaulman! Wer kauft Hamburger Lose?«

Man fängt an, den Witz zu verstehen. Der Segen ist wohl bei Kaulman, aber er kommt nicht von ihm.

Als Felix Iwan die Freundschaft erwies, ihm einen Direktor zu bringen, erblickte er während des Gesprächs auf dem Tisch ein Stück Kohle, in welchem der Abdruck einer fingerförmigen Pflanze sichtbar war. Diese Kohle war aus der Bondataler Grube.

»Ah! das ist die Fußspur eines urweltlichen Vogels!« sagte Felix.

»Nein!« erwiderte Iwan, »das ist der Abdruck des Blattes einer Pflanze.«

»Ich besitze ebenfalls eine schöne Petrefaktensammlung.«

»So nimm das dazu!«

Felix nahm das Petrefakt mit.

Als dann die Bondavärer Aktiengesellschaft nahe daran war, mit ihrem Unternehmen hervorzutreten, erschien einmal in einem der verbreitetsten deutschen Blätter die mit einer Illustration versehene Beschreibung des in der Bondataler Steinkohlengrube gefundenen Abdrucks eines Vogelfußes. Der Artikel war von »Doktor Felicius« unterzeichnet.

»Wir wollen diesen Abdruck sehen!« riefen die Gelehrten. Der Entdecker gab dem Tier, das seine Fußspuren in der damals noch weichen (!) Steinkohle eingedrückt zurückließ, auch einen gelehrten Namen: *Protornithos lithanthracoides*.

»Hoho! halt!« riefen auf einmal sämtliche Geologen, Physiologen, Paleontologen, Professoren, Gelehrte, artesische Brunnenbohrer; »das ist ein großes Wort!«

Eine Gruppe von Gelehrten behauptete, es sei möglich, die andere, es sei nicht möglich.

Warum ist es *nicht möglich*? Weil es in der Periode der Steinkohlenformation weder Vögel noch Säugetiere gab; deshalb findet man in der Steinkohle nur Pflanzenüberreste, Muscheln und höchst selten einen Fisch.

Und warum ist *möglich*? Weil man doch noch immer finden kann, was bisher noch niemand gefunden hat. Humboldt schwur noch darauf, daß es in der Urwelt keine Affen gegeben habe, weil nirgends ein fossiler Affe gefunden wird, und seitdem hat man in England einen, in Frankreich drei fossile Makropythezus gefunden.

Auf die Möglichkeitsgründe empörte sich das Lager der Vogelleugner aufs neue und nannte die Vogelgläubigen Esel; kommen doch selbst Amphibien nur in der Braunkohle vor! Und was hat das Anthrazoterium verbochen? Aber von Vögeln könne nicht die Rede sein!

Endlich nachdem der Streit durch alle illustrierten Blätter gegangen war, nachdem er das deutsche, englische, französische Publikum in Aufruhr gebracht hatte, wurde dem Sensationsprozeß damit ein Ende gemacht, daß man zur Prüfung und Bestimmung des in Rede stehenden Petrefakts eine aus fünf angesehenen Professoren bestehende Kommission entsendete.

Doktor Felicius bot tausend Dukaten demjenigen, der beweisen würde, daß seine Vogelspur keine Vogelspur ist.

Das Tribunal der Gelehrten untersuchte dann das betreffende Petrefakt und sprach einstimmig das Verdikt aus, daß der Abdruck von keinerlei Protornithos, sondern von einem Blatt der *Annularia longifolia* herrühre. Es könne auch in der Tat nur der Abdruck einer Pflanze sein, denn die in Rede stehende Kohle sei keine Braunkohle, sondern die reinste Schwarzkohle, in deren Formationsperiode noch kein Vogel existierte.

Doktor Felix Kaulman zahlte dann ruhig die tausend Dukaten aus und dankte der ganzen Republik der Gelehrten sehr schön für die Freundlichkeit, daß sie die Bondavärer Kohle in der ganzen Welt so in Ruf gebracht hatte. Eine solche Reklame hätte er nicht mit vierzigtausend Gulden zustande bringen können. Jetzt mögen die Leute schreien, daß der Protornithos ein Humbug sei! Das Renommee der Bondavärer Kohle ist wissenschaftlich festgestellt.

Es naht also der günstige Zeitpunkt heran, in welchem man mit dem Unternehmen auf der Börse debütieren kann.

Denn das ist die größte Wissenschaft auf Erden.

Die Börse hat ihre heiteren und ihre verdrießlichen Tage. Manchmal ist sie voller Elektrizität, die Schafe hüpfen auf der Wiese; manchmal wieder lassen sie alle die Köpfe hängen und wollen das schöne Gras nicht anrühren. Manchmal bitten sie blökend den Schäfer, er möge sie scheren, denn die Wolle ist ihnen schon zu schwer. Ein andres Mal stecken sie alle die Köpfe zusammen und geben keiner Ermunterung Gehör. Zuweilen, niemand weiß warum, fängt der Leithammel an zu laufen, und alle anderen rennen ihm nach; weder der Schäfer noch der Hund vermögen sie im Lauf aufzuhalten.

Also die Hauptwissenschaft ist, zu wissen, wann auf der Börse gutes Wetter ist.

Denn manchmal sind die Tage so günstig, die Menschen in einem so seligen Zustand, die Brieftaschen und Geldbeutel so überströmenden Gemüts, daß alles gelingt; selbst wenn jemand zur Abgrabung und kleinweisen Veräußerung des Blocksbergs ein Konsortium suchen würde, würde er dazu Unternehmer und Aktionäre finden, ein andres Mal wieder lassen die Leute selbst das türkische Eisenbahnanlehen unbeachtet.

Also an einem solchen schönen Tage, an welchem jeder Grashalm gedeiht, wurde das Bondavärer Steinkohlenunternehmen auf der Wiener Börse aufgelegt, und am Tage der Subskription mußten vor dem Bankhaus Kaulman und in der Gasse der Kreditanstalt Militärkordons aufgestellt werden, um die massenhaft herbeigeströmten Unterzeichner in Ordnung zu halten.

Das subskribierende Publikum hatte sich schon am frühen Morgen vor den Toren aufgestellt; wer seiner Kraft vertraute, bahnte sich mit den Ellbogen einen Weg; im Gedränge eingedrückte Hüte und abgerissene Rockschoße kamen nicht in Betracht; Verbalinjurien höchsten Grades, und handgreifliche Beleidigungen zweiten und dritten Grades wurden nicht beachtet. Die auf die Gasse gehenden Fenster wurden eingeschlagen und durch diese rief man: »Ich unterschreibe zehntausend, hunderttausend, eine Million! Hier ist die Kautio!« Wackere Turner benützten die Vorteile ihrer körperlichen Gewandtheit, um auf die Schultern ihrer Nachbarn zu steigen und von da auf den Balkon hinaufzuklettern, von wo sie dann die Köpfe in den Saal hineinsteckten und riefen: »Eine halbe Million!« Und als es endlich nachmittags sechs Uhr schlug und die Tore geschlossen wurden, rief man der mit Waffengewalt zum Auseinandergehen gezwungenen Menge, die nicht so glücklich war, zur Subskription zu

gelangen, vom Balkon herab zu: »Die Subskription ist geschlossen!« Die Ueberzeichnung war riesig; anstatt zehn Millionen waren achthundertundzwanzig Millionen gezeichnet worden.

Besitzen denn die Subskribenten das viele Geld?

Keineswegs! Jedermann deponiert den zehnten Teil der subskribierten Summe als Kautions in anderen Papieren. Geld hat das Konsortium noch nicht gesehen.

Diejenigen, welche hier im Gedränge einander die Röcke vom Leibe reißen, leiden weder an Geldüberfluß, noch haben sie mit der Kohlenproduktion das geringste zu tun; aber jetzt herrscht auf der Börse gutes Wetter, man kann gewinnen. Die Bondavärer Steinkohlenaktien stehen über Pari; diesen kleinen Gewinn möchte jedermann gern einstreichen, dann kümmert er sich nicht weiter darum, was mit den von ihm gezeichneten Aktien geschieht.

Aber es ist dafür gesorgt, das die Bäume nicht in den Himmel wachsen.

Fürst Waldemar steht an der Spitze der Kontermine. Er ist einer der berühmtesten Börsenmatadore.

Sowie die vielen Leute, welche nur wegen des momentanen Gewinns subskribiert haben, ihre Aktien auf die Börse bringen und dort zu verkaufen anfangen, hält das Steigen des Kurses natürlich inne; das Aufgeld wird immer geringer und endlich fällt es. Wenn das Unternehmen lebensfähig ist, wenn die Aktien in feste Hände gelangt sind, dann ist es möglich, daß der Kurs wieder steigt.

Aber auch dagegen hat die Wissenschaft ein Gegenmittel gefunden.

Der Verwaltungsrat wählt ein Syndikat. Nach geschehener Reduktion bestimmt das Syndikat, wann es den Unterzeichnern ihre Aktien gibt.

Die Zwischenzeit aber benützt es dazu, daß es den Börsenagenten etwa fünfhundert Aktien dafür schenkt, daß sie das Unternehmen lancieren. Diese schlagen dann hinter den Kulissen und im Parkett einen Heidenlärm. Sie treiben die Aktien fürchterlich in die Höhe. Sie reißen einander die Zertifikate mit großem Aufgeld aus den Händen; aber eine Aktie sieht die Börse nicht. Indes verzeichnet der Kurszettel schönstens »Geld« und »Ware«.

Erfahrene Leute wissen, daß das nur ein Theaterkrieg sei, daß wer bares Geld geben will, an der Quelle so viel Aktien al pari bekommen kann, als er nur wünscht; und die Kontermine lauert nur auf den Augenblick, in dem es Zeit sein wird, unter die Agioteure dreinzuschlagen und die Aktien des Unternehmens hinabzudrücken, damit sie dieselben zu Spottpreisen zusammenkaufen könne. Dann können die Aktien wieder steigen.

Wer nun in diesem Spiel verliert, der arme kleine Kapitalist, der aufs Eis tanzen gegangen ist, dem der große bacchantische Lärm des goldenen Kalbes sein kleines, wenig Zinsen abwerfendes Kapital aus der Schublade herauslockt, der auf den Leim geht und dem man, wenn die Kontermine explodiert, den Rücken zerbleut, der läßt seine Aktien, seine Differenzen, wie der Krebs den Fuß zurück, und läuft nach Hause, Gott danken, daß ihm wenigstens die Stiefel geblieben sind.

Das ist der Lauf der Dinge auf der Börse.

Vierter Band.

Die herausgeschmeichelten Taler.

In der Stadt X. ist eine Gasse, die heute noch die »griechische Gasse« heißt. Es ist eine Reihe schöner, sauberer Häuser, welche einst durch griechische Kaufleute erbaut wurden; in der Mitte der Gasse steht die Kirche mit der Marmorfassade und dem prächtig vergoldeten Turm, dessen Glocken die klangvollsten in der ganzen Stadt sind. Man sagt, daß die Griechen, als jene Glocken gegossen wurden, mit vollen Händen silberne Taler in die flüssige Erzmasse warfen.

Die Griechen waren ein gewandter, kluger, liebenswürdiger Schlag Leute. Sie waren die ersten Begründer des soliden Handels in Ungarn; den Juden war es damals noch nicht gestattet, liegende Gründe zu erwerben, darum konnte man es nur an den Häusern der griechischen Kaufleute sehen, was Verstand und Fleiß vermögen.

Außerdem nahm, man trotz ihrer mazedonischen Abkunft niemals wahr, daß sie nicht echte Magyaren seien. Ihre Muttersprache war die ungarische, die anderen erlernten sie. Sie sonderten sich auch nicht ab, sie waren überall dabei. Größtenteils wurden sie Edelleute und waren stolz auf ihre ungarischen Adelsdiplome; sie saßen mit am grünen Tisch. Die Welt merkte erst daran, daß zwischen ihnen und den übrigen Bewohnern ein Unterschied obwalte, daß die Griechen, wenn die übrigen ihre Ostereier längst verzehrt hatten, erst mit der Karfreitagsknarre lärmten.

Der ganze Stamm der Griechen ist in der Stadt X. ausgestorben. Es wäre der Mühe wert, die Gründe zu untersuchen, die dieses Aussterben verursachten; danach zu forschen, warum ihre Männer als Hagestolze, ihre Töchter unverheiratet starben. Es war doch ein wohlgewachsener, kräftiger Schlag; beide Geschlechter zeichneten sich durch feuriges Blut, leuchtende Augen und edles Profil aus. Sie starben nacheinander.

Endlich blieb nur einer übrig, und auch dieser war schon ein alter Junggeselle: der alte Franz Csanta.

Einst war er ein jovialer Geselle, ein lustiger Vorsänger im »*No gaja*«, ein reicher, freigebiger, gegen schöne Frauen galanter Kavalier, ein verwegener Kartenspieler; mit der Zeit aber wurde er verschlossen, menschenscheu, geizig, er haßte Musik und Gesang und wucherte.

Je vereinsamer er wurde, desto mehr nahmen seine schlimmen Eigenschaften zu. Sowie einer seiner früheren Kameraden, Verwandten, Geschäftsgenossen starb, beeilte er sich, dessen Haus anzukaufen; die ganze Gasse war schon sein, nur in seiner unmittelbaren Nachbarschaft wohnte noch eine Partei im eignen Hause. Auch dieses war das Haus eines griechischen Stammverwandten, der jedoch eine Tochter hinterlassen hatte; diese aber blieb ausnahmsweise nicht unverheiratet, sondern wurde die Gattin eines Klaviermeisters, der mit seinem magyarisierten Namen Belényi hieß. Diesem wurde ein Sohn geboren, der bei der Taufe den Namen Arpad erhielt.

Den alten Griechen verdroß das alles sehr. Warum heiratet eine der letzten Griechinnen? warum einen Klaviermeister? Warum bekommt dieser einen Sohn? warum tauft man denselben gerade Urpad? und warum geschieht das alles gerade in seiner Nachbarschaft?

Jetzt ist nur das eine Haus daran schuld, daß nicht die ganze Gasse ihm gehört.

Und ihm gehört sogar auch schon die Kirche. Niemand geht hinein außer ihm. Für niemanden liest der Geistliche die Messe als für ihn. Er ist der Patron, die Gemeinde, der Kurator, das Presbyterium, der Stiftungskassierer, er ist alles.

Wenn auch er gestorben ist, kann man die Kirche schließen, und auf deren Schwelle kann Gras wachsen.

Im Nachbarhause aber zeigte die Generation nicht die mindeste Lust auszusterben. Der Knabe Arpad war so lebhaft wie ein Aal. Im Alter von fünf Jahren schleuderte er seinen Ball über das Dach des alten Griechen in dessen Hof. Der alte Grieche gab ihm freilich den Ball nie zurück.

Der junge Range verursachte ihm noch manchen anderen Verdruß.

Durch die Stadt fließt ein schöner Bach, der zwei Klafter breit und eine halbe Klafter tief ist. Die Gärten der Häuser berühren diesen Bach. Die ganze Gegend ist ein schöner, gesunder Fleck Erde.

Der alte Grieche hat seinen Teil des Baches mit einem Eisengitter abschließen lassen. Selbst in sein Wasser soll niemand hineinkommen.

Das Bachwasser aber hat die Gewohnheit, daß es nicht bei einem Herrn bleibt, wie sehr man es auch durch ein Gitter abschließt, sondern es fließt weiter und anderes kommt wieder an seine Stelle. Das Belényische Haus stand oberhalb des Baches; und der kleine Arpad hatte die schlimme Gewohnheit, daß er, so oft er in den Garten kommen konnte, papierne Schiffchen machte, diese mit Gartenblumen und allerlei Unkraut belud und auf das Wasser setzte; diese Schiffchen glitten dann glücklich durch das Gitter und landeten gewöhnlich am Ufer des Nachbarn, welcher die Schiffbrüchigen jeden Morgen dort fand und darüber in schreckliche Wut geriet. Dies sei eine Verletzung des Eigentumsrechts! Wozu schickt der nichtsnutzige Junge papierne Flotten auf sein Wasser? Belényis verboten Arpad fortwährend diese nautischen Versuche, allein der mutwillige Junge wollte nicht gehorchen, und sie hatten darum viel auszustehen!

Dann kam eine kriegerische Zeit; die Honvéds und die deutschen Soldaten schossen aufeinander aus Gründen, die nicht mehr genau bekannt sind. Nach neueren Historikern war das Ganze nur ein Kinderspiel und hatte darin seinen Grund, daß die ungarischen Sipoys, die Mohammedaner sind, ihre Patronen, welche die Deutschen bei der Anfertigung mit Schweinefett beschmiereten, nicht mit den Zähnen abbeißen wollten. – Oder ist dies in Ostindien geschehen? Nun, gleichviel; man weiß den Grund nicht mehr genau. Was sonst davon erzählt wird, das haben alles die Poeten erfunden.

Das alles wird aus keinem anderen Grunde erwähnt, als damit erhelle, wieso Iwan Berend in das Belényische Haus kam. Er half dort in der kriegerischen Zeit irgendeinen Angriff zurückschlagen und wohnte damals bei Belényis. Man gewann ihn recht lieb, denn er war ein heiteres Gemüt. Einmal wurde der arme Klaviermeister, als er durch die Gasse ruhig nach Hause ging, von einem Stück einer in der Ferne explodierten Bombe dermaßen am Kopf getroffen, daß er sofort den Geist aufgab. So wurde der kleine Arpad verwaist, und darum adoptierte ihn Iwan als seinen Sohn. Iwan mußte später einmal die Waffen ablegen und irgendwohin sich begeben; wohin und wie? Es ist schon so lange her und die Geschichte ist so langweilig, daß es besser ist, wenn wir davon nicht sprechen.

Darum gab Iwan der Frau Belényi alle seine Goldstücke, damit sie dieselben zu Arpads musikalischer Ausbildung verwende. An dem Geld lag ihm ohnehin nichts, gescheiter hätte er es nicht verwenden können. Wer weiß, mit wem er es hätte teilen müssen, wenn er es mit sich genommen hätte.

Zu derselben Zeit geschah es, daß ein ungarischer Regierungskommissar auf dem Marktplatz der Stadt X. austrommeln ließ, daß jeder, der deutsche Banknoten hat, diese auf den Platz bringen müsse; da werde ein Scheiterhaufen sein, auf welchem man sie verbrennen wird. Wer es nicht tut, dem werde es schlecht ergehen.

Und in der Tat brachten alle, die wollten, daß es ihnen nicht schlecht ergehe, die deutschen Banknoten herbei und diese wurden dann verbrannt.

Auch Frau Belényi hatte ein Ersparnis im Betrage von ein paar hundert Gulden. Wo sollte sie diese hintun? Es tat ihr sehr leid darum, daß das Geld ins Feuer geworfen werden sollte. Sie ersuchte daher ihren reichen Nachbar, den alten Griechen, es ihr in ungarische Banknoten umzuwechseln.

Zuerst hätte er sie bald hinausgeworfen, aber später erbarmte er sich ihrer doch und gab ihr dafür ungarische Banknoten.

Er gab ihr dann noch mehr.

Nach einer Woche ging er zu der Frau und sagte ihr: »Ich will dein Geld nicht mehr verwalten, das dein Vater mir auf sechs Prozent gegeben hat. Hier sind deine zehntausend Gulden, mache damit, was du willst.« Und hiermit zahlte er ihr das bei ihm placierte Kapital in ungarischen Banknoten aus.

Wieder eine Woche später kam ein anderer Kommandant in die Stadt, und dieser war ein Deutscher. Dieser wieder ließ austrommeln, daß die ungarischen Banknoten abgeliefert werden müssen, um verbrannt zu werden; wer sie nicht abliefert, sei des Todes!

Die arme Frau Belényi lief verzweifelt zum Nachbar und fragte, was sie tun solle; die ganze Summe, die er ihr zurückgezahlt, liege noch in ihrer Schublade! Sie müsse mit ihrem Kinde betteln gehen, wenn sie all dieses Geld verliert. Wozu er ihr das Geld gerade jetzt zurückgegeben, wozu er ihre deutschen Banknoten umgewechselt habe, wenn er wußte, daß solche Umstände eintreten werden!

»Wer hat das voraus gewußt?!« schrie Csanta sie an; und jetzt begann er in noch höherem Tone zu klagen. »Wenn du eine Bettlerin bist, so bin ich noch dreimal mehr verarmt. Ich habe keinen roten Heller im Hause, ich weiß nicht, womit ich heute mein Fleisch in der Fleischbank bezahlen soll. Mir werden hunderttausend Gulden verbrannt. Ich bin ruiniert, ich bin ein Bettler!«

Und hiermit fing er an, beide kriegführende Parteien zu verfluchen, so daß Frau Belényi ihn beschwichtigen mußte; er möge nicht schreien, damit man, Gott bewahre, ihn nicht draußen höre und ihn dafür aufhänge.

»Meinethalben sollen sie's hören und mich aufhängen! Ich stelle mich auf den Platz hinaus und sag' es ihnen ins Gesicht, und wenn sie mich nicht aufhängen, so hänge ich mich selbst auf. Ich überlege nur, ob ich mich an meinem Brunnenschwengel oder im Turm am Glockenstrick hängen soll.«

Frau Belényi bat ihn um des Himmels willen, dies nicht zu tun.

»Also, was soll ich denn tun? – Soll ich den Hut hinhalten und um Kreuzer betteln? – Hier sind meine letzten zwei Groschen!« Und als er diese aus der Tasche herauszog, fing er an bitterlich zu weinen, und seine Tränen floßen in Strömen.

Die arme Frau mußte ihn trösten; er solle deshalb nicht verzweifeln, der Müller und der Metzger würden ihm ja gern, was er braucht, auf Kredit geben. Und sie war nahe daran, ihm einen Zwanziger zu schenken.

»Nun, du wirst schon sehen!« sprach der alte Grieche schluchzend. »Komm nur morgen zu mir, und du wirst schon sehen, daß ich hier in meinem Gang hänge, das überlebe ich nicht.«

Was konnte die arme Witwe dann tun? Sie trug ihr Geld zum Herrn Kommandanten, und man verbrannte es auf dem Platze.

Es war ein schrecklich lächerlicher Spaß; vielen gehen heute noch die Augen über, wenn sie sich daran erinnern.

Für die Witwe folgte dann eine Zeit großer Not.

Sie hatte ihr ganzes, von ihrem Vater ererbtes Kapital verloren; es blieb ihr nichts als ihr Haus. Die vorderen Zimmer desselben vermietete sie als Kaufmannsgewölbe, in den nach hinten gelegenen wohnte sie selbst und lebte ärmlich von ihrem schmalen Einkommen.

Immer blickte sie furchtsam auf den Gang des Nachbars, ob sie den Alten dort nicht am eisernen Haken hängen sehe. Denn sie selbst litt sehr viele Entbehrungen.

Der Alte aber hängte sich wahrhaftig nicht auf. Zwar hatte auch er einige tausend Gulden verloren; aber das war nur die Spreu, das Korn war ihm geblieben. Er hatte einen Keller, zu welchem man aus seinem Hause durch einen schmalen unterirdischen Gang gelangen konnte. Dieser Keller befand sich gerade unter dem Bach. Ein Wiener Maurerpolier hatte ihn gebaut, die Leute im Ort wußten nichts davon. Dieser Keller war voll mit halben Eimerfässern, und jedes Faß war voll mit Silber. Im Keller des Alten war ein unberechenbarer Schatz verborgen. Und eine geheime Maschinerie im Schlafzimmer des Besitzers setzte denselben in den Stand, mit dem Andrücken einer einzigen Feder eine im Bett des Baches verborgene Schleuse zu öffnen und so den Keller in wenig Augenblicken unter Wasser zu setzen. Ein Räuber wäre dort vergebens eingedrungen.

Alle Gold- und Silberstücke, welche je in den Besitz des Herrn Csanta gelangten, wanderten in den unter dem Wasser befindlichen Keller und sahen niemals das Tageslicht wieder.

Die arme Witwe aber entbehrte und nähte und stickte für Geld, um ihr tägliches Brot zu erwerben.

Die Goldstücke, die sie von Iwan bekommen, würde sie, selbst wenn sie Hungers hätte sterben müssen, zu nichts anderem verwendet haben, als wozu sie ihr gegeben wurden – zu Arpads Unterricht.

Und der Klavierunterricht ist so teuer.

Der kleine Arpad war ein Genie! Aber wie alle Kinder hatte er die schlimme Eigenheit, daß er das, wozu Gott ihm Talent verliehen, nicht mit solcher Lust trieb wie Allotria.

Es war ihm zwar nie gestattet, sich ohne die Mutter aus dem Hause fortzurühren, damit er nicht von anderen Kindern Schlechtes lerne; aber ein Knabe erfindet ja genug Gottlosigkeiten von selbst.

Da war zum Beispiel der Garten. Sowie er nur hinunter kommen konnte, ging er zum Hollunderbaum hin, schnitt die vorjährigen Triebe ab, machte daraus eine Mühle, setzte diese aufs Wasser und verbrachte nichtsnutzigerweise seine Zeit damit, daß er stundenlang zusah, wie die Räder seiner Mühle sich drehten. Nun das mag noch angehen. Aber er erfand noch eine andere Nichtsnutzigkeit. Aus einem Zweige desselben Holunderbaums schnitzte er sich

eine kleine Flöte und auf diesem primitiven Instrument blies er allerlei Volksmelodien. Herr Klempler, der Klaviermeister, war untröstlich, als er erfuhr, daß sein Schüler sich mit der Holunderrohrflöte abgibt. Der Klavierkünstler verübt ja damit einen wahren Selbstmord. Aber auch das ist noch nicht alles! Auf die Flötentöne pflegte aus dem gegenüber befindlichen Garten, welchen der Bach vom Belényischen Hause trennte, ein kleines flachshaariges Mädchen im Alter von fünf Jahren am Ufer zu erscheinen; dieser kleinen Nachbarin trieb Arpad papierne Schiffchen über das Wasser zu, und sie trieb dieselben wieder zu ihm zurück. Das ist doch schon die Verworfenheit selbst. Junker Arpad wurde dafür energisch verfolgt. Aber niemals gelang es, auf die Spur des Verstecks zu kommen, wo er die Werkzeuge zu seinem Mühlenbau und seine Flöte verbarg. Sobald jemand in den Garten kam, war alles auf die Seite geschafft.

Junker Arpad verbarg sein Spielzeug in der Oeffnung eines Kellerhalses, in welchen er es an einer aus Messingdraht verfertigten Kette hinabließ, damit niemand darauf komme.

Dieses Flötenspiel aber ärgerte den Nachbar unendlich. Und welchen Aerger verursachten ihm erst die fortwährenden Klavierübungen! Zu jeder Stunde des Tages mußte er sie hören, und selbst in der Nacht träumte er davon.

Inzwischen wurde das Leben immer teurer, der Erwerb immer kümmerlicher. Frau Belényi wurde genötigt, auf ihr Haus ein Darlehen zu suchen. Sie wandte sich an den Nachbar und dieser gab es ihr. Das Darlehen wuchs allmählich an, und auf einmal fiel es dem Nachbar ein, sein Geld zurück zu verlangen. Frau Belényi war nicht in der Lage zu zahlen; es entstand ein Prozeß, und dieser endete damit, daß Herr Csanta das Haus der Frau Belényi zur Versteigerung brachte. Und da er der einzige Lizitant war, so brachte er es um den vierten Teil des Schätzungswertes an sich. Der Betrag, um welchen der Kaufschilling die Schuld überstieg, wurde der Frau Belényi ausgefolgt, und nun mußte sie fortziehen.

Junker Arpad verbarg seine Flöte und sein Mühlenzeug zum letztenmal im Kellerhals und vermauerte die Lücke, welche diese Schätze barg, mit Ziegeln, damit man nicht darauf komme. Seine Mutter zog mit ihm nach Wien, um ihn dort weiter ausbilden zu lassen.

Der alte Grieche besaß nun die ganze Gasse. Niemand belästigte ihn mehr. In seiner unmittelbaren Nachbarschaft duldet er weder Kinder noch Hunde oder Vögel.

Und sein Geld häufte sich immer mehr an.

Die unter dem Wasser aufbewahrten halben Eimerfäßchen vermehrten sich immer mehr und der Inhalt derselben war noch immer Silber.

Was einmal dort hineingebracht wurde, kam nie wieder zurück.

Eines Tages erhielt Herr Csanta Besuch.

Es war ein alter Bekannter, ein Wiener Bankier, mit dessen Vater schon der alte Grieche befreundet war und bei dessen Firma er seitdem stets seine Banknoten in Silber und Gold hatte umwechseln lassen.

Es war Felix Kaulman.

»Welchem Umstand verdanke ich die Ehre, was bringen Sie mir Gutes?«

»Werter Freund! ich will nicht viel Umschweife machen; die Zeit ist Ihnen wie mir kostbar, und darum gehe ich gleich auf die Sache los, wegen der ich gekommen bin. An der Spitze einer ansehnlichen Gesellschaft habe ich im Herrschaftsgebiete des Fürsten von Bondavár ein

großartiges Steinkohlenwerk gegründet, auf dessen Betriebskapital von zehn Millionen 820 Millionen gezeichnet wurden.«

»Das ist ja zweiundachtzigmal mehr als Sie brauchen.«

»Das Geld ist das wenigste. Aber ich brauche angesehene Männer für den Verwaltungsrat, denn der Erfolg des ganzen Unternehmens hängt vom Eifer, der Geschicklichkeit und dem Verständnis des Verwaltungsrates ab.«

»Nun, solche Männer sind ja leicht zu finden, besonders wenn eine gute Dividende in Aussicht steht.«

»Na, die Dividende wird nicht zu verachten sein, und von der Tantieme werden auf jedes Mitglied des Verwaltungsrats jährlich fünf-, sechstausend Gulden kommen.«

»Wirklich ein schönes Geld! Ein Glück für jeden, der in den Verwaltungsrat kommen kann.«

»Nun, zu einem der Mitglieder habe ich Sie ausersehen, werter Freund.«

»Eine große Ehre für mich. Aber was für Opfer habe ich vorher zu bringen?«

»Sie haben weder vorher noch nachher etwas zu leisten. Die ganze Bedingung ist nur die, daß jedes Verwaltungsratsmitglied tausend Stück Aktien zeichnen muß.«

»Das ist viel Geld, junger Freund.«

»Vom Einzahlen ist nicht die Rede, nur vom Zeichnen.«

»Aber, mein junger Freund, trotzdem ich nur ein kleinstädtischer Kaufmann bin, weiß ich doch, daß Subskribieren und Zahlen für den, der es hat, alles eins ist.«

»Ausgenommen, wenn die gegenseitigen Unterschriften einander ausgleichen. Wenn Sie mir zum Beispiel auf mein Steinkohlenunternehmen tausend Aktien zeichnen und ich gleichzeitig mich schriftlich verpflichte, von Ihnen tausend Aktien al pari zu übernehmen, so geht Null für Null auf und keiner von uns verliert etwas.«

»Hm! Aber wozu haben Sie diesen Spaß nötig?«

»Das will ich Ihnen aufrichtig sagen. Die Welt ist nun einmal so, daß sie auf das sieht, was die angeseheneren Menschen tun. Wenn diese sich rühren, so rühren die anderen sich auch. Wenn man auf der Börse sieht, werter Freund, daß Sie tausend Aktien gezeichnet haben, so drängen sich viele kleinere Kapitalisten danach, um ebenfalls Aktien zu bekommen. Dafür erhalten Sie eine Sinekure, die Ihnen fünf-, sechstausend Gulden abwirft, und ich ernte mit meinem Unternehmen einen glänzenden Erfolg. Nun, nicht wahr, ich habe aufrichtig gesprochen?«

»Hm! Ich werde mir die Sache überlegen, kommen Sie nachmittags ins Kaffeehaus.«

Bis zum Nachmittag horchte Csanta herum, was man im Kaffeehaus von dem Bondavärer Unternehmen spricht; er brachte dazu in Anschlag, daß er ja nichts riskiere, da er durch Kaulmans Obligation gedeckt ist. Als Felix zu ihm kam, hatte er bereits seinen Beschluß gefaßt.

»Gut denn, ich zeichne die Aktien. Aber es soll mir davon keine einzige auf dem Hals bleiben, denn ich mag kein Papier. Papier ist nur Papier, und Silber bleibt immer Silber.«

»Fürchten Sie nichts, werter Freund. Ich behalte alle Aktien für mich. Ich erlege für Sie die Kautions und zahle die Raten.«

Felix beruhigte den alten Griechen hinsichtlich der Aktien und ließ bei ihm die Schrift zurück, in welcher er sich verpflichtete die tausend Aktien zu übernehmen.

Hierauf folgte das Kulissenmanöver.

Die Agenten, die Faiseurs, die Sensale nahmen die Agiotage in Angriff. Die Bondavärer Aktien stiegen rapid.

Aber das Syndikat hatte noch niemandem eine Aktie in die Hand gegeben.

Die Kontertermine war noch belebt.

Herr Franz Csanta begann von diesem Tage an fleißig die Blätter zu studieren – nicht die politischen, denn diese lügen immer, sondern die Börsenblätter. Diese sprechen goldene Wahrheit.

Und staunend sah er, was mit den Bondavärer Aktien vorging.

Von Tag zu Tag wuchs ihr Aufgeld; sie stiegen auf sechzehn, achtzehn, endlich auf zwanzig Gulden über pari. Wer zweimalhunderttausend Gulden gezeichnet hatte, gewann daran binnen zwei Wochen zwanzigtausend Gulden. Und möglich, daß er nicht einmal zweimalhunderttausend Gulden gehabt hat, sondern nur die Kautions, die er in Papieren erlegte.

Ein grandioser Gedanke!

Binnen zwei Wochen an zweimalhunderttausend Gulden zwanzigtausend zu gewinnen!

Wieviel muß ein armer, ehrlicher Wucherer sich abmühen, bis er zweihundert Gulden mit zwanzig Prozent Nutzen umsetzt! Wieviel muß er schwitzen, wieviel Angst um sein weggeliehenes Geld ausstehen! Wieviel armen Narren muß er die Haut abziehen, wieviel Hungers Sterbenden das Kopfkissen exequieren, mit wieviel Advokaten sich herumbalgen, wieviel Richtern die Hand schmieren, von wieviel Gewerbsgenossen sich Galgenvogel nennen lassen – während solch ein nichtswürdiger, leichtfertiger Spekulant mit der einfachen Unterzeichnung seines Namens binnen zwei Wochen eine so große Summe einstreicht! Wie ungerecht ist doch das Schicksal!

Jetzt soll Felix Kaulman dafür, daß Franz Csanta tausend Aktien gezeichnet hat, zwanzigtausend bare Gulden einstreichen!

Das wäre kein rechtschaffener Mann, der einer solchen Gottlosigkeit auf die Spur gekommen ist und doch nicht alles aufbieten würde, um sie zu verhindern, damit er die Gottlosigkeit selbst begehen könne.

»Bin ich ein Narr, daß ich für andere stehlen soll?«

Stehlen ist schon an und für sich nicht schön, aber für andere stehlen, das ist ja gar zu unmoralisch!

Einmal kommt Felix Kaulman wieder und besucht seinen alten Freund in der Stadt X.

Der alte Grieche bietet ihm mit schlauem, freundlichem Lächeln einen Sitz an.

»Ich bitte, setzen Sie sich, lieber junger Freund! Was bringen Sie Gutes?«

»Ich bin wegen der Uebertragung der Aktien gekommen, Sie wissen schon, welche ich meine,« sagte Felix mit geschäftsmäßigem Gleichmut.

»Was für Aktien? Ja so! die Bondavärer Aktien! Pressiert es denn?«

»Ja, denn ich will die erste Ratenzahlung leisten, die Umschreibungsgebühr beträgt zwei Gulden pro Stück, die ich, wenn die Aktien gleich auf meinen Namen ausgestellt werden, ersparen kann, und dieses Ersparnis beträgt zweitausend Gulden.«

»Also sind Sie geneigt, alle tausend Aktien zu übernehmen?«

»So wie ich mich kontraktlich verpflichtet habe.«

»Und wenn ich Ihnen davon nur fünfhundert übergeben würde?«

Kaulmann warf die Lippen auf.

»Nun, so wäre ich gezwungen, mich zufrieden zu geben.«

»Und wenn ich Ihnen gar keine geben würde?«

»Was?« schrie Kaulman, von seinem Stuhl aufspringend, »Sie scherzen doch wohl nur?«

»Nein! ich scherze nicht! Bin ich denn ein Narr, daß ich auch nur eine von den Aktien ablassen soll, an der ich bare zwanzig Gulden gewinnen kann!«

Kaulman schien im größten Maße aufgeregt.

»Aber, Herr, wir sind ja so übereingekommen! Und ich habe Ihnen darüber eine Schrift gegeben.«

»Mein Freund, Sie haben mir darüber eine Schrift gegeben, daß Sie verpflichtet sind, von mir die tausend Aktien al pari zu übernehmen; aber ich habe Ihnen keine Schrift darüber gegeben, daß ich verpflichtet bin, Ihnen die Aktien zu übergeben. Das ist der Witz bei der Sache, hehehe!«

Kaulman wankte zurück und behielt Mund und Augen offen.

»Hehehe!« lachte der alte Grieche, schlau mit einem Auge zwinkernd; »nicht wahr, junger Freund, man kann von mir noch etwas lernen?«

»Aber, Herr!« polterte der Bankier, »das geht nicht. Das ist gegen alle Börsengesetze! Wenn auf der Börse jemand zu mir sagt: ich gebe Ihnen am Ultimo tausend Aktien von der und der Gattung zu dem und dem Kurs, so bedarf es keiner Schrift; es genügt, wenn ich das Geschäft in meinem Notizbuch notiere. Das ist Börsengesetz.«

»Was geht mich euer Börsengesetz an? Ich besuche ja die Börse niemals.«

Kaulman verzog sein Gesicht zu einem verdrießlichen Lächeln.

»Ich muß gestehen, daß mich noch niemand so daran bekommen hat! Ich habe meinen Meister gefunden. Geben Sie mir also gar nichts von den Aktien?«

»Nicht einmal eine halbe.«

»Gut; aber dann müssen Sie den gezeichneten Betrag einzahlen.«

»Das, will ich tun, ich werde das Geld in aller Ordnung erlegen.«

»Aber die ganze Summe.«

»Fürchten Sie nichts, das Geld ist da, dieses Haus kann das noch leisten. Wenn es sein muß, zahle ich in Gold, und wenn es sein muß in Silber.«

»Nein!« sprach Kaulman, seinen Zylinder auf den Tisch schlagend, »ich hätte nie geglaubt, daß in dieser kleinen Stadt mich jemand so anschmieren werde.«

Herr Csanta tat sich schrecklich viel zu gut darauf, daß es ihm gelungen war, einen Wiener so daran zu bekommen.

Er eilte auch, sich seinen guten Fang zu sichern. Er hegte den Verdacht, daß man, wenn er mit der ersten Ratenzahlung säumt, seine Aktien annulliert. Darum sah er rasch dazu, die ersten 35 Prozent baldmöglichst auf den Tisch des Bankiers in Silber auszuzahlen.

Das ist aber nicht so leicht. Siebzigtausend Gulden in Silber nehmen einige Wagen in Anspruch. Und dazu braucht man eine Gendarmerie-Eskorte, was Aufsehen erregt. Mag es Aufsehen erregen!

Als Herr Csanta in den Keller ging, um von den in Reihen daliegenden Fässern sieben hinaufzuwälzen (einen andern ließ er sie nicht anrühren), pochte ihm das Herz doch stark. Dieses im Faß aufgespeicherte Silber ist doch ein solides Kapital! Freilich trägt es nichts, es schadet ihm aber auch keine Gefahr. Tränen traten ihm in die Augen, als er von den zwanzig Fässern diejenigen wählen sollte, die zuerst fort mußten. Er beweinte sie fast.

Und dafür gibt man ihm nichts als Papier!

»Aber ihr sollt mir keine Vorwürfe machen, ihr übrigen, die ihr verwaist zurückbleibt! Die entfernten werden bald wieder zurückkehren. Sie treten jetzt einen gar sichern Weg an, da ist kein Meer, kein Schiffbruch; sie reisen auf der Eisenbahn fort, um das Geld zu vermehren. Sowie die Aktien in unseren Händen sind, verkaufen wir sie, das Papier soll in unserem Hause nicht einmal übernachten! Wir kaufen dafür wieder Silber. Auch den Gewinn wechseln wir in Silber ein; anstatt der sieben Fäßchen kommen wir mit deren neun zurück!«

So die zu Hause bleibenden Fäßchen beruhigend, berechnete Herr Csanta das Silberagio nach dem Tageskurse. Er muß demgemäß noch Geld herausbekommen. Und hiermit die ganze Expedition in Ordnung bringend, fuhr er selbst mit der Fracht nach Wien.

Einen Tag, bevor Csanta sich zur Transportierung seines Silbers entschloß, hatte die Kontermine bereits sich zu regen begonnen.

Es war erst der Versuch. Man wollte dem Gegner auf den Zahn fühlen. Man fing an Valuten zu kaufen; wenn das Silber steigt, so fallen die Papiere.

Die sieben Fäßchen Silber des Herrn Csanta kamen daher gerade zur rechten Zeit auf den Markt.

Zwei Wagen, von Gendarmen mit aufgepflanzten Bajonetten begleitet und mit plombierten Fässern beladen, erregen in den Gassen Wiens immerhin Aufsehen. Wie erst, wenn es bekannt wird, daß diese Fässer voll mit Silber sind und dieses viele Silber in die Kreditanstalt wandert, um als erste Rate auf die Bondavärer Aktien eingezahlt zu werden.

Peru und Brasilien öffnen ihre Schleusen!

Die Firma Kaulman half den Lärm vergrößern. Die Uebernahme geschah in Anwesenheit von Amtspersonen, und es entstand ein großes Hin- und Herrennen, bis Herr Csanta seine Quittung über das eingezahlte Silbergeld erhielt; nachmittags wurde diese gegen die Aktien umgetauscht und dabei gleichzeitig das Silberagio eingerechnet. Alles dieses erledigte das Haus Kaulman ohne Provision.

Kaulman betraute mit diesen Geschäften seinen gewandtesten Kommissionär. Er sagte diesem, wie er sich gegen den Griechen zu benehmen habe. Wenn ihm der Grieche was immer für ein Trinkgeld gibt, so solle er ihm dafür die Hand küssen und sich ihm den ganzen Tag zur Verfügung stellen.

Der Kommissionär hieß Spitzhase.

Nachmittags überbrachte Spitzhase Herrn Csanta die Eskompterechnung, das ihm nach dieser Rechnung herauskommende Geld und die Aktien, wobei er dem »gnädigen Herrn« mit großer Dienstfertigkeit zu wissen machte, daß er ihm um siebenhundert Gulden mehr gebracht habe, als er selbst berechnet hatte, weil seit vorgestern, wo er die Rechnung machte, das Silberagio um ein Prozent gestiegen sei.

Hm! Das ist ja ein rechtschaffener Bursche, dachte sich Herr Csanta; ich sollte ihm ein Trinkgeld geben.

Und er gab ihm einen Fünfer.

Spitzhase dankte überschwenglich und unterließ es nicht, dem Griechen die Hand zu küssen.

Hm! dachte sich Herr Csanta – vielleicht waren fünf Gulden zu viel? »Geben Sie mir die Banknote zurück, ich wollte Ihnen eine andere geben, ich habe mich geirrt.«

Und er gab ihm anstatt des Fünfers einen Einer.

Spitzhase dankte auch dafür und küßte ihm die Hand.

Hm! Das ist ein gutmütiger Mensch, ganz nach meinem Wunsch. »Geben Sie mir den Einer nur zurück, ich habe mich wieder geirrt.«

Dann gab er ihm eine Fünzigguldennote.

Spitzhase küßte ihm jetzt schon beide Hände und segnete ihn für diese und jene Welt.

Herr Csanta war überzeugt, daß er jetzt diesen Menschen samt seiner Familie auf ewig glücklich gemacht habe.

»Wie, wenn wir mit dem Silber bis übermorgen gewartet hätten, hätten wir denn dafür nicht mehr bekommen können?«

»O nein, glauben Sie mir, heute war die beste Zeit, übermorgen wird dasselbe um zwei Prozent fallen.«

»Woher wissen Sie denn das?«

»O ich kenne das Börsenwetter.«

»Sie? Warum spekulieren Sie also nicht auf der Börse, wenn Sie sich so gut auskennen?«

»Weil man dazu Geld braucht, und das habe ich nicht. Ich kann darum nur Sensariengeschäfte machen.«

»Sind Sie auf der Börse bekannt?«

»Ich bringe dort alle meine Zeit zu, nur daß ich dort nicht schlafe.«

»Also führen Sie mich auf die Börse. Ich möchte mich dort ein wenig umsehen.«

Herr Csanta hatte die Absicht, dort, sobald er seinen Mann findet, seine Bondavärer Aktien gleich zu verkaufen.

»Also kann man auch abends auf die Börse gehen?« fragte er.

»Um diese Zeit geht es dort sogar am lebhaftesten zu, besonders an einem Tage wie der heutige.«

Herr Csanta ließ sich in den Tempel des Mammon einführen.

Schon vor der Tür hörte man den wirren Lärm, welcher den Saal drin erfüllte; und sobald sie in die Halle eintraten, schwindelte Herrn Csanta der Kopf bei dem nie gesehenen Spektakel.

Der hohe geräumige Saal war vollgepfropft mit Menschen, die in einem wirren Knäuel aufeinander herumtraten und alle hatten Zylinderhüte auf; jedermann sprach und schrie, als ob sie miteinander zankten; sie fuchteln mit Fäusteln, mit Papier in der Luft herum, zeigen mit den Fingern verschiedene Zahlen und schreien einander Namen und Beträge zu, daß einem der Kopf schwindelt.

Spitzhase, als hier wohl bewanderter Mensch, führte Herrn Csanta durch das Gedränge, und dieser fand etwas Außerordentliches darin, daß man hier so viel Rippenstöße bekommt, ohne daß dafür um Vergebung gebeten wird.

Er hätte gern gewußt, was das: »Ich geb'! Ich nehm'!« bedeutet, das hier von den Lippen der, wie es scheint, streitenden Parteien tönt.

Aber noch mehr fesselte seine Aufmerksamkeit ein Name, den er allmählich zu erkennen begann. »Punafar! Punafar!« – Das wird wohl Bondavár sein?

So viel wußte er schon, daß wenn jemand etwas zu verkaufen hat, er früher auf dem Markt umherfragt, als ob er ein Käufer wäre, um so zu erfahren, wie hoch er seine Ware halten soll.

Darum fragte er einen derjenigen, welche da schrien: »Wer will Punafar?« um welchen Preis er die Bondavärer Aktien gebe.

»Dreißig über Pari!«

Herr Csanta flogen die Funken vor den Augen. Das ist unmöglich.

»Das ist ja sehr viel. Gestern standen sie nur zwanzig.«

»Das war gestern. Heute stehen sie dreißig. Wenn Sie morgen kaufen wollen, so werden Sie fünfunddreißig geben müssen. Die ganze Welt kauft das Papier. Ein reicher Nabob aus Ostindien hat all sein Silber hergebracht und dafür Punafar gekauft; aus Peru, aus Brasilien kommen Leute und zahlen mit effektivem Silber. Ein marokkanischer Bey und ein russischer Fürst, welche Silberbergwerke besitzen, haben jeder zehntausend Aktien bestellt. Alle kleinen Leute, wenn sie auch nur hundert Gulden haben, springen einander auf den Rücken und betteln förmlich um Punafar mit dreißig Gulden Aufgeld. Was wollen Sie denn?«

Herr Csanta ahnte nicht, daß er der ostindische Nabob, der peruanische Inka, der marokkanische Bey und der russische Fürst in einer Person sei, und daß er allein diesen Aufruhr verursacht habe.

Er glaubte vielmehr, daß man mit ihm nur scherze und daß man hier viel feilschen könne. Er möchte sich auch mit einem geringeren Nutzen begnügen.

»O sprechen Sie nicht so, Herr!« erwiderte er dem Mann, mit dem er sich eingelassen.

»Dreißig Gulden Aufgeld, das ist ja zu viel! Ich gebe Ihnen tausend Stück Bondavärer Aktien mit fünfundzwanzig Gulden Aufgeld.«

Einen solchen Lärm hatte Herr Csanta noch nicht gehört, wie den, den er mit diesen Worten heraufbeschwor.

Vorn, hinten, von den Seiten griff man ihn an, schrie man ihn an, stieß man ihn, brüllte man ihm in die Ohren, fuchtelte man ihm mit Fäusten unter der Nase herum: »Wer ist das? Was ist der? Kontermineur! Vaissieur! Schuft! Dieb! Reaktionär! Bezahlter Agent! Hinaus mit ihm! Schlagt ihm den Hut ein! Werft ihn hinaus! Fünfundzwanzig will er nehmen? Er soll fünfundzwanzig auf den Rücken kriegen!«

Spitzhase vermochte kaum Herrn Csanta aus dem heiligen Raum zu entfernen, aber den Hut konnte er ihm nicht mehr retten, der war schon zerdrückt, und draußen fing auch er an mit ihm zu zanken.

»Was zum Teufel haben Sie da gemacht? Sind Sie bei Sinnen, daß Sie in dem Augenblick, wo die Kontermine niedergeschlagen, in den Staub getreten ist, als Kontermineur auftreten und unsere eignen Aktien herabdrücken wollen?!«

»Ich wollte sie ja nicht herabdrücken,« entschuldigte sich Herr Csanta, »ich wollte nur sehen, ob man die Aktien wirklich um den Preis gibt.«

»Ob man sie wirklich so gibt?« sprach Spitzhase in tadelndem Ton; »als ob man auf die Börse ginge, um Witze zu machen! Das Puntafarer Papier ist ja bares Gold! Heute ist es dreißig ›Ware‹, achtundzwanzig ›Geld‹; morgen wird es zweiunddreißig ›Ware‹ und dreißig ›Geld‹ sein. Und so geht es immer höher. Hätte ich nur Geld, ich würde meinen letzten Groschen darin anlegen. Ich weiß, was ich weiß, ich kenne das Börsenwetter. Und was ich erst bei Kaulmatt erfahren habe! Doch ich darf nicht reden!«

»Also was haben Sie erfahren?« drang Herr Csanta in den Kommissionär, »mir können Sie es ja sagen.«

»Ich darf Ihnen nur so viel andeuten,« erwiderte Spitzhase sich vorsichtig umsehend, »daß Puntafar noch nicht sein letztes Stadium erreicht hat! Oho! Die sind noch glücklich, die mit zweiunddreißig dazu gelangen. Ich bin in den Plan eingeweiht; die Details darf ich freilich nicht verraten, wie ein Impuls nach dem andern kommen und das Papier in die Höhe treiben wird. In einem halben Jahr wird dieser, im nächsten jener Impuls kommen, daß die Welt Mund und Augen aufreißen wird. Von heute über ein Jahr wird Puntafar hundert Prozent über Pari stehen.«

»Um hundert Prozent!« rief Csanta und fiel an die Wand vor Staunen. Aber bald kam er wieder zu sich. Er war zornig auf Spitzhase, daß dieser ihn zum Narren halten wollte. »Hören Sie, Sie sind ein großer Aufschneider. Gehen Sie. Ich finde mich allein nach Hause.«

Und er jagte Spitzhase fort.

Aber am andern Tag war es doch das erste was er tat, daß er sich vom Kellner den Börsenbericht bringen ließ.

Und siehe, da stand es wirklich, was Spitzhase prophezeit hatte. Das Silber war auf einmal um zwei Prozent zurückgegangen, »Bondavár« aber stand 30-32 fl. Und was da steht, ist heilige Schrift.

»Nicht eine einzige verkaufe ich!« sprach Csanta sich auf die Hand schlagend, stand auf und kleidete sich an.

Ein dummes Glück das! Man braucht nur einmal das Fenster über Nacht offen zu lassen, und man findet am Morgen alle Schubladen voll mit Geld.

Er schlürfte noch sein Frühstück, als schon Spitzhase zu ihm kam. Sein Gesicht strahlte vor Triumph.

»Nun? Was habe ich gesagt?« sprach er, den Börsenbericht, den er mitgebracht, vor Herrn Csanta hinlegend und auf die mit Rotstift angezeichneten Posten zeigend, die diesen interessierten.

Herr Csanta sagte ihm nicht, daß er den Börsenbericht bereits gelesen habe, und darum konnte er ganz gut Ruhe affektieren, als er die Posten anschauend, mit dem Kopf nickte.

»Es ist wirklich so! Nun, das schadet nicht.«

»Das will ich meinen! Abends wird der Kurs auf 35 stehen! Hätte ich nur Geld!«

»Na, da haben Sie denn noch einen Fünfziger, Spitzhase. Sie sollen ebenfalls ein glücklicher Mensch sein. Kaufen Sie sich eine Bondavärer. Küssen Sie mir nicht die Hand, das erlaube ich nicht.«

Er erlaubte es aber doch.

»Aber verschachern Sie die Aktie nicht. Behalten Sie sie für sich. Wenn die Zeit der übrigen Ratenzahlungen kommt, so werde ich für Sie einzahlen. Aber küssen Sie mir nicht für alles die Hand. Ich werde Ihnen noch viel Gutes tun. Wenn Sie mir ebenso oft die Hand küssen, als ich Ihnen Gutes tun werde, so bleibt mir zuletzt keine Hand. Aber jetzt erwarte ich auch von Ihrer Dankbarkeit, daß Sie mich bei jeder Gelegenheit benachrichtigen werden, wenn Ihr Prinzipal mit seinen Aktien ein Manöver vorhat. Besonders werden Sie mir zu wissen geben, wann es Zeit sein wird, sie zu verkaufen. Verstehen Sie mich? Nun gut! Jetzt werden Sie ja selbst dabei interessiert sein, denn Sie werden ja ebenfalls eine Aktie haben. Um so besser werden Sie acht geben. Und wenn wir die Aktien verkaufen, sollen Sie auch eine gute Provision bekommen.«

Spitzhase küßte Herrn Csanta der Reihe nach alle Finger.

»Aber ich bitte Sie nur um eins,« flehte Spitzhase, »verraten Sie mich nicht Herrn Kaulman, denn wenn der erfährt, daß ich seine Geschäftsgeheimnisse jemand anderm mitteile, so jagt er mich gleich fort.«

»Fürchten Sie nichts, Sie haben es mit einem rechtschaffenen Menschen zu tun.«

Und der rechtschaffene Mensch glaubte hiermit, daß er den andern rechtschaffenen Menschen jetzt schon dafür gewonnen habe, ihm die Geheimnisse eines dritten rechtschaffenen Menschen zu verraten. Welcher von den vielen rechtschaffenen Menschen wird die übrigen am grausamsten betrügen?

Nein! – Eveline!

Es war die höchste Zeit, daß Iwan zu seinem Steinkohlenbergwerk heimkehrte.

Während er in Pest Dummheiten machte, geschahen im Bondatale große Dinge.

Nicht weit von seiner Fabrikskolonie entstanden riesige neue Gebäude mit zauberhafter Schnelligkeit, wie es bei solchen Bauwerken zu geschehen pflegt, bei welchen man nicht danach fragt, wieviel etwas kostet, sondern nur, wann etwas fertig wird, sei es um welchen Preis immer.

Die Aktien waren noch gar nicht emittiert, und das Konsortium hatte im Interesse des Unternehmens schon eine Million verbaut.

Ueberall herrschte fieberhafte Eile; hier arbeitet eine Dampfziegelmaschine, dort werden auf die sich erhebenden Mauern die Baumaterialien mittels einer Drahtbahn befördert; hoch aufgeworfene Hügel zeugen von den bereits ausgeführten Erdarbeiten; die Schlote rauchen bereits, die Dächer werden schon gedeckt. Eine ganze Gasse wird da gebaut! eine neue Stadt!

Herr Rauné hatte Iwan von diesen Neubauten gar nichts geschrieben.

Auch noch anderes hatte Herr Rauné dem Abwesenden verschwiegen und zwar, daß in dem Bergwerk ein dritter zerstörender Geist aufgetaucht sei, der mit dem »schlagenden Wetter« und dem »bösen Wetter« an Schädlichkeit wetteifert, der »Streik«.

Ein Teil der Arbeiter will in dem neuen Kohlenbergwerk, das »die Herrenkolonie« heißt, Arbeit nehmen. Dort verspricht man ihnen um die Hälfte mehr Arbeitslohn, als Iwan zahlt.

Ja sogar auch Herr Rauné hat gekündigt und erklärt, daß er die Direktorstelle, die ihm bei der Aktiengesellschaft angeboten wird, viel vorteilhafter finde.

Natürlich war er es selbst, der unter Iwans Arbeitern die tüchtigsten ausgesucht und sie mit dem Versprechen eines hohen Arbeitslohnes in den Dienst der Aktiengesellschaft gelockt hatte.

Jetzt sah Iwan ein, welche Torheit er beging, als er den durch seinen lieben Freund hergebrachten Direktor für sein Bergwerk aufnahm.

So ist der Gelehrte!

Er forscht, was für Tiere vor Hunderttausenden von Jahren zur Zeit der Steinkohlenformation gelebt haben; aber darauf verfällt er nicht, daß es nicht gut sein wird, einen Konkurrenten in die Nähe seiner Steinkohlen kommen zu lassen.

Als sein lieber Freund Felix sagte, daß er zur Ausbeutung des Steinkohlenlagers der benachbarten Herrschaft eine Aktiengesellschaft bilden würde, wäre es selbst dem einfältigsten Pächter eingefallen ihm zu sagen, daß er Herrn Rauné nur gleich wieder mitnehmen solle und hinzuzufügen: »Freund, ich kann dich keinen Augenblick länger hier dulden.«

Hatte er doch seinen Feind in seine Geschäftsgeheimnisse eingeweihet!

Er machte auch wirklich die Erfahrung, daß jener nicht im geringsten Anstand nahm, diese Geheimnisse aufs beste auszubeuten.

Als Iwan von dem drohenden Uebel Kenntnis hatte, rief er seine Arbeiter zusammen und sagte ihnen: »Kameraden! Hier ist eine große Unternehmung, die euch soviel Arbeitslohn verspricht, wie sie ohne Verlust gar nicht geben kann. In meinem Bergwerk hatte ich bisher Gewinn, ich biete euch daher außer eurem bisherigen Arbeitslohn für die Zukunft auch einen Anteil am Gewinn. Von nun an teilen wir miteinander, was wir erwerben. Zu Ende des Jahres lege ich euch meine Rechnungen vor. Eine von euch gewählte Kommission wird sie prüfen, und jeder bekommt nach dem Verhältnis seines Lohnes und seiner geleisteten Arbeit seine Tantieme. Wenn ihr einwilligt, so setzen wir die Arbeit fort. Wenn ihr es jedoch für besser findet, wegen des hohen Taglohnes zu dem Aktienbergwerk hinüberzugehen, so werde ich mich nicht in der Konkurrenz mit einer über viele Millionen verfügenden Gesellschaft zugrunde richten, sondern ich verkaufe der Gesellschaft mein Bergwerk und dann könnt ihr dessen gewiß sein, daß, sobald die beiden Bergwerke in einer Hand sind, der Arbeitslohn wieder herabgemindert wird. Denjenigen, welche treu bei mir aushalten, biete ich den Vertrag auf Lebenszeit an. Der Gewinn dieses Bergwerks wird, solange ich der Eigentümer bin, zwischen den Arbeitern und dem Eigentümer stets geteilt werden.«

Diesen Antrag verstanden viele, und die Aktiengesellschaft konnte ihn nicht nachahmen. Mehr als die Hälfte der Arbeiter schloß mit Iwan den Vertrag, bei ihm zu bleiben und seine Kolonie nicht zu verlassen. Eine große Schar jedoch, durch gemietete Wähler aufgehetzt, ging zu der Herrenkolonie über.

Die Treugebliebenen hatten dann von den Abgefallenen viel Aergernisse auszustehen. Von nun an verging kein Sonntag ohne Schlägerei zwischen den Arbeitern der beiden Bergwerke.

Bald darauf erfuhr Iwan, daß sein mächtiger Nebenbuhler bereits ein Gegenmittel gegen seinen Schachzug gefunden habe.

Seine Kunden, welchen er Kohle, Roh- und Stangeneisen zu liefern pflegte, benachrichtigten ihn einer nach dem andern, daß die Bondavärer Aktiengesellschaft ihnen dieselben Erzeugnisse um fünfzig Prozent billiger anbietet; sie könnten daher in Zukunft auch bei ihm nur um denselben Preis einkaufen.

Um fünfzig Prozent höherer Arbeitslohn und um fünfzig Prozent geringere Preise für die hergestellten Erzeugnisse – das ist soviel wie umsonst arbeiten.

Rauné hatte Iwans Geschäftsverbindungen in seiner Hand; er konnte zu dessen Ruin tun, was ihm beliebte.

Iwan verlor auch hierauf noch nicht den Mut. Er schrieb allen seinen bisherigen Geschäftsfreunden, daß er weder die Kohle noch das Eisen auch nur um einen halben Heller billiger geben werde, und wenn ihm auch alles auf dem Hals bleiben sollte.

Die Folge hiervon war, daß all seine Kohle und sein Eisen in den Magazinen sich anhäufte und kaum ein einziger Wagen auf der Bondataler schwarzen Straße zu sehen war. Grube und Hütte arbeiteten bloß für sich selbst.

Das war dann für die treu gebliebenen Arbeiter eine sehr schlechte Aussicht. Ihre im benachbarten Bergwerk beschäftigten Kameraden verhöhnten sie deshalb genug. Wo wird der Gewinn sein? Sie werden die Eisenstangen und die Kohlen unter sich verteilen können.

Iwan beruhigte sie. Zu Ende des Jahres werde alles zu guten Preisen abgehen. Verschleudern dürfe man nichts. Wenn das andre Gewerk dies tut, so möge es das immerhin tun; er macht es nicht nach.

Als die großartigen Bauwerke der Fabrikskolonie fertig waren, veranstaltete die Direktion zur Einweihung des Unternehmens ein glänzendes Fest.

Aus der fernen Stadt Wien kamen die Hauptaktionäre, die Verwaltungsräte und Präsidenten zu dieser Eröffnungsfeier herab.

Das riesige Magazin der Fabrikskolonie wurde zu einem großartigen Speisesaal dekoriert, die Fenster wurden mit Festons umwunden, die Nebentische für die Arbeiter und der Haupttisch für die vornehmen Gäste gedeckt.

Im vorhinein war es schon verbreitet worden, daß auch der Fürst selbst herabkommen werde. Ihn hatte das Konsortium zum Ehrenpräsidenten des Unternehmens gewählt. Die Fürsten verstehen sich bekanntlich am allerbesten auf industrielle Unternehmungen, und besonders besitzt Fürst Theobald ein ausgezeichnet großes Talent zu spekulieren und zu rechnen. Er allein hat um eine Million Aktien gezeichnet. Diese Million hat ihm Kaulman dargeliehen, diese Million wurde auf die Bondavärer Herrschaft intabuliert. Die Million existierte natürlich nirgends.

Der Eröffnungsfeier ging eine kirchliche Zeremonie voraus, bei welcher, wie lange vorher ausposaunt worden war, der berühmte Abt Samuel die heilige Messe zelebrierte. So ziemt es sich auch. Denn vor Gästen von so hohem Range kann doch nicht ein so gutmütiger, einfältiger Landpfarrer, wie der hochwürdige Herr Mahók, pontifizieren.

Die Gäste kamen aus dem Bondavärer Kastell, wo sie am vorausgegangenen Tage abgestiegen waren, in lauter prachtvollen Kutschen zur Kirche gefahren. Der mit dem Wappen geschmückte Batard des Fürsten kommt zuerst. Hinten stehen zwei Lakaien in goldstrotzenden

Kleidern, vorn auf dem Bock sitzt der Kutscher mit einer weißen Perücke und einem dreieckigen Hut. Die Lakaien beeilen sich den Wagenschlag zu öffnen. Und aus der Equipage steigt zunächst ein feiner alter Herr mit silberweißem Haar, glattrasiertem, sanftem, freundlichem Gesicht und vornehmer Miene, und ebenderselbe Herr reicht seine Hand einer in Samt und Spitzen prachtvoll gekleideten Dame, welcher er mit dem Ausdruck der vertraulichsten Freundlichkeit aus der Equipage und auf die Erde herabsteigen hilft.

Beim Herabsteigen sieht man die hellvioletten Atlasstiefletten und die glänzenden seidenen Strümpfe der Dame.

»Was das für eine hohe Herrschaft sein muß!« spricht unter sich die gaffende Menge, die vor der Kirche umhersteht und, die Hüte in der Hand, die Herrschaften erwartet.

Nur eine Gestalt in einem grobtuchenen Rock ruft beim Anblick der stattlichen Dame: »Evila!«

Es ist dies Peter Saffran!

Die Dame hörte den Ausruf des Staunens und wandte lächelnd ihr Gesicht nach der betreffenden Seite: »Nein! – Evelina!«

Und hiermit schwebte sie mit vornehmer Grazie über die Stufen der Kirche.

Eveline war von der Eitelkeit hierher geführt worden.

Sie wollte ihre seidenen Strümpfe den Leuten zeigen, die sie in Holzschuhen und barfuß gesehen hatten.

Es war die Eitelkeit der Bauerndirne.

Nicht Hochmut, nur Eitelkeit. Sie wollte nicht hochmütig herabsehen auf ihre einstigen Genossen, sie wollte ihnen Gutes tun, Geld unter sie verteilen, sie zu Dank, zu Hochachtung verpflichten; und besonders denjenigen, die ihr gut gewesen waren, wollte sie zeigen, daß sie jetzt, wo sie zu solcher Herrlichkeit gelangt war, die Dankbarkeit gegen sie nicht vergessen habe; sie wünschte sie glücklich zu machen.

Eveline hatte sich schon im voraus auf das Zusammentreffen mit ihrem einstigen Bräutigam gefreut. Der hat sich wahrscheinlich schon längst geträstet; vielleicht ist er auch schon verheiratet. Ein kleines Geldgeschenk wird ihn sehr glücklich machen.

Auch darauf hatte sie gerechnet, daß sie Iwan begegnen werde. Auch dem wird sie beweisen, mit welchem Dankgefühl sie sich seiner erinnert, und wieviel Macht sie habe, ihre Dankbarkeit mit Taten zu beweisen. Ihm kann sie zwar keine Geschenke geben, aber sie kann ihn in Kenntnis setzen, welche Gefahr seinem kleinen Gewerk von seiten des Konsortiums drohe, und sie kann sich anheischig machen, ihren entscheidenden Einfluß bei der Gesellschaft zu Iwans Gunsten geltend zu machen, falls er sich mit dem riesigen Gegner ausgleichen wollte, der ihn zu erdrücken beabsichtigt.

Jedem wollte sie etwas Gutes tun, damit die Leute dann sagen: »Wie weit hat sie es gebracht! Aber sie hat ein gutes Herz! Sie erkennt ihre armen Freunde auch jetzt!«

Die Eitelkeit des Wohltuns hatte sie hierher geführt.

Sie hatte es auch schön eingerichtet, daß sie mit Berend zusammenkommen könne. Die Notabilitäten, die Grundbesitzer der Gegend wurden im Namen des Fürsten zur Eröffnungsfeier und zum Bankett geladen. Eine solche Einladung kann man unmöglich zurückweisen. Freilich hatte Abt Samuel, als Eveline darauf anspielte, ob er nicht Berend als seinen gelehrten Kollegen besuchen und ihn vielleicht zum Bankett mitbringen werde, darauf geantwortet, er

würde nicht für alle Schätze der Welt an Iwan Berend die Aufforderung richten, mit ihm in den Salon der hohen Herrschaften von Bondavár zu kommen. Er wußte, warum er das sagte.

Als Peter Saffran der vor ihm vorbeihuschenden Erscheinung nachstaunte, klopfte ihm jemand von hinten auf die Schulter. Es war Felix Kaulman.

Peters Gesicht erblaßte beim Anblick dieser Gestalt im ersten Augenblick vor Schreck, und dann vor Wut.

Felix aber lächelte mit der Überlegenheit der Vornehmen auf ihn herab, wie auf einen, mit dem er durch die Erinnerung an einen Kapitalspaß in Verbindung stand.

»Guten Tag, Bursche! Komm auch du hinauf zum Essen!«

Peter Saffran staunte über die an ihm vorüberschreitenden Herrschaften, und als alle in die Kirche hineingegangen waren, ging auch er ihnen nach.

In der Kirche kniete er im dunkelsten Winkel vor einem Heiligenbild nieder, und die gefalteten Hände auf die Wand gestützt und sein Gesicht auf die Arme legend, tat er ein Gelübde, ein schreckliches, schweres Gelübde. Die ihn sahen, glaubten, daß er seine Sünden bereue und inbrünstig bete. Dann erhob er sich, wartete nicht mehr auf das Ende der glänzenden Zeremonie und eilte zur Kirche hinaus, einen wilden Blick hinter sich werfend, ob nicht die heiligen Bilder mit dem Finger auf ihn zeigend, ihm nachrufen: »Fangt ihn! bindet ihn!«

Nach der heiligen Zeremonie ging die vornehme Gesellschaft fort, um die Fabrikskolonie zu besichtigen. Bei dem mit Tannenreisig umwundenen Triumphbogen empfing eine Deputation der Arbeiter die Herrschaften, und der Sprecher hätte eine zierliche Rede gehalten, wenn er nicht stecken geblieben wäre. Aber die Rednerin einer Gruppe weiß gekleideter Mädchen war so glücklich das einstudierte Gedicht ohne Stocken herzusagen, und ein kleines Mädchen überreichte Evelinen einen prächtigen Blumenstrauß.

Eveline küßte das Kind und fragte es: »Kleine Marie, kennst du mich noch?«

Das kleine Mädchen erkannte sie nicht! Es wagte nicht einmal Eveline anzuschauen, so schön war diese.

Die Gebäude der Kolonie, die Fabriken, die Essen, das Hammerwerk, den Destillierofen zeigte Herr Rauné den Herrschaften, welche dann tüchtig ermüdet in das zu einem Speisesaal umgestaltete Magazin kamen und hier von zwei Zigeunerbanden empfangen wurden, natürlich mit dem »Rákóczymarsch«.

Zu diesem Fest kamen Geladene und Ungeladene: Herren, Bauern, Geistliche und Zigeuner.

Aber Iwan, ihren einstigen Herrn, fand Eveline unter den Angekommenen nicht.

Nicht einmal ein Entschuldigungsschreiben hatte er geschickt. Er hat wieder sein schwarzes Hemd an, er kann nicht Komplimente vorlügen, wo er das Gegenteil denkt. Er ist ein grober Mensch.

Aber er hat vielleicht Ursache dazu?

Wenn man im voraus auf die Haut des Bären trinkt, so soll der Bär wenigstens das Recht haben, beim Gelage nicht zugegen zu sein.

Aber Peter Saffran war da.

Es traf ihn sogar die Auszeichnung, daß er am Tisch der Arbeiter den ersten Platz erhielt. War er doch ein Gast unter ihnen. Mehr kamen nicht aus dem Bondataler Bergwerk, bloß er.

Das Bankett dauerte bis zum späten Abend. Herren und Arbeiter waren sehr lustig.

Gegen Ende des Banketts ließ Felix den Peter Saffran herbeirufen.

Er stellte ihn dem Fürsten vor.

»Das ist der wackere Arbeiter, von dem ich Ew. Exzellenz gesagt habe.«

Saffran fühlte, daß ihm das Blut ins Gesicht schoß und bis zu den Schläfen drang.

»Nun, Bursche, geht es dir gut, seit wir uns nicht gesehen haben?« sprach Felix. »Fürchtest du dich noch so stark vor dem Doktor? Na, da gebe ich dir ein kleines Pflaster. Heile dich damit von dem ausgestandenen Schrecken.« Und hiermit nahm er aus seiner Brieftasche einen neuen Hunderter und drückte ihn Peter in die Hand. »Nicht mir, sondern der gnädigen Frau mußt du die Hand küssen.«

Peter Saffran gehorchte und küßte Evelinen die Hand, oder vielmehr deren schönen zart violetten Handschuh.

Was für ein guter, gehorsamer Junge aus dem Menschenfresser geworden ist.

»Die gnädige Frau will dir wohl,« fuhr Felix fort. »Auf ihre Fürsprache hat Se. Exzellenz, der gnädige Fürst, anzuordnen geruht, daß wir dich bei der Aktienkolonie als Grubenaufseher mit tausend Gulden jährlichem Gehalt anstellen. Was sagst du dazu, Bursche?«

Was hätte er sagen sollen? Er küßte auch dem gnädigen Fürsten die Hand.

»Na! und jetzt leere mit mir ein Glas!« sprach Herr Kaulman, mit erhabener Herablassung für Peter Saffran einen Kelch mit schäumendem Champagner vollschenkend, »unser gnädigster Präsident, Se. Durchlaucht der Fürst soll leben!«

»Und es lebe die schönste Frau!« fügte der Fürst galant hinzu, bevor der Tusch schrillte, und dann stießen alle vier miteinander an: Peter Saffran, der Fürst, der Bankier und die schöne Frau.

Das Arbeitervolk war von dieser Szene bezaubert. So überaus große Herrschaften stoßen mit einem gemeinen Arbeiter an. Diese lieben das Volk wahrhaft.

Peter Saffran dachte darüber nach, welcher von den beiden Herren, deren einer rechts, der andere links neben der schönen Dame saß, ihr Mann sei, und was dann der andre ihr sein möge.

Er leerte den Becher, aber auch von dem erfuhr er nicht, was er so gern gewußt hätte.

Den Schluß des Festes bildete ein großartiges Feuerwerk. Die goldenen Funken der explodierenden Raketen schwebten über Iwans Bergwerk hin.

Am andern Tage kam Peter Saffran zu Iwan und meldete, daß er bei dem herrschaftlichen Gewerk eingetreten sei.

Iwan sagte bitter: »Auch du? – Nun so geh!«

Saffran war noch bleicher als sonst. Er hatte erwartet, daß Iwan ihm Vorwürfe machen werde, und nachdem er sich in dieser Erwartung getäuscht sah, brach aus ihm hervor, was ihm schon lange das Herz bedrückte.

»Warum haben Sie damals den Menschen Doktor genannt?«

»Weil er es ist, er ist Doktor der Philosophie.«

Saffran erhob drohend seinen Finger.

»Darum war es doch unrecht, daß Sie ihn damals Doktor anriefen.«

Hiermit wandte er sich um und ging ohne Gruß fort.

Iwans Seelenstärke hatte eine harte Probe zu bestehen.

Seine besten Leute verließen ihn. Mächtige, kolossale Kapitalien stürzten über seine Hütte her, um sie wegzufegen; alle seine Geschäftsfreunde verließen ihn. Es gehörte ein starkes Herz dazu, daß er nicht aus dem kleinen, rußgeschwärzten Hause floh und sein unfruchtbar gewordenes Unternehmen seinen triumphierenden Gegnern überließ.

Aber mitten in dieser großen Niederlage blieb ihm ein wahrer, unwandelbar guter Freund, der ihn nicht in Verzweiflung geraten ließ: das Einmaleins.

Dieser Freund sagte ihm, was das sei, was er vor sich sah.

»Ist dies ein Verein von Industriellen?« – Nein, ein Verein von Börsenspekulanten.

»Beschäftigen sich diese mit Volkswirtschaft?« – Nein, sie spielen ein Hasardspiel.

»Ist dies eine Fabrikkolonie?« – Nein, ein Turm zu Babel.

Zweimal zwei ist vier und ewig nur vier.

Und wenn alle Kaiser der Welt in Patenten und Ukasen dekretieren, daß zweimal zwei von nun an fünf sein soll, und wenn alle Päpste in Bullen anordnen, zu glauben, daß zweimal zwei fünf sei, und wenn alle Finanzkönige zweimal zwei als fünf berechnen, so bleibt es doch ewig vier.

Dieses großartige Aktienunternehmen will gegen diese unerschütterliche Wahrheit arbeiten. Die Gesellschaft baut, schafft an, gründet, schließt Verträge, kauft und verkauft mit der leichtfertigsten Verschwendung – alles gegen das Einmaleins. Dieses Unternehmen hat nicht den Zweck, für künftigen Nutzen zu arbeiten, sondern für den momentanen Erfolg

»Ich werde diese Unsterblichen überleben!«

* *
* *

Am Schluß des Jahres wartete der Gesellschaft noch eine Ueberraschung.

Die Bondavärer Aktien begannen schon zwischen 35 und 40 fl. Aufgeld festzustehen, obgleich der Termin zur Einzahlung der zweiten Rate näher kam.

In solcher Zeit pflegen alle jungen Papiere zurückzugehen.

Herr Csanta dachte eben daran, daß jetzt die beste Zeit wäre, seine Aktien an den Mann zu bringen und das Silber wieder zurückzuschaffen.

Indes bekam er gerade damals von Spitzhase eine geheime Botschaft, er möge sich hüten etwas zu verkaufen. Heute habe die Direktion die Bilanz der verflossenen zwei Monate zusammengestellt und in der nächsten Generalversammlung werde sie die Aktionäre damit überraschen, daß sie 20 Prozent Dividende verteilen wird, worauf die Aktien gleich wieder steigen werden. Er möge sich dieses Geheimnis zunutze machen.

Und in der Tat erlebte die Geschäftswelt diese Ueberraschung. Von den ersten zwei Monaten der Tätigkeit der Bondavärer Fabrikkolonie wurde ein so glänzender Gewinn ausgewiesen, daß außer den Verwaltungstantiemen auf jede einzelne Aktie eine Dividende von 6 fl. entfiel, was für die eingezahlten 35 Prozent und für zwei Monate ein unerhörter Gewinn ist.

Iwan brach in ein schallendes Gelächter aus, als er dies las.

Er wußte am besten, mit was für einem Gewinn diese Fabrikkolonie arbeitet. Aber es ist ja leicht, das Inventar so zusammenzustellen, daß der in der Kasse befindliche Betrag als reiner Gewinn figurieren könne. Was verstehen die vielen einfältigen Aktionäre davon. Die Mitglieder des Verwaltungsrats verstehen es schon, sie wissen ja, was sie tun. Sie haben ihren Nutzen schon vorweg sich verschafft, das Publikum mag weinen.

Auf dem Felde der Börse ist ja kein Standrecht publiziert.

Herr Csanta verkaufte also seine Aktien nicht, zahlte auch die zweite Rate in Silber ein, freute sich über den Gewinn und segnete Spitzhase, der ihn verhindert hatte seine Papiere zu 35 zu verkaufen, die nach einer Woche auf 45 stiegen.

Iwan aber sah dem höllischen Schwindel mit ruhigem Gemüt zu: »Wie lange wird der Spaß noch dauern?«

Halina-Verehrung.

Es ist ein sonderbares Zusammentreffen des Zufalls, daß, als Iwan bei sich sagte: »Wie lange wird dieser Spaß noch dauern?« – zur selben Zeit auch Fürst Waldemar den von Triumph strahlenden Kaulman auf der Börse fragte: »Was glauben Sie, wie lange wird diese Komödie noch dauern?«

»Es fehlt noch der dritte Aufzug!« antwortete der Bankier.

»Ja, die dritte Ratenzahlung. Dann sprengte ich sie in die Luft.«

»Ich werde auch dort sein!«

Die Kontertermine konnte nicht erraten, was Kaulman noch vorhabe. Daß er etwas vorhabe, war gewiß. Was, wußte niemand sonst als der Abt Samuel und der Fürst Theobald.

Dieser dritte Aufzug war die Bondataler Eisenbahn!

Eine schwere Aufgabe! Die Staatsweisen zürnen Ungarn und wollen in ihrem Zorn keine Eisenbahnkonzession geben; selbst die Landstraßen lassen sie nicht schottern, möge das Land wüst werden wie ein Teil Asiens.

Und haben sie nicht Grund genug zum Groll? Ihre Lieblingsstaatsidee scheitert an der Hartnäckigkeit dieses unbeugsamen Stammes.

Alle, die in Ungarn Tuch tragen, demonstrieren gegen sie. Sämtliche Beamten, die Mittelklasse, die Intelligenz des Landes legten lieber einstimmig ihre Aemter nieder, ehe sie die Schimäre des Wiener Staatsweisen verwirklichen helfen. Gut! Man mietete dafür eine andere Gruppe; wenn der Tisch gedeckt ist, fehlt es nicht an Gästen. Die gedungene Beamtenschar strich die Gehalte ein, legte den Amtseid ab, stopfte sich die Taschen voll, tat aber nichts für die Staatsidee.

Zwischen den beseitigten und den neu aufgenommenen Beamten war nur der Unterschied, daß jene offen sagten, sie wollen nichts tun, diese aber zeigten, daß sie sich bestreben etwas zu tun, nur daß dieses nicht möglich war; sie schoben, aber die Sache rührte sich nicht von der Stelle.

Von der in Tuch gekleideten Mittelklasse ist also nicht zu erlangen, was die Staatsweisen wollen.

Sonst diene wenigstens die in Seide und Samt gehende Klasse als Gegengewicht, der Prachtornat und die Reverende, die Magnaten und die Geistlichen. Jetzt halten auch diese sich fern.

Der Primas remonstriert, die Bischöfe repräsentieren, die Grafen, die gewesenen Obergespänne sind in Pest und konspirieren vielleicht.

»*Flectere si nequeo superos* –«

Wenden wir uns an die Halina.

Die Halina ist, wie bekannt, die gemeinste Sorte Tuch, die nur die ärmsten Volksklassen tragen.

Dieses Halinatuch erfreute sich zu jener Zeit in der kaiserlichen Residenzstadt großer Beliebtheit.

Nicht als ob die Modedamen plötzlich auf den Einfall geraten wären, sich ihre Kleider aus Halinatuch machen zu lassen, sondern weil die in Halina gekleideten Leute im gesetzgebenden Körper der Monarchie eine ganze Bank einnahmen. Galizien hatte sie geschickt.

Na? Und was dann? Haben Sie etwas dagegen einzuwenden? Sind wir Demokraten oder nicht?

O, ich bitte ergebenst. Allerdings sind wir Demokraten. Ich habe kein Wort dagegen einzuwenden; ich wollte vielmehr sagen, daß es ein genialer Gedanke war, das Halinatuch in den gesetzgebenden Körper zu bringen. Die Träger desselben sind ohne Zweifel gewissenhafte, rechtschaffene Leute. Wenn ihr Leitbischof gähnt, so gähnen sie auch, wenn er aufsteht, so erheben sie sich ebenfalls, wenn er sich den Kopf kratzt, so kratzen auch sie sich den Kopf – und das beweist Festigkeit der Grundsätze. Die Sprache, in welcher die Beratung gepflogen wird, verstehen sie zwar nicht, aber damit ist der unschätzbare Vorteil verbunden, daß sie keine langen Reden halten und den Lauf der Debatte nicht mit Dazwischenreden stören. Tiefe Kenntnisse auf dem Gebiet der Gesetzgebung, der Verfassungsfragen, der Reformangelegenheiten und des Budgets haben sie zwar nicht mitgebracht, aber gerade diese paradiesische Einfalt verdient das größte Vertrauen; denn niemand kann sie verdächtigen, daß sie mit der Regierung stimmen, weil sie ein Amt haben wollen.

Wir wiederholen es, die Einführung des Halinakittels in den Kreis der Gesetzgeber gereicht dem Erfinder zur Ehre.

Aber auch in Ungarn gibt es viele, die in Halina gekleidet gehen. Und hundert und etliche Sitze stehen für sie im Gesetzgebungspalais vor dem Schottentor bereit.

Es fehlt nur ein Medium dazu. Die Geistlichen.

Denn diese ungarischen Geistlichen sind solche Barbaren, so ungebildet, daß sie selbst jetzt noch lieber an den alten Traditionen aus der Rákóczyschen Zeit festhalten, als die Errungenschaften der Zivilisation der neueren Zeit annehmen.

Selbst ein so kleiner, unbedeutender Mensch wie der Pfarrer Mahók schickte das Intimat des Ministers, welches er dem Volk von der Kanzel herab hätte mitteilen sollen, mit dem Bedeuten zurück, daß er nicht der Nachtwächter des Dorfes sei. Wenn man etwas publizieren will, so sei ja der Marktplatz da und der Kleinrichter und die Trommel, sie sollen es austrummeln lassen; aber in seiner Kirche werden keine Kurrenden vorgelesen!

Auch diesen hartnäckigen Klerus muß man brechen!

* * *

»Jetzt ist die Zeit da zum Handeln!« sagte Felix Kaulman zum Abt Samuel.

»Jetzt ist die Zeit da zum Handeln!« sagte der Abt Samuel zu sich selbst.

Der Primas ist in Wien gewesen. Der Primas hat keine Audienz erhalten. Der Primas ist in Ungnade gefallen. Der Bischof von Siebenbürgen ist seines kirchlichen Amtes enthoben worden. Gegen den ungarischen Klerus ist das Schwert geschliffen, und dem Faden, woran das Damoklesschwert hängt, nähert sich bereits die Schere, die ihn entzweischneiden soll.

Die Bondavärer Eisenbahn ist der »*gradus ad Parnassum*«.

Wenn es gelingt, sie zu erwirken, so steht das Haus Kaulman mit den Pereires und Stroußbergs in einem Range.

Und dann kann auch das päpstliche Anlehen auf die ungarischen Kirchengüter durchgeführt werden.

Alles mit einem Schlage!

Rang in der Welt, Macht im Lande, Einfluß im Kaiserreich, Erfolg auf dem Geldmarkt und Triumph in der kirchlichen Herrschaft.

Abt Samuel begann seine hochstrebende Rolle.

Die erste Aufgabe war, auch aus Ungarn das Halinatuch in den gesetzgebenden Körper der Monarchie einzuführen, und dafür die Bondavärer Eisenbahn, den Bischofstitel und einen Sitz im Herrenhause zu erhalten.

Alle diese drei Dinge lagen ihm auf der Hand.

Die größten Menschen waren bloß Schachfiguren, die er nach seinem Belieben in Bewegung zu setzen brauchte: der Staatsmann, der Börsenfürst und die schöne Dame!

* *
* *

An einem Samstag erhielt Iwan von Herrn Rauné einen Besuch. Herr Rauné sagte in kurzen Worten den Grund, der ihn hergeführt. Die Bewohner mehrerer Ortschaften des Bondatals haben den Wunsch, an die Wiener Regierung und an den Reichsrat sich mit der Bitte zu wenden, daß die Kommunikationsmittel ihrer Gegend in einen besseren Zustand versetzt werden mögen. Diese Angelegenheit interessiere Iwan ebensosehr wie die übrigen, darum möge er gestatten, daß auch seine Arbeiter an der morgen zu haltenden Volksversammlung teilnehmen dürfen.

Iwan schlug die Bewilligung rundweg ab.

»Wir leben unter Ausnahmegesetzen. Diese verbieten die politischen Versammlungen. Diese Volksversammlung aber wird einen politischen Anstrich haben, und ich halte das obrigkeitliche Verbot aufrecht.«

Deshalb fand aber am andern Tage die Volksversammlung doch statt, und Abt Samuel hielt da eine zündende Rede. Schon seine Gestalt imponierte, sein Vortrag war verständlich und hinreißend. Der Gegenstand war so unzweifelhaft gemeinnützig, daß niemand widersprechen konnte. Und damit nicht der geringste Grund zum Verdacht vorhanden sei, kam das zu umgekehrter Popularität gelangte Wort »Reichsrat!« in der Rede nirgends vor.

Einstimmig wurde der Beschluß angenommen, daß durch das Volk eine aus zwölf Mitgliedern bestehende Deputation gewählt werde, die nach Wien gehen und dort die Wünsche des Volks vorbringen sollte.

Abt Samuel nannte die zwölf, die zu wählen wären, und die Umstehenden brüllten bei jedem einzelnen ihr »Eljen!«

Durch die Güte der Bondavärer Aktiengesellschaft erhielt jedes gewählte Mitglied der Deputation die vollständige Reiseverköstigung, außerdem einen neuen Szür (Mantel aus Halinatuch), einen Hut und ein Paar Stiefel.

Zu zwölf neuen Szürs sollte man wohl leicht zwölf Unternehmer finden, die sie umnehmen.

Es war aber keine leichte Arbeit! Denn die Halinaleute sind mißtrauisch. Sie lieben es nicht, mit großen Herren Kirschen zu essen. Von einem Geschenk fürchten sie, daß sie es nur zu teuer werden bezahlen müssen. Wenn ein Mann im Tuchrock den Antrag gestellt hätte, so würde er großen Widerspruch gefunden haben; aber es war ein Geistlicher, ein hervorragender Geistlicher. Dem kann man schon folgen. Von dem ist nicht zu fürchten, daß er die Deputation an einen Ort führt, wo man eine Last übernehmen muß und einmal hört, daß man Haus und Grund verlassen müsse; warum? Weil zu der und der Zeit zwölf Männer in Wien waren und dort die irdischen und himmlischen Rechte der ganzen Bevölkerung dem Teufel oder Gott weiß wem verkauft haben. Der Geistliche wird sie nicht aufs Eis führen.

Aber deshalb band man es den zwölf neuen Szürs dennoch auf die Seele, dort oben Mann für Mann zu verleugnen, daß sie schreiben können; sie sollen gar nichts unterschreiben; und besonders, wenn man von ihnen zu erfahren trachtet, wieviel Felder und wieviel Söhne ein jeder hat, so sollen sie sich hüten, eine direkte Antwort zu geben.

In die Deputation wurde natürlich auch Peter Saffran gewählt. Ihn brauchte man besonders notwendig in Wien.

Gleich am andern Tag machte sich die Deputation unter der Führung des Herrn Abts auf die Reise.

Noch einen Tag später wurde Iwan zum Kommando des nächsten Militärdistrikts zitiert.

Der Militärkommandant gab ihm zu wissen, daß Herr Berend angezeigt worden sei, er agitiere gegen die Gesamtverfassung, setze den Reichsrat in den Augen des Volks herab, halte das Volk, besonders seine eignen Arbeiter, von Kundgebungen der Loyalität zurück, beschimpfe die Mitglieder der hohen Regierung und nehme an geheimen Gesellschaften teil. Er möge sich in Zukunft hüten, alles dies zu tun, denn sonst werde gegen ihn die Untersuchung eingeleitet und diese könne für ihn traurig enden. Für diesmal komme er mit dem bloßen Schrecken davon.

Iwan wußte recht gut, von wo die Denunziation gekommen sei.

Mehr brauchte sein Geschäft nicht, als daß der einzige Leiter desselben auf ein kurzes Jahr in Untersuchungshaft gebracht werde. Dann wird sich wohl seine Unschuld herausstellen und er wird freigelassen; aber inzwischen geht sein ganzes Geschäft zugrunde.

Iwans Glück war, daß der Auditor verheiratet war und dessen Gattin eben in dem Zimmer in den Wochen lag, in welchem die Untersuchungshäftlinge untergebracht zu werden pflegten. Darum entließ man ihn lieber nach Hause, als daß man der kranken Frau das Zimmer wegnahm, was, wie ich glaube, jedermann billigen wird.

* *
*

Ah! es war ein wahres Fest, als die zwölf neuen Halina-Szürs aus dem Bondatal in der Metropole erschienen.

Sie sind da! Die Ungarn sind da. Die unverdorbenen Söhne des Landvolkes. Eine Deputation an den Reichsrat. Die Anerkennung des Feberpatents. Die ersten Bahnbrecher. Sie verdienen ein dreimaliges »Hoch!«

Alle Zeitungen beeilten sich, sie zu begrüßen. Die politischen Blätter brachten ernste Leitartikel über diese bedeutende Erscheinung. Die Staatsmänner empfingen sie in besonderer Audienz, der Herr Abt hielt in ihrem Namen eine wohlgesetzte Ansprache und flocht den gegenwärtigen unhaltbaren Zustand des Landes ein, von welchem das Volk loszukommen wünscht, indem es seine wahren Wohltäter von den falschen Propheten zu unterscheiden beginnt, welche es zur Untätigkeit verdammen.

Besonders betonte der Herr Abt diese verständige Anschauung des Volks, als er an die maßgebende Exzellenz seine Ansprache hielt.

Die maßgebende Exzellenz drückte dem Herrn Abt huldvoll die Hand und versicherte, daß das Xer Bistum bald vakant sein und er bei der Besetzung dafür Sorge tragen werde, daß der loyalste Prälat das Bistum erhalte.

Auch mit den Mitgliedern der Deputation ließ die Exzellenz sich in Gespräche ein, und da keiner des andern Sprache verstand, so waren alle mit der freundlichen Konversation sehr zufrieden.

Ja, als Se. Exzellenz von dem Herrn Abt erfuhr, daß die ausgezeichnetste Person unter den Deputierten Peter Saffran sei, drückte der große Herr diesem sogar die Hand und sprach die Hoffnung aus, daß er die Deputationsmitglieder in der morgigen Sitzung auf der Gallerie sehen werde. Jetzt noch »nur« auf der Gallerie!

Peter versprach auch, daß sie hinkommen werden. Er allein verstand, was zu ihm gesprochen wurde. Er konnte deutsch, ja sogar auch französisch sprechen. Er hatte es während seiner Matrosenlaufbahn gelernt.

Aber von der Konzession zur Bondataler Eisenbahn sagte der Minister gar nichts. Und das war doch die Hauptsache.

Nach den hohen Audienzen folgten die volkstümlichen Ovationen. Die Redakteure von drei illustrierten Blättern forderten die Deputation auf, sich für ihre Blätter in den »malerischen« neuen Szürs photographieren zu lassen. Diese interessanten Gruppen waren binnen möglichst kurzer Zeit in den Auslagen aller Kunsthändler zu sehen und lockten gaffendes Publikum herbei.

In der am andern Tag abgehaltenen Reichsratssitzung war für sie die ganze erste Bank auf der Gallerie reserviert; da nahmen die lieben Gäste in einer Reihe Platz, stützten die Arme auf die Brustlehne und ließen ihre runden Hüte hinabhängen.

Die maßgebende Exzellenz hielt ihnen zuliebe eine anderthalb Stunden dauernde Rede, und die tschechischen Dissenters zählten, daß Se. Exzellenz während des Redens zweiundfünfzigmal auf die Gallerie geblickt habe, um zu sehen, welche Wirkung er auf die ungarischen Gäste gemacht habe.

Einer schief ein und ließ seinen Hut in den Saal hinabfallen. Der Hut hingegen weckte einen unten in seiner Bank eingeschlafenen Abgeordneten auf. Dieses Ereignis gab drei Tage lang der gesamten Reichspresse eine prächtige Gelegenheit zu witzigen Bemerkungen, bis es

schließlich eine Beute der illustrierten Witzblätter wurde. Es wurden den Mitgliedern der Deputation fliegende Worte zugeschrieben, die sie nie gesprochen hatten.

Aber sie hielten bis ans Ende der Sitzung aus. Wackere Leute das.

Zum Ersatz für dieses Leiden und zum Lohn für die ausdauernde Standhaftigkeit veranstalteten die leitenden Kapazitäten des gesetzgebenden Körpers für sie ein prächtiges Bankett im Hotel Munsch, wo Peter Saffran die Auszeichnung genoß, daß er am obern Ende des Tisches gleich zur Rechten des Herrn Abts seinen Platz angewiesen erhielt und dort von allen angestaunt wurde.

Aus den begeisterten Toasten, welche die ausgezeichneten Redner, die Herren Doktoren, die Reichsräte und Geheimräte ihm in deutscher Sprache ins Gesicht ausbrachten, entnahm Peter Saffran, daß jedermann in ihm den durch die Bewohner des Bondatales binnen kurzem heraufzuziehenden Reichsrat, den sperativen Kollegen, den präsumtiven Gesetzgeber verehrte. Aus den Worten aber, welche die Leute hinter ihm in französischer Sprache einander zuflüsterten, erfuhr er, daß die Leute von ihm als dem merkwürdigen Burschen sprachen, welcher ehemals der Bräutigam der göttlichen Eveline war, die ihm durch Kaulman entführt wurde.

Peter Saffran tat so, als ob er weder das hörte, was man ihm mit begeisterten Worten ins Gesicht sagte, noch das, was man sich hinter seinem Rücken mit spöttischem Lachen zuraunte.

Aber bei sich dachte er: Wenn diese Herrschaften da wüßten, daß ich schon einmal Menschenfleisch gegessen habe!

Gegen Ende des Banketts küßten sich die großen gelehrten, angesehenen Herren Doktoren mit ihren wackern Gästen, und die späte Nacht trennte diese »Liebenden« voneinander. Am andern Tage schwindelte sämtlichen Bondataler Mitbürgern der Kopf von den vielen guten Dingen, die sie genossen hatten, und an die sie nicht gewöhnt waren.

Und sie hatten doch noch viel Paraden auszustehen. Sie mußten in der kaiserlichen Burg erscheinen und den Tribut der Verehrung und Huldigung an den Stufen des allerhöchsten Thrones niederlegen. Vor dem armen Halinatuch öffneten sich selbst die höchsten Pforten.

Am darauffolgenden Tag mußten sie eine prächtige Militärparade anschauen. Wie viel Kanonen! Wie viel Kavallerie! Welch ein schrecklicher Wald von Bajonetten!

Wieder am andern Tag – es war ein Sonntag – besuchten sie eine Kirche nach der andern. Was für Kirchen sind das! Man wagt es da kaum, das gemeine Bauerngebet herzusagen, welches man zu Hause gelernt hat. Dazu der schöne Gesang, die dröhnenden Orgelklänge! Hier ist der liebe Gott ein reicher Herr! Wie muß der Bauer sich schämen, daß der liebe Gott auf dem Lande so arm ist!

Nachmittags war ein Volksfest. Da gab es viel zu sehen! Wundertiere, Seiltänzer, Zauberer, Wettläufer, Luftballons! Und Bier gab es da, soviel sie nur wollten. Der Herr Abt zahlte alles.

Damit war es aber noch nicht aus. Sie mußten alle Sehenswürdigkeiten der Kaiserstadt besichtigen, die Bildergalerien, die Raritätensammlungen, das Arsenal, die Kanonengießerei, die Schatzkammer – damit das Halinatuch einen Begriff davon bekomme, was für Pracht, Macht, Glorie, Reichtum, Erhabenheit und Herrschaft es ist, was ihm die Hand drückt, ihm, mit seiner Armut, Verlassenheit, Unwissenheit, Ohnmacht und Demut!

Das Halinatuch wäre aber schon gern zu Hause gewesen, um sich es am eignen Tische bequem zu machen und mit einer Schüssel gesottener Kartoffeln gütlich zu tun.

Am letzten Abend führte man sie ins Theater.

Nicht ins Burgtheater, das ist nichts für sie, sondern ins Treumanntheater.

Dort gibt man gerade ein Stück, das für sie taugt, wo es viel zu lachen und noch mehr zu bewundern gibt. Das Stück ist lauter Gesang und Tanz und Spaß. Und der größte Spaß darin ist, daß die schöne Eveline, die Frau v. Kaulman, die Hauptrolle gibt. Ob Peter Saffran sie erkennen wird?

Es war nicht möglich gewesen, Eveline gleich beim Operntheater zu engagieren, denn dort dauerte noch die italienische Stagione; aber sobald diese zu Ende sein wird, ist ihr ein Engagement in Aussicht gestellt, jedoch unter der ausdrücklichen Bedingung, daß sie sich früher auf einer untergeordneteren Bühne Routine verschaffe und sich das Lampenfieber abgewöhne. So kam sie als Gast auf die Bretter des Treumanntheaters.

Ihre eignen natürlichen Reize bezauberten das Publikum, und man sprach von ihr als von einer der ausgezeichnetsten Schönheiten; die *jeunesse dorée* geriet ganz außer sich vor Entzücken über die reizende Erscheinung.

Das Stück, welches an diesem Abend zu Ehren des Halinarocks gegeben wurde, war eine der frivoleren Operetten Offenbachs, in welcher die Damen der Bühne vor dem Publikum nur wenig von ihren Reizen zu verbergen haben. Das noble Publikum ergötzt sich daran und jauchzt vor Entzücken.

Aber die Leute im Halinatuch unterhielten sich nicht gut.

Das viele Geklimper, das Ballett und die leicht bekleideten Nymphen, die koketten Bewegungen, das verführerische Lächeln, die kühnen Sprünge und die kurzen Röckchen waren nicht nach ihrem Geschmack.

Es schürzten sich ja auch die armen Mädchen auf, wenn sie bei der Arbeit sind, wenn sie am Bach waschen! aber dann arbeiten sie eben. Wer sieht hin? Wer denkt daran?

Nicht der Ritterstand, sondern die gemeinen Leute im Szür handeln nach der Devise: »*Honny soit, qui mal y pense*«.

Das Halinapublikum hatte das Gefühl, als müßte es sich für die Darsteller und Zuschauer schämen.

Wie erst, als Eveline auftrat!

Sie war eine Fee, eine mythologische Göttin, in vergoldete, sonnenbeglänzte Wolken gehüllt: und das Gewölke hatte Oeffnungen, durch die – der Himmel durchschien.

Peter fühlte sich wie von Fieberhitze durchglüht. Darf denn die ganze Welt in diesen Himmel schauen?

Als sie noch zusammen im Bergwerk beschäftigt waren, sah er es oft mit Eifersucht im Herzen, wie diese schönen Waden unter dem aufgeschürzten Kleide hervorblickten; aber das Mädchen hatte damals kein Bewußtsein davon, was an ihr zu sehen sein könne, und bei den Arbeitern gilt der Spruch: »*Honny soit, qui mal y pense!*«

Jetzt aber weiß sie schon zu kokettieren, zu lächeln, verführerisch dreinzublicken und läßt sich dabei von tausend Menschen angaffen.

Peter zog nicht in Rechnung, daß dies nur eine Bühne sei und daß die Feen, die hier jetzt spielen, außerhalb der Bühne lauter tugendhafte Damen und gehorsame Mädchen sein können, daß das, was sie auf der Bühne treiben, nur Spiel sei.

Der gewesene Bräutigam im Halina-Szür fühlte Abscheu und Erbitterung.

Zum Scherz sich umarmen lassen, zum Scherz Liebe gestehen, locken, kosen!

Und geht denn diese Frau darauf aus, sich so schmähsch bloßzustellen?

Oder ist es keine Schmach, sondern etwas Rühmliches?

So ist es. Es ist eine Ehre. Aus den Logen wird ihr eine große Menge von Kränzen zugeworfen, sie findet kaum Platz den Fuß hinzusetzen, so viel Blumen liegen da. Das ist eine Ehre!

Das Haus erzittert vom Applaus. Das ist eine Ehre. Nicht eine solche Ehre, wie man sie den Menschen gewöhnlich antut, auch nicht eine solche, wie man sie den Heiligen entgegenbringt, sondern eine fremde Art von Anbetung. Es ist ein Götzendienst, und die Frau findet Gefallen daran, daß sie ein Götze ist.

So erklärte sich Peter Saffran die Sache und er wurde durch nichts gegen Eveline freundlicher gestimmt.

Er tröstete sich nur damit, daß keiner von seinen Kameraden in der verführerischen Gestalt die einstige Kohlenträgerin erkannte.

Peter brachte Bitternis und Abscheu aus dem Theater nach Hause.

Als er nach der Vorstellung im Hotel mit dem Herrn Abt zusammentraf, sagte er zu ihm: »Wann gehen wir nach Hause?«

»Langweilst du dich, Peter?«

»Ja!«

»Nun, habe noch ein wenig Geduld. Morgen müssen wir noch an einem Ort unsere Aufwartung machen, bei einer schönen Frau.«

»Aber was machen wir dort?«

»Geh du nur überall hin und frage nicht, wozu. Wenn wir einen Erfolg erzielen wollen, so dürfen wir kein Mittel unversucht lassen. Wir müssen um die Protektion einer Frau bitten, von welcher bei dem maßgebenden Exzellenz-Herrn ein Wort mehr gilt als unsere ganze Litanei.«

»Gut, so gehen wir auch noch dorthin.«

Die beiden Anbeter

Am andern Tage um elf Uhr lud Abt Samuel seine Getreuen wieder in Fiaker und führte sie zur letzten Instanz, zu der einflußreichen Dame, von der ein Wort bei der maßgebenden Exzellenz mehr gilt als die noch so wohlgesetzten Reden aller Geistlichen und Oratoren.

Die Wagen hielten vor einem prächtigen Palais. Ein Portier in einem langen scharlachroten Rock und mit einer Bärenpelzmütze zog vor ihnen die Glocke, und zwischen einer doppelten Marmorsäulenreihe schritten sie zur Treppe. Auch diese war aus Marmor und mit doppelten Teppichen belegt. Wie glücklich wäre der Schulmeister zu Hause, wenn er ein Stück dieses schönen dicken Kotzens zu einem Winterrock bekäme!

Auf den Brustlehnen der Treppe sind so schöne Statuen aufgestellt, daß die armen Leute diesen fast die Hand küssen möchten.

Das ganze mit Glas gedeckte Treppenhaus ist geheizt, damit die schönen Blumen in den kostbaren Porzellangeschirren keinen Frost leiden.

Im Vorzimmer empfangen Diener mit silbernen Achselbändern die Aufwartenden, denen der Atem stockt, als sie in den Empfangssalon eingelassen werden.

Hier ist keine Wand zu sehen; die Wände sind alle mit kostbarer geblümter Seide überzogen, die Vorhänge werden von reich vergoldeten Spangen zusammengehalten und über die Seidentapeten sind prächtige Gemälde in vergoldeten Rahmen aufgehängt. Der obere Teil der Fenster besteht aus Glasgemälden, wie in reichen Kirchen, und den Fenstern gegenüber befindet sich ein großer Kamin aus weißem Marmor, auf dessen Gesimse eine wunderbare Uhr mit einer zauberhaften beweglichen Figur auf dem Gehäuse ihr regelmäßiges Ticken hören läßt. Die Möbel sind aus Mahagoniholz; vom Plafond, auf welchen hinaufzuschauen es eine Pracht ist, so schöne vergoldete Fresken sind dort hingemalt, hängt ein hundertarmiger Lüster mit Tausenden von gläsernen Prismen herab. Was muß das für ein Glanz sein, wenn da alle Kerzen angezündet werden.

Die guten Bondataler hatten noch kaum Zeit gehabt, sich recht umzusehen, als aus dem andern Salon ein Herr in einem feinen schwarzen Frack und in weißer Krawatte herauskam, der wenn nicht der gnädige Herr selbst, so doch wenigstens der Kammerdiener ist; dieser sagte den Herrschaften, sie mögen in den andern Salon eintreten, die gnädige Frau sei bereit, sie zu empfangen.

Eine Tür war da in keinem Zimmer, nur Vorhänge aus schwerem Damast, wie der, aus welchem zu Hause die Kirchenfahnen gemacht sind.

Der zweite Salon war noch wunderbarer. Die Wände sind mit taubengrauer Seide tapeziert, die vom Plafond bis zum Fußboden herabreichenden Spiegel in blumige Porzellanrahmen gefaßt, und zwischen den Spiegeln stehen auf geschnitzten Konsolen weiße Marmorstatuetten, tanzende Nymphen darstellend; der Estrich ist mit weichen Teppichen belegt, worauf man wie auf weichem Rasen wandelt; der Kamin ist aus schwarzem Marmor und mit einem silbernen Gitter versehen; die Möbel sind nach dem Versailler Muster, Stühle und Tische aus Sevresporzellan, die Armlehnen und Füße derselben mit zarten Blumengewinden und reizenden Frauenköpfen geschmückt, jedes Stück ein Meisterwerk; und auf den Mittel- und Seitentischen stehen bunte japanische Vasen von den verschiedensten Formen. In einer der Fensternischen steht ein Aquarium mit wunderbaren Seegewächsen und Goldfischen.

Aber die armen Dorfbewohner sahen das nicht auf einen Blick, denn wegen der vielen Spiegel glaubten sie, daß noch drei andere Deputationen in Szürs mit ebenso vielen, mit dem goldenen Kreuz geschmückten Herren Aebten von den drei anderen Seiten in den Saal hereingedrungen seien.

Was jedoch die Verwunderung eines jeden einzelnen besonders auf sich zog, das war die ihnen entgegenkommende Frau des Hauses.

Es war eine phänomenale Schönheit. Ihr bis zum Hals hinauf geschlossenes violettes Seidenkleid war mit kostbaren Spitzen aufgeputzt, ihr reiches, schwarzes Haar floß in Locken auf ihren Nacken und ihre Schultern nieder; ihr Gesicht war so schön, so hinreißend, so würdevoll, daß es unmöglich war ihren Blick auszuhalten.

Aber Peter Saffran erkannte sie dennoch auch hier. Wieder sie! Auch hier sie! Seht, mit welchem ehrfurchtsvollen Bückling der Abt sich ihr nähert, wie er sich vor ihr verbeugt, mit wie ernster Miene er seine zierlich gesetzte Rede hersagt, in welcher er die Angelegenheit der Bondataler Bevölkerung dem Schutz der gnädigen Frau empfiehlt. Die gnädige Frau antwortet

hierauf huldvoll und verspricht jede Intervention, die ihr nur möglich sein werde; an Eifer werde sie es nicht fehlen lassen. Zuletzt fügte sie hinzu: »Ich bin ja selbst ein Kind des Bondatales.«

Bei diesem Wort warf die Halinadeputation einen fragenden Blick auf sie und antwortete sich dann in Gedanken selbst: Gewiß ist sie die Tochter oder die Frau eines der Bondavärer Magnaten.

Nur Saffran dachte bei sich: Also, was bist du denn? Gestern abend hast du in einem Wolkenkleide gesungen, Sprünge gemacht, Possen getrieben, deine Schönheiten dem unzüchtigen, städtischen Gesindel gezeigt, das sogar mit Fernrohren auf dich schaut, während es den Hut vor die Augen halten sollte, um dich nicht zu sehen; heute empfängst du Deputationen, hörst eine ernste Bitte an und versprichst dem bittenden geistlichen Herrn deine Protektion. War das ernst, was du gestern spieltest? Oder ist das auch nur eine Komödie, die du jetzt mit dem Geistlichen und mit uns spielst?

Bei diesem Zweifel fielen Saffran die wilden Menschen auf den Fidschi-Inseln ein, die er, als er dort war, wegen ihrer Unwissenheit auslachte. Wie staunten die Wilden, als sie sahen, daß der weiße Mann die Haut von seiner Hand herabzieht und darunter noch eine andere Haut hat.

Ebenso dumm fühlte Saffran sich selbst.

Nur daß hier von der ganzen Haut die Rede ist.

Der Herr Abt, der allem Anschein nach mit dem Resultat der Mission sehr zufrieden war, gab den hinter ihm Stehenden ein Zeichen, hinauszugehen, und verbeugte sich ehrfurchtsvoll vor der Dame.

Die Dame flüsterte in diesem Augenblick dem Abt etwas zu und blieb zurück.

Der Abt ergriff Peter Saffran an der Hand und sagte ihm leise: »Hu, Peter, bleibe hier. Die gnädige Frau will mit dir ein paar Worte sprechen.«

Saffran glaubte, daß ihm das Blut zum Kopf herausschieße. Schwindelnd wandte er sich von der Tapetentür wieder um.

Eveline eilte auf ihn zu, nachdem die übrigen sich entfernt hatten. Sie hatte nicht mehr den ärgerlichen Handschuh an, Saffran konnte den Samt ihrer Hand fühlen, als sie ihm die rauhe Hand drückte, er konnte wieder ihre Stimme hören, die er so oft gehört hatte, die Stimme, mit der sie so mutwillig, so gemütlich plaudern konnte.

»Na, Peter! sagst du mir nicht einmal guten Tag?« sprach Eveline und puffte dem Staunenden zwei-, dreimal in den Rücken. »Bist du noch böse auf mich, Peter? Geh, sei nicht böse. Bleib bei mir zum Essen; dann trinken wir auf unsere Aussöhnung.«

Hiermit schlang sie ihren Arm in Peters Arm, tätschelte ihm die Wange mit dem feinen Händchen, dem man nicht ansah, daß es je von Arbeit rauh gewesen sei.

* *
*

Eveline pflegte es ihrem Versprechen gemäß dem Fürsten Theobald stets zu sagen, wenn sie jemanden in ihrem Salon empfangen wollte.

Der Fürst sagte ihr dann immer, ob er etwas dagegen einzuwenden habe oder nicht.

Es gibt ja wahre Verehrer der Kunst und honette Gentlemen (wenigstens kann es deren geben), welche eine Dame, die nicht im Hause ihres Mannes wohnt, ohne Aussicht auf spätere Gefahr in ihrem Salon empfangen kann.

Der Fürst war selbst ein Freund heiterer Gesellschaft, und wenn sie nach seinem Geschmack zusammengesetzt war, so unterhielt er sich gut, wobei Eveline die Honneurs machte.

Für diesen Tag hatte Eveline dem Fürsten zwei Besuche angezeigt, die sie empfangen wollte.

Der eine war Peter Saffran.

Der Fürst lächelte.

»Gut. Armer Junge! Bewirten Sie ihn. Das wird ihm wohl tun.«

Der ist nicht gefährlich.

Der andre ist die maßgebende Exzellenz.

Da warf der Fürst schon den Kopf auf.

»Wieso kommt Se. Exzellenz zu Ihnen?«

»Ist er vielleicht ein Weiberfeind?«

»Im Gegenteil! Se. Exzellenz ist ein großer Schelm, er zeigt es nur nicht gern öffentlich. Große Männer, welche das Rad des Schicksals drehen, dürfen solche Schwächen besitzen, aber sie dürfen es nicht verraten. Ein so hoher Herr kann sich nicht ohne jeden Vorwand in den Salon einer schönen Künstlerin einführen lassen wie ein Habitué des Jockeyklubs.«

»Er hat aber einen Vorwand. Ich habe ihn ja um das Rendezvous gebeten.«

»Sie haben es von ihm verlangt?«

»Das heißt, ich habe ihn gebeten, mir sagen zu lassen, wann er mich zur Audienz empfangen könne; und er ließ mir durch seinen Sekretär sagen, daß er lieber zu mir kommen werde.«

»Und was wollen Sie mit dieser Audienz?«

»Felix hat es befohlen.«

»So? Herr Kaulman? Und weshalb?«

»Wegen der Unterzeichnung dieses Dokuments.«

Eveline zeigte dem Fürsten eine zusammengefaltete Schrift.

Der Fürst blickte hinein und schüttelte stauend den Kopf.

»Und Se. Exzellenz weiß, daß Sie mit ihm von diesem Gegenstand sprechen wollen?«

»Kein Wort!« erwiderte Eveline mit schallendem Gelächter. »Als er sich durch seinen Sekretär bei mir erkundigen ließ, in welcher Angelegenheit ich mit ihm sprechen wolle, sagte ich, in Angelegenheit meines Engagements bei der Oper. Hierauf ließ er mir sogleich zurücksagen, daß er kommen werde. Von diesem Gegenstand, der hier in meiner Hand ist, weiß er nichts.«

»Hat Ihnen Kaulman diesen Rat gegeben?«

»Ja!«

»Gut. Herr Kaulman ist ein raffinierter Betrüger. Aber deshalb tun Sie nur, was er gesagt hat. Herr Kaulman täuscht sich, wenn er glaubt, daß man ein so großes Wild mit einem solchen Seidennetz fangen könne. Nun, nehmen Sie den hohen Besuch nur an. Jetzt erweckt Se. Exzellenz in mir keine Eifersucht mehr, wohl aber fürchte ich, daß Sie mit dieser Schrift nicht reüssieren werden.«

* *
*

Also Eveline steckte ihre schöne weiße Hand unter Peter Saffrans Arm und führte ihn in ein anderes Zimmer, in dem viel Silber zu sehen war, und von da durch eine verschließbare Tür in ein viertes Zimmer, dessen Wände anstatt mit Tapeten mit künstlerisch geschnitztem Holzgetäfel bedeckt waren. Am Plafond sah man die kunstreich geschnitzten hölzernen Tragbalken, von denen spitze Muscheln herabgingen; die Fenstervorhänge wurden von geflügelten Amoretten zusammengehalten, die aus gleichem Holz wie das des Wandgetäfels geschnitzt waren; die Möbel sind Meisterwerke von antiker Form, mit klassischen Karyatiden – Wunder der Skulptur; die Uhr ist eine zweihundert Jahre alte Antiquität mit einem durchbrochenen Gehäuse, mit Sonne, Mond und Sternen. Der Dürsterkeit, welche das Zimmer durch das Holzgetäfel erhält, wirken die in die Wände eingefügten, Landschaften darstellenden runden Porzellan gemälde, erheiternd entgegen; auch die drei Fenster zeigen solche Landschaften, nur daß diese durchsichtig sind, und ein viertes Fenster mit einem Rahmen, der ebenso rund ist wie die Landschaftsgemälde, geht in den anstoßenden Garten hinaus; wer da durchsieht, glaubt eine japanesische blühende Flur voller Kamelien, Azaleen und Hortensien zu erblicken. Vom Gebälk hängt anstatt des Lüsters ein Blumengefäß herab, und von diesem laufen lebende Schlingpflanzen zu den Balken hinauf, von wo sie wieder herabhängen, und die phantastischen Rokokofiguren, mit denen die Balken verziert sind, Menschengestalten mit Hörnern und einem Fischeschwanz, mit ihren grünen Blättern und roten Blütendolden kreuz und quer umschlingen.

Hier ließ Eveline Peter Saffran auf einem Diwan vor dem Tisch Platz nehmen. Sie selbst setzte sich neben ihm auf einen Fauteuil.

Niemand war im Zimmer, nur die beiden.

»Sieh, Peter!« sprach Eveline, ihre Hand auf den Arm des in grobes Halinatuch gekleideten Mannes legend. »Gott hat es so gewollt, daß ich damals von dir scheiden mußte. Es fiel mir schwer, das kannst du mir glauben, denn wir waren schon dreimal verkündigt. Aber du hättest mein armes Brüderchen nicht beleidigen sollen. Auch mich hast du geschlagen. Gut, davon sprechen wir nicht. Es hat mir nicht weh getan; ich war deshalb nicht böse auf dich. Du weißt auch nicht, daß ich dir, als du nicht zurückkamst, nachgegangen bin, daß ich dich in der Nacht im finstern Walde bis zur Waldschenke gesucht habe. Dort habe ich dich am Fenster belauscht. Ich habe gesehen, daß du mit der Czifra Manczi getanzt hast. Du hast sie auch geküßt. Damals war ich böse auf dich.«

Peter knirschte mit den Zähnen. Er fühlte sich gefangen, gebunden. Jetzt ist er der Schuldige. Er kann sich gar nicht verteidigen. Er kann nicht sagen, daß das, was dem Manne gestattet ist, der Frau nicht erlaubt sei! Wenn bei ihm zu Hause eine Frau einem Manne wegen derartiger Dinge Vorwürfe macht, so weiß dieser darauf zu antworten; er gibt ihr eine tüchtige Tracht Schläge, das ist die Antwort. Aber wie kann er eine so vornehme Frau widerlegen, die er nicht am Haar packen und so lange daran herumzerren kann, bis sie zugesteht, daß sie nicht recht habe?

»Na, aber darüber sind wir nun hinaus,« fuhr Eveline heiter plaudernd fort. »Sieh, Gott hat die Sache zum Guten gewendet. Du hättest in ewigem Unfrieden mit mir gelebt, denn ich widerspreche gern, ich bin trotzig und eifersüchtig, und jetzt kannst du tun, was du willst. Und wie gut es mir geht, das siehst du. Ich kann so vielen Menschen Gutes tun; jeden Tag bekommen zwanzig arme Leute in meinem Hause zu essen. Vielen Leuten helfe ich damit, daß ich bei großen Herren ein gutes Wort für sie einlege. Eurem ganzen Tal kann ich eine Wohltäterin sein. Ich kann Dinge zuwege bringen, daß Tausende und Tausende mich dafür segnen müssen. Ist es nicht gut, daß es so ist?«

Eveline erwartete eine Antwort. Peter Saffran sah ein, er müsse zeigen, daß er nicht stumm geworden sei.

»Und all dieser große Reichtum kommt von der Bondavärer Steinkohle her?«

Eveline wurde purpurrot. Was sollte sie auf diese Frage antworten?

»Nicht ganz. Auch ich erwerbe mit meiner Kunst. Für jedes Auftreten auf der Bühne bekomme ich fünfhundert Gulden.«

Fünfhundert Gulden! dachte Peter bei sich, das ist wirklich ein schönes Geld. Das erklärt schon viel. Für dieses Geld könnte die Weibsperson aber etwas mehr Kleidung tragen; freilich das Residenzvolk liebt das wohl nicht! Das ist also doch eine Arbeit, und trägt auch mehr ein als das Kohlentragen. Auch dabei muß sie sich aufschürzen. Aber endlich ist das auch eine rechtschaffene Arbeit!

Peter Saffran fing an sich erleichtert zu fühlen.

»Na, mach' kein so böses Gesicht,« sprach Eveline beschwichtigend. »Wenn du nach Hause kommst, so sage den Leuten, daß du mit mir gesprochen hast, daß wir beisammen gewesen sind. Wenn jemanden zu Hause bei euch ein Unglück betroffen hat, so schreibt mir nur eine Zeile; wenn es nur irgendwie in meinen Kräften steht, so helfe ich gleich. Du aber heirate, wenn du es noch nicht getan hast; da ist die Panna, ein schönes, braves Mädchen, sie war eine gute Freundin von mir; oder die Anicza, sie ist dir immer nachgegangen und wird eine gute Ehefrau sein. Nur die Manczi nimm nicht, ich bitte dich darum, mit der wärest du nicht glücklich. Und für den Fall, daß du heiratest, gebe ich dir da als Brautgeschenk für deine künftige Braut ein Paar Ohrgehänge, eine Halskette und eine Brosche; und dir gebe ich diese Uhr zum Andenken; auf den Deckel ist, wie du siehst, mein Bild gemalt. Gedenket meiner, wenn ihr glücklich seid.«

Als Eveline dies sprach und die Geschenke in Peters Taschen stopfte, gingen ihr die Augen über und ihre Lippen zuckten krampfhaft; Peter entnahm daraus, daß sie bei all diesem Glanz nicht glücklich sei.

Ein Gedanke begann das Eis von seinem Herzen zu schmelzen. Er dachte nicht an die erhaltenen Kostbarkeiten, an die Brautgeschenke; – von diesen wird keine Braut etwas erhalten. Ob sie aus Gold sind oder aus Blei wären, das ist alles eins – niemand wird sie zu Gesicht bekommen. Er dachte, daß alles in Gottes Namen so sein möge, wie es ist.

Saffran pflegte wenig laut zu sprechen, für sich sprach er um so mehr.

»Du hast ein gutes Herz, du bist freigebig. Du teilst das Gold mit vollen Händen aus. Wenn du wolltest, daß ich dich segnen soll, so brauchtest du dazu kein Gold. Du könntest mir einen Kuß geben. Was ist dir ein Kuß? Ein Almosen. Ein Kuß von so vielen, die du im Vorrat hast, und von welchen du auf der Bühne selbst dem Komödianten mit dem bemalten Gesicht gibst!«

Armer Narr! Er wußte nicht, daß die Küsse, die man auf der Bühne gibt, nur kaschierte Küsse sind, so wie die Torte, von der man dort ißt, nur eine kaschierte Torte ist.

Peter glaubte, daß durch diesen einen Kuß all sein Durst, all sein Hunger beschwichtigt würde. Und er hatte einen schrecklichen Appetit nach Menschenfleisch. Alle diejenigen, die ihm Toaste ins Gesicht ausbrachten, hinter ihm kicherten, mit ihren Schätzen prahlten, ihre Vorzüge herausstrichen, mit ihrem Ruhm paradierten, und alle, die bei den Reden derselben einschlieften, alle, welche Eveline im Theater begafften, den Geistlichen, der ihn und seine Gefährten hierher gebracht hat, seine Gefährten, die mit offenen Mäulern das neue Tor

anstaunen – alle hätte er mit seinen Zähnen zermalmen mögen! So brannte in ihm der Blutdurst.

Alle diese Pein würde durch einen Kuß verschwinden.

Wir sind allein, wir waren einmal ein Liebespaar, was wäre daran Unmögliches? dachte er im stillen.

Aber er wußte nicht, wie er es anfangen, wie er es sagen sollte.

»Und jetzt werden wir zusammen essen, Peter!« sagte die Dame freundlich. »Ich kann mir denken, daß du das viele feine Gesudel, womit man euch in Wien alle Tage traktiert, satt bekommen hast. Nun warte, heute will ich für dich kochen – deine Lieblingspeise, für die du mich so oft gelobt hast; du hast gesagt, niemand könne sie so gut bereiten wie ich. Ich werde dir Heidebrei machen.«

Peter Saffran war elektrisiert, ein Lächeln zuckte über sein Gesicht; – ob beim Nennen seiner Lieblingspeise oder bei dem Gedanken, daß die gnädige Frau diese noch jetzt bereiten kann?

Aber wie wird sie es anfangen? Hier ist ja kein Herd, kein Kessel!

»Gleich wird alles dasein,« sprach Eveline mit kindischer Lebhaftigkeit; »ich will nur ein anderes Kleid nehmen, in diesem da kann ich nicht kochen.«

Hiermit entschlüpfte sie durch eine Tür, und nach zwei Minuten kam sie umgekleidet wieder heraus. (Die Schauspielerinnen müssen es ja verstehen, sich rasch umzukleiden.) Sie hatte ein weißes gesticktes Hauskleid an und eine Spitzenhaube auf dem Kopf.

Sie rief keine Magd herbei, sie selbst breitete das Tischtuch über den Eichentisch; dann stellte sie einen silbernen Kessel mit Wasser auf, unter dem in einem gleichfalls silbernen Gefäß Weingeist brannte; dann schürzte sie die weiten Aermel ihres Hauskleides bis zu den Ellbogen auf und schüttete mit ihrer zarten Hand das braune Heidemehl in das siedende Wasser, worauf sie mit einem großen silbernen Löffel die Mischung fleißig umrührte, bis diese dick wurde; dann ergriff sie den silbernen Kessel an den Henkeln, wendete ihn um und schüttete den kostbaren Brei in eine glasierte Tonschüssel – ja, in eine Tonschüssel, goß warme Sahne darauf und brachte zwei hölzerne Löffel herbei; einen gab sie Peter, den andern behielt sie selbst.

»Essen wir aus einer Schüssel, Peter!«

Und sie aßen Heidebrei aus einer Schüssel mit hölzernen Löffeln.

Peter bemerkte, daß ihm aus dem Auge etwas Heißes auf die Hand getropft sei. Vielleicht eine Träne!

Der Heidebrei war aber auch gar zu gut. Alle Köche der ganzen Stadt Wien zusammen könnten ihn nicht so gut bereiten.

Wein war nicht auf dem Tische, auch ein Glas war nicht da. Dorfleute trinken nicht während des Essens.

Aber nachdem sie genug gegessen hatten, holte Eveline einen Tonkrug herbei und bot Peter zu trinken an, nachdem sie vorher der Sitte gemäß einen Schluck daraus genommen hatte.

»Trink, Peter, du trinkst das gern!«

Es war Met im Krug, Peters Lieblingsgetränk, ein unschuldiges Abkühlungsmittel. Peter glaubte, es sei seine Pflicht, den Krug bis zum letzten Tropfen zu leeren.

Die ganze Hölle, die in seiner Brust flammte, löschte er damit aus.

Ja! So wird es sein! sagte er bei sich. Ich gehe in die Kirche zurück, wo ich das schreckliche Gelübde getan habe; ich erbete mir vom Heiligen den Eid zurück, den ich ihm geschworen habe. Ich will niemand etwas zuleid tun, ich will keine Rache nehmen. Möge das schöne Gras auf dem Felde weiter grünen! Du aber strahle weiter in Gold, in Silber, im Lächeln großer Herren; ich zürne dir nicht mehr. Für den Tag, an dem du mich hier empfangen hast, vergesse ich den Tag, an dem du mich verlassen hast. Aber gib mir jetzt einen Kuß, damit ich von nun an mich an nichts erinnere, als an diesen Kuß!

Das Gesicht der Dame strahlte so freundlich, ihre Lippen waren so rot, so einschmeichelnd, ihre Augen so schmachtend – sie war in dem weißen gestickten Kleide wie das liebende Verlangen selbst; und Peter wußte dennoch nicht, wie er es anfangen sollte, ihr das große Wort zu sagen: »Gib deinem verschmähten Bräutigam zum ersten und zum letzten Male einen Kuß!«

Und so lange dachte er darüber nach, wie er seinen Wunsch vorbringen solle, bis plötzlich die Tür rasch geöffnet wurde und ein Diener mit der Nachricht hereinstürzte, daß Se. Exzellenz dasei.

Na, jetzt, Peter, Gott mit dir! Eile von hier fort, du bekommst keinen Kuß mehr. Die gnädige Frau kann dich nicht hinausbegleiten, denn sie muß eilen, sich wieder umzukleiden. Der Kammerdiener schiebt dich durch die geheime Tür hinaus, dort führt dich ein Bedienter über die rückwärtige Treppe hinab, entläßt dich durch das kleine Tor in eine unbekannte Gasse, in welcher du noch niemals gewesen bist; bis du dich von dort nach Hause, in dein Hotel findest, kannst du darüber nachdenken, was du der schönen Frau sagen würdest, wenn du wieder in dem Zimmer mit dem runden Fenster eine Stunde lang mit ihr allein wärest.

Peter Saffran schlug sich mit der Faust auf die Stirne und knirschte mit den Zähnen, als er auf die Gasse hinab kam.

Die brennenden Flüsse der Hölle tobten in seinen Adern, die Schwefelströme, in denen die Seelen der Verdammten ewige Qualen erleiden!

Das Gras auf jenem Felde soll also nicht grünen!

Als er in dieses große Babel heraufkam, brachte er nur die Gefühle der Rache und der Eifersucht mit. Jetzt hatte er sich dazu noch den Haß, den Abscheu, den Neid, das Gefühl der Schmach und den politischen Fanatismus erworben. Eine schöne Gesellschaft, wenn sie an einem Ort beisammen ist.

Wo der Diamant nicht angreift.

Was Se. Exzellenz mit der schönen Frau bei dieser von ihr gewünschten Zusammenkunft besprochen – können wir nicht authentisch sagen, weil wir keinen Stenographen dabei hatten.

Gewiß hat er ihr künstlerisches Talent gelobt und ihr seine hohe Protektion versprochen; und da auf der Welt nichts umsonst ist und der Fürst Se. Exzellenz in gewisser Beziehung als einen großen Schelm erklärte, so hat er wahrscheinlich auf den Lohn angespielt, den er für seine Protektion erwartet.

Hierauf wollte Eveline als kluge Frau gewisse Errungenschaften erst schwarz auf weiß sehen und zog aus ihrer Schublade die gewisse Schrift heraus.

Von dieser gewissen Schrift glaubte Se. Exzellenz wahrscheinlich, daß es ein Gesuch um ein Engagement bei der Oper sei und möglich, daß er mit heiterem Lächeln sagte, ihr Engagement sei soviel als gewiß.

Mehr als wahrscheinlich aber ist es, daß er, als er dann in die Schrift hineinblickte, sein erhabenes Gesicht sogleich in amtliche Falten zog, da in der Schrift nicht vom Theater, sondern von der Bondataler Eisenbahnkonzession die Rede war; – daß Se. Exzellenz sich sodann erhob und, nachdem die Lust, der schönen Frau den Hof zu machen, ihm verleidet war, ihr von unüberwindlichen Hindernissen zu sprechen anfang, von großem Widerstand im Reichsrat, von noch größerem Widerstand im Herrenhaus, wo Fürst Sondershain Himmel und Erde gegen die Bewilligung der Bondavärer Eisenbahn in Bewegung setzt, von politischen Bedingungen, von den Schwierigkeiten des Geldmarktes, von der Ueberbürdung des Staates, von strategischen Gesichtspunkten, von Terrainschwierigkeiten und mehr dergleichen Dingen, wegen deren es unmöglich oder wenigstens für jetzt nicht möglich sei, die Bondataler Eisenbahn mit staatlicher Zinsengarantie zu bewilligen.

Daß Se. Exzellenz dann seinen Hut nahm und die schöne Frau verließ, das ist Tatsache.

Und psychologisch denkbar ist es, daß er, indem er mit verdrießlicher Miene die Treppe hinabging, bei sich sagte: »Hätte ich gewußt, daß nicht die Theaterprinzessin, sondern die Gemahlin des Bankiers mit mir sprechen will, so wäre ich gewiß nicht hergekommen!«

Historisches Faktum aber ist es, daß er, als er sich in den Fiaker setzte, den Schlag so heftig schloß, daß die Glasscheibe davon in Trümmer ging.

* *
*

Im Palais des Fürsten Theobald wurde indes eine Verwaltungsratssitzung abgehalten. Es handelte sich um die Anordnung der dritten Ratenzahlung – die kritischste Operation, die am Geldbeutel des Publikums vorgenommen wird.

Hierzu hätte man die Bondataler Eisenbahn sehr nötig gehabt.

Kaulman hegte die Zuversicht, daß die Konzession binnen zwei Wochen unausbleiblich erfolgen werde. Die Bondataler Deputation hatte eine sehr günstige Sensation erregt.

Außerdem genoß das Konsortium die Protektion einer sehr einflußreichen Person, die bei den Exzellenzen alles durchzusetzen vermag, selbst die Eisenbahn.

Das feine aristokratische Gesicht des Präsidenten verriet mit keinem Zug, daß er diese Person kenne.

Kaulman konnte von Eveline die verdammte Naivität gar nicht voraussetzen, daß sie dem Fürsten, der ihr ein Palais hält, jeden nennen werde, den sie während seiner Abwesenheit durch das kleine Tor dieses Palais bei sich einläßt.

So etwas ist gewiß ein Unikum, wenn es vorkommt. Und gerade Kaulman passiert es.

Während der Sitzung brachte man Kaulman einen Brief.

Felix erkannte an der Aufschrift Evelinens Hand.

Rasch erbrach er den Brief und dann legte er ihn mit verdrießlicher Miene auf den Tisch.

Er machte ein Gesicht wie einer, der Essig getrunken hat und es verbergen will.

»Was ist das?« fragte Fürst Theobald, das Schriftstück eigenmächtig an sich nehmend.

Es war dies das nicht unterfertigt zurückgelangte Dokument.

Kaulman warf zornig seine Feder auf das Papier.

»Unsere Eisenbahn hat wieder der Teufel geholt!«

Aber der Fürst sagte für sich: Doch die Frau ist wieder gerettet.

Dann sich zu Kaulman hinbeugend, legte er ihm die Hand auf die Schulter und flüsterte ihm zu: »Man gibt sie nicht für ein Paar schöne Augen, lieber Freund!«

Spitzhase war der Schriftführer in der Sitzung.

Nach dieser Szene schrieb er etwas auf ein kleines Stückchen Papier und reichte es Kaulman hin.

Kaulman las es, zerriß es und zuckte die Achsel.

»Das weiß ich auch ohne den Rat des Narren.«

Die heutige Verwaltungsratssitzung ging in sehr übler Stimmung auseinander. –

Die Ausstattungskosten der Komödie mit der Bondataler Deputation hatte zweitausend Gulden gekostet, ohne Nutzen zu bringen.

Man mußte nach dem letzten Mittel greifen.

* *
* *

Herr Csanta hatte sich fest vorgenommen, die dritte Rate nicht einzuzahlen. Er wird alle seine Aktien um jeden Preis auf den Markt werfen.

Am Tage der Ausschreibung erhielt er indes von Spitzhase einen Brief, folgenden Inhalts: »Mein Herr! Morgen reist Herr Kaulman zu Ihnen, um Ihnen alle Ihre Aktien mit 45 fl. Aufgeld abzukaufen. Seien Sie auf Ihrer Hut. Ich kann Ihnen bestimmt sagen, daß die Regierung die Konzession der Bondataler Eisenbahn bereits unterzeichnet hat, und sobald diese zustande kommt, werden die Aktien abermals um 20 Prozent steigen.«

Herr Csanta glaubte an Spitzhase wie an ein Orakel.

Er täuschte sich auch nicht in diesem Glauben.

Nach der Ausschreibung der dritten Ratenzahlung, als der Kurs der Aktien bereits ein wenig matt war, erschien Kaulman wirklich bei Herrn Csanta und bot ihm 45 fl. Aufgeld auf seine Aktien an.

Er gab sie ihm nicht, er war standhaft.

Lieber wälzte er sein letztes Fäßchen Silber aus seinem Keller und brachte es nach Wien, als daß er sich von einer einzigen Aktie trennte.

Er wurde dafür auch belohnt.

Zwei Tage nach der Einzahlung las er in den Blättern, wie großartig die Bondataler Eisenbahn im Reichsrat und im Herrenhause votiert wurde.

Se. Exzellenz der maßgebende Staatsmann selbst plädierte für die Sache im Abgeordneten- und im Herrenhause und bewies sonnenklar, daß die politischen Zwecke, die gegenwärtige günstige Disposition des Geldmarktes, die volkswirtschaftlichen Interessen des Staates, die strategischen Gesichtspunkte und die günstigen Terrainverhältnisse die Staatsgarantie der Bondataler Eisenbahn empfehlen, und in beiden Häusern ging dieselbe mit unbedeutender Opposition durch. Fürst Waldemar lärmte dagegen, aber niemand hörte auf ihn.

* *
* *

Das Rechnungsrevisionskomitee der Bondataler Aktiengesellschaft fand bei Gelegenheit der nächsten Revision unter den Ausgaben den Posten: Gründungskosten 40000 Gulden.

»Was ist das?« riefen sie einstimmig.

Kaulman flüsterte dem Obmann etwas ins Ohr. Dieser flüsterte es weiter. Hierauf zog jeder den Kopf zwischen die Schultern und sagte, daß es gut sei.

Die Bondavärer Aktien stiegen nach der Konzessionierung der Eisenbahn auf 70 fl. über Pari. Herr Csanta trank Punsch vor Freude!

* *
* *

Eveline traf später einmal im Vorzimmer der Garderobe des Treumantheaters mit Sr. Exzellenz zusammen.

Se. Exzellenz hielt es für angemessen, die tatsächlich bewiesene Protektion bei der Petentin geltend zu machen.

»Nun, meine Liebe, ich habe die Bondavärer Eisenbahn erwirkt, nicht wahr?«

Eveline verneigte sich tief. Sie war gerade im Kostüme der Herzogin von Gerolstein.

»Ich bin Ew. Exzellenz ewig zu Dank verpflichtet. Nächstens schicke ich Ihnen dafür vierzigtausend Küsse.«

Bei dem Wort »vierzigtausend« hob Se. Exzellenz betroffen seine Nase in die Höhe und machte der Herzogin von Gerolstein nicht mehr den Hof. Aber auch Eveline konnte sicher sein, daß sie, wie schön sie auch immer singen möge, beim Hofoperntheater kein Anstellungsdekret bekommen werde.

Die Corollarien der Bondataler Eisenbahn.

Die Bondataler Eisenbahn wird also gebaut. Fürst Waldemar ist geschlagen und mit ihm die ganze Kontermine. Denn es gibt Leute, welche die gute Fechtung Hungers sterben läßt.

Im Jockeyklub traf Fürst Waldemar mit dem Fürsten Theobald zusammen und trat ihm entgegen.

»Du bist das Haupt meiner Feinde geworden. Du hast alles in Bewegung gesetzt um mich zu übertrumpfen.

»Ich habe mich anheischig gemacht, deine Geldangelegenheiten zu ordnen, die sehr zerrüttet sind; du hast das dem mit mir auf feindlichem Fuß stehenden Haus Kaulman übertragen.

»Ich habe um die Hand deiner Enkelin gebeten, du hast mir sie versprochen; dann aber hast du sie unter allerlei Vorwänden von Wien entfernt, und jetzt höre ich, daß sie mit einem Kondottierhauptmann Salista in Pest verlobt sei.

»Ich hatte einen Zahn auf ein schönes Weibchen, und diese hast du, nur damit ich sie nicht bekomme, in dein Palais genommen und ihr befohlen, mich niemals zu empfangen.

»Du übergibst deine einzige schuldenfreie Bondavärer Herrschaft einer Schwindelkompanie, die sich mir auf die Kappe setzen will, und du wirst Präsident dieser Gesellschaft.

»Du hast es herausgekünstelt, daß man deiner Steinkohlengesellschaft die Staatsgarantie zu einer Eisenbahn bewilligt, die nicht zwei Prozent tragen wird.

»Du weißt selbst gar nicht, wie hoch du emporgeklettert bist.

»Ich bedauere dich, denn ich habe dich stets geachtet.

»Aber nimm dich in acht, denn wenn ich einmal die Menschenpyramide, auf deren Spitze du stehst, erschüttern kann, so fällst du am tiefsten herunter! –«

Hiermit ließ er den Fürsten stehen.

Fürst Theobald griff von all den unangenehmen Worten nur das auf, daß Angela den Marquis Salista zum Gatten gewählt habe.

Und ihm hatte sie es nicht einmal angezeigt. Von einem Fremden mußte er es erfahren.

* *
*

Die Bondavärer Eisenbahn wird also gebaut. Die schönen schwarzen Diamantaugen der schönen Frau sind also nicht mehr notwendig. Man kann sie beseitigen.

Eines Tages besuchte Eveline ihren Gemahl in dessen Wohnung.

Dieser freute sich sehr über das Glück.

»Herr! ich bin gekommen, um Sie um etwas zu bitten. An Fürst Theobald bemerke ich seit einigen Tagen eine ungewöhnliche Melancholie. Wissen Sie nicht den Grund davon?«

»Ich weiß ihn sehr gut! Seine Enkelin, Komtesse Angela, hat geheiratet, und ihr Mann, Marquis Salista, tut Schritte, damit der Fürst wegen seiner unvernünftigen Verschwendung unter Kuratel gestellt werde.«

»Bei dieser unvernünftigen Verschwendung spiele ich gewiß auch eine Rolle?«

»Sie haben einen scharfen Verstand, Eveline!«

»Dem muß ich ein Ende machen! Ich sage dem Fürsten noch heute, daß ich sein Palais verlasse. Ich werde ihm ewig dankbar sein. Er war mein Wohltäter. Auch Sie waren es; Sie hätte ich zuerst erwähnen sollen. Sie haben mich unterrichten, bilden lassen; Ihnen verdanke ich es, daß ich etwas wert bin, selbst wenn ich keinen Diamanten an mir habe. Ich kann mir mein Brot erwerben. Ich werde eine Künstlerin aus Beruf sein. Aber ich will Wien verlassen. Ich habe keine Lust mehr hier zu bleiben.«

»Daran tun Sie wohl, Eveline. Sehen Sie, wie sehr unsere Geister miteinander sympathisieren. Ich habe Ihnen eben das raten wollen, was Sie jetzt gesagt haben. Verlassen Sie Wien und gehen Sie auf die Bühne, verwerten Sie Ihre großen Fähigkeiten. Ich werde alle Pflichten erfüllen, die ich Ihnen als Ihr Gatte schuldig bin. Ich begleite Sie nach Paris. Ich übersiedle in mein dortiges Haus und etabliere mich dort, um Ihnen behilflich sein zu können. Sie werden dort Ihr Glück machen, und dann wollen wir immer gute Freunde bleiben.«

Trotzdem Eveline diesen Mann so genau kennen gelernt hatte, so war sie doch schwach genug, gerührt zu werden und zu glauben, daß sie vielleicht dennoch ungerecht gegen ihn gewesen sei.

Es ist doch ein großes Opfer, das er ihr bringt, indem er ihr zuliebe sein Geschäft nach Paris verlegt.

Sie wußte freilich nicht, daß er dies nur aus dem Grunde tut, um eines Tages zu ihr sagen zu können: »Madame! Sie sind von morgen angefangen wieder Mademoiselle! So verordnen es die französischen Gesetze, welche nur die Zivilehe anerkennen.«

Die schwarzen Diamanten haben ihre Schuldigkeit getan, die schwarzen Diamanten können dorthin zurückkehren, von wo sie gekommen sind.

Auch wegen des großen Kirchenanlehens mußte Kaulman nach Paris übersiedeln, denn er rechnete dabei hauptsächlich auf den französischen und belgischen Geldmarkt.

* *
*

Die Bondavärer Eisenbahn wird also gebaut, und die Luftschlösser des Abt Samuel sind jetzt näher daran, greifbare Wirklichkeit zu werden.

Dieser Weg soll auch ihn zu seinem Ziele führen.

Die Firma Kaulman wird durch diesen Erfolg weltberühmt. Jetzt kann Kaulman schon ein Unternehmen von europäischer Tragweite riskieren. Er gehört bereits zu den Sternen erster Größe auf dem Weltmarkt.

Vom Börsenbaron hat er sich zum Börsenfürsten erhoben. Wenn sein Anlehen gelingt, so ist er ein Börsenkönig.

Der Name des Abt Samuel aber beginnt mit einem Glorienschein umgeben zu sein.

Oben sehen die Regierungsmänner, daß der mächtige Volksredner in ihrer Hand eine Waffe sein kann, welche das Volk von seinen Leitern abschneidet und die kopflose Masse in das Gesamtreich hineinbringt.

Unten staunt das Volk ihn als seinen erhabenen Wohltäter an, dessen Wort von mächtigem Einfluß ist. Ein Beweis hiervon ist, daß die Bondataler Eisenbahn gebaut wird. Alle zwölf Halinaröcke glauben, daß sie die Eisenbahn in ihren Aermeln nach Hause gebracht haben.

Der ungarische Klerus sieht in ihm ein neu aufgehendes Licht.

In Rom preist man ihn für die dem heiligen Stuhl gesendeten Spenden. Wenn er zum Bischof ernannt sein wird, wird er der erste ungarische Prälat sein, der im Wiener Herrenhause einen Sitz einnimmt.

Der Minister wird staunen, wenn er sein Projekt einer Säkularisation der ungarischen Kirchengüter durch das Projekt eines heiligen Anlehens durchkreuzt sehen wird, das zum Zweck der Hebung des römischen Staates auf dieselben Güter fundiert werden soll.

Der französische und belgische Geldmarkt und die römische Kurie werden das Anlehen mit Hosianna begrüßen, und der heilige Stuhl wird den Namen seines Erretters auf eine goldene Tafel schreiben.

Außerdem wird das Anlehen auch in Ungarn als eine Rettung des Kirchenvermögens erscheinen, denn die Hypothek darf die Regierung nie wegnehmen.

Ferner ist der Primas ein alter Mann, und der Papst noch älter.

Alle Räder sind in Ordnung, die Maschine kann in Bewegung gesetzt werden.

Wenn die erste bekränzte Lokomotive auf den Bondataler Schienen pfeift, wird Abt Samuel sagen können: »Dieser Weg führt nach Rom!«

* *
*

Die Bondataler Eisenbahn wird also gebaut. Iwan Berend kann sich den Ruin seines eignen Geschäftes prophezeien.

Durch diese Eisenbahn können die Produkte des Vereinsbergwerks auf den Weltmarkt gelangen und werden jetzt nicht allein mit seiner Wenigkeit, sondern auch mit der preußischen Kohle und dem englischen Eisen konkurrieren. Er zählt nicht mehr. Der Riese durchschreitet die Welt mit Siebenmeilenstiefeln.

Und in demselben Maße, in welchem die Eisenbahn für das Vereinsbergwerk vorteilhaft ist, ist sie für seine Kolonie nachteilig.

Denn man hat die Eisenbahn nicht durch das Tal geführt, in welchem sein Bergwerk liegt, obgleich dies die wohlfeilste und natürlichste Linie gewesen wäre; sondern man hat lieber Berge abgetragen, Tunnels gebohrt, um sein Bergwerk zu umgehen und den Weg vor dem Vereinsbergwerk vorbeizuführen. Infolgedessen muß Iwan einen Umweg von einem halben Tag machen, um von seinem Bergwerk zur Eisenbahn zu gelangen, denn die Aktiengesellschaft hat ihrem Konkurrenten keinen geraden Weg durch das Gebiet der Bondavärer Herrschaft bis zum Bahnhof eröffnet, und so kommt ihm die Fracht bis zur Eisenbahnstation um fünf, sechs Prozent teurer zu stehen als der Aktiengesellschaft die ihrige.

Für ihn ist also die Eisenbahn ein niederschmetternder Schlag.

Mittlerweile nähert sich das Jahr seinem Ende. Den Bergleuten soll die versprochene Tantieme ausgezahlt werden; aber weder Kohle noch Eisen finden mehr Absatz. Die Gesellschaft hat Iwan durch ihre wohlfeilen Preise alle seine Kunden weggefischt.

Wer bares Geld liegen hat, der kann, wenn er am meisten verliert, sagen, daß er gewinnt. Dies nennt man in der Kunstsprache: »in den eignen Sack hineinlügen«, obgleich gewöhnlich der Sack anderer es büßt.

Nun, diese Kunst kann Iwan auch; er hat bares Kapital, denn er hat gut gewirtschaftet. Sein zurückgelegtes Geld beträgt einige tausend Gulden, und damit kann er, wenn er auch fortwährend verlieren wird, zehn Jahre lang die Konkurrenz selbst mit dem Riesen bestehen.

Nur daß die Riesen nebst ihrer Stärke auch gewandte Finger besitzen.

Sie verschmähen selbst kleine Kniffe nicht.

Als der Konkurs zu Lieferung von Schienen für die Bondataler Eisenbahn ausgeschrieben wurde, dachte Iwan bei sich: Jetzt werde ich einen Spaß machen. Die Aktiengesellschaft gibt, wie ich weiß und berechnet habe, dem Publikum das Eisen um sechs Prozent billiger, als es ihr selbst zu stehen kommt. Jetzt werde ich bei der Eisenbahnunternehmung ein Offert einreichen, in welchem ich die Lieferung der Schienen um zehn Prozent billiger übernehme als sie mich selbst kosten. Ich verliere dabei fünfzigtausend Gulden, aber ich verleide damit dem Nachbar die Lust, die Preise so unvernünftig herabzudrücken.

Unschuldiger Mensch!

So ist der Gelehrte, der sich noch einbildet, der Brief sei deshalb mit einem Siegel verschlossen, damit der Inhalt desselben geheim bleibe; er träumt noch davon, daß man, nachdem die vielen eingesandten Offerten geöffnet sein werden, die Lieferung demjenigen geben wird, der das vorteilhafteste Angebot gemacht hat.

Weit gefehlt!

Es wird im vorhinein bestimmt, wer die Lieferung erhalten soll.

Wenn man dann die Offertbriefe öffnet, so stellt es sich wohl zuweilen heraus, daß jemand ein noch billigeres Angebot gemacht hat als der Protegierte; dann sagt man ihm: »Hier hast du Feder und Papier, schreibe schnell eine andere Offerte und mache ein Angebot, das noch um ein halbes Prozent billiger ist.«

Das ist ein bekanntes Verfahren, nur solche Menschen wissen nichts davon, die, wie Iwan, Petrefakte studieren und in den Sternen forschen.

Die Lieferung der Eisenbahnschienen erhielt die Aktiengesellschaft zu einem um ein Viertel Prozent billigeren Preise als Iwan ihn angeboten hatte.

Aber deshalb verließ Iwan seine Zähigkeit auch jetzt nicht. Zweimal zwei ist auch jetzt noch vier, und die dagegen sündigen, müssen früher oder später zugrunde gehen.

Iwan ließ in seinem Hüttenwerk trotzdem auch weiter noch Eisenbahnschienen anfertigen und ließ sie in seinen Magazinen aufhäufen. Es wird schon auch für sie eine Zeit kommen!

* *
*

Die Bondavärer Eisenbahn wird also gebaut.

Herr Csanta verkauft seine Häuser in X.; die ganze Häuserreihe ist zu haben.

Er sagt, daß er nach Wien geht, um sein Amt als Verwaltungsrat zu übernehmen. Er bezieht dafür eine große Bezahlung, ohne etwas leisten zu müssen.

All sein Geld macht er zu Papier. Heutzutage gibt es keinen Acker, kein Bergwerk, kein Vieh, kein Haus, das so viel Nutzen abwirft wie das Papier. Da braucht er keinen Knecht, keinen Dünger, kein Heu, keinen Hafer, keine Feuerversicherung! Wie erst ein Papier, von welchem man dem Staat keine Steuer zu zahlen braucht, auf das der Staat sogar noch darauf zahlt, wenn der arme Kapitalist davon nicht genug Einkommen hat.

Darum ist die ganze Häuserreihe zu verkaufen. Ein Glück, daß in X. so wenig Geld ist, daß die ganze Stadt nicht imstande wäre, eine ganze Gasse zu kaufen.

* *
*

Die Bondataler Eisenbahn wird also gebaut. Auf der ganzen Linie ist die Arbeit im Zuge. Ein ganzer langer Ameisenschwarm arbeitet, müht sich, schiebt Karren vom frühen Morgen bis zum späten Abend. Man hebt Erde aus, sprengt Felsen, durchbohrt Berge, errichtet Dämme, rammt Pflöcke ein, behaut Steine auf meilenlangen Strecken.

In der dunkeln Mündung des Bondavärer Bergwerks steht ein Mann unbeweglich, auf die Arbeit hinausstarrend. Sein düsterer, drohender Blick ist auf einen Hebekran geheftet.

Diese Gestalt ist Peter Saffran.

Er hält ein großes Stück Steinkohle in der Hand.

Und indem er von der lärmenden Landschaft auf den stillen Pflanzenüberrest zurückblickt, scheinen seine funkelnden Augen zu sagen: Und von all dieser Glorie, von all diesem Reichtum und dieser Pracht bist du der Grund, der Ursprung, die belebende Kraft? Du!

Und er schleuderte die in der Hand gehaltene Steinkohle an die Wand.

Der arme gute Fürst.

»Sie haben mir sagen lassen, daß Sie mir etwas mitteilen wollen?« fragte Fürst Theobald, als er an dem Tag, an welchem Eveline mit ihrem Mann sprach, auf eine schriftliche Einladung der schönen Frau bei ihr erschien.

»Ich will von Wien fortziehen.«

»Ah! das ist wahrhaft überraschend. Und wohin?«

»Hinaus in die Welt. Mein Mann zieht nach Paris, und ich gehe wahrscheinlich mit ihm.«

Der Fürst blickte der Dame forschend ins Gesicht.

»Sind Sie des Lebens an meiner Seite überdrüssig geworden?«

»Ich würde es vergebens leugnen. Ich bin hier eine Sklavin. Ich lebe in einem bunten Gefängnis. Und ich weiß noch nicht einmal, was Leben heißt.«

»Reuet Sie das Wort, welches Sie mir gegeben? Ich entbinde Sie davon. Bleiben Sie hier.«

»Dazu bin ich wieder zu stolz, gegen jemanden undankbar zu sein, dessen Wohltaten ich genieße. Mir genügt es zu wissen, daß Sie in diesem Palais der Herr sind, damit ich mich als Ihre Sklavin fühle. Ich will nicht mehr, daß mir jemand Wohltaten erweise.«

»Sie wollen Künstlerin werden?«

»Das ›auch‹.«

Eveline betonte absichtlich das Wort »auch«.

»Aus Ehrgeiz?«

»Nein. Dann wäre ich fleißiger im Lernen. Ich will das freie Leben genießen. Ich will mich einmal ohne Fesseln in der Welt bewegen.«

»Das ist für schöne Damen ein schlüpfriger Weg.«

»Man fällt nicht so sehr, daß man nicht wieder aufgehoben wird.«

»Wer hat Ihnen das gesagt?«

»Ich sehe es.«

»Sie wollen also nur von mir loskommen?«

»Ja, ja, ja!« wiederholte Eveline dreimal ungeduldig.

»Dann tue ich am besten, wenn ich Sie so schnell als möglich von meiner unangenehmen Gesellschaft befreie,« sprach der Fürst, seinen Hut nehmend und fügte mit seiner Ironie hinzu, »vergeben Sie mir, Madame, die langweiligen Stunden, die ich Ihnen ein und das andre Mal verursacht habe.«

Eveline wandte trotzig dem sich Entfernenden den Rücken zu und stampfte ungeduldig mit dem Fuß.

Der Fürst bemerkte im Vorzimmer, daß er seinen Spazierstock nicht draußen gelassen, sondern mit hineingenommen und drin vergessen habe. Auch diesen hatte er einmal von Eveline zum Weihnachtsgeschenk bekommen, und er wollte ihn nicht bei ihr lassen.

Er ging zurück, um ihn zu holen.

Als er in die Tür des Zimmers getreten war, in welchem er Eveline zurückgelassen hatte, blieb er überrascht stehen.

Die Dame hatte der Tür den Rücken zugewendet.

Und den Stock, welchen der Fürst suchte, mit beiden Händen haltend, drückte sie denselben zwei-, dreimal an ihre Lippen und schluchzte.

Der Fürst zog sich zurück, unbemerkt, wie er gekommen war.

Er verstand alles.

Die Dame überwarf sich mit ihm, um ihm die Trennung leichter zu machen und heuchelte niedrige Gesinnungen, um leichter vergessen zu werden.

Aber warum tat sie das?

Am andern Tag erfuhr der Fürst auch dieses.

Der Kammerdiener überbrachte die Schlüssel von Evelinens Appartements. Die Dame war mit dem Frühzug abgereist.

Der Fürst eilte in Evelinens Wohnung und dort erfuhr er, warum diese Frau ihn verlassen habe.

Alles, was sie je vom Fürsten als Geschenk erhalten, hatte sie zurückgelassen, ihre Juwelen, ihr Silber, ihre Spitzen.

Sie hatte nichts mitgenommen.

Der Fürst verstand nun, warum sie ihn verlassen habe.

Selbst seinen Spazierstock fand er auf dem Tisch, und erst später bemerkte er, daß dort, wo der elfenbeinerne Griff den goldenen Ring berührte, ein dünnes Haar herumgewunden war, eins von jenen langen Seidenhaaren, die ihr vom Scheitel bis zur Ferse hinabreichten.

Welche Stärke besaß dieses Haar!

Eveline kam früher in Paris an als Kaulman.

Sie waren übereingekommen, daß Eveline, bis Kaulman ihr ihre Wohnung eingerichtet hätte, im Hotel wohnen solle.

Einige Wochen später kam Felix zu ihr und sagte: »Ihre Wohnung ist bereit, wenn es Ihnen gefällig ist, so führe ich Sie hin.«

Eveline setzte sich mit Felix in einen Wagen und ließ sich in ihre neue Wohnung führen.

Diese befand sich in einem der schönsten Teile der Weltstadt, auf dem Boulevard Sebastopol, im ersten Stock.

Als Eveline in ihre Wohnung trat, pochte ihr das Herz.

Dasselbe kirschrot tapezierte Zimmer, dann das mit taubengrauer Seide dekorierte, mit dem Kamin aus schwarzem Marmor und zuletzt das Kabinett mit den Rokocoschnitzereien, mit den runden Porzellantafeln und mit einem runden Fenster, das in den Garten ging – alles so wie in Wien. Dieselben Bilder, dieselben Silbergeräte, die Garderobe, die Schmuckkästchen, bis zum letzten Handschuh, den sie in Wien auf dem Tisch hatte liegen lassen.

Armer, guter Fürst! seufzte die Dame für sich, die gefalteten Hände in den Schoß legend und mit tränenfeuchten Augen.

Und Herr Felix besaß Phlegma genug, sie in diesem Augenblick zu fragen: »Nun, habe ich deine Wohnung gut eingerichtet?«

... Armer guter Fürst!

Und das hat Eveline gewiß noch oft geseufzt. Denn von dem Umstand angefangen, daß sie beim hervorragendsten Operntheater in Paris engagiert wurde, bis zu dem Kranz, der ihr geworfen wurde, hatten alles die großväterlichen Hände des Fürsten Theobald gefügt und gelenkt, die er auch, als er sie »Tochter« genannt, niemals von ihr abgezogen hatte.

Dies irae!

An einem düsteren Herbsttage ging Iwan von seinem Hammerwerk zu Fuß zu seinem Bergwerk zurück. Und auf dem Wege hing er seinen Gedanken nach.

Das ist eine wunderliche Welt.

Nicht der Weisen ist das Brot, nicht der Starken der Triumph.

Gerade so, wie zur Zeit Salomons des Weisen.

Alles, geht zurück.

Ein schlechtes Jahr folgt auf das andere.

Auch die Natur ist stiefmütterlich gegen die Menschen.

Das Volk hungert und bittet um Brot.

Und wenn es Brot bekommen hat, so vergißt es, von wem es dasselbe erhalten.

Die Unwissenheit ist unser größter Feind.

Große herrschaftliche Besitzungen gehen zugrunde, ohne daß die Besitzer an der Nation, am Lande eine der Aufzeichnung werthe Wohltat ausgeübt hätten. Alle Lasten der Gegenwart und der Zukunft liegen auf einer geringzähligen, ausgebeuteten Klasse.

Weder die großen Herren noch die mittleren Klassen sind zu Hause anzutreffen.

Das schmierige Volk hält schon im geheimen Beratungen, wen es als seinen Abgeordneten in den Reichsrat wählen soll.

Und Peter Saffran läßt sich, seit er aus Wien zurückgekommen, mit seinen Bekannten in gar kein Gespräch mehr ein – so ist ihm der Kamm geschwollen.

Die Narren haben sich der Welt bemächtigt.

Niemand rafft sich mehr zu einer kühnen Tat auf.

Die trauernden Patrioten seufzen nur, singen nur das »Szózat«, weinen ins Weinglas, ballen die Faust in der Tasche; aber niemand rafft sich zu einer kühnen Tat auf.

Alle Kraft ist verloren gegangen. Es gibt keinen einzigen Mann im Lande.

Gibt es aber Frauen? Ja, Menschen weiblichen Geschlechts.

Da ist eine, die sich dem Menschen, der sie verleumdet hat, hinwirft, nur um ihre erhabene Verachtung dem Elenden gegenüber ausdrücken zu können, der sie verteidigt hat.

Und die andere? Sie ist ein Günstling der Fürsten und eine Betrügerin, welche die ganze Welt täuscht.

Von der vornehmen Dame bis zur gemeinen Dirne herab, alle sind sie herzlos.

Und selbst unter der Erde ist es nicht besser. Im Bergwerk unten zieht seit Tagen das böse Wetter. Das Wasserstoffgas ist so häufig, daß man unten nicht arbeiten kann.

Wenn mir nur das Ganze auf den Kopf fallen würde, während ich unten bin! –

Gedanken, wie sie zu der schwarzen Landschaft paßten.

Als Iwan auf dem vom Hammerwerk herabführenden Wege vor den letzten Arbeitshäusern vorüberging, sah er beim allerletzten dieser Häuser einen Arbeiter zur Tür herausstolpern. Es war die Tür einer Branntweinbude.

Der Arbeiter hatte ihm den Rücken zugewendet, er konnte ihn daher nicht erkennen. Man sah, daß es den Mann Anstrengung kostete, gerade zu gehen und nicht hin und her zu wanken.

Wer mag das sein, der schon so früh am Morgen betrunken aus der Kneipe kommt? dachte sich Iwan, und begierig zu erfahren, welcher Arbeiter das sei, eilte er ihm nach, um ihm ins Gesicht sehen zu können.

Als er ihn eingeholt hatte, erkannte er ihn staunend. Es war Peter Saffran.

Die Sache fiel Iwan auf. Er erinnerte sich, daß Saffran an dem Tage, an welchem Evila verschwand, gelobt habe, niemals mehr Branntwein zu trinken.

Er wußte auch, daß Saffran seitdem sein Gelübde stets gehalten habe.

Aber er erinnerte sich auch, daß Saffran eben damals auch ein Wort fallen ließ, er werde noch einmal trinken, und daß er an dieses Wort eine geheimnisvolle Drohung geknüpft habe.

Möge er trinken, das ist seine Sache.

Aber warum kommt er auf Iwans Grund und Boden Branntwein trinken? Bekommt er in den Butiken seiner Kolonie nicht genug Branntwein?

Nun, vielleicht schmeckt ihm dieser besser.

Iwan grüßte den Mann.

»Guten Morgen, Peter!«

Peter erwiderte den Gruß nicht, sondern staunte einem tollen Hunde gleich, der seinen Herrn nicht mehr erkennt, Iwan starr und wild ins Gesicht. Er preßte die Lippen zusammen und seine Nüstern erweiterten sich; die Mütze hatte er bis über die Augenbrauen herabgezogen.

Iwan wollte von ihm etwas erfahren.

»Zieht auch in euren Gruben das böse Wetter?« fragte er ihn.

Der Angeredete antwortete auch darauf nicht, sondern schob sich die Mütze von der Stirne, und die Augen weit aufgerissen, neigte er sich ganz nahe zu ihm hin und hauchte, den Mund stumm öffnend, auf den Fragenden. Und hiermit wandte er sich wieder ohne ein Wort zu sprechen um und ging auf dem zum Aktienbergwerk führenden Wege weiter.

Ein Schauer rieselte Iwan über den ganzen Leib, als der auf ihn gehauchte Branntweinduft sein Gesicht berührte.

Er schaute, stehen bleibend, dem sich Entfernenden nach, der, sowie er von Iwan zwanzig Schritte weit entfernt war, den Kopf noch einmal umwandte, um ihm das drohende, wie von Wahnsinn verzerrte Gesicht zu zeigen. Er zog die Lippen auseinander wie ein drohender Hund, so daß seine weißen Zähne und das rote Zahnfleisch sichtbar wurden.

Beim Anblick dieses Gesichtes griff Iwan in die Tasche, und als er so seinen Revolver berührte, durchzuckte ihn ein Augenblick der Gedanke, daß er, wenn er diesen Menschen jetzt niederschießt, damit irgendeine gottgefällige Tat verüben würde. Iwan war seit einiger Zeit genötigt, einen Revolver bei sich zu tragen, denn die Arbeiter des benachbarten Bergwerks hatten gedroht, ihn, wenn sie ihn einmal allein anträfen, in eine Kohlengrube zu werfen, wenn sie ihn nicht sonstwie aus der Welt schaffen könnten; von der mit rohen, aufgehetzten, fremden Elementen untermengten Schar war alles zu erwarten.

Aber er ließ Peter Saffran gehen. Er wandte sich und ging zu seinem Bergwerk, um den Ventilator zu untersuchen.

In der Grube war die Proportion zwischen dem Wasserstoffgas und der Luft 3 : 7. Daher verbot Iwan an diesem Tage die unterirdische Arbeit, bis das gefährliche Gas herausgepumpt sein werde.

Er beschäftigte alle Arbeiter mit dem Wegschaffen der zutage geförderten Kohle, und beim Bergwerk blieben nur diejenigen, die bei den Ventilationsöfen zu tun hatten.

Iwan selbst blieb den ganzen Tag bis zum späten Abend dort, um die Aufsicht zu führen.

Abends entließ er seine Arbeiter, denn Nachtarbeit werde es heute nicht geben.

Er selbst zog sich ebenfalls zeitig in sein Häuschen zurück.

Es war ein häßliches, neblig, düsteres Wetter, durch welches auch das menschliche Gemüt verdüstert wurde. Der Mensch leidet mit der Natur.

Wenn der Himmel melancholisch ist, so ist es auch der Mensch. Wie erst, wenn auch die Erde krank! Die Steinkohle haucht tödliche Gase aus und vergiftet mit ihrem stinkenden Atem die Luft; Würmer und Schimmel verderben das Obst, der Brand zerstört das Getreide, und die Seuche richtet unter den Tieren Verheerungen an. Selbst der Mensch kränkelt.

Iwan hatte den ganzen Tag den namenlosen Schauer empfunden, der schon sonst zuweilen seinen Körper durchrieselt hatte.

Unangenehme Welt!

Als er sich in seiner öden Wohnung allein befand, überkam ihn das frostige Gefühl noch stärker. Eine Gänsehaut lief ihm über alle Glieder. Er war unruhig.

Er hatte unangenehme Gedanken, wohin er sich auch immer wenden mochte. Wenn er an seine eignen materiellen Verhältnisse, wenn er an die Angelegenheiten seines Vaterlandes, an gute Freunde, an schöne Frauen dachte, so fühlte er stets nur Ekel und Abscheu.

Auch die Wissenschaft, das blinde Tappen in der Finsternis, tröstete ihn nicht.

Die Arbeit behagte ihm nicht, was das schlimmste Krankheitssymptom ist.

Wenn einem Essen und Trinken nicht schmeckt, wenn man nicht schlafen kann, wenn einen die Ansprache einer schönen Frau nicht erwärmt, so ist man noch immer nicht so krank, wie wenn man keine Lust zu arbeiten hat. Das ist die wahre Krankheit.

Sein Körper war nicht schlafbedürftig, und seine Seele fand kein Gefallen am Wachsein.

Er legte sich nieder, um nicht auf zu sein; er schloß die Augen, um sie nicht offen zu halten.

Und vor seinen geschlossenen Augen belebte sich die Welt. Es kam ihm allerlei aus der Vergangenheit in den Sinn.

Mit gut sich erinnerndem Abscheu – denn der Abscheu hat das beste Gedächtnis – dachte er an Peter Saffrans von Branntwein duftenden Hauch, und dieser Abscheu führte ihm die Worte ins Gedächtnis zurück, welche der Arbeiter einst gesprochen hatte.

»Nie im Leben trinke ich mehr Branntwein. Aber noch einmal werde ich es tun. Wenn Sie an mir riechen werden, daß ich Branntwein getrunken habe, oder wenn Sie mich aus einem Wirtshaus kommen sehen, so bleiben Sie an dem Tage zu Hause; denn an dem Tage kann niemand wissen, warum, wieso und wodurch er stirbt.«

Aber was geht mich deine Trunkenheit an? Schlaf' du zu Hause, ich schlafe da in meinem Bett.

Allein das Gespenst wollte durchaus nicht zu Hause schlafen. Es wollte durchaus mit Iwan in einem Bette liegen.

Sowie Iwan ein wenig einschlummerte, fühlte er gleich den unangenehmen Geruch in seiner Nähe und sah mit geschlossenen Augen das zu ihm sich niederbeugende Gesicht Peters, wie er ihn mit blutunterlaufenen Augen anstarrte und mit geöffneten Lippen und zusammengepreßten Zähnen ihn anhauchte.

Er strengte sich an, ihn von sich wegzustoßen.

Endlich wurde Iwan aus seinem Schlummer von einem schrecklichen Krachen erweckt, als ob der jüngste Tag dröhnend angebrochen wäre.

Er wurde nicht allein erweckt, sondern auch aus dem Bett geschleudert; auf der Erde raffte er sich empor.

Sein erster Gedanke war: Das schlagende Wetter hat mein Bergwerk zertrümmert!

Er brauchte nur noch diesen Schlag auf sein Haupt, um ganz vernichtet zu sein.

Er stürzte hinaus ins Freie.

Draußen war eine rabenschwarze Nacht und in der Stille war ein gewisses Sausen vernehmbar, wie wenn man Ohrensausen hat.

Er wußte nicht, wohin er sich wenden soll, ob er rufen, wen er rufen soll, ob in diesem Tal noch ein lebendes Wesen existiere, ob nicht alles gestorben und begraben sei, oder ob die Menschen zwar, noch lebend, aber verstummt seien wie er selbst.

Was war das? Woher kam dieses Krachen, von welchem die Erde jetzt noch bebt, die Luft jetzt noch saust.

Der nächste Augenblick brachte Antwort.

In der pechschwarzen Nacht erhob sich plötzlich eine blendende Feuersäule aus der Mitte der Aktienbergwerksgebäude, und im Nu darauf erdröhte ein noch stärkeres Krachen als das vorige; die Fenster aller Häuser fielen klirrend zu Boden und die erschütterten Schornsteine stürzten auf die Dächer, und Iwan wurde durch den schrecklichen Luftdruck in die Tür seines Hauses zurückgeschleudert.

Und beim Licht des höllischen Feuers sieht Iwan seine Arbeiter vor seinem eignen Bergwerk auf den Knien, mit dem Ausdruck des Schauderns, des Entsetzens in ihren vom Feuerschein beleuchteten Gesichtern. Vor den nahen Häusern stehen Frauen und Kinder, starr vom ersten Anprall des Entsetzens.

Das ganze Tal gleicht dem Krater eines eingestürzten Vulkans, einem unter dem Feuerregen versunkenen Gomorra.

Die schreckliche Flamme schlägt bis zu den Wolken hinan und lehrt den Himmel donnern, wie er nie in einem Ungewitter donnern wird.

Und nach zwei Minuten erlischt die Flamme; die ganze Gegend ist wieder in schwarze Nacht gehüllt, nur über dem Aktienwerk schwebt noch eine weiße Wolke.

»Die Nachbargrube ist explodiert!« schrie Iwan mit der Stimme der Verzweiflung, als glaubte, er nicht, daß die höllische Explosion ohnedies jeden aufgeweckt habe, den sie nicht tötete. »Zu Hilfe, zu Hilfe!«

Jetzt dachte er nicht mehr daran, daß die Welt wunderbar, daß die Menschen seine Feinde seien; er wußte nur, daß unter der Erde – gleichviel wessen diese Erde ist – ein schauerhaftes, mit Worten nicht zu beschreibendes Unglück geschehen sei.

»Zu Hilfe, ihr Leute!« schrie er noch, einmal, lief dann zur Sturmglocke und begann aus Leibeskräften Sturm zu läuten.

Nach kurzer Weile kamen von allen Seiten seine erschrockenen Arbeiter herbei und jeder mit dem Ruf: »Die Nachbargrube ist explodiert!« als ob jemand da wäre, der es noch nicht weiß.

Dann folgte eine lange stumme Pause. Die Bergleute mit ihren Grubenlichtern in den Händen, umringten Iwan und schauten ihn fragend an, erwartend, was er sagen werde.

»Wir müssen sie retten!« war das erste Wort, welches Iwan an seine Leute richtete.

O! wie hat er ihre Gedanken erraten!

Diejenigen, die unter Gottes freiem Himmel geblieben sind, müssen alles tun, um die zu retten, die unter der Erde verschüttet sind und vielleicht noch leben. Hier gibt es jetzt keine Feinde, sondern nur Menschen und Menschen.

»Wir müssen schnell den Ventilator, die Schöpfeimer herbeischaffen!« rief Iwan. »Jeder Mann versehe sich mit einem Tuch zum Schutz des Mundes. Bringt Brecheisen, Stricke, Leitern und die Kautschukschläuche. Niemand soll hier bleiben, nur die Frauen. Vorwärts!«

Er selbst zog rasch einen schlechten Rock an, nahm eine große eiserne Stange auf die Schulter und eilte voran, um seinen Arbeitern den Weg zum Aktienbergwerk zu bahnen.

Die neuen Eigentümer hatten ihre Besetzung stark mit Brettern umplankt, damit Iwans Wagen nicht darüberfahren könnten.

An den Torflügeln war mit großen Buchstaben aufgeschrieben: »Es ist strenge verboten, ohne Erlaubnis durch dieses Tor zu fahren.«

Jetzt kümmerte man sich freilich nicht viel um die Erlaubnis.

War das Tor verschlossen, so stemmte Iwan sein Eisen an, die Bänder krachten und das Tor ging auf.

Die Menschen nahmen sich nicht Zeit, die Maschinen mit Pferden zu bespannen, sondern sie spannten sich selbst ein, andere schoben nach, und so wurden die Maschinen über Stock und Stein, den kürzesten Weg, in der Richtung des großen Schlotens fortgezogen.

Wie ein Heer von fliehenden Irrwischen, so sah der Zug der zur Rettung eilenden Arbeiter in der Nacht aus, denn jeder hatte am Gürtel sein Grubenlicht hängen.

Bald wurde es für sie helle. Eine Wölbung des neben dem Aktienbergwerk befindlichen Hammerwerks stürzte infolge der heftigen Erschütterung ein und der Feuerschein der glühenden Schmelzöfen erfüllte die Gegend plötzlich mit seinem roten Licht.

Die Arbeiter wichen der Richtung des Glutscheines aus: der Strom des geschmolzenen Eisens konnte sich hierhin und dorthin ergossen haben.

Ein grauenhaftes Bild entfaltete sich vor den zum Bergwerk gelangenden Arbeitern.

Die über dem Schacht befindlichen runden Ventilationsöfen waren verschwunden, ihre Ziegelsteine waren in einem Umkreis von tausend Klaftern über die Felder gestreut.

Der Hebekran, der aus Gußeisen war, lag weit von seinem früheren Platz umgekehrt auf dem Boden, und von dem turmartigen Gebäude stand bloß eine Mauer da, von der die ausgerissenen Eisenbänder herabhingen. Und von den in der Nähe gelegenen Gebäuden waren alle Dachziegel abgerissen.

Die nördliche Mündung des Bergwerks aber war eingestürzt. Das prächtige, aus behauenen Steinen gebaute Portal lag zertrümmert, gleich der Mündung eines verlassenen Steinbruchs.

Steine, Balken, Eisenstangen, Kohlen waren wunderbar untereinander gemengt, als ob ein Vulkan sie ausgeworfen hätte.

Und das schreckliche Weinen!

Hundert und hundert Frauen und Kinder weinten, vielleicht waren es ebenso viele Witwen und Waisen.

Unter ihren Füßen liegen die Männer, die Väter begraben, und sie können ihnen nicht helfen.

Mehr aus Unüberlegtheit als aus Mut hatten mehrere Männer nacheinander in die eingestürzte Grubenmündung einzudringen versucht.

Vom herausdringenden Gas betäubt, stürzten sie nieder, und jetzt eben waren ihre Kameraden unter großer Lebensgefahr damit beschäftigt, sie mit Hacken und Schlingen herauszuziehen.

Einer lag schon auf den Rasen hingestreckt. Frauen, die verzweifelt die Hände rangen, standen um ihn herum.

Iwan begann, sowie er hingelangt war, seine Verfügungen zu treffen.

»Niemand nähere sich vorwitzig der Grubenmündung! Jeder soll warten, bis ich zurückkomme!«

Er eilte ins Direktionsgebäude. Es fiel ihm nicht ein, daß er gelobt hatte, nie mehr mit Rauné zu sprechen.

Aber er fand Rauné nicht zu Hause. Der war eben in der benachbarten Stadt; dort gaben die Eisenbahnunternehmer ein Bankett zur Feier der Vollendung des Tunnels. Er mußte dabei sein.

Er traf nur den zweiten Ingenieur an; der kam ihm entgegen.

Es war ein verdammt phlegmatischer Mensch.

Er tröstete sich damit, daß so etwas auch im Ausland passiert. Aus solchen Katastrophen macht man sich dort nichts mehr.

»Man muß die Portale neu aufbauen, die Grubengänge neu mit Pflöcken stützen und vielleicht an einer andern Stelle zu schürfen beginnen. Das wird viel Geld kosten. *Voilà tout.*«

»Wieviel Männer haben dort unten gearbeitet?« fragte ihn Iwan.

»Jetzt nur ungefähr hundertfünfzig.«

»Nur? Also, was glauben Sie, daß mit ihnen geschehen wird?«

»Ja! die zu befreien wird schwer sein, denn sie haben jetzt gerade an dem Durchgang gearbeitet, welcher den nördlichen Schacht mit dem östlichen verbinden sollte, damit die Ventilation eine vollkommene sei.«

»So ist denn kein anderer Eingang in das Bergwerk, nur der, welcher zusammengestürzt ist?«

»Aber auch der östliche Schacht ist zusammengestürzt! Von dort kam die Flamme, die vorhin aufloderte. Sie haben sie wohl gesehen?«

»Es war mir unbegreiflich, wieso die zweite Explosion nach einem Intervall von einigen Minuten nach der ersten erfolgte.«

»Das kann ganz natürlich erklärt werden. Die zu durchbrechende Zwischenwand war schon so dünn, daß die Explosion des nördlichen Schachtes sie umstürzen konnte. Dann hat sich das Gas im östlichen Schacht unzweifelhaft nicht durch die Flamme entzündet, denn diese war schon erloschen, sondern durch den starken Luftdruck, denn auch dieser erzeugt Hitze, und da es durch die einstürzende Kohle gehemmt war, so explodierte es durch die Mündung des Schachtes. Das ist so, wie wenn Sand in einen Flintenlauf kommt und das Pulver lieber den Lauf sprengt, als daß es den Sand herausstieße.«

Das setzte der Ingenieur dem zur Rettung herbeigeeilten Iwan mit so kaltem Blut auseinander, als ob ihn die ganze Affäre nicht weiter berührte, als daß er jetzt neue Portalzeichnungen würde ausarbeiten müssen.

»Um die begrabenen Arbeiter befreien zu können, müßte man zuerst das Gas aus der Mündung der Höhle pumpen, damit man die Wegschaffung der Trümmer in Angriff nehmen könne. Wo ist Ihre Ventilationsmaschine?«

»Dort ist sie!« sprach der Ingenieur, in die Luft zeigend, »wenn sie noch nicht herabgefallen ist.«

»Und haben Sie keinen tragbaren Ventilator?«

»Das Bedürfnis eines solchen hat niemand eingesehen.«

»Gut! Hier ist der meine, verwenden wir den.«

»Ich möchte nur gern wissen, wie. Wenn der Ventilator ein kupfernes Rohr hat, so kann dieses in das Zickzack der Trümmer nicht hineingestoßen werden; wenn er einen Kautschukschlauch hat, so ist dieser zu weich, um vorwärts geschoben werden zu können.«

»Es muß ihn jemand hineintragen.«

»Jemand?« rief der Ingenieur mit kaltem Erstaunen; »sehen Sie dorthin, jetzt zieht man den dritten Menschen tot heraus, der kopflos zwischen dem Trümmerwerk vorwärts gestürzt ist.«

»Na, auch diese sind noch nicht tot; wir rufen sie wieder ins Leben zurück.«

»Aber deshalb glaube ich doch nicht, daß Sie bis heute abend jemanden finden, der das vordere Ende des Schlauchs fünfzig Schritte weit zwischen den Trümmern vorwärts trägt.«

»Ich habe schon einen gefunden! Ich werde es selbst tun.«

Der Ingenieur zuckte die Achsel. Er hielt ihn nicht zurück.

Iwan ging zu seinen Leuten zurück, die sich mittlerweile zur Arbeit angeschickt hatten. Er rief den ältesten Bergmann auf die Seite.

»Lieber Paul! Jemand muß mit dem Schlauch in die Mündung hineingehen.«

»Gut! losen wir!«

»Wir werden nicht losen. Ich gehe selbst. Ihr seid alle Familienväter. Ihr habt zu Hause Weib und Kind; ich habe niemanden. Wie lange kann ein Mensch es im Gas ohne zu atmen aushalten?«

»Hundert Pulsschläge lang.«

»Gut! Gebt mir den Schlauch her. Bindet mir einen Strick um den Leib und laßt ihn mir langsam nachfolgen. Wenn ihr merkt, daß ich den Schlauch nicht mehr weiter trage, so zieht den Strick langsam zurück – aber langsam, damit ihr, wenn ich vielleicht umgefallen bin, mir nicht durch heftiges Zurückreißen den Kopf zerschmettert.«

Iwan löste unterdes von seinem Leibe den wollenen Gürtel, tauchte ihn in ein Gefäß voll Weinessig, preßte ihn aus und wickelte sich ihn um das Gesicht, so daß Mund und Nase davon bedeckt waren.

Dann richtete er sich den ihm um den Leib befestigten Strick zurecht, nahm das Ende des Schlauchs auf die Schulter und machte sich auf den Weg zum Trümmerwerk.

Der alte Arbeiter rief ihm mit dumpfer Stimme nach: »Zähle die Sekunden, Herr! Fünfzig hin, fünfzig her.«

Iwan verschwand hinter dem Trümmerwerk.

Die Arbeiter nahmen die Mützen ab und falteten die Hände.

Der alte Arbeiter umfaßte mit seiner Rechten sein linkes Handgelenk und zählte die Pulsschläge.

Er hatte schon über fünfzig gezählt, und der Schlauch wurde noch immer fortgezogen.

Er war schon bei sechzig, bei siebzig, der Schlauch wurde noch immer fortgezogen. Iwan drang in der tödlichen Atmosphäre noch immer mehr vorwärts.

Dem alten Arbeiter stand der kalte Schweiß auf der Stirne.

Jetzt sind schon achtzig, schon neunzig, schon hundert Sekunden vorbei!

Wir werden ihn nie wiedersehen.

Da rückte der Schlauch nicht mehr weiter.

Jetzt begann man am Strick zu ziehen.

Dieser war schlaff, von keiner Last angespannt. Iwan geht also zurück, und es ist noch nicht nötig, ihn herauszuziehen.

Er geht noch immer, das Seil ist noch immer schlaff. Jetzt plötzlich wird es angespannt. Zieht behutsam! Das Seil wird wieder schlaff. Der alte Arbeiter zählt bereits die hundertsechzigste Sekunde. Da schleppt Iwan sich aus der Mündung heraus, sich auf den herabgefallenen Schlußstein der Wölbung stützend, aber diesen zu überschreiten fehlt es ihm bereits an Kraft; und als die Leute zu ihm hinstürzten, fiel er ihnen taumelnd in die Arme. Sein Gesicht war bleich, wie das eines Sterbenden.

»Es fehlt mir nichts!« stammelte er zu sich kommend, als die frische Luft sein Gesicht berührte und man ihm die Stirne mit Essig einrieb. »O! dort drin ist eine schreckliche Luft. Was müssen die ausstehen, die dort drin eingeschlossen sind!«

Es fiel ihm nicht ein zu denken: Da seid ihr jetzt, ihr Elenden, die ihr mich undankbar verlassen habt, die ihr euch zu meinem Ruin verschworen, meine Getreuen verfolgt, hinter mir Komplotte geschmiedet habt, die ihr mich meuchlings ermorden wolltet, Deputationen abschicktet und bereit waret, zu den Feinden eures Vaterlandes Abgeordnete zu senden! Hier seid ihr nun, in der Finsternis der rächenden Mutter Erde begraben! – Er dachte und sprach nur: Wieviel müssen sie leiden unter der Erde! Befreien wir sie!

Sowie der Ventilator in Wirksamkeit kam, konnte man ans Werk gehen.

Auch jetzt war es ein schwerer, jedoch ein möglicher Kampf.

Iwan teilte seine Leute in verschiedene Abteilungen.

Beim Fortschaffen der Trümmer kann ein Mensch nicht länger als eine Stunde arbeiten.

Jedermann soll sein Gesicht mit einem in Weinessig getauchten Tuch umwinden. Sowie einer zu taumeln anfängt, sollen seine Kameraden ihn augenblicklich forttragen.

Als der Tag anbrach, waren die Trümmer des eingestürzten Portales auf die Seite geschafft. Aber in die Mündung der Grube konnte die Sonne nicht hineinscheinen.

Die Tonschieferwölbung war auf einer Seite herabgefallen, derart, daß Iwan, als er den Schlauch dort hineintrug, kaum Platz hatte, um sich durch die Lücke durchzuwinden. Wo er aber das Ende des Schlauches zurückließ, da war die Wölbung ganz herabgestürzt.

Es war ein übermenschliches Unternehmen; was sonst die Arbeit von Wochen gewesen wäre, mußte jetzt binnen Tagen vollführt werden. Und es mußte geschehen!

Iwans Arbeiter fuhren fort, die Trümmer der eingestürzten Mündung fortzuschaffen, wobei sie von seiten des Aktienbergwerks sehr wenig Unterstützung fanden.

Es stellte sich heraus, daß die Explosion gerade zu der Zeit geschehen sei, als man die Arbeiter ablöste.

Wenn man im Grubengas arbeiten muß, so wird viermal abgelöst.

Die Explosion geschah gerade zur Zeit der mitternächtlichen Ablösung. Ein Teil der Arbeiter fuhr gerade damals ein; diese sind schon im Himmel!

Ein anderer Teil war eben auf dem Weg hinaus; diese wurden durch die Explosion und durch den Einsturz getötet. Aber ein Teil ist wahrscheinlich auf dem Ablagerungsplatz geblieben, wo weder die Flamme noch die Trümmer sie erreichten; diese sind jetzt dort lebendig begraben.

Also waren draußen kaum zwanzig, dreißig männliche Grubenarbeiter des Aktienbergwerks geblieben.

Was aber die Arbeiter des Hammerwerks anbelangt, so schlug der Direktor desselben es rundweg ab, sie zur Räumung der Grube herzuleihen. In allen seinen Oefen ist das Metall im Fluß; wenn er nicht gehörig achtgeben läßt, so bekommt er lauter »Bären«.

(Einen »Bär« nennt der Hüttenarbeiter eine solche Eisenmasse, die infolge fehlerhaften Schmelzens aus dem Ofen nicht herausgenommen werden kann, und die als unbrauchbar samt dem Ofen hinausgestoßen werden muß.)

Und die Hammerwerksarbeiten sind pressant. Die Eisenbahnschienen müssen auf den Tag fertig sein, sonst muß eine riesige Pön bezahlt werden.

Daher mußte Iwan das Werk der Liebe beinahe nur durch seine Arbeiter allein verrichten lassen. Nur die Frauen leisteten Beistand. Galt es doch ihre Männer zu befreien.

Und das war eine schwere Arbeit.

Das im Einsturz begriffene Dach des Ganges mußte jede halbe Klafter weit mit Pflöcken gestützt werden, und sowie einmal durch das Trümmerwerk eine Gasse gebrochen war, begegnete man einem neuen Feind.

Nach der Explosion wurde die Grube von Wasser überflutet.

Jetzt mußten auch die Wasserpumpen in Tätigkeit gesetzt werden. Wo man mit diesen nicht hingelangen konnte, da war man genötigt, den schwarzen Schlamm mit Eimern auszuschöpfen.

Bis an die Knie in stinkendem Schlamm stehend, von verpesteter Luft umgeben, von oben fortwährend durch herabstürzende Trümmer bedroht, drangen die wackern Arbeiter Schritt für Schritt immer tiefer in den unterirdischen Raum.

Nachmittags kam auch Herr Rauné an.

Mitten in der besten Unterhaltung hatte er die Schreckensnachricht erhalten. Er war aber auch wütend.

Er kam zum Bergwerk hin und verfluchte die darin zugrunde gegangenen Arbeiter.

»Die Schurken! Sie haben die Gesellschaft um eine Million geschädigt! Wenn sie doch nur alle krepirt wären! Was gibt man sich noch mit ihrer Befreiung ab?! Sie sollen zugrunde gehen! Die betrunkenen Hunde!«

Die arbeitenden Männer ließen sich mit ihm in keinen Wortwechsel ein. Erstens, weil sie dazu nicht Zeit hatten und zweitens, weil jeder den Mund verbunden hatte. Das Räumen eines Stollens ist eine sehr stille Arbeit.

Aber einmal stieß Herr Rauné auf einen Arbeiter, der, als er am besten fluchte und die lebendig Begrabenen verdamnte, sich vor ihn hinstellte und ihm fest ins Auge sah.

Das war eine ebenso mit Schlamm und Kohle bedeckte Gestalt wie die übrigen. Sein Gesicht war, wie das der übrigen, bis zu den Augen mit einem Tuch verbunden und über dieses hinaus mit Ruß bedeckt; aber an den Augen erkannte er ihn.

Wer einmal in diese Augen geblickt hat, der vergißt ihren Ausdruck niemals.

Herr Rauné verstummte und machte, daß er mit seinem Ingenieur von da fort kam; von nun an ließ er Iwan handeln, wie es diesem beliebte.

Vier Tage und vier Nächte wurde die anstrengende Arbeit unaufhörlich fortgesetzt.

Die wackern Männer bekämpften jedes Hindernis und brachen sich bis dorthin Bahn, wo der Weg frei war.

Iwan aß während dieser ganzen Zeit an keinem Tische und schlief in keinem Bett. Auf dem nächsten besten Stein sitzend, nahm er etwas zu sich, wenn er eben Zeit hatte, und wenn der Schlaf ihn übermannte, so legte er sich wo immer, wo er niemandem im Weg war, nieder und schlief eine Stunde. Nicht auf eine Stunde entfernte er sich vom Bergwerk.

Am vierten Tage fanden die Arbeiter schon den ersten der vermißten Menschen.

Einen Menschen? Nein! Eine an die Wand gedrückte Masse, die einst Fleisch und Bein gewesen war.

Einige Klafter weiter lag ein anderer Mann auf dem Boden, aber der Kopf desselben war nirgends zu finden.

Dann stieß man auf einen Handwagen, einen derjenigen, auf welchen man die Kohle hinausbefördert, in Stücke zertrümmert; Späne davon steckten nach allen Richtungen in einer menschlichen Leiche.

Dann fand man bis zur Unkenntlichkeit verbrannte Gestalten. Diese waren also schon vom Feuer ereilt worden.

An einer Stelle waren etwa fünfzehn Männer einer Gruppe von einer herabgestürzten, mehrere hundert Zentner schweren Schieferschicht zerquetscht. Diese mußte man liegen lassen. Tagelang wird es dauern, bis die Steintrümmer von da weggeräumt werden können.

Jetzt ist es dringender, die vielleicht noch Lebenden aufzusuchen.

Überall, in allen Stollen des Bergwerks fand man Tote; aber die Zahl der Vermißten war damit noch immer nicht voll.

Die Arbeiter des Aktienbergwerks sagten Iwan, daß wenn irgendwo am Leben Gebliebene sind, das nur auf dem Ablagerungsplatz sein könne, wo sie vor der Arbeit ihre Säcke abzulegen und nach der Arbeit wieder abzuholen pflegen.

Aber in den Gängen herrschte eine solche Zerstörung, daß selbst die da bewanderten Arbeiter sich kaum zu orientieren vermochten; an manchen Stellen hatte die Explosion die Zwischenwände durchbrochen, an anderen Stellen wieder die Eingänge verstopft oder zwischen zwei übereinander befindlichen Gängen die Decke durchrissen. Selbst die hier wohlbewanderten Arbeiter mußten suchen, wo der orientierende Hauptstollen sei.

Endlich schien es Iwan, als ob er unter einem großen Haufen Steinkohlen und Schiefertrümmer wimmern hörte.

»Hier beginnen wir zu graben!« sagte er zu seinen Arbeitern.

Sie fingen an das Trümmerwerk fortzuräumen, und je mehr davon weggeschafft wurde, desto besser begannen die Arbeiter des Aktienbergwerks sich auszukennen.

»Ja! Hier ist die Tür, welche in den Ablagerungssaal führt!«

Gewiß hatte der Luftdruck die Tür zugeschlagen, die Seitenwand darüber gestürzt, und während er so die darin Befindlichen begrub, sie zugleich vor dem Tod durch Verbrennen bewahrt.

So war es!

Das Wimmern, die Hilferufe wurden durch das Trümmerwerk hindurch immer vernehmbarer, schon wurde die Tür sichtbar, und sowie diese aus den Angeln gehoben war, war Iwan der erste, der mit seinem Licht in die Finsternis hineinleuchtete.

Es scholl ihm kein Freudengeschrei entgegen. Die aus der Verdammnis geretteten Gestalten stürzten nicht hin, seine Knie zu umfassen. Vom letzten Ringen des Lebens mit dem Tode lagen sie erschöpft, entstellt da.

Es waren ihrer über hundert.

Alle lebten noch! Aber was für ein Leben war das! Abgezehrt von Hunger und Durst, halb erstickt von der Grubenluft, gebrochen von Verzweiflung, hoben hundert menschliche Gerippe beim Anblick des Lichtschimmers die schlaffen Hände und den matten Kopf empor. Es war der Morgenstern im Grabe. Das Beinhaus regte sich auf den Ruf der Auferstehung.

Und ein herzerschütterndes Wimmern, in dem kein menschlicher Ton mehr war, erscholl von hundert Lippen, so, daß wer es hörte, sein ganzes Leben darüber schauern mußte.

Diese wurden im Augenblick der Explosion hier verschüttet. Der Luftdruck hatte auf einmal ihre Lampen ausgelöscht, und es wäre Wahnsinn von ihnen gewesen, sie wieder anzuzünden. Seitdem sind sie hier in der Finsternis begraben.

Ihre Gefahr vermehrte noch der Umstand, daß sie bald nach der Verschüttung zu bemerken anfangen, daß das Wasser langsam in den Raum sickerte, der ihnen als Zuflucht und Grabstätte diene. Dieser Raum liegt eine halbe Klafter tiefer als der Stollen.

Da fingen sie in der Finsternis an, aus den hier befindlichen Brettern und Pflöcken ein Gerüste zusammenzustellen. Auf dieses Gerüste kletterten sie alle, und da erwarteten sie den vielfachen Tod, den durch Hunger, durch die Grubenluft, oder durch das steigende Wasser verursachten Tod.

Als die Retter die Tür öffneten, reichte das Wasser bereits bis zur Schwelle und benetzte die Unterlage des Gerüsts.

Auf Iwans Anordnung wurden die Armen in Ruhe und Stille aus ihrem Grabe hinausgetragen. Sie drängten sich nicht vor. Jeder lag ruhig an seiner Stelle und wartete, bis die Reihe an ihn kam.

Der Vorgeschmack des Todes hatte sie zu sehr stillen Leuten gemacht.

Manche waren nicht einmal imstande, die Augen zu öffnen; aber Iwan fand, daß alle noch lebten und daß die menschliche Natur wunderbar ist.

Diese waren also gerettet.

Aber damit war die Arbeit noch nicht beendet.

Wie, wenn noch beim Durchbruch lebendig begrabene Menschen sind?

Man mußte sich Gewißheit verschaffen, ob es wirklich so geschehen, wie der Ingenieur es voraussetzte, ob nämlich die erste Explosion den Durchbruch zwischen den beiden Stollen vollendet habe, so daß man jetzt von einem in den andern gehen kann. Dies würde die Arbeit der Retter hinsichtlich der Opfer des östlichen Stollens bedeutend erleichtern.

Bei der Mündung des Durchbruchtunnels lag eine bis zur Unkenntlichkeit verbrannte Gestalt.

Der Tote hatte noch jetzt die Davysche Lampe geöffnet in der Hand.

Also dies war der Verdammte, welcher die Schreckenstat verübt hatte!

Also wirklich hatte menschlicher Wahnwitz diese höllische Explosion ersonnen.

Die Leiche war unkenntlich, die Kleidung verbrannt. Aber am ledernen Gürtel war ein stählernes Kästchen befestigt. In diesem Kästchen fand man eine goldene Uhr, auf deren emailliertes Deckblatt das Brustbild einer sehr schönen Dame gemalt war.

Iwan erkannte in diesem Bild Eveline.

Und bei der Uhr befand sich eine Hundertguldennote, stark gebräunt, jedoch nicht verbrannt.

Auf der Rückseite dieser Banknote stand geschrieben: »Heute vor einem Jahre habe ich dieses Geld erhalten, heute zahle ich es zurück!«

Es war eine schreckliche Rückzahlung!

* *
*

Iwan begriff jetzt den ganzen Zusammenhang zwischen den Taten und den Worten dieses entsetzlichen Menschen, den die Erinnerung an das Menschenfleisch, das er einst genossen, zu einem so kolossalen Menschenmord getrieben hatte.

Die Drohung nach der Entführung seiner Braut – der plötzliche Eintritt in den Dienst des Aktienbergwerks, die letzte Gelegenheit, bei welcher Peter Brantwein trank, und der verhängnisvolle Hauch auf Iwans Gesicht – das alles fiel Iwan jetzt im Zusammenhang ein.

Das war ein Charakter wie ein Antichrist, ein in einen menschlichen Körper gehüllter Dämon, der sich aufgeopfert hat, um sich an allen zu rächen, die ihn beleidigt, bestohlen, ausgelacht, verhöhnt, verachtet, zum Narren gehalten, mit Toasten beehrt, mit ihrem Reichtum insultiert, mit ihrem Luxus gereizt, seine Einfalt bei der Nase herumgezogen haben!

Wie werden alle nach ihm fallen, weil er den Grundstein unter ihren Füßen weggestoßen, wie werden sie alle nacheinander aus ihrer Höhe auf sein Grab stürzen: der Geistliche, der Bankier, der Kapitalist, der Diplomat, der Minister und die Komödiantin!

Der braucht in der Hölle nichts mehr zu lernen.

* *
*

Iwan stand in Gedanken vertieft vor der Leiche, und in diesem Augenblick ragte er mit seinem Haupt bis zum Himmel empor, obgleich er unter der Erde war.

Auch in seinem Herzen tobten alle Leidenschaften.

Auch ihn haben sie bestohlen, beraubt, mit ihrem Reichtum erdrückt, sein Herz mit giftigen Dolchen verwundet – dieselben Menschen, über die dieser andere das Gift seiner Rache ausgeschüttet hat!

Und er eilt jetzt, das Leben, das Vermögen seiner Feinde zu retten – nicht allein das Menschenleben sondern geradezu auch das menschliche Vermögen.

Der ungeheure Schatz, der hier unter der Erde liegt, ist ja nicht bloß der Schatz seiner Feinde, sondern auch der Menschheit; dies ist die verborgene Schatzkammer des Staatsvermögens, bestimmt zur Hebung der Industrie zu dienen.

Und noch eine große Furcht beherrschte ihn.

Er wagte es nicht, jemandem etwas davon zu sagen; denn wenn er seine Gedanken seinen Arbeitern mitteilte, die ihm bisher durch alle Gefahren gefolgt sind, so würden sie sich plötzlich umwenden und eiligst ins Freie zu kommen suchen.

Die Drahtwalze der Davyschen Lampen ist bis hinauf mit einer roten Flamme erfüllt, was anzeigt, daß noch immer ein Drittel der Atmosphäre Wasserstoffgas ist, und nur zwei Drittel belebende Luft sind.

Aber vor dem Grubengas fürchten sie sich nicht mehr. Diesem schrecklichen Geist sehen sie schon kühn in die Licht sprühenden Augen – selbst während sie die Leichen seiner Opfer auf die Tragbahre legen.

Doch es ist noch ein anderer Geist da, und dieser geht mit geschlossenen Augen umher. Diesem wagt es niemand entgegenzutreten. Es ist das Kohlengas im Bergwerk.

Die Anwesenheit desselben ist schrecklich!

Als sie zum Durchbruch des Tunnels gelangten, fanden sie es in der Tat so, wie der Ingenieur es gesagt hatte.

Die Explosion hatte die Zwischenwand durchstoßen, und jetzt brauchte man nur die Trümmer derselben fortzuräumen, um die Verbindung mit dem östlichen Stollen herzustellen.

Keiner der damit beschäftigten Arbeiter vermochte lange bei dieser Arbeit auszuhalten.

Nach einigen Minuten kamen sie alle nacheinander zurück, hustend und klagend, daß die Lampe an jener Stelle schlecht brennt.

Im Stollen erfüllt die Flamme der Lampe erschreckend genug die ganze Walze; in der Nähe des Trümmerwerks flackert sie kaum. Das ist noch fürchterlicher.

Der zuletzt zurückgekommene Arbeiter sagte, als er ein großes Stück Kohle wegschob, sei ein so unangenehmer Geruch durch seine Mundhülle gedrungen, daß er es kaum auszuhalten vermochte. Dieser Geruch glich dem Gestank verdorbenen Sauerkrauts.

Die alten Arbeiter wußten schon, was der Sauerkrautgeruch im Stollen bedeutet.

Der alte Paul ermahnte Iwan, der selbst hinging um nachzusehen, er möge sich hüten durch das Mundtuch zu atmen und eiligst zurückkommen.

Iwan ergriff die Eisenstange und die Lampe, und eilte, den Atem zurückhaltend, zum Trümmerwerk hin.

Die Eisenstange mit beiden Händen fassend, stieß er sie mit aller Kraft in die Kohlenmasse, worauf diese mit großem Geräusch in den andern Raum hinüberstürzte.

Dann befestigte er seine Lampe an den Haken der Eisenstange und steckte sie durch die entstandene Lücke durch.

Die Lampe erlosch augenblicklich.

Und als er aus der Finsternis durch die Lücke hindurch sah, bemerkte er schauernd im anderen Stollen einen rötlichen Glutschein, der sich über den ganzen Raum erstreckte.

Er wußte wohl, was das zu bedeuten habe.

Er wußte es so gut, daß er erschrocken die Eisenstange zurückließ und aus Leibeskräften laufend, von dort wegeilte.

»Der östliche Stollen brennt!« rief er entsetzt den Arbeitern zu.

Diese sprachen kein Wort mehr, sondern ergriffen zu beiden Seiten Iwan an den Armen und zogen ihn eiligst mit sich, damit er nicht zurückbleibe.

Was hinter ihnen kommt, das ist der entsetzliche Gestank, das ist nicht mehr das schreckliche böse Wetter, das droht und zerschmettert, wenn man seinen Zorn erregt, sondern das tückische Kohlengas, das sich aus dem Grubenbrand entwickelt, das nicht mit sich trotzen läßt, das mutige Herz nicht ehrt, und wen es einmal erstickt hat, nicht mehr mit Frottieren oder Beten ins Leben zurückrufen läßt. Da hilft nichts als die Flucht.

Nach einigen Augenblicken war der Stollen leer.

Als sie ans Tageslicht hinaus kamen, wo zahllose Frauen und Kinder die geretteten lebendig Toten vor Freuden weinend oder mit Wehgeschrei umringten, fand Iwan den Ingenieur.

Iwan riß sich jetzt das Tuch vom Mund.

»Nun, mein Herr, jetzt kann ich Ihnen sagen, was dort drin vorgeht. Es ist der gänzliche Ruin. Der östliche Stollen brennt! Er muß schon seit mehreren Tagen brennen, denn ich sah den ganzen Stollen glühen. Ich werde den Anblick nie vergessen. Das ist nicht ein Werk menschlicher Bosheit, und nicht der strafenden Hand Gottes, sondern das Werk der Nachlässigkeit der Aufseher. Sie als großer Physiker werden wissen, daß die Steinkohlengrube sich entzündet, wenn man den mit Schwefelkies untermengten unbrauchbaren Steinkohlenschutt auf einem Haufen liegen läßt. Er wird dort warm, und sowie die freie Luft ihn berührt, entzündet er sich von selbst. Ihre Stollen sind voll mit solchem feuergefährlichem Mist. Und jetzt ist's aus mit Ihrem und auch mit meinem Bergwerk. Das Grubenfeuer löscht kein Mensch. Sie kennen wohl den brennenden Berg zu Duttweiler? Es sind hundertundzwanzig Jahre, seit darin die Steinkohle sich entzündet hat. Sie brennt heute noch. Hier werden wir ein ähnliches Schauspiel haben. Gute Nacht, mein Herr!«

Der Ingenieur zuckte die Achsel. Was geht das ihn an?

Iwan verließ mit seinen Arbeitern die von Gott geschlagene Kolonie.

Und was war seitdem aus seiner Kolonie geworden? An seinen Besitz hatte er seit vier Tagen und Nächten gar nicht gedacht ...

Du sublime au ridicule.

Wer die Bedeutung des Spruches: »Vom Erhabenen zum Lächerlichen ist nur ein Schritt« verstehen will, der soll auf der Börse spielen. Dort lernt er den Spruch verstehen. Heute warst du ein kleiner Gott, morgen bist du ein kleiner Hund.

Heute schreien sich sechzig Agenten mit den Namen deiner Unternehmungen rings um den runden Schranken der »corbeille« heiser; heute sehen alle Börsenfürsten, daß du auf dem Parkett bist, und suchen in deinen Mienen zu lesen, ob du guter Laune seist, ob in deinem strahlenden Gesicht nicht ein versteckter Schatten zu entdecken sei. Heute, wenn es ein Uhr schlägt und die Börsenglocke erschallt, drängt sich dir der Schwarm der Kulissiers nach, zeigen die Agenten dir von weitem ihre Notizbücher mit Schlüssen voll bezeichnet. Heute legen die Besucher der Kulisse ihre Notizbücher einer auf den Rücken des andern, um mit Bleistift die Schlüsse auf deine Aktien einzuschreiben. Heute zeigen alle Hände mit den Fingern in der Luft die Pointage, den Zeugen deiner Erhebung. Heute besetzen die Massen, die auf deinen Namen spekulieren, alle Eingänge der Passage de l'Opera. Heute schreien sie wütend in bezug auf deine Papiere: »je prens, je vends!« Man macht darauf Schlüsse »fin courant«, »fin prochain«, »en liquid« Auch außerhalb der Börse, von der das schöne Geschlecht ausgeschlossen ist, werden Geschäfte gemacht. Frauen dürfen nach der

gesetzlichen Verordnung auf der Börse keine Geschäfte machen, darum spielen sie außerhalb der Börse; Tausende von geldgierigen Frauenzimmern warten auf den Kommissionär mit dem Notizbuch in der Hand, welcher der »Frauenbörse« durch das Gitter zuruft, wie deine Aktien stehen. Und auf der andern Seite der Allee warten die großen Damen, die sich schämen, nahe zu kommen, sich aber nicht schämen, zu spielen in ihren Equipagen, und stecken den Kopf zum Fenster heraus, um zu erfahren, was sie »an dir« gewonnen haben. Das ist heute.

Morgen bist du nirgends zu finden.

Dein Name wird aus allen Notizbüchern gestrichen. Im Parkett sieht man, daß du nicht daseist, und so weiß jedermann, daß du nicht auf der Welt bist.

Auch die alten Weiber außerhalb des Börsengitters wissen schon, daß du nicht mehr existierst. Du bist niemand, du bist nichts. Du bist eine leere Stelle.

* * *

Die Firma Kaulman strahlte auf dem Gipfelpunkt des Triumphs.

Herr Felix und sein Busenfreund, der Abt, bauten bei Gelegenheit einer Nachmittags-Siesta, in die Rauchwolken des duftigen Latakia eingehüllt, ihre glänzenden Luftschlösser.

»Morgen wird auf der Börse das päpstliche Anlehen auf die ungarischen Kirchengüter aufgelegt,« sagte Felix.

»Morgen bekomme ich aus Wien die Ernennung zum Bischof von Siebenbürgen,« sprach Abt Samuel.

»Die Börsenkönige beteiligen sich an unserem Anlehen mit Millionen.«

»Der Papst hat seinen Segen dazu gegeben, und der Kardinalshut schwebt schon über meinem Haupt.«

»Die legitimistischen Finanznotabilitäten nehmen ein Aergernis daran, daß meine Frau, die meinen Namen trägt, beim Theater ist. Das kann dem heiligen Anlehen schaden.«

»Du kannst dich ja leicht von ihr trennen.«

»Das ist nicht mehr nötig. Morgen kläre ich sie über ihre Lage auf.«

»Man sagt, daß Fürst Waldemar in Paris angekommen sei.«

»Es heißt, daß er der schönen Frau nachgereist ist.«

»Wie, wenn er unsere Finanzoperation stören will?«

»Das ist er nicht mehr imstande. Seit er beim Bondavärer Aktienunternehmen und bei der Eisenbahn eine so empfindliche Niederlage erlitten hat, wird die Kontermine auf lange Zeit sich ruhig verhalten.«

»Ist er also nur wegen Evelinens in Paris?«

»Er ist in sie ganz vernarrt. Man sagt, wenn Eveline reist, so ist er überall hinter ihr drein, und wo Eveline in einem Gasthaus abgestiegen ist, besticht Waldemar die Zimmerkellner, um sich in dasselbe Bett legen zu können, aus dem sie aufgestanden ist, und den Badediener, damit er in derselben Wanne, in demselben Wasser baden könne, das früher Evelinens Glieder umspült hat.«

»Ein wunderlicher Kauz! Die Frau aber kann ihn nicht ausstehen.«

»Das ist ihr Schaden.«

»Fürst Theobald wird es schwerlich lange mehr machen.«

»Nach meinem Versuch, seine Finanzverhältnisse zu ordnen, hält er es kaum noch zwei Jahre aus, ohne Konkurs anzusagen.«

»Wenn nicht schon früher der neue Schwiegersohn über ihn die Kuratel verhängen läßt.«

»Es war schon die Rede davon, als wir von Wien fortgingen.«

»Wird das auf die Bondavärer Angelegenheit keine Rückwirkung ausüben?«

»Durchaus nicht. Das für seine Aktien kreditierte Kapital ist gerade auf die Bondavärer Besetzung intabuliert, die unbelastet ist. O! das Bondavärer Unternehmen ist auf Diamantfelsen gebaut.«

Aus dem Telegraphenamt wurden den beiden Herren Depeschen gebracht. Die Nachrichten, die der Herr Abt von seinen Wiener Berichterstattem erhielt, waren an Kaulman adressiert.

»Lupus in fabula!« sagte Kaulman, nachdem er die erste Depesche geöffnet hatte, dieselbe dem Herrn Abt hinreichend.

Der Abt las: »Gegen Fürst Theobald ist gerichtlich die Kuratel angeordnet worden.«

»Arme Eveline! Sie muß es am meisten büßen!« sagte Felix mit zynischem Humor.

Auch der Geistliche öffnete eine an ihn gerichtete Depesche und las sie rasch.

»Und das muß ich büßen!«

Er reichte die Depesche Felix hin.

Dieser las: »Die Minister haben alle abgedankt. Der Kaiser hat die Demission angenommen! Das System wird geändert!«

Adieu Bischofsmütze, adieu Kardinalshut, adieu Samtfauteuil im Herrenhause!

Beim Oeffnen der dritten Depesche steckten sie die Köpfe zusammen, um sie beide auf einmal zu lesen.

In dieser stand geschrieben: »Die Bondavärer Grube ist explodiert, das ganze Bergwerk brennt!«

»Das ist ein Schlag für uns beide!« sagte Felix und ließ das Telegramm aus der Hand fallen.

Die drei Depeschen waren wie drei Blitzschläge gekommen.

Der letzte war der schwerste.

Wenn Fürst Waldemar das erfährt, so explodieren auf einmal alle Gänge der Kontermine.

Etwas mußte zur Beseitigung der Gefahr geschehen, aber rasch.

Was?

Wenn man nur bis zur Ausschreibung des Kirchenanlehens Zeit gewinnt, so kommen solche Kleinigkeiten, wie das Bondavärer Unternehmen, gar nicht in Betracht.

Aber wie bringt man den Gegner zum Schweigen?

Es wurde beschlossen, daß der Geistliche noch heute mit Eveline und Kaulman mit Fürst Waldemar sprechen soll.

... Wie sind die strahlenden Gesichter finster geworden!

Und jetzt hängt die ganze Glorie der Männer an einem Seidenfaden, am Lächeln einer Frau.

Zwei Kinder.

Eveline war zur Zeit einer eigentümlichen Mode nach Paris gekommen.

Es war damals, als die Kaiserin Eugenie eben die Krinoline abgelegt und Monsignore Chigi, dem päpstlichen Nuncius, zuliebe den Damen die Weisung gegeben hatte, beim Empfang mit bis zum Halse geschlossenen Kleidern zu erscheinen.

Die bösen Zungen und die verderbten Zeitungsschreiber bemerkten hierzu, daß dies dem erhabenen geistlichen Gaste gar nicht lieb gewesen sei.

Das epochale Datum des Tages, an welchem die Krinoline abgelegt wurde, ist zwar im Kalender nicht rot angeschrieben; aber dennoch erinnern wir uns alle, daß dieses Ereignis in der ganzen Damenwelt eine wahrhaft heilsame Revolution, um nicht zu sagen Restauration hervorbrachte. Auf den öffentlichen Plätzen wurden dunkelfarbige bis zum Hals hinauf geschlossene, unten schmale und faltenlose Kleider gesehen; schwarze Schmuckgegenstände, rosenkranzartige Steinkohlenperlenschnüre mit einem Kreuz kamen in Mode.

Und mit der äußeren Tracht wurde auch das innere Kostüm in Einklang gebracht. Der gute Geschmack ging in die Kirche und hörte Predigten an. Das Damenpublikum lernte mit Eleganz seufzen und blickte mit den schönen Augen ins Gebetbuch.

Die Buße und die Trauer über die Verderbtheit der Welt gab sich auch in Tatsachen von noch intensiverer Wirksamkeit kund.

Die eleganten Damen begannen fromme Spenden zu erhabenen Zwecken zu sammeln, wie zum Beispiel das Handgeld der zur Verteidigung des heiligen Stuhles geworbenen begeisterten Krieger, der Ersatz der Geldbußen, zu welchen rechtgläubige, fromme Journalisten verurteilt wurden, die würdige Versorgung eifriger, durch die Gottlosen von ihren Sitzen vertriebener Prälaten – zu welchen erhabenen Zwecken die berühmtesten Schönheiten der Salons und der Bühnen die Liebesgaben nicht allein im Kreise ihrer Bekannten sammelten, sondern auch die Frömmigkeit und Demut so weit trieben, daß sie sich mit den Sammelbüchsen vor die Kirche setzten und von dem die Kirche besuchenden Publikum die Peterspfennige einsammelten.

Herr Kaulman hätte zur Realisierung von Abt Samuels großartigem Projekt keinen günstigeren Zeitpunkt wählen können.

Und diese Gemütsfärbung der Pariser Modewelt harmonierte vollständig mit Evelinens Stimmung.

Einige Tage nach ihrer Ankunft in Paris starb ihr verkrüppelter Bruder. Irgendein berühmter Arzt hatte an ihm eine Operation vollzogen, durch die er für ewig geheilt wurde.

Eveline betrubte dieser Verlust sehr. Sie fühlte, daß sie jetzt niemanden hatte, für den sie leben könnte.

Sie bewahrte die abgenützten Krücken in ihrem Boudoir auf, wo sie zu beiden Seiten an ihren Toilettetisch gelehnt standen; und jede Woche fuhr sie zweimal zum Friedhof um auf das Grabkreuz frische Kränze zu legen.

Die bußfertige Mode stimmte also ganz zu ihrem Herzen.

Sie sang viel lieber in der Kirche Mozart und Händel, als im Opernhause Verdi.

Ja, einmal entschloß sie sich gar, in ihrem eignen Salon ein frommes Konzert gegen hohe Eintrittspreise zu geben und den Ertrag irgendeinem sehr frommen Zweck zu widmen. Vielleicht handelte es sich um die Ausrüstung eines Zuavenbataillons oder dergleichen. Gewiß weiß ich es nicht. Es wird sich schon herausstellen, warum ich es nicht weiß.

Als sie sich eben den Kopf zerbrach, um das Programm zusammenzustellen, stürzte Arpad, der alte liebe Teilnehmer an ihren Possen, ohne jede Anmeldung und mit der gewohnten lustigen Ungebundenheit zu ihr herein.

Eveline warf sogleich die Feder weg, lief ihm lachend entgegen und umarmte ihn.

»Ah! Sie närrischer Mensch! von wo kommen Sie denn plötzlich daher?«

»Ich gehe meiner Profession nach,« sagte Arpad lachend. »Ich sehe mich um, wo ich mein Zimbal niederlegen und ein Konzert geben könnte.«

»Wie gerufen! Sie hätten zu keiner gelegeneren Zeit kommen können. Aber, wie haben Sie sich denn hergefunden?«

»Das ist doch keine große Kunst, Sie zu finden! Wenn ich Ihren Namen nicht auf dem Theaterzettel finden würde, so müßte ich ihn auf den Anschlagzetteln der Kirche St. Eustache sehen.«

»Also haben Sie mich schon gehört?«

»An beiden Orten, im Theater und in der Kirche. Aber das muß ich sagen, an letzterem Ort ist das Entree sehr teuer. Während ich Sie in der Oper für zwölf Frank bekam, ließ mich die Geld einsammelnde Fürstin nicht unter zwanzig Frank aus der Kirche weg.«

»O, Sie närrischer Mensch! Was ist das für ein Ausdruck, daß Sie mich für zwölf Frank bekommen haben! Ich werde sogleich Sie selbst bekommen! Für wieviel sind Sie zu haben?«

»Es fragt sich, zu welchem Zweck.«

»Aber wie dumm Sie doch sind! Ich werde Sie doch nicht zum Kaffeemahlen engagieren wollen?! Für wieviel spielen Sie einen Abend Klavier?«

»Ihnen für einen Druck von Ihrer schönen Hand, einem andern für fünfhundert Frank.«

»Wie aber, wenn es sich um einen wohltätigen Zweck handelt?«

»Dann weder umsonst noch für Geld!«

»Na, na, was ist das für eine Rede! Sie sind ein zynischer Mensch! Fühlen Sie denn für niemanden Teilnahme? Würden Sie für die Armen nichts tun?«

»Ich habe eine arme Frau, der ich alles zu geben schuldig bin, und das ist meine Mutter. Jeder Groschen, den ich einem andern gebe, ist der auf die ungerechteste Weise ausgeplünderten armen Frau entzogen. Die Welt soll meiner Mutter zurückgeben, was ihr weggenommen wurde, und dann gebe ich der Welt alles, was ich besitze. Bis dahin aber gehört alles meiner Mutter.«

»Na, Sie Soldat Ihrer Frau Mutter, Sie bekommen die fünfhundert Frank, aber Sie müssen dafür irgendeine schöne heilige Symphonie spielen, Liszts Messe oder das Oratorium von Händel.«

»Was? wird vielleicht ein Konzert zur Ausrüstung Päpstlicher Soldaten vorbereitet?«

»Nun ja, ich arrangiere es.«

»Da tue ich nicht mit.«

»Warum nicht?«

»Warum? Weil ich nicht gegen Garibaldi musiziere.«

»O! Sie sind ein unerhört dummer Junge! Er musiziert nicht gegen Garibaldi!«

»Nein, nein!« eiferte der junge Mann, und um seinem Widerstand größern Nachdruck zu geben, riß er hastig seine Weste vorn auf und sagte: »Sehen Sie dies?«

Er hatte ein rotes Hemd an.

Eveline lachte unbändig.

»Ein rotes Hemd! Ich erlebe es noch, daß er sich bei den Garibaldianern anwerben läßt!«

»Das hätte ich auch schon längst getan, wenn meine Mutter nicht wäre!«

»Wie, wenn man Ihnen dann die Hand wegschießt, was beginnen Sie dann?«

»Dann trete ich bei irgendeiner Dame als Hausbettler ein. Irgend jemand würde mich wohl aushalten.«

Da brach Eveline plötzlich in Tränen aus.

Arpad konnte sich nicht denken, was sie betroffen habe.

Er ging näher zu ihr hin, er beschwor sie, tröstete sie, fragte sie, ob er sie mit etwas beleidigt habe; als sie sich endlich ausgeschluchzt hatte, sagte sie: »Mein armes Brüderchen ist gestorben. Hier an meinem Tisch stehen seine Krücken.«

»Das bedaure ich von ganzem Herzen. Ich habe mit dem armen Jungen viel heitere Stunden zugebracht.«

»Nicht wahr, Sie haben ihn auch gern gehabt? Sehen Sie, für mich ist die Welt jetzt tot, seitdem ich nicht mehr das Klappern seiner Krücken auf meinen Treppen höre. Ich weiß nicht, wozu ich noch lebe! Ich möchte so gern für einen Menschen leben, dem nicht anders geholfen ist, als wenn ich ihn pflege. Ich stelle mir einen Maler vor, der das Augenlicht, einen Musiker, der seine rechte Hand verloren hat, einen politischen Helden, der verfolgt wird und das Zimmer nicht verlassen kann und dem ich sein Alles, seine Wohltäterin, Ernährerin, Pflegerin wäre. Gehen Sie zu Garibaldi!«

Und dann lachte auch sie.

»Aber sagen Sie doch einmal, haben Sie mich singen gehört? Nun, was sagen Sie dazu?«

»Wenn Sie für die Teufel so singen könnten, wie Sie es für die Engel können, so wären Sie eine große Künstlerin.«

»Aber was verstehen Sie unter den Teufeln?«

»Sie werden doch wohl aus den Predigten des Pater Anselm wissen, daß das Theater die Synagoge der Teufel ist?«

»Sie Ungezogener, wissen Sie nicht, daß ich beim Theater bin?«

»Ich bitte tausendmal um Vergebung! Ich glaubte, daß Sie tagsüber eine Aebtissin und nur abends auf der Bühne sind. Hören Sie, das wäre gar kein schlechtes Geschäft!«

»Gehen Sie, Sie sind ein närrischer Mensch! Warum halten Sie mich für eine Aebtissin?«

»Sind Sie nicht so gekleidet?«

»Das ist nur die Toilette der Bußfertigkeit. Sie Gottesleugner, Sie treiben Spott mit der Frömmigkeit!«

»Nein, Madame, ich gebe sogar zu, daß es eine große Kasteiung ist, in grauer und schwarzer Seide zu gehen, eine große Buße, mit niedergeschlagenen Augen zu kokettieren, und ein großes Fasten, Seekrebse um zwanzig Frank zu essen. Ich glaube sogar auch, was die fromme Welt von den Pariser Damen erzählt, daß diese jetzt deshalb hohe Kleider tragen, weil sie nach mittelalterlicher Sitte zur Buße sich den Rücken mit dem Flagellum geißeln und die Spuren davon verhüllen.«

»Ah! das ist nicht wahr! Das tun wir nicht!« beteuerte Eveline.

»Ich weiß es nicht. Die Welt sagt es. Das ist ihr Geheimnis.«

»Es ist aber nicht wahr!« eiferte Eveline. »Wir geißeln uns nicht den Rücken. Sehen Sie her!« Und hiermit sich vor Arpad niederbeugend, hob sie mit unbewußter Leichtfertigkeit ihren gestickten Kragen in die Höhe, damit er sich von der Wahrheit ihrer Worte überzeugen könne.

Arpad errötete und sah nicht hin.

Beide sind noch wahre Kinder!

Arpad nahm dann seinen Hut und sagte scherzhaft zu Eveline: »Nun, singen Sie nur für Herrn Merode einen Trupp Zuaven zusammen, wir Garibaldianer werden dieselben schon wieder auseinander musizieren.«

Hiermit ließ der Windbeutel seine Karte mit seiner Adresse bei Eveline zurück und entfernte sich.

Sie fuhr dann fort, ihr frommes Programm zusammenzustellen.

Immaculata.

Dieser Damenstreik dauerte in Paris schon ein wenig zu lange.

Wir, die wir den Streik der Schriftsetzer und der Bäckergelesen gefühlt haben, wissen, wie schwer es ist, eine Arbeitseinstellung bei Gegenständen auszuhalten, die zu den täglichen Genüssen gehören.

Wie erst, wenn die Frauen streiken.

Parbleu!

Mit solchen Dingen zu scherzen, ist in Paris gefährlich. Einst kam die Enthaltbarkeit von Genüssen und die Kasteiung des Leibes in Mode, und allmählich verbreitete sich die Wut der heiligen Verzückung derart, daß überall alle schönen Frauen und Mädchen, anstatt sich um ihre Geliebten umzusehen, auf die Friedhöfe gingen, um sich zu geißeln; die Sekuristinnen ließen sich mit Holzscheiten schlagen und riefen dabei: »Ach, wie gut ist das! ach, wie heilsam!«

Endlich mußte der König die Friedhöfe schließen lassen und die heilige Verzückung verbieten, worauf die Konvulsionäre das Bonmot hinschrieben:

De par le roi, défense à Dieu,
De faire miracle en ce lieu.

(Im Namen des Königs wird unserm Herrgott verboten,
an diesem Ort ein Wunder zu vollbringen.)

Zuletzt waren weder der König noch das Parlament imstande, der Sache ein Ende zu machen, bis nicht eine neue Mode aufkam.

Gepriesen sei, wer den Chignon erfunden und den schönen Damen etwas anderes zu schaffen gegeben hat, als für das Erhabene zu schwärmen, sonst hätte sich nach dem Sturz der Krinoline die asketische Schwärmerei der Damen über die ganze Welt verbreitet.

* *
* *

Abt Samuel suchte Eveline auf.

O in Paris findet niemand etwas Besonderes darin, daß die Abbés Theaterdamen besuchen.

Der Herr Abt ist beiderseits ein alter guter Hausfreund, sowohl beim Mann als bei der Frau.

Eveline empfing ihn damit, daß sie ihm ihr Programm zu dem Konzert zeigte, das sie in ihrem Salon zu einem frommen Zweck geben wollte.

Der Herr Abt legte großes Interesse für das Programm an den Tag.

»Sehen Sie nur,« sagte Eveline ärgerlich zu ihm, »wie gut es gewesen wäre, wenn dieser dumme Junge Arpad hier zwischen der Gesangs- und der Violoncellnummer eine Piece auf dem Klavier gespielt hätte – aber er will nicht kommen.«

»Ist Arpad denn hier?«

»Ja! Er ist eben von mir wie ein Narr weggelaufen. Ich habe ihn so schön gebeten, an meinem Konzert teilzunehmen. Und mein »*Stabat mater*« könnte er am besten auf der Physharmonika begleiten. Aber er hat mich gar nicht angehört, er ist närrisch, er ist ein Ketzer geworden.«

Der Geistliche schüttelte sich vor Lachen, und während des Lachens ersann er sich etwas.

Diese Frau spricht sehr gern von dem Jungen Arpad. Der Junge Arpad tritt in sein zwanzigstes Jahr. Eveline nähert sich ihrem neunzehnten Jahre.

Die Kinder brauchen auch eine Unterhaltung, um zu ernsteren und schwierigeren Dingen bereit zu sein. Wäre es nicht gut, Waldemar mit Arpad zu verzuckern?

»Nun, ich werde es zuwege bringen, daß Arpad Belényi hier in Ihrem Konzert Klavier spielen und auch das »*Stabat mater*« auf der Physharmonika begleiten wird; aber was bekomme ich dafür von Ihnen?«

»O! er tut es nicht. Ich kenne ihn. Er ist sehr eigensinnig, wenn er sich einmal etwas in seinen Kakadukopf gesetzt hat! Und wenn ich bei ihm nichts ausgerichtet habe –!«

Eveline war von der Zaubermacht ihrer Augen überzeugt.

»Nun, ich nehme es auf mich. Aber was bekomme ich dafür?« drang der Geistliche in sie.

»Womit wollen Sie ihn bewegen?« fragte ihn Eveline. (Sie sagte noch immer nicht, was sie ihm dafür geben wolle.)

»Das wird sich schon finden; zum Beispiel damit, daß wenn er hier spielt, auch im Salon der Kaiserin werde spielen dürfen, wodurch sein Glück für die ganze Saison begründet sein wird. Ein Künstler weiß das zu würdigen. Dann werde ich ihm auch Geld versprechen.«

»Ah! das habe ich ihm ja schon angeboten! – fünfhundert Frank!«

»Nun, was fünfhundert Frank bei einem jungen Mann nicht zustande gebracht haben, das läßt sich vielleicht mit hundert Napoleondor, durch einen Geistlichen übersendet, bei einer alten Frau ausrichten. Arpad muß seiner Mutter folgen, und was die alte Frau beschlossen hat, das muß der Junge tun. Ich kenne die Verhältnisse.«

»Ei, Sie sind ein kluger Mann, Herr Abt! Darauf wäre ich nicht gekommen. Freilich hätte ich nicht mit dem Buben, sondern mit seiner Mutter unterhandeln sollen. Also nehmen Sie es auf sich? Nun, wenn Sie es tun, so verlangen Sie von mir was Sie wollen!«

Die Frau war so gut gelaunt, daß man alles bei ihr wagen konnte.

Der Geistliche wagte.

»Also, was ich von Ihnen verlange, ist eine Einladung zu Ihrem wohlthätigen Konzert.«

»O, zehn, wenn Sie wollen!« rief Eveline voller Freude.

»Aber die Einladung lautet auf einen Namen, und diesen müssen Sie selbst hinschreiben.«

»Diktieren Sie mir, an wen soll ich die Einladung richten?«

Eveline zitterte vor Aufregung, als sie die Schublade ihres Schreibtisches herauszog und eine Einladungskarte vor sich hinlegte.

»Nun? der Name?«

»Fürst Waldemar Sondershain.«

Eveline stieß, als sie diesen Namen hörte, die Feder auf den Tisch, daß diese darin mit der Spitze stecken blieb. Sie sprang heftig auf und rief: »Nein!«

Der Herr Abt brach hierüber in schallendes Gelächter aus.

»Ach, wie gut steht Ihnen dieser Zorn! Ich bitte, zerbrechen Sie noch einige Federn.«

»Dem Fürsten Sondershain gebe ich keine Einladung.« sprach Eveline und warf sich trotzig auf das Sofa.

»Ist Ihnen der Fürst unangenehm?«

»Unausstehlich!«

»Und bilden Sie sich denn ein, daß die Welt aus lauter Arpad Belényis bestehen muß?«

Eveline sprang auf und zerriß zornig das ganze Programm.

»Nun, so soll auch Arpad zu Hause bleiben und sich hinter dem Rock seiner Mutter verstecken! Ich brauche weder ihn noch einen andern noch das ganze Konzert! Es ist aus. Ich weiß nichts mehr davon.«

Und sie warf die zerrissenen Papierstücke in den Kamin.

Da erhob sich auch der Geistliche von seinem Sitz und faßte die aufgeregte Dame an der Hand.

»Fassen Sie sich, meine Gnädige. Ich bin in einer sehr ernsten Angelegenheit zu Ihnen gekommen, die Sie, Ihren Gemahl, und ich verhehle es nicht, auch mich selbst interessiert – in einer Angelegenheit, die uns alle drei so sehr angeht, daß ich sie eine Lebensfrage nennen darf; wenn diese sich gegen uns wendet, so ist Ihr Gemahl nach Amerika, ich in mein Kloster, und Sie sind, ich weiß nicht wohin verbannt.«

Die Dame setzte sich betroffen nieder.

»Zunächst beginnen wir mit Ihrer Angelegenheit. Sie werden wissen, daß Fürst Theobald, nachdem Sie ihm sein Palais in der Maximiliangasse, das Ihnen geschenkt war, einfach zurückgegeben, für Sie Bondavärer Aktien im Nominalbetrag von einer Million deponiert hat.«

»Ich weiß kein Wort davon!« sagte Eveline erstaunt.

»Nun, das beweist, daß Sie nicht einmal daran gedacht haben, Herrn Kaulman zu fragen, was dieser fürstliche Haushalt, die prächtige Equipage, die zahllose Dienerschaft, der Wintergarten usw. kosten.«

»Ich glaubte,« sprach die Frau verwirrt, »daß meine Gage, und Herr Kaulman ...«

Ein spöttisches Lächeln auf den Lippen des Geistlichen schnitt ihre Worte entzwei. Der Geistliche fuhr fort: »Das alles hat ein Ende! Nach einem heute hier eingetroffenen Telegramm ist über den Fürsten auf Verlangen seines Schwiegersohnes die gerichtliche Kuratel verhängt worden. Die Kuratel wird ohne Zweifel auch die zu Ihren Gunsten deponierten Bondavärer Aktien mit Beschlag belegen.«

»Sei es drum!« sprach die Frau gleichmütig.

»Nun, deshalb könnte man noch einen Prozeß führen. Aber jetzt kommt das größere Uebel. Nach einem zweiten Telegramm ist das Bondavärer Bergwerk in der verflossenen Woche durch das schlagende Wetter in die Luft gesprengt worden.«

Eveline kreischte auf: »Auch das des Herrn Berend?«

Der Geistliche blickte sie erstaunt an und fuhr dann in ihren Zügen forschend fort: »Das nicht! Aber das Aktienbergwerk ist ganz zerstört. Außerdem ist ein Hauptstollen in Brand geraten, und das Löschen ist unmöglich.«

Der Geistliche entnahm aus dem zum Himmel gewandten Blick der Frau und aus ihrem tiefen Seufzer, daß sie dachte: Dank sei Gott dafür, daß nur Berend nichts geschehen ist!

»Daraus entsteht nun eine große Gefahr,« fuhr der Abt fort. »Sie haben vielleicht davon gehört, zu welchem glänzenden Ruf Kaulman durch die Bondavärer Unternehmung in der Finanzwelt sich erhoben hat. Millionen sind in realem Wert angelegt, und zehnmal soviel Millionen in idealem Wert; als Gegenstände des Börsenspiels schweben sie in der Luft. Eine solche Katastrophe, die vielleicht noch überstanden werden kann, denn wer weiß, ob es nicht möglich ist, das Grubenfeuer doch zu löschen – ist vorläufig eine genug starke Waffe in der Hand des Gegners, um Kaulman zu stürzen. – Der explodierte Stollen ist zugleich die Pulvermine der Kontermineure. Das Vermögen eines Geldfürsten liegt nicht in den Millionen, die seine eiserne Kasse verwahrt, sondern in den Milliarden, die für ihn in den Geldschränken der Fremden zur Verfügung stehen, in seinem Kredit. Ein eklatanter Fall, und alle diese Geldschränke schließen sich vor ihm, und selbst das Geld, das bei ihm unter Schloß und Riegel lag, schmilzt hin – wenn anders er sich nicht mit soviel Geld flüchtet, als er mit seinen beiden Händen aus seiner eignen Kasse nehmen konnte. Kaulman ist jetzt in dieser Lage. Heute bieten ihm alle Hände hundert Millionen an, morgen ertönt ein Schrei, und dieselben Hände pochen alle an seinem Tor, um zurück zu verlangen, was sie ihm anvertraut haben. Ob dieser Schrei sich erhebe oder nicht, das hängt jetzt von einem Menschen ab. Dieser Mensch ist Fürst Waldemar Sondershain. Er ist hier. Heute ist er angekommen. Wahrscheinlich hat er den Bondavärer Unglücksfall früher erfahren als Kaulman durch seine Direktoren, die vielleicht die Gefahr noch bekämpfen zu können hofften. Kaulmans Schicksal liegt in der Hand des Fürsten Sondershain, und ich verhehle es nicht, auch das meine. Ich war die bewegende Kraft eines ungeheuern, die halbe Welt interessierenden Projekts. Morgen sollte

auf den Geldmärkten zu Paris und Brüssel das durch Kaulman geleitete Kirchenanlehen aufgelegt werden, das vielleicht der Weltgeschichte eine neue Wendung geben könnte. Wenn Fürst Waldemar die Bondavärer Katastrophe benützt und damit Lärm schlägt, so zerfließt das Ganze wie ein Traum. Wenn er auf der Börse erscheint und ruft: Kaulmansche Aktien sechzig unter Pari! so sind wir verloren. Wenn er schweigt, so gelingt der Plan glänzend, und dann schrumpft das Bondavärer Malheur zu einer so winzigen Tatsache zusammen, die man auf dem Weltmarkt gar nicht bemerkt. Begreifen Sie nun, welche Zaubermacht ein Wort von Ihnen besitzt, was Sie tun können, wenn Sie dem Fürsten Waldemar ein Wort sagen?«

Eveline schüttelte nur stumm den Kopf und legte ihren Zeigefinger an ihre Lippen. Ein Bild vom Genius des Schweigens.

»Was? Sie wollten dies nicht tun?« sprach der Herr Abt, zu heiligem Zorn erregt. »Sie denken nicht daran, daß es Sie ein einziges Wort kostet, damit ein erhabenes Ziel erreicht werde? Sie möchten den heiligen Stuhl zusammenstürzen, auf die Engelsburg anstatt des Kreuzes die rote Fahne der Ungläubigen aufpflanzen, die Heiligen von ihren Standplätzen herabstürzen lassen – und alles um einer Weiberlaune willen?«

Eveline breitete die Arme aus, als ob sie zum Kampf mit einem Riesen schritte und rief entschlossen: »Ich kann mit diesem Menschen nicht sprechen!«

Abt Samuel war jetzt über diese Laune schon ärgerlich. Er nahm sich vor, die Frau, wenn er sie nicht überreden kann, wenigstens empfindlich zu verletzen.

Darum nahm er seinen Hut, und diesen hinter seinem Rücken in der Hand haltend, sagte er zu Eveline mit kaltem Spott: »Ich begreife Ihre Antipathie nicht. Fürst Sondershain steht ja in keiner Beziehung den Männern nach, die Sie bisher bei sich empfangen haben.«

Auf diese Beleidigung ergriff Eveline heftig die Hand des Geistlichen und sagte mit der rückhaltslosen Selbstvergessenheit des Herzens: »Herr! Ich bin noch ein Mädchen!«

Der Geistliche blickte sie erstaunt an.

Das brennende Gesicht, welches die Dame tief errötend abwandte, das jungfräuliche Niederschlagen der Augen, das kindliche Schluchzen – alles zeugte für die Wahrheit ihrer Worte.

Der Geistliche seufzte tief.

Seine ganze Größe, seine ganze Glorie fühlte er vor diesem Wort in nichts zerfließen.

Diese Idee ist ja noch größer als die Engelsburg!

Eine Frau mit dem »*stalon rouge*« am Fuß und mit der Myrte auf dem Haupt.

Die Kurtisane und die Immakulata!

Und der Geistliche verstand am besten, was der Schlüssel zu diesem Sphinxrätsel sei.

Der Geistliche fühlte sich durch dieses Wort aus seiner Bahn geschleudert.

Saulus wurde durch den Blitz nicht besser niedergeschmettert.

Er fühlte, daß alles, was ein Mann Großes, Unmögliches von Erhabenheit, Macht, Weltruf träumen kann, Rauch und Dunst ist im Vergleich zu der Höhe, von der diese Frau jetzt zu ihm herabgesprochen hat – diese Frau, die auf das Verlangen eines Mannes, dem sie Treue geschworen, die Schminke einer feilen Modedame getragen, und unter dieser Schminke die jungfräuliche Schamröte zu bewahren gewußt hat.

Er hatte nicht mehr die Absicht sie von dieser Höhe herabzureißen.

»Eveline!« sprach er zu ihr mit sanftem Ernst; »mit dem Wort, das Sie jetzt gesprochen, haben Sie mich in meine Zelle verbannt. Gut! Ich gehe in meine Zelle. Sie haben meine glänzenden Träume von weltlicher Herrlichkeit verscheucht. Gut! Ich träume nicht mehr davon. Sie haben gesagt: Ich bin noch ein Mädchen! Gut; seien Sie denn wirklich ein Mädchen. Die französischen Gesetze erkennen keine Ehe an, die nicht vor der Zivilbehörde geschlossen wurde. Ihre Ehe mit Felix Kaulman ist in diesem Lande null und nichtig. Sie sind hier Mademoiselle Eva Dirmák, nichts weiter. Sie können Herrn Kaulman sagen, daß Sie dies von mir gehört haben. Ich habe ihm den Rat gegeben, daß er mit Ihnen so verfare. Jetzt gehe ich in mein Kloster zurück, um mich mit Gott auszusöhnen.

»Eva Dirmák« stürzte zu den Füßen des Geistlichen nieder und bedeckte seine Hand mit Küssen und benetzte sie mit ihren Tränen.

»Legen Sie Ihre Hand auf mein Haupt!« schluchzte das Mädchen. »Gott segne Sie, mein Vater!«

Der Geistliche streckte nur von fern seine Hand gegen sie hin.

»O, meine Tochter, über deinem Haupt schwebt unsichtbar eine Hand, die dich schützt. Möge sie dich in Ewigkeit schirmen.«

Der Geistliche entfernte sich. Er suchte Kaulman gar nicht mehr auf. Er fuhr nach dem Bahnhofe, dort löste er eine Karte und schloß sich dann in sein stilles Kloster ein.

Die Welt hat nichts mehr von ihm gehört.

Fünfter Band.

Mann und Gatte.

Felix beeilte sich, mit dem Fürsten zusammenzukommen.

Er wartete nicht die Stunde der Abendbörse ab, wo er ihn ohne alle Zeremonie würde sprechen können, sondern suchte ihn in seiner Wohnung auf.

Waldemar ließ ihn nicht lange im Vorzimmer warten; auch die Finanzfürsten pflegen einer den Rang des andern mindestens äußerlich zu ehren.

Er empfing den Bankier in seinem Arbeitszimmer.

»Ah! Durchlaucht arbeiten?« sprach Kaulman mit obligater Freundlichkeit, sehr verwundert, daß ein Mann von so hohem Rang imstande ist, eigenhändig eine Broschüre aufzuschneiden und darin mit Rot- und Blaustiften Stellen zu unterstreichen, die ihm besonders gefallen.

Der Fürst legte die Broschüre aus der Hand und bot Felix einen Sitz an.

»In diesem Augenblick habe ich erfahren, daß Durchlaucht in Paris angekommen sind, und ich beeilte mich, der erste zu sein, der Sie begrüßt.«

»Auch ich beschäftige mich gerade mit Ihnen.«

Felix verstand sehr gut das eigentümliche Lächeln, womit der Fürst seine Worte begleitete.

»Ich komme derzeit unter dem Schutz der weißen Parlamentärfahne in das Hauptquartier des Feindes.«

Der Fürst dachte bei sich: Ich weiß es, die Fahne ist ein gesticktes Batisttuch mit dem Buchstaben »E« in einer Ecke.

»Selbst größere Mächte als wir sind, haben sich schon ausgesöhnt,« begann Felix, »und aus Gegnern wurden Bundesgenossen, wenn sie sich in einem gemeinsamen Interesse begegneten.«

»Und was wäre für uns ein gemeinsames Interesse?«

»Das von mir projektierte Anlehen.«

Der Fürst sagte hierauf nichts, sondern antwortete bloß mit einem verletzenden Lächeln, das den Bankier ganz aus der Fassung brachte.

»Herr!« sprach Felix, indem er sich von seinem Sitz erhob, um seine Ansichten mit größerer Emphase vorzubringen; »es handelt sich um ein zum Wohl des heiligen Stuhles abzuschließendes Anlehen! Und ich weiß wohl, daß Sie ein eifriger Katholik sind!«

»Wer mag mich verraten haben?«

»Außerdem sind Sie ein geborener Aristokrat. Sie können nicht zugeben, daß während ein bureaukratischer Minister die Kirchengüter in Ungarn einfach in die Tasche zu stecken sich anschickt, unterdessen andererseits ein Freimaurergesindel das Patrimonium des heiligen Petrus der Sansculottecanaille als Beute hinwerfe, während wir jetzt mit einem Schlage beides verhindern können. Sie sind ein Edelmann!«

»Was bin ich noch alles?«

»Und schließlich sind Sie auch Finanzier. Es kann Ihnen unmöglich entgangen sein, daß dieses Anlehen eine der größten, rentabelsten Unternehmungen ist. Sie sind ein kluger Mann, der zu rechnen weiß.«

»Bin ich noch etwas?«

Felix ließ sich durch Waldemars kalten Sarkasmus nicht aus der Fassung bringen, und mit einer schnellen Wendung, mit dem Ausdruck der süßesten Freundlichkeit im Gesicht reichte er Waldemar seine Hand hin.

»Und der liebste Freund des Hauses Felix Kaulman.«

Er riskierte es, daß man auf dieses Wort entweder in seine Hand einschlägt und seine Freundschaft annimmt, oder ihm eine Ohrfeige gibt.

Es passierte ihm noch etwas Schlimmeres als das letztere.

Der Fürst nahm von seinem Tisch die Broschüre, in der er soeben gewisse Zeilen blau und rot unterstrichen hatte.

»Nun, mein lieber katholischer Glaubensgenosse, mein aristokratischer Standesgenosse, mein Berufsgenosse als Finanzmann und mein liebster Freund – werfen Sie einen Blick in diese kleine Broschüre, und finden Sie darin die Antwort, die ich Ihnen zugeben habe. Ich bitte, machen Sie sich es bei mir bequem.«

Während Felix die ihm in die Hand gegebene Broschüre durchlief, hatte Waldemar Zeit, sich die Nägel zu feilen.

Felix legte die Broschüre nieder.

»Das soll meine Biographie sein?«

»Wie das Titelblatt zeigt.«

»Sind Durchlaucht selbst der Verfasser?«

»Ich habe die Daten geliefert.«

»Hier sind Geschäfte aller Art aufgezählt, mit welchen ich angeblich dem Publikum Sand in die Augen gestreut hätte, bis zum Bondavärer Unternehmen, in welchem ich durch eine falsche Bilanz und eine fingierte Dividende von den Kapitalisten zehn Millionen zusammenbekommen hätte, die jetzt durch die Katastrophe verloren sind. Das ist ein grausames Pamphlet.«

»Ist es vielleicht nicht wahr?«

»Es ist wahr! Ich habe in Ew. Durchlaucht meinen getreuen Geschichtschreiber gefunden. Aber lassen Sie mich meine Biographie fortsetzen. Ich kann den gestern verursachten Schaden morgen wieder gutmachen; das schlechte Geschäft wird durch ein gutes wieder ausgeglichen. Eine kleine Niederlage wird durch einen großen Sieg gedeckt. Was bezwecken Ew. Durchlaucht mit dieser Broschüre?«

»In der Stunde, in welcher Sie Ihr Anlehen auf der Börse auflegen, verteile ich diese Broschüre im Parkett und in der Kulissee und beginne die Kontermine damit, daß ich die Streichung Ihrer Aktien aus dem Kurszettel veranlasse.«

»Das habe ich im voraus gewußt, und ebendeshalb bin ich hierher gekommen, um es zu verhindern.«

Felix Kaulman wollte mit dem häufigen Zwinkern seiner Augen seine Erbitterung ausdrücken; er steckte die Hand in seine Weste und fuhr mit gedämpfter Stimme fort: »Herr, wenn Sie wollten, daß ich vor Ihren Augen sterbe, so haben Sie Ihren Zweck erreicht.«

Waldemar brach in schallendes Gelächter aus und klopfte Kaulman auf die Schulter.

»Ich bitte Sie, spielen Sie mir keine Komödie vor. Sie sind nicht zu mir gekommen, um sich vor meinen Augen eine Kugel durch den Kopf zu jagen, sondern um mir etwas zu verkaufen. Sie sind ein ruiniertes Schwindler, der noch ein letztes Kleinod besitzt: einen wunderbaren schwarzen Karfunkel, den Sie unter einem Steinkohlenhaufen gefunden, glatt geschliffen, vielfach mit Gewinn verkauft haben und der jetzt in Ihre Hände zurückgelangt ist; Sie wissen wohl, daß ich in diesen Ihren Schatz vernarrt bin, daß ich bereit bin, darauf gegen die ganze Welt zu lizitieren; deshalb sind Sie hergekommen! Nun verstehen wir einander. Ich unterhandle mit Ihnen. Was ist der Preis?«

Der Fürst warf sich in seinen Fauteuil und forderte jetzt Kaulman nicht mehr auf, sich ebenfalls zu setzen.

Auch dieser gab jetzt sein Pathos auf und nahm sein natürliches Gesicht wieder an, wenn bei ihm überhaupt von einem Gesicht gesprochen werden darf.

»Zunächst diese Broschüre!« sagte er, die Hand auf die Flugschrift legend.

»Gut! Sie sollen sie haben – tausend Exemplare samt dem Manuskript. Sie können damit einheizen, wenn Sie sie nicht zum Andenken aufbewahren wollen.«

»Zweitens,« fuhr Felix fort, »geben Sie die Kontermine auf; an den drei Tagen der Subskription des Anlehens führen Sie gegen mich und meine Geschäftsgenossen kein Manöver aus. Im Gegenteil werden Sie selbst unter den ersten Subskribenten mit einem Ihres Namens würdigen Betrag figurieren.«

»Gut!« sagte der Fürst, »wir werden uns miteinander verständigen! Doch hören Sie jetzt meine Modifikationen. Am ersten Tag der Zeichnung des Anlehens unternehme ich nichts gegen Sie, aber ich zeichne auch nichts. Am zweiten Tage tue ich Ihnen auch nichts, aber ich leiste Ihnen auch keinen Vorschub. Am dritten Tage zeichne ich eine Million, und von dann ab weiter poussiere ich Ihre Unternehmungen so, als ob ich Ihr bester Freund wäre.«

»Aber warum nicht gleich am ersten Tage?«

»Ich werde Ihnen gleich sagen, was an den ersten zwei Tagen geschieht. Noch heute setzen Sie Madame davon in Kenntnis, daß Fürst Theobald unter gerichtlichen Sequester gekommen ist und daß sie im Hotel des Fürsten Theobald nicht mehr wohnen kann. Madame war schon einmal so großherzig, Theobald sein Palais samt allem, was es enthielt, zurückzugeben, sie wird es auch zum zweitenmal tun und zu ihrem Gemahl zurückgehen. Der Gemahl feiert den Tag der Aussöhnung mit einer glänzenden Soiree, zu der er den besten Freund seines Hauses einladet.«

Der Fürst legte hier den Zeigefinger mit einer bedeutungsvollen Bewegung auf seine eigene Brust. »Der Freund wird bei dieser Gelegenheit Madame die Abbildung jenes prachtvollen Sommerpalais zeigen, das am Ufer des Comosees seiner Herrin wartet, die ein großes Bedürfnis nach Luft- und Gemütsveränderung hat.«

»Sie sind sehr zart.«

»Loben Sie mich nicht, ich bitte. Der zweite Tag dient dazu, damit Herr Felix Kaulman Madame darüber aufkläre, daß in Frankreich zur Giltigkeit einer Ehe der Zivilvertrag unerläßlich ist. Daher gehen Sie mit ihr zum Notar und lassen die Zivilverbindung vollziehen.«

»Aber, Herr!« rief Kaulman mit dem Ausdruck wahren Entsetzens im Gesicht und fuhr zurück, »warum wollen Sie das?«

»Warum!« sprach der Fürst, und jetzt stand auch er von seinem Sitz auf, um seinem Opfer besser unter die Nase reiben zu können, was er ihm zu sagen hatte, »darum, damit Sie, schlauer Spekulant, nicht tun können, worauf Sie gerechnet haben; Sie nehmen in einem Lande ein schönes Gesicht und wollen es in einem andern Lande, wo dies angeht, von sich wegwerfen. Ich will, daß Sie Madame Ihren Namen nie und nirgends wegnehmen können. Denn sonst würden Sie mir am vierten Tage ins Gesicht lachen und sagen: Was ich dir gegeben habe, das hat ja niemals mir gehört! Ich will auch die Fassung des Diamanten, ich lasse diesen nicht aus Ihrem Trauring herausbrechen, sondern ich will ihn mit diesem zusammen sehen.«

Kaulman konnte seine Verlegenheit nicht verbergen.

»Diese Laune ist mir unbegreiflich, Herr!«

»Ich verstehe Sie, und wenn Sie wollen, so können auch Sie es. Ich bin in dieses Weib wahnsinnig verliebt, und sie kann mich nicht ausstehen. Ich weiß den Grund davon, Sie aber ahnen ihn gar nicht. Ihre Gemahlin ist ein tugendhaftes Weib! Sie staunen darüber, nicht wahr? Es ist nicht Ihr Verdienst, daß sie tugendhaft blieb, sondern das Verdienst des Fürsten Theobald. Das hat mir Theobald gesagt. Er hat die Dame schwören lassen, daß sie mich niemals empfängt. Armer Alter! Er hat geglaubt, seine Tochter mit mir auszusöhnen, wenn ich auf Eveline verzichte. Er war ein schlechter Psycholog, denn damit hat er ja meine Leidenschaft nur noch mehr angefacht. Einer Gefallenen läuft man nicht von einem Land ins andre nach. Ich hätte sie längst vergessen. Aber ich verfolge sie, weil man mir das Geheimnis ihrer Reinheit verraten hat. Ich bete dieses Weib an, weil sie glänzend, weil sie rein, weil sie strahlend ist; dieser durchsichtige Glanz bedarf eines Titels, eines authentischen Stigmas, dieser Titel ist Ihr Name. Jetzt wissen Sie, was ich von Ihnen verlange!«

»Fürst! Sie haben teuflische Einfälle! Sie wollen mich an meine Schmach festbinden!«

»An Ihre Schmach! wer hat Sie denn auf den Markt gerufen, auf welchem man Schmach verkauft und kauft? Was biete ich Ihnen an? Etwa nicht, daß der Name Kaulman hoch geschätzt werden soll? O, an dem Namen Kaulman darf nicht der geringste Makel haften. Der Chef der Firma Kaulman wird ein wackerer, respektabler Mann sein – draußen in der Welt eine Notabilität, auf der Börse ein Zensor, ein solider Mann, zu Hause ein ehrsames Familienoberhaupt. Was er draußen in der Welt wirklich ist, daß wissen nur wir zwei; und was er zu Hause ist, das wissen nur wir drei.«

Kaulman wollte die Aufregung eines inneren Kampfes zur Schau tragen.

»Ei! Herr, reiben Sie nicht Ihre Augen und Ihr Gesicht!« sprach der Fürst, »ich werde Ihnen deshalb doch weder glauben, daß Sie weinen, noch daß Sie erröten. Die Zeit ist kurz, es wird besser sein, wenn Sie eilen, sie zu benützen.«

Das ist wirklich wahr. Eile ist nötig. Darum erließ sich Herr Felix die mit Haarausraufen verbundene Schlußszene des mit der Verzweiflung kämpfenden Ehrgefühls, und den günstigen Handel als vollendete Tatsache betrachtend, reichte er Waldemar die Hand.

Aber Waldemar drückte ihm die Hand doch nicht. Er dankte für die Ehre.

»Schreiben Sie's nur unter Ihre übrigen Schlüsse in Ihr Notizbuch; es ist nicht notwendig, daß wir uns die Hand geben. Die Daten setzen Sie genau hin. Wenn ich morgen bis ein Uhr mittags von Ihnen die Einladung zur Soiree bekomme, so erscheine ich übermorgen nicht auf der Börse. Wenn ich übermorgen bis ein Uhr mittags von Ihrem Notar die offizielle Mitteilung über die Ziviltrauung erhalte, so gehe ich wieder nicht auf die Börse. Und wenn am vierten Tag bis ein Uhr mittags Ihr Bevollmächtigter mir die Nachricht bringt, daß Sie in Angelegenheit des Anlehens nach Brüssel abgereist sind, und Sie mir den Schlüssel Ihrer Wohnung mit der Bitte schicken, ich möge Sie hier als Ihr Geschäftskompagnon vertreten, so erscheine ich auf der Börse und ver helfe dem Anlehen zu einem glänzenden Erfolg. Jetzt weinen oder lachen Sie nach Belieben, aber nur nicht hier in meinem Zimmer.«

Eva Dirmak.

Herr Kaulman hatte also seine Angelegenheit mit dem Fürsten Waldemar aufs beste geordnet.

Der Fürst ist in der Tat in Eveline vernarrt.

Seitdem er sie in St. Eustache singen hörte, wäre er sogar imstande ihr in eine Wüste zu folgen, in einer Höhle zu wohnen und von Heuschrecken zu leben, wie der heilige Antonius – wenn nur sie dabei der versuchende Geist wäre.

Kaulman hat es bei ihm zu einem vollständigen Erfolg gebracht.

Der Fürst wird sich nicht an die Spitze der Kontermine stellen, er wird die Bondavärer Katastrophe nicht benützen, die Unternehmungen des Hauses Kaulman nicht stürzen.

Im Gegenteil, er wird auf der Wiener Börse die Panik die auf die Nachricht von dem Unfall entstehen muß, zerstreuen und den Kurs der Papiere aufrecht halten. Er verhindert nicht, daß das Kirchenanlehen in Paris und Brüssel aufgelegt werde, und wird sogar auch selbst unter den Zeichnern mit einem möglichst großen Betrag figurieren.

Und was kostet dieses alles? Nichts! Ein schönes Wort, von einer schönen Frau gesprochen.

Noch einmal sollen sie ihren Zauber ausüben, diese schwarzen Diamanten, Evelinens schwarze Augen. Dann möge sie der besitzen, der dafür am meisten gegeben hat!

Kaulman wartete lange auf die Rückkunft des Geistlichen, und als es ihm zu lange wurde, entschloß er sich selbst zu seiner Frau zu gehen.

Er fand sie nicht zu Hause. Der Portier sagte, sie sei ins Theater gegangen.

Kaulman hatte vergessen, den Theaterzettel anzusehen; erst jetzt erfuhr er, daß Eveline heute spielte.

Er fuhr zum Opernhause.

Zunächst lief er in die Loge seiner Frau, in der nur die Gesellschafterin war.

Er überschaute von dort den Zuschauerraum. Im Parterre waren Claqueurs genug, und in einer der Proszeniumslogen erblickte er den Fürsten Waldemar.

Ah! der Fürst wußte es besser als er, daß Eveline heute singt.

Dann ging er auf die Bühne; man kannte ihn dort als den Gemahl der Frau und ließ ihn in Evelinens Ankleidezimmer ein.

Eveline war im Kostüm und erwartete ihre Szene.

Als sie Kaulman erblickte, wandte sie sich trotzig ab. Was stört er sie jetzt, da sie in der Ausübung ihres Berufs begriffen ist?

»Ich bin gekommen, um Ihnen guten Abend zu sagen, Madame.«

»Dazu hätten Sie bis morgen früh Zeit gehabt.«

»Was? Mit dem guten Abend! Haha!«

»Nein, mit dem Gruß. Sie wissen, daß ich vor dem Auftreten immer so befangen bin.«

»Ich wollte nicht damit zögern, Ihnen zu sagen, daß die Creme der Gesellschaft sich um Eintrittskarten zu Ihrem wohltätigen Konzert reißt. Haben Sie eine für mich auf die Seite gelegt?«

Herr Felix war lauter Liebe und Freundlichkeit.

»Ich habe keine auf die Seite gelegt.«

»Ah! Und warum nicht!« fragte er mit naivem Klagen.

»Weil aus dem ganzen Konzert nichts wird. Ich habe es aufgegeben.«

Das Gesicht des Herrn Felix zog sich auf einmal in die Länge.

»Wollen Sie nicht so freundlich sein, mir den Grund zu sagen?«

»Nach der Vorstellung. Jetzt kommt meine Szene und ich muß auf die Bühne gehen.«

Hiermit entfernte sie sich aus dem Ankleidezimmer und verbrachte die Zeit bis zu ihrem Auftreten zwischen den Kulissen.

Kaulman nahm eine andre Kulisse in Beschlag, von der aus er sowohl auf seine Frau als auch in die Proszeniumsloge sehen konnte.

Eveline spielte nicht gut und sang nicht gut. Sie hatte Trema. Sie intonierte nicht allein schlecht, sondern ließ auch ganze Noten fallen. Sie war sichtlich befangen.

Aber deshalb applaudierte die gut organisierte Claque doch so stark, daß das Haus erzitterte, und Fürst Waldemar applaudierte in seiner Loge so eifrig, als ob er am besten dafür bezahlt würde.

Nach der Schlußarie aber flogen aus Waldemars Loge zahlreiche Kränze und Buketts vor Evelinens Füße hin.

Eveline hob nichts davon auf und eilte in ihr Ankleidezimmer.

Kaulman ging ihr nach.

»Warum haben Sie nicht einen einzigen von den vielen schönen Kränzen aufgehoben?« fragte er sie.

»Weil ich sie nicht verdiente. Ich fühle es, ich weiß es, daß ich schlecht gesungen habe.«

»Aber wenigstens um des Spenders willen hätten Sie einen seiner Kränze aufheben sollen.«

»So? Sie verlangen das so sehr?«

»Ich?«

»Nun ja! Ich glaube, daß Sie mir alle Kränze werfen lassen, die ich bekomme.«

»O nein! Haben Sie es denn nicht gesehen? Sie sind alle aus einer Loge gekommen. Haben Sie den nicht erkannt, der in jener Loge saß?«

»Ich habe nicht hingesehen.«

»Es ist Fürst Waldemar.«

»Ah! Derselbe, der Ihnen so feindlich gegenübersteht, der Sie stürzen will?«

»O, er hat sich bereits bekehrt, er ist ganz umgewandelt, er ist jetzt unser bester Freund.«

»Unser Freund? Wen verstehen Sie unter ›unser‹?«

»Sowohl mich als auch Sie.«

»Ich danke! Ich verzichte auf meinen Teil!«

»Den werden Sie aber schwer absondern können! Denn er ist nun einmal mein guter Freund, und mein Haus steht ihm offen.«

»Aber mein Haus ist ihm verschlossen.«

»So bin ich denn genötigt, Ihnen eine unangenehme Entdeckung zu machen. Sie sind mit Ihrer Rolle fertig, nicht wahr? Sie regt Sie nicht mehr auf ...«

»Sprechen Sie nur,« sagte Eveline, vor dem Spiegel die Schminke von ihrem Gesicht waschend, »ich höre.«

»Sie werden nicht mehr lange ein eignes Haus halten können. Fürst Theobald ist unter Kuratel, und wie Sie mit Ihrem Verstand leicht erraten konnten, hatten Sie Ihr Pariser Hotel seiner freundschaftlichen Fürsorge zu verdanken. Das hört jetzt auf. Mir aber gestatten meine Umstände nicht, für Sie einen besondern Haushalt einzurichten, und so werden wir genötigt sein, gemeinsam zu wohnen, und da tritt natürlich die Notwendigkeit ein, daß diejenigen, die in meinem Salon willkommen sind, auch Ihre Gäste seien.«

Eveline legte ihr königliches Kostüm ab, nahm das Diadem von ihrem Kopf und die strahlenden Armbänder von ihren Armen.

»Und glauben Sie,« sagte sie, ihm nur halb zugewandt, »daß, wenn ich das prächtige Hotel verlassen muß, ich mir nicht in Paris ein Mansardenstübchen nehmen kann, das eine Tür und an der Tür einen Riegel hat, den ich vorschieben kann, wenn was immer für ein Fürst der Welt hinkommt?«

Kaulman ließ es aufs äußerste ankommen. Er zwang sich nicht mehr freundlich zu scheinen.

»Ich mache Sie aufmerksam, Madame, daß es in Frankreich unangenehme Gesetze gibt, welche die Gattin zwingen, bei ihrem legitimen Gatten zu wohnen, mit ihm zu reisen, ihm zu gehorchen.«

Eveline war eben damit beschäftigt, die vergoldeten Sandalen von ihren Füßen abzulösen.

Sie sah Kaulman mit ihren schwarzen durchbohrenden Augen an.

»Ich aber mache Sie aufmerksam, mein Herr, daß es in Frankreich unangenehme Gesetze gibt, nach welchen die nur vor dem Altar und nicht mittels eines Zivilvertrages geschlossene Ehe eines französischen Bürgers null und nichtig ist.«

Kaulman sprang auf, wie von einer Tarantel gestochen.

»Was sagen Sie?«

Eveline zog die vergoldeten Sandalen von ihren Füßen. Und als sie in einem Unterkleide und barfuß dastand, warf sie Kaulman die Sandalen vor die Füße.

»Daß ›dies‹ noch Ihnen gehört; ich aber ›Demoiselle Eva Dirmák‹ gehöre mir selbst an.«

»Wer hat Ihnen das gesagt?« fragte der Bankier, bleich vor Entsetzen.

»Derselbe, der Ihnen den Rat gegeben hat, so mit mir zu verfahren.«

Kaulman stützte sich schwindelnd auf den Tisch.

»Und jetzt,« sagte Eveline, mit der Hand winkend, »wissen Sie, daß dies das Ankleidezimmer des Fräulein Dirmák ist!«

Kaulman ließ sich das nicht zweimal sagen, sondern nahm seinen Hut und lief fort.

Er eilte dann so sehr, daß er gewiß nicht eher Rast hielt, als bis er irgendwo fiel.

Alles war verloren, keine Hilfe mehr möglich.

Es war so, wie der Abt es gesagt hatte.

Gestern war er noch der Herr vieler Millionen. Hundert Millionen wurden ihm angeboten, daß er sie annehme; morgen werden tausend Hände sich ausstrecken, um was sich noch vorfindet in Atome zu zerreißen, für Millionen Groschen zu nehmen.

Er hatte keine andere Wahl, als sich eine Kugel durch den Kopf zu jagen oder in seine Kasse hineinzugreifen, daraus zu entwenden, soviel er eben schnell nehmen konnte und zu entfliehen.

Kaulman wählte das letztere und entfloh.

Vernichtet.

Eveline fühlte sich wie jemand, dem es nach einem schlecht begonnenen Leben beschieden war, neu geboren zu werden.

Sie ist keine Frau mehr.

Sie ist aber auch keine Witwe, die über dahingeschwundene Freuden zu weinen hat.

Sie ist ein Mädchen, vor welchem sich das blumige Feld des Lebens ausbreitet; sie weiß nur nicht, welche von den vielen Blumen sie pflücken soll.

Sie erwachte, das Herz voller Wünsche, Hoffnungen und namenloser Träume. Ein reizvolles Rätsel, das seiner Lösung harrt.

Als sie am andern Tage erfuhr, daß Kaulman entflohen sei und nicht mehr zurückkehren könne, fühlte sie die Fesseln von sich abfallen.

Der wilde Vogel ist aus seinem Bauer entkommen.

Wohin fliegt der wilde Vogel, wenn er die freie Luft unter seinen Flügeln fühlt? Denkt er daran, wie glänzend das Bauer war, das ihn gefangen hielt? – wie sanft ihm sein Herr schmeichelte, wie reichlich er genährt wurde, wie er geschützt war gegen Frost und Verfolger, wie schön man ihn singen lehrte?

Der wilde Vogel denkt nur daran, fortzufliegen.

Es ist möglich, daß er draußen zerrissen wird, erfriert oder gar nicht mehr weiß, seine Nahrung auf der Erde zu suchen, aber er fliegt doch fort. Er sucht einen Strauch. Er sucht sein Nest.

Eveline dachte nicht daran, daß der Ruf von Kaulmans Flucht auch ihren Ruf mit sich schleppte; daß jedermann fragte, wem die schöne Frau nun zufallen werde – die schöne Frau, die im Salon eine größere Rolle spielt als auf der Bühne und hier nur als Dilettantin, dort als geübte Künstlerin erscheint.

Wen wird sie zu ihrem neuen König wählen? Denn das rebellische Reich, dessen Name »schöne Frau« ist, behält sein Königswahlrecht ewig bei. Da ist die Decheance-Akte bald geschrieben. Es ist eine seltsame konstitutionelle Monarchie, mit einem Ministerium, das dem König nicht verantwortlich ist, und wo die Begriffe von der Zivilliste den unsrigen diametral entgegengesetzt sind.

Jetzt hat sie also niemanden. Das Haus ist leer und das Herz voller Freude, die noch keinen Namen hat. Welchen Namen soll sie ihr geben?

An wen soll sie denken? Wer ist ihr am nächsten?

Wem soll sie am ehesten sagen, daß sie glücklich, unendlich glücklich, daß sie ein neuer Mensch, daß sie frei ist?

Auf ihrem Tisch lag Arpads Visitenkarte.

Sie ließ einspannen, gab ihrem Bedienten die Adresse und fuhr weg, um Belényis zu besuchen.

Diese wohnten weit draußen in einer Vorstadt von Paris, in der es noch ebenerdige Häuser gibt.

Frau Belényi liebte es, in einem ebenerdigen Hause zu wohnen. Auch ihr Haus, das man ihr weggenommen hat, war ein solches.

Außerdem war noch etwas Gutes daran.

In welcher großen Stadt immer sie sich niederließen, damit Arpad da Konzerte oder Klavierunterricht gebe, richtete seine Mutter überall es so ein, daß sie eine Wohnung mit einer Küche bekam, um selbst kochen und mit ihrem Sohn zu Hause essen zu können. Sie tat es, damit er sich der mütterlichen Aufsicht nicht entwöhne und nicht in schlechte Gesellschaften gerate, mit welchen er beim Gasthausleben gewiß zusammenkommen würde.

Frau Belényi kochte natürlich selbst, und Arpad ging nichts über die von seiner Mutter bereiteten Speisen, so daß man ihn nur zu einem vornehmen Diner zu laden brauchte, wenn man ihm weh tun wollte. Wenn es nur irgendwie möglich war, so entschuldigte er sich damit, daß er nirgends als zu Hause essen könne, weil er homöopathisch lebe.

Er konnte doch zu den ihn invitierenden Herrschaften nicht sagen: Ich danke, aber meine Mutter hat Bohnen mit Schweinsohr gekocht, und dieses Gemüse möchte ich nicht für alle eure kostbaren Speisen versäumen.

Es kostete dem Kutscher und dem Bedienten Evelinens große Mühe, die Gasse in der Gegend des Montmartre zu finden, in der Belényis ihre Wohnung aufgeschlagen hatten.

Eveline ließ ihre Equipage nicht in die Gasse hineinfahren; an der Ecke stieg sie ab und ging in Begleitung ihres Bedienten zu Fuß, das Haus zu suchen.

In einem primitiven Gebäude, das rückwärts noch an einen Garten stieß, hatte Frau Belényi zwei Zimmerchen gemietet, die eine Küche voneinander trennte.

Eine Dienstmagd, die im Hof Wäsche wusch, zeigte Evelinen das Zimmer, in dem der junge Herr wohnte.

Eveline öffnete leise die Küchentür und bemerkte, daß auch die Tür des Hofzimmers sich plötzlich öffnete, aber nur so weit, daß eine Frau, die sich darin aufhielt, forschend herausblicken konnte.

Das wird gewiß Arpads Mutter sein, die wissen will, wer zu ihrem Sohn auf Besuch kommt.

Eveline schlüpfte auf den Zehen zur andern Tür und öffnete sie geräuschlos. Sie wollte Arpad überraschen.

In Arpads Zimmer herrschte eine überraschende Nettigkeit und Wohnlichkeit. Man sah es, daß hier die Hand der Mutter waltete. Den Tisch, die Wände zierten von hohen Herrschaften gespendete Andenken: Becher, Schnitzwerke, antike Waffen, klassische Gemälde; in dem Fenster standen Blumen in vollem Flor, im Schrank eine prächtige Bibliothek.

Die Mutter hatte alles so geordnet, daß ihr Sohn es liebte, zu Hause zu sein. Das gemietete Klavier war eines der besten Fabrikate Everards und stand eben offen.

Und vor diesem Klavier saß Arpad, mit dem Rücken gegen das Instrument zu und malte auf einem kleinen Tischchen.

Der Klavierkünstler malt!

Viele Künstler haben solche Mucken; einer ist ein berühmter Maler und liebt es, seine Nachbarn mit Violinspielen zu quälen, ein anderer ist ein ausgezeichneter Musiker und pfuscht den Versemachern ins Handwerk, ein dritter, der Romandichter ist, liebt es Marmor und Elfenbein zu verderben, indem er schlechte Bildhauerwerke meißelt und schnitzt.

Und was malt Arpad?

Eveline schlüpfte leise hinter seinen Rücken. Aber das Rauschen des Seidenkleides verrät sie; Arpad fährt erschrocken auf und verschließt das Gemälde schnell in die Schublade. Eveline sieht nur, daß es irgendein Porträt sei.

»Ah! Sie sind es,« stammelt Arpad verlegen. »Ich glaubte, es sei meine Mutter.«

»Aha! Haben Sie wieder etwas getrieben, was verboten ist? Die Mutter erlaubt Ihnen nicht zu malen, nicht wahr? Was ist das aber auch für eine tolle Idee, daß ein Klavierkünstler die Zeit mit Malen verbringt? Und was haben Sie denn gemalt?«

»Eine Kleinigkeit. Eine Blume.«

Wie er lügt! Es war ein Porträt.

»So geben Sie es mir, wenn es eine Blume war.«

»Das gebe ich nicht her.«

»Aber wenn es eine Blume war!«

»Ich gebe Ihnen das Bild nicht.«

»Nun, seien Sie doch nicht böse auf mich. Sagen Sie mir lieber, daß ich mich setzen soll.«

Arpad war aber in der Tat böse auf sie. Was hatte sie es nötig, ihn jetzt zu stören? Ein andres Mal wäre sie ihm vielleicht sehr willkommen gewesen.

Aber diese Einleitung verdarb die ganze weitere Schäferstunde.

Das Porträt war nicht Evelinens Bildnis.

»Setzen Sie sich zu mir, sonst glaube ich, daß Sie sich vor mir fürchten. Sehen Sie, ich habe erwartet, daß Sie heute zu mir kommen und mir Ihre Meinung über mein gestriges Spiel sagen werden; da Sie aber nicht gekommen sind, so habe ich Sie aufgesucht. Nun, was sagen Sie? Nicht wahr, ich habe schlecht gesungen?«

»Sehr schlecht!« antwortete Arpad verdrießlich. »Sie machen Rückschritte, Sie vergessen, was Sie gelernt haben. Ich schämte mich Ihrethalben! Und erst das Spiel! Ich glaubte, ich befände mich in einem Automatentheater.«

»Sehen Sie, ich war in einer sehr schlechten Gemütsverfassung. Ich hatte häusliche Unannehmlichkeiten, dermaßen, daß ich mich von Kaulman ganz getrennt habe.«

»Nun, der ganze Kaulman ist Ihnen gewiß nicht Grund genug, seinethalben einen falschen Ton zu fügen, und Sie können sich von ihm trennen, ohne dadurch aus dem Takt zu kommen. Möge Kaulman bei seinen Millionen sitzen. Sie haben sich bisher nicht viel um ihn gekümmert.«

Arpad wußte noch nicht, was mit Kaulman vorgegangen war. Die Nachricht war noch nicht bis zum Montmartre gedrungen.

»Und wenn Sie sich nur keine Kränze werfen ließen, wenn Sie so schlecht singen!«

Eveline war an ihrer empfindlichen Seite und sehr ungerecht verletzt.

Fast weinend entschuldigte sie sich.

»Ich bitte, ich lasse mir ja die Kränze nicht werfen.«

»Nun, so tut es einer Ihrer Verehrer, ein verrückter Fürst. Das kommt auf eins heraus. Schön sein, schlecht singen und Kränze bekommen, daß sind drei Verbrechen in einer Verbindung, welche die Welt nie voneinander trennen läßt.«

»Gut; schelten Sie mich, zanken Sie mich aus, mein verdrießlicher alter Professor! Wissen Sie noch etwas Schlechtes von mir?«

Arpad begann zu lächeln und reichte Evelinen die Hand.

»Vergebung, schöne Frau! Die bisherigen Grobheiten waren das Gezanke des Lehrers gegenüber der Schülerin. Das wäre getan. Jetzt seien wir wieder Kinder und plaudern wir. Soll ich das Damenbrett bringen? Wollen Sie mit mir ›Hännsel‹ spielen oder das Handspiel?«

Dieser heitere Ton erwärmte Evelinens Gemüt wieder.

Sie lachte und schlug Arpad auf die neckende Hand.

»Was werden Sie nun beginnen, wenn Sie Herrn Kaulman fortgejagt haben? Werden Sie wieder heiraten? Kriecht schon ein neuer Mann aus der Erde? Ich glaube, Männer entstehen wie Pilze. Oder halten wir die Autonomie der Künstlerin aufrecht?«

Eveline schlug die Augen nieder und wurde nachdenklich.

»Ich habe niemanden,« sprach sie traurig.

»Hm! Das bedeutet aber nicht: Ich bin für niemanden da!«

»Es bedeutet so viel. Ich will auch niemandem angehören. Ich werde nie jemanden zum Herrn über mich machen, der nicht mit mir von gleichem Stande ist! Sehen Sie. Das Kohlenträger-

mädchen, das barfuß aus dem Bergwerk entlaufen ist, behält seinen Rang bei. Ein Mann, dem ich je in meinem Herzen Raum gebe, muß frei und unumschränkt sein, so wie ich es bin. Er darf von keinem Herrn, von nichts als von seinem Genie abhängen. Er soll nicht wegen seines Geldes, sondern um seines eignen Glanzes willen bewundert werden. Er soll ein Künstler und stolz sein.«

Das war Geständnis genug für einen, der es versteht.

Arpad verstand es. Er wurde sehr mißgestimmt darüber.

»Hm! Schöne Frau! dann haben Sie einen Weg eingeschlagen, auf welchem Sie einem solchen Mann nicht begegnen werden.«

»Was wollen Sie damit sagen?«

Arpad erhob sich von seinem Sitz.

»Daß das Künstlervolk vom Leben gewisse bizarre Begriffe hat. Sehen Sie diesen schönen antiken Becher auf meinem Tische da, ich habe ihn vom Fürsten Demidoff bei Gelegenheit eines Konzerts zum Geschenk erhalten. Er hatte ihn wieder von einem Ahnherrn geerbt, der ihn vom Zar Peter dem Großen zum Geschenk bekommen hatte. Es ist eine berühmte Reliquie, ein klassisches Werk. Herrscher, Prinzen tranken daraus. Ich halte ihn auch in Ehren, ich bewahre darin meine Visitenkarten auf. Aber bei Tisch benutze ich zum Trinken ein einfaches Glas, das ich um fünfzehn Sous gekauft habe und aus welchem außer mir noch nie jemand getrunken hat.«

Eveline errötete tief auf diesen grausamen Ausspruch.

Arpad aber hatte sich vorgenommen, ihr noch weiter zu erklären, was er eben gesagt hatte.

»Sie, schöne Frau, suchen einen Künstler, der stolz, frei, der unbeschränkter Herr seiner selbst ist, der durch sein Genie glänzt, und Sie bilden sich ein, daß ein solcher stolzer, freier Mann an Ihrer Seite sitzen werde, wenn Sie in den Champs Elysées spazieren fahren und die Welt hinter sich sagen lassen: Der dort ist der Gesalbte Apollos, aber die Pferde, die seinen Wagen ziehen, sind nicht Nachkommen des Pegasus, der mit seinem Hufschlag die Hippokrene hervorgerufen hat, sondern die Vollblutpferde des Fürsten X., und was an seiner Frau strahlt, das ist nicht der Ruhm ihres Namens, sondern es sind die Diamanten des Marquis Y! Werden Sie einen solchen Mann finden, schöne Frau?«

Arme Eveline! Zu ihrem Unglück unternahm sie es, sich gegen diesen grausamen Knaben zu verteidigen.

»Und wenn ich die Diamanten, die ganze fremde Pracht von mir werfe, alles, was nicht mein ist, was ich nicht verdient habe, wozu ich so gelangt bin, daß ich dafür nichts gegeben habe, nicht einmal ein dankbares Lächeln – wenn ich dann nichts sein werde, als was ich durch mich selbst bin, eine Künstlerin; wenn ich Tag und Nacht arbeite, um mein Talent auszubilden, damit an mir nichts anderes glänze als meine Kunst –?«

Arpad sagte ihr hierauf, was sie bisher noch nicht gewußt hatte.

Kinder und Narren sagen die Wahrheit! Und in Arpad war von beiden etwas. Er war ein Kind zufolge seiner Jugend, und ein Narr zufolge des angestammten Künstlerrechts.

»Schöne Frau! Sie werden nie, aber niemals eine Künstlerin sein. Sie gehören zu jenen Stieftöchtern der Muse, welchen alle Fähigkeiten in Fülle gegeben sind, nur eine nicht: der Mut dazu. Sie singen wunderschön, Sie spielen mit Genie, mit Humor – zu Hause, vor drei Menschen; aber sobald Sie die Lampe des Proseniums erblicken, wird Ihre Stimme schwach,

Ihre Brust beklommen, intonieren Sie falsch, sehen und hören Sie nichts, haben Sie keine Ohren, keine Augen. Und dabei spielen Sie wie eine hölzerne Puppe. Das nennt man Lampenfieber, und davon wird nie jemand geheilt. Daran sind schon mehr schöne Talente zugrunde gegangen als an der Kritik. Sie schütteln hierzu freilich den Kopf und berufen sich auf Ihre errungenen Triumphe. Täuschen Sie sich nicht. Ich kenne diese ganze Kunst und weiß, womit auf der Bühne Blitz und Donner gemacht wird. Bei jedesmaligem Auftreten erringen Sie einen Triumph, erhalten Sie Beifall und Kränze. In den nächsten Tagen darauf lesen Sie erhebende Kritiken in den Blättern, die Ihren Tisch bedecken. Das ist alles nur Goldschaum und dauert nur so lange, als Sie reiche Beschützer haben. Die wissen, was diese Art des Hofmachens kostet. Aber versuchen Sie es einmal, Ihre Hofmacher fortzujagen, Ihre Tür vor Ihren hohen Gönnern zu verschließen, und betreten Sie die Bühne mit der Forderung: Jetzt applaudiert mir, aber um meinetwillen! dann werden Sie schon erfahren, wie billig das Auspfeifen ist und daß die vernichtende Kritik ganz und gar umsonst zu haben ist!«

Eveline senkte vernichtet den Kopf.

Sie wußte ja nur zu gut, wie wahr dies alles sei.

Arpad nahm die Sache leicht als Künstler, aber desto schwerer als Jüngling.

Er sah die Modedame vor sich, weicher gegenüber der geradsinnige Kunstverständige keine Ursache hatte zu schmeicheln, sie mit eitlen Phantasien zu betören; aber er hatte Mitleid mit der guten Freundin, die stets so gut gegen ihn war. Sie hatte ihn nie beleidigt.

Warum verfuhr er also mit ihr so grausam?

Warum berührte er eine Saite in Evelinens Herzen, die er nicht berühren durfte?

Weshalb hat sie ihn beim Malen gestört? Wozu hat sie gefragt, was das verborgene Bild bedeute?

Sei es was immer!

Sei es eine Blume!

Und wenn es eine Blume ist, wozu hat sie es für sich begehrt?

Wenn sie die Hand danach ausstreckt, so müßte er ihr auf die Hand schlagen! Dieses Bild ist nicht für sie gemalt.

»Was soll ich also jetzt tun? Was steht mir noch bevor?« fragte Eveline niedergeschlagen und erhob ihre in Tränen schwimmenden Augen bittend zu Arpad.

Der junge Mann überlegte, ob er ihr es sagen sollte.

Wenn sie nach dem Becher verlangt hat, so soll sie ihn bis zur Neige leeren!

»Ich will es Ihnen sagen, schöne Frau. Sie haben nur die Wahl zwischen zwei Dingen; denn das dritte, zu Ihrem Mann, Herrn Kaulman, zurückzukehren, rate ich Ihnen nicht. Wenn ich eine Frau wäre, so möchte ich lieber auf dem Tisch der Morgue liegen, als die Mitbesitzerin seiner mit kaltem Blut zusammengeraubten Millionen sein. Sie können also nur zwischen zwei Dingen wählen; entweder Sie bleiben auf der Bühne wie bisher, nehmen Kränze und Applaus an, und wählen unter den Fürsten – oder Sie gehen zurück, woher Sie gekommen sind und schieben Kohlenkarren!«

Eveline erhob sich von ihrem Sitz, zog ihren Schal enger um den Leib und stammelte mit befangener Stimme: »Ich danke Ihnen!«

Und hiermit eilte sie fort.

Arpad gingen die Augen über, als er sie fortgehen sah.

Wozu kam sie aber auch gerade, als er das Porträt malte?

Kaum hatte die Dame sich entfernt, so zog Arpad die Schublade heraus, um zu sehen, ob an der Blume beim raschen Verbergen nicht etwas verwischt worden sei.

Es war wirklich eine Blume.

Ein blondes Kind mit blauen Augen.

Die Tür öffnete sich wieder. Das Bild muß wieder verborgen werden.

Es kommt niemand herein; Arpads Mutter spricht durch die halbgeöffnete Tür: »Arpad, mein Sohn! wer war die schöne Prinzessin, die dich jetzt besucht hat?«

»Mutter, das war eine arme Frau, die bettelt!«

»Hm! Wunderbar, was es in diesem Paris für aufgeputzte Bettler gibt, im Seidenkleid und im persischen Schal! Hast du ihr etwas gegeben?«

»Ich habe ihr nichts gegeben, Mutter!«

»Daran hast du wohl getan, mein Sohn!«

Hiermit schloß sie die Tür und ging in ihre Stube zurück, die Hemdkragen ihres Sohnes auszubessern.

Die Steinkohle.

Eveline wollte nicht sterben.

Sie will nicht sterben, trotzdem der Arzt gesagt hat, daß sie nicht weiter leben kann.

Dieser Junge hat ihr viel Wahres gesagt, aber in einem Punkt soll er doch nicht recht haben: Darin, daß, was sein »kann«, auch sein »muß!«

Eveline fühlte in ihrer Seele die Energie, die Widerstandskraft erwachen, sowie sie sah, daß sie in der Welt allein stand.

Vielen Menschen hat schon der Gedanke Kraft gegeben: Wenn ich niemanden habe, so will ich selbst mich besitzen!

Sie nahm sich vor, sich eine Zukunft zu erobern.

Sie wird eine Künstlerin sein!

Sie will der Welt beweisen, daß sie kann, wenn sie will.

Sie wird Mut haben vor den Lampen. Gerade aus dem Umstande, daß man ihr den Mut abspricht, wird sie ihren Mut schöpfen.

Sie wird singen, als ob sie für sich allein sänge. Sie kann es tun, ist doch die ganze Menge vor ihr für sie eine Gesamtheit von »nichts« und »niemand«.

Sie verbrachte die ganze Nacht qualvoll; der Luxus, der in ihren Salons sie umgab, beengte sie und blickte sie vorwurfsvoll an; die Kunstwerke auf ihren Tischen und in ihren Schränken, die kostbaren Vasen, die Becher, die mit Edelsteinen ausgelegten Kelche sagten ihr: Was nützt es

daß ich von Gold, von Silber bin, wenn ich kein Becher um fünfzehn Sous bin! Aber der Schlaf übermannte sie zuletzt doch, und des Morgens erwachte sie mit gestähltem Gemüt.

An diesem Tag wurde dieselbe Oper wiederholt, in der sie vorgestern gesungen hatte.

Vormittags war die Probe davon.

Sie wird auf der Probe zeigen, was sie kann. Sie wird die Menschen nicht sehen. Sie wird singen wie eine blinde Nachtigall.

Sie ließ einspannen. Als sie zum Theater gelangt war, ließ sie den Kutscher zurückfahren mit dem Befehl, daß er sie in zwei Stunden abholen komme, bis nämlich die Probe vorüber sein werde.

Als sie jedoch ins Foyer trat, kam ihr der Regisseur entgegen und gab ihr zu wissen, daß ihre Rolle heute von einer anderen Primadonna gegeben würde.

Eveline geriet über diese Worte in Aufregung. Warum hatte man ihr die Rolle weggenommen? Warum hatte man ihr das nicht früher zu wissen getan? Das war ein großer Mangel an Aufmerksamkeit!

Der Regisseur bedauerte, ihr hierüber keine Aufklärung geben zu können. Sie möge sich an den Impresario wenden.

Eveline suchte mit aufgeregtem Gemüt den Impresario auf. Er war nicht in seinem Bureau.

Aber der Sekretär händigte Evelinen mit steifer Höflichkeit einen Brief ein, den er im Auftrag des Impresario eben an sie abzusenden im Begriff war.

Eveline übernahm den Brief, und sowie sie in die Vorhalle gelangt war, erbrach sie ihn und las ihn.

Es war eine Kündigung, eine sofortige Kündigung, mit dem letzten Mißerfolg motiviert.

Wie sie aus der Vorhalle, wie sie auf die Gasse gelangt war, wußte sie selbst nicht. Sie kam erst zu sich, als sie in die Strömung des Gassenpublikums gelangt war, und da fiel es ihr ein, sich über sich selbst zu verwundern.

Wie seltsam ist doch ein Mensch, der nicht mehr lebt und doch noch immer auf der Erde wandelt!

Sie sieht noch die Leute, aber diese sehen sie nicht.

Sie geht noch, sie schreitet noch, aber ihr Geist und ihr Körper wandeln auf verschiedenen Wegen.

Wie seltsam ist es doch, vernichtet zu sein!

Also ist alles wahr, was der grausame Knabe ihr gesagt hat!

Die Vergoldung der Wolken dauert nur so lange, bis die Sonne untergegangen ist!

All ihr Glanz war nur von außen gekommen, von innen nicht.

Die schöne Gestalt war nur ein sündhaftes Spielzeug in noch sündhafteren Händen.

Das närrische Glück dauert nur so lange, als es unglückliche Narren auf der Welt gibt.

Eveline irrte lange umher, bis sie sich nach Hause fand. Ging sie doch zu Fuß.

Sie schämte sich in einen Wagen einzusteigen, oder wagte es nicht einen Fiaker anzurufen, fürchtend, er werde es ihr an den Augen ansehen, daß sie niemand sei, und daß er sie fragen werde: wer zahlt mir dafür, wenn ich Sie irgendwohin führe?

Sie wäre nicht im mindesten darüber verwundert gewesen, wenn man ihr im Tor ihres Hotels gesagt hätte, daß hier keine Frau des Namens wohne, den sie führt. Diese sei längst gestorben, ausgezogen.

Es stand ihr aber noch etwas bevor, was sie aus ihrer Betäubung zum Staunen aufrütteln sollte.

Als sie durch ihre Gemächer gegangen war, fand sie in ihrem innersten Ankleidezimmer einen Mann, der in einem Fauteuil bequem ausgestreckt saß.

Es war Fürst Waldemar.

Es ist Zeit, daß wir diesen unsern viel erwähnten Helden persönlich vorführen.

Er ist ein fehlerlos ausgestatteter Gentleman mit eleganter Turnüre, sorgfältig gepflegtem Haar und blondem Bart in zu beiden Seiten herabhängenden Koteletts, mit gekräuseltem Schnurrbart, runden offenen Augen, aufgeworfenen Lippen. Sein Lächeln ist vornehm und impertinent. Sein Blick freundlich und verletzend.

Eveline rief mit der Wut der Ueberraschung und des Schreckens: »Mein Herr, was suchen Sie hier?«

»Ich warte auf Sie, schöne Frau!« sprach der Fürst vornehm näselnd und erhob sich gar nicht von dem Sitz, auf welchem er so bequem zu faulenzten schien.

»Wer hat Ihnen die Erlaubnis gegeben, hierher zu kommen?« fragte Eveline heftig.

»Ich habe niemanden darum gebeten!«

»Woher nehmen Sie also das Recht, hier zu sein?«

»Daher, Madame!« sprach der Fürst, mit träger Ruhe in die Rocktasche greifend und eine Anzeige herausnehmend, auf der jede Zeile rot unterstrichen war. Er überreichte sie Evelinen. Das Blatt zitterte in ihrer Hand, als sie es las. Erstaunt fragte sie: »Was ist das? Ich verstehe es nicht?«

»Die Sache ist doch leicht verständlich!« sprach Fürst Waldemar, der sich endlich entschloß, sich vom Fauteuil zu erheben. – Die Gläubiger des Herrn Kaulman haben Ihre Mobilien mit Beschlag belegt. Herr Kaulman war unaufmerksam oder zerstreut genug, die Habseligkeiten seiner Gattin als sein Eigentum anzumelden, und jetzt hat man Ihre ganze Habe in Beschlag genommen. Die Gläubiger ließen in Ihrer Abwesenheit Ihre Zimmer gerichtlich öffnen und hefteten die Anzeige ans Thor, in welcher die Kauflustigen eingeladen werden, die zum Verkauf gelangenden Sachen zu besichtigen. Infolge dieser Einladung habe ich die Ehre hier zu sein und mich umzusehen. Wie Sie sehen, ist hier an allen Möbeln das gerichtliche Siegel. Ich bin da – ein Käufer!«

Eveline blickte umher und fand, daß was der Fürst sagte, grausame Wahrheit sei.

»Aber, Herr, das ist unmöglich! Kaulman wußte ja doch, daß hier nichts ist, was sein Eigentum wäre.«

»Das glaube ich auch. Jedenfalls ist es ein Fehler Ihres Notars, daß er Ihnen hierüber keine Sicherheit verschafft hat. So weiß man nur, daß Kaulman alles dies hat hierher bringen lassen, daß er alles dies gekauft, angeschafft habe. Herr Kaulman aber wird leider selbst beim besten

Willen nicht für Sie zeugen können; denn es ist ihm das kleine Unglück passiert, daß er, als er auf der Eisenbahn bemerkte, die Polizei sei ihm auf den Fersen, aus dem Waggon sprang und so unglücklich, daß er sofort starb.«

Eveline sank müde auf ein Sofa und stützte ihre Stirn auf die Hand.

»Wenn Sie dem Andenken des Herrn Kaulman ein paar Tränen weihen wollen, Madame, so wende ich mich ab!« sagte Fürst Waldemar mit kalter Höflichkeit.

Eveline erwiderte darauf nichts.

Möge alles zugrunde gehen!

Wenn er gestorben ist, gute Nacht. Wenn der Dieb auf der Flucht ums Leben kommt, so ist es ein Glück für ihn; wenigstens hängt man ihn nicht.

Die Gattin eines Bankrotteurs, der man die Nachricht bringt, daß ihr Mann tot sei, soll Gott danken. Er ist besorgt und aufgehoben.

Der Rasen deckt den Mann und die Schande zu.

An was hätte sie sonst noch denken können?

Sollte sie um das verlorene Vermögen Prozeß führen, zum Gericht gehen, mit kühner Stirn sich vor die Richter stellen? Sollte sie Zeugen stellen, die beweisen, daß dieser und jener Schmuck, diese und jene kostbare Garnitur nicht Eigentum des Gatten war, sondern das Geschenk eines greisen, rechtschaffenen ungarischen Magnaten, der es der Künstlerin, als seiner Adoptivtochter ohne allen Eigennutz, ohne jeden schmachvollen Hintergedanken geschenkt hat? Dies sollte sie angesichts der Hohnlachenden beweisen? Sie sollte jemanden suchen, der es ihr glaubt? Den Namen ihres Wohltäters nebst ihrem eignen dem öffentlichen Gelächter preisgeben?

Lieber soll alles verloren gehen!

»Ich weine nicht, mein Herr!« sprach Eveline; »sprechen Sie, was wissen Sie mir noch Gutes zu sagen?«

»Ich weiß noch manches andre!« sprach Waldemar und stützte sich auf den Kamin mit dem silbernen Gitter. »Fürst Theobald, Ihr hoher Gönner, ist durch seine Angehörigen unter gerichtliche Kuratel gestellt und jedes weiteren aktiven Einflusses auf die Ereignisse der Welt beraubt worden.«

»Das weiß ich schon!«

»Und so sind auch die Aktien im Betrag von einer Million, die für Sie hinterlegt waren, gerichtlich in Beschlag genommen worden.«

»Auch davon bin ich bereits in Kenntnis gesetzt.«

»Aber auch dieses Substrat erleidet eine große Alteration; denn die Bondavärer Aktien sind infolge der Explosion und des unlöschbaren Brandes des Bergwerks plötzlich stark gefallen.«

»Was geht das mich an!«

»Was Sie das angeht? Aber gleichzeitig ist auch der Staatsmann in Wien gestürzt worden, der Ihr mächtigster Protektor war.«

»Ich kümmere mich nicht darum.«

»Ich bin noch nicht zu Ende. Der Geistliche, der Ihr guter Freund, war und von einem Bischofssitz träumte, ist in sein Kloster zurückgekehrt.«

»Das weiß ich längst.«

»Wie es scheint, haben wir alles zu gleicher Zeit erfahren. So weiß ich denn auch, daß Ihr Impresario Ihnen, schöne Frau, heute morgen einen Brief geschrieben hat, in dem er Ihnen sofort kündigte.«

»Hier ist der Brief!« sagte Eveline, das zerknitterte Schreiben aus der Tasche nehmend und auf den Tisch werfend.

Und dann sah sie mit trockenen Augen dem Fürsten Waldemar ins Auge.

Die Frau war in diesem Augenblick sehr schön.

»Sind Sie nur deshalb hergekommen, mein Herr, um mir dieses alles zu sagen?« fragte Eveline. Und ihre Augen glänzten dabei, nicht von Tränen, sondern von Feuer.

»Ich bin nicht nur deshalb gekommen!« sprach Waldemar, der auf dem Sofa sitzenden Dame näher tretend, und sich gnädig zu ihr herabbeugend. »Ich bin auch zu dem Zweck gekommen, um mit Ihnen ein aufrichtiges Wort zu sprechen. Sehen Sie, es ist mit allem aus, worauf Ihre goldenen Träume bisher beruhten. Das Bondavärer Bergwerk brennt. Die Aktien fallen so tief als möglich. Der Staatsmann ist gestürzt. Der Fürst ist unter Kuratel. Der Mann ist entflohen und hat sich getötet. Das Palais in der Maximiliangasse in Wien ist sequestriert. Das Vermögen in Paris wird versteigert. Beim Theater hat man Ihnen den Kontrakt gekündigt. Alle fünf Akte dieses Dramas sind zu Ende gespielt. Applaudieren wir, wenn es beliebt, und beginnen wir ein neues! Ich gebe Ihnen Ihre verlorenen Rentenpapiere zurück, ich verschaffe Ihnen wieder das Palais in der Maximiliangasse. Ich kaufe Ihre mit Beschlag belegten Möbel, Ihre Diamanten und Pferde zurück, ich bringe es zustande, daß der Kontrakt beim Theater mit Ihnen aufs neue, unter viel vorteilhafteren Bedingungen als die bisherigen, geschlossen wird. Ich mache Sie zu einer größeren Dame als Sie bisher gewesen sind, und gebe Ihnen einen viel treueren, aufopfernderen, Sie mehr anbetenden Sklaven als Sie bisher besessen haben. Sein Name ist Fürst Waldemar Sondershain.«

Und hiermit verneigte er sich tief vor Evelinen.

Eveline blickte mit finsterner Verachtung auf die Fußspitzen des vor ihr stehenden Mannes.

Waldemar war überzeugt, daß er jetzt Herr der Situation sei.

Und als die Dame lange schwieg, nahm er die Uhr aus der rechten Tasche seines Gilets und drückte sie ihr in die Hand.

»Meine Gnädige! Meine Zeit ist kostbar. Man erwartet mich auf der Börse. Ich gehe die Kaulmanschen Unternehmungen zugrunde richten. Es ist eben zwölf Uhr. Ich gebe Ihnen eine Stunde Zeit zum Ueberlegen. Entscheiden Sie über Ihr Schicksal. Ich werde bis dahin warten. Es ist nur eine kurze Antwort, um die ich Sie bitte. Ja oder nein!«

Eveline gab ihm eine noch kürzere Antwort.

Sie schleuderte den ihr in die Hand gedrückten Chronometer mit solcher Gewalt auf den Boden, daß das zerbrechliche Ding in tausend Trümmern umherflog.

Das war ihre Antwort.

Fürst Waldemar lachte auf und er griff in seine linke Westentasche, nahm eine andre Uhr heraus und sagte spöttisch die Augenlider herabziehend: »Ich war auf diese Antwort vollkommen gefaßt, schöne Frau, und habe daher noch einen andern Chronometer mitgebracht. Ich bitte, werfen Sie auch diesen auf die Erde. Dann gebe ich noch einen dritten her.«

Aber den zweiten Chronometer nahm Eveline nicht in die Hand. Anstatt dessen sprang sie heftig auf von ihrem Sitz und rief Waldemar mit einer abweisenden Handbewegung zu: »Wenn Sie meine Möbel gekauft haben, so lassen Sie sie wegführen! Aber meine Wohnung ist noch mein! Entfernen Sie sich von hier!«

Fürst Waldemar erhob stolz sein ewig lächelndes Gesicht.

»Schöne Frau! Das ist leicht gesagt. Aber bedenken Sie, was Ihrer wartet, wenn Sie mich zurückweisen; Sie haben keinen Ausweg.«

»Ich habe noch eine Zuflucht!« rief die Dame bitter, »zu der ich mich jederzeit wenden kann.«

»Und das ist?«

»Das ist die Steinkohle!«

Fürst Waldemar neigte den Kopf, sprach kein Wort mehr, nahm seinen Hut und entfernte sich.

Ein Weib, das an die Steinkohle appelliert, bedarf keines Menschen Freundschaft mehr.

In der Metropole der Modewelt haben schon viele schöne Frauen bei den Steinkohlen die letzte Zuflucht gefunden.

* *
*

Noch an demselben Abend sah Evelinens Juwelier die schöne Frau.

Eveline brachte zu ihm ihre letzten Brillantohrgehänge. Nur diese waren ihr noch geblieben; ihre übrigen Schmuckgegenstände waren alle unter gerichtlichem Beschlag.

Diese Diamanten verkaufte Eveline dem Juwelier. Den Preis ließ sie bei ihm mit der Bitte, daß er für die Interessen das Grab ihres kleinen Bruders im Père la Chaise jedes Jahr zweimal mit frischem Rasen versehen und an jedem Allerseelentag mit Blumen besetzen lasse.

Sie sagte ihm, daß sie weit fortreisen werde.

Es scheint, daß sie auch wirklich weit fortgereist ist!

Am andern Tag, am frühen Morgen fand man am Ufer der Seine in ein Bündel zusammengeknüpft ein Kaschmirkleid, in welchem die Hausleute der verschwundenen Sängerin deren Kleid erkannten.

Fürst Waldemar versprach einen hohen Preis demjenigen, der den Leichnam der schönen Frau finden würde.

Aber wie es scheint, wußte die schöne Frau auch diesen so eifersüchtig zu verbergen, daß man ihn niemals fand.

Das am Ufer der Seine niedergelegte Bündel war nur eine Täuschung von ihr, und während jedermann sie auf dem Grunde des Wassers suchte – hielt sie wirklich ihr Wort und flüchtete sich zur Steinkohle, zu der die Augen der Sterbenden schließenden, sie in die andere Welt expedierenden Steinkohle ...

Fürst Waldemar erfuhr nie etwas von ihr. Und sechs Wochen lang trug sowohl er als auch seine gesamte Dienerschaft Trauer um sie.

Das Testament des Griechen.

Die Bondavärer Aktien waren bereits auf sechzig über Pari gestiegen, und es hatte den Anschein, daß sie noch immer steigen würden.

Aber Herrn Csanta war der bisherige Gewinn doch genug.

Was zu viel ist, ist zu viel. Selbst des Guten zu viel tut nicht gut. Man soll nicht unersättlich sein! Sind doch sechzigtausend Gulden in einem Jahr für nichts ein ganz schöner Gewinn. Und dann – um die Wahrheit zu gestehen – ist es ein genug großes Herzeleid, wenn jemand ein Jahr lang die Freude entbehren muß, seinen Keller voll gemünzten Goldes und Silbers zu wissen. Es soll nur jemand die Pein versuchen, sich mit dem Bewußtsein niederzulegen, daß man nicht auf Talern schläft!

Er nahm sich nun fest vor, was Herr Spitzhase auch immer dagegen einwenden möge, seine Aktien den kranken Leuten auf der Börse in kleinen Dosen einzugeben. Sie sollen gesund werden davon, die Armen.

Seit einiger Zeit ist der Kurs ohnedies stehen geblieben. Er war nur noch gewöhnt im Kurszettel die stereotype Ziffer zu sehen: »Bondavár 60 über Pari«.

Eines schönen Morgens also, als Herr Csanta eben mit dem Entschluß aufgestanden war, seine Aktien nach Wien zu schicken, ging er ins Kaffeehaus, nahm das erste Blatt zur Hand, das eben niemand in Beschlag genommen hatte und begann es natürlich von rückwärts zu lesen, wo die Börsentelegramme mitgeteilt sind.

Das erste, was er da erblickte, war eine kompakt gedruckte Zeile: »Bondavár: 60 unter Pari«.

O, das ist ein Druckfehler, und zwar ein großer! Der Zeitungsschreiber war betrunken, als er dies drucken ließ. Der Schurke sollte eingesperrt werden! Wenn es noch eine Polizei in Wien und Gerechtigkeit in der Monarchie gibt, so legt man den Niederträchtigen, der die öffentliche Ruhe mit solchen Schreckensnachrichten stört, gewiß in Eisen! Wenn das nicht eine Störung der öffentlichen Ruhe ist, so weiß ich nicht, was man sonst noch so nennen könnte.

Aber dann sah er der Reihe nach auch die übrigen Blätter an und fand, daß an diesem Tage sämtliche Zeitungsschreiber wunderbar übereingekommen waren, sich dermaßen zu betrinken, daß sie zwischen »unter Pari« und »über Pari« keinen Unterschied machen konnten.

Und es war doch nicht der erste April, daß sie dies aus Scherz getan hätten.

Er hielt es für ausgemacht, daß hier irgendein riesiges Mißverständnis obwalten müsse und fragte sofort bei Spitzhase telegraphisch an, was vorgehe.

Spitzhases Depesche kreuzte die seinige; dieser hatte ihm noch früher telegraphiert: »Großes Unglück; Bondavärer Bergwerk brennt; Panik groß; Aktien 60 unter Pari! – Alles verkaufen!«

Herr Csanta geriet außer sich.

»Der Teufel soll ihn holen!« fluchte er. »Alles verkaufen! Sechzig unter Pari! Sechzigtausend Gulden Verlust! Jetzt heißt es wirklich: Wo ist der Strick! wo ist der Nagel, daß ich mich daran hänge! Sechs Fässer Silber hin! Ich bringe jemanden um! Ich esse jemanden auf! Ich gehe nach Wien! Ich stoße die Stadt Wien auseinander wie einen Ameisenhaufen, wenn man mir mein Silber nicht zurückgibt! Ich habe mein Silber nicht hinaufgeführt, damit es dort bleibe!«

Er wütete wie ein toll gewordener Büffel und warf alle Aktien aus dem Schrank und trat darauf mit den Stiefelabsätzen herum.

»Ihr Schurken! Ihr Niederträchtigen! Ihr papiernen Bettler! Ihr wollt mir sechzigtausend Gulden in Silber auffressen? Ich zerreiße euch! Ich schneide euch mein Silber aus dem Leibe! Ich schlage euch tot! Ich zertrete euch!«

Beim Umherschleudern der Aktien fiel ihm etwas in die Hand. Es war eine Schrift.

»Aber sieh da! Wozu wüte ich wie ein Narr im Kottler? Geschieht mir denn ein Leid? Ich verliere nicht so viel als unter meinen Nagel geht. Hier ist ja der Brief meines jungen Freundes! Wie gut, daß ich ihn nicht zurückgegeben habe. Da verpflichtet er sich, von mir wann immer tausend Stück Aktien al pari zu übernehmen. Wie gescheit war ich, daß ich mir mit dieser Schrift nicht die Pfeife angezündet habe! Ich möchte mich dafür küssen, daß ich so vorsichtig gewesen bin. O mein lieber Verstand! Meine vorsichtige Nase! Jetzt decke ich mich mit dieser Schrift. Meinethalben kann es Steine regnen; mich schirmt diese Schrift.«

Hiermit legte er die Aktien und den kostbaren Brief in die feuersichere Kasse zurück und war ganz getröstet.

Er setzte sich sogleich nieder und schrieb nach Paris an seinen lieben jungen Freund, dessen dortige Adresse bei ihm notiert war; er forderte ihn mit aller Artigkeit auf, da die Sachen so und so ständen, jemanden herzuschicken, der seine Aktien übernehme; er wolle ihm sogar auch die Freundschaft erweisen, selbst die Aktien irgendwo abzuliefern, er möge ihm nur anzeigen, wo und wer sie auszahlt. Was die Interkalarzinsen anbelangt, so werden sie sich schon ausgleichen.

Auf diesen Brief bekam er eine ganze Woche keine Antwort. Nun, ist es doch eben kein Katzensprung von X. nach Paris.

In dieser Woche erhielt er jeden Tag zweimal, morgens und mittags eine Depesche von Spitzhase, der in ihn drang, seine Aktien wegzugeben, denn sie sinken sehr. Sie fallen jeden Tag um zehn Gulden. Am letzten Tag der Woche zeichnete man ihren Betrag schon mit 80 fl., und selbst da waren sie »flau!« Die Kontertermine hatte schrecklich an Terrain gewonnen.

Herr Csanta rührte auf alle diese Telegramme keinen Finger.

»Du kannst mir lange reden! Meinethalben schreibe dir die Finger wund mit dem vielen Telegraphieren. Eure Aktien können meinethalben in die Tiefe wachsen wie die gelben Rüben, meinethalben soll man künftige Woche dem noch hundert Gulden drauf geben, der eine dieser Aktien aus christlicher Liebe übernimmt! Ich habe keine Aktien. Wozu brauche ich eure Papiere! Sie sind euer! Nehmt sie fort. Ich will mein Silber zurück haben. Ich halte euch beim Schopf.«

Und dabei ging er täglich ins Kaffeehaus und zeigte, daß er gar nicht mißgestimmt sei. Seine Laune ist nicht im mindesten getrübt. Was einem andern weh tut, darüber soll ein andrer jammern.

Aber am achten Tage, als er in einem Morgenblatt das Pariser Telegramm las, daß der Chef der Firma Kaulman, Herr Felix, durchgegangen sei und eine schreckliche Menge ungedeckter Forderungen zurückgelassen habe, und dann darauf das Telegramm aus Calais, daß der flüchtige Kaulman vom Schnellzug abgesprungen sei und den Hals gebrochen habe – da war Herr Csanta nahe daran, vom Schlag getroffen zu werden.

Sofort telegraphierte er an Spitzhase, dieser möge alle seine Aktien, wenn man sie nimmt, ungesäumt zu 80 fl. fortgeben; wenn man sie nicht nimmt, auch noch darunter, er soll sie um jeden Preis fortgeben.

Spitzhase antwortete ihm darauf: »Jetzt ist es wieder zu spät! Der Kurs steht auf siebzig. Auch das nur nominell. Es gibt nur Verkäufer, keine Käufer. Das Bergwerk ist hin, die Eisenbahn ist hin! Alles ist hin. Warum haben Sie sie nicht vor einer Woche weggegeben, wie ich es Ihnen geraten habe? Jetzt können Sie mit Ihren Aktien einheizen und dabei Eicheln braten!«

»Es ist aus mit mir!« rief Herr Csanta; »ich gehe nach Hause, ich lege mich nieder, ich sterbe. Ich kann nicht weiter leben. Es wäre zu absurd, daß ich noch drei Tage leben sollte.«

Er nahm von allen seinen Bekannten Abschied. Sie sollten nicht fürchten, daß er sich ein Leid antun würde; er würde von selbst sterben – an Kummer, so wie man an einer Krankheit zu sterben pflegt.

Wenn der Mensch von einem kalten Luftzug, von einem verschluckten schlechten Bissen, von einem ansteckenden Hauch sterben kann – wie sollte er nicht vor Schmerz über einen solchen Verlust sterben können?

Zweimalhunderttausend Gulden verloren!

Schön geordnete, in Fässern aufbewahrte, in Taler umgewechselte zweimalhunderttausend bare Gulden!

Nicht nur so gedachte Gulden, auf Papier gemalte Gulden, die heute rot, morgen grün gemalt sind, sondern bare, klingende, aus Silber gemünzte Gulden, die auch nach tausend Jahren noch Geld sind!

Hin sind sie!

Herr Csanta ließ sich durch barmherzige Seelen nach Hause führen. Allein hätte er sich nicht um eine Welt nach Hause gefunden. Er hätte bei allen Häusern der ganzen Gasse ans Tor geklopft und gefragt, ob er da nicht wohne.

Die Menschen hätten geglaubt, daß er an irgendeiner großen Unterhaltung teilgenommen und des Guten zuviel getrunken habe.

Nach Hause gelangt, ließ er sich noch einmal in seinen Keller hinabführen, um noch einmal mit lebenden Augen zu sehen, ob denn seine mit Silber gefüllten Fässer wirklich nicht mehr da seien!

Sie sind nicht mehr da! Kein einziges ist mehr da! Der verschmitzte Wiener Räuber hat sie ihm alle bis zum letzten herausgelockt.

O! warum hat er nur einmal den Hals gebrochen! Warum hatte er nicht so viel Häuse, als auf sein Verlangen von hier Fässer fortgewälzt wurden!

Wie schön hatten sie da gelegen, wie schön geordnet! Zwanziger, hier Gulden, hier Reichstaler, hier Kronentaler!

Welch ein schönes Geld ist Silber, Welch ein wahres Geld! Könige können von ihren Thronen stürzen, Revolutionen können erdrückt werden, das Silbergeld bleibt. Mögen deutsche, mögen ungarische Potentaten die Gesetze diktieren – dem Silbergeld haben sie nichts zu befehlen.

Und dieses schöne Geld, dieses wahre Geld hat er sich aus seinem Keller herauslocken lassen! Aus diesem sichern Keller, in den kein Räuber einbrechen konnte, weil mit einem Druck der ganze Raum unter Wasser zu setzen war. »Laßt das Wasser in den Keller!« schrie der Kapitalist außer sich mit heiserer Stimme; »füllt den Keller mit Wasser, damit der Dieb ertrinke.«

Das ist jetzt freilich zu spät!

Früher hätte er das Wasser in den Keller lassen sollen, als noch die Fässer darinnen waren; dann hätte ihr Eigentümer selbst sie nicht anrühren können! Dann wären sie auch jetzt noch da – die Zwanziger, schön mit Grünspan überzogen – die Taler weiß und rein. Jetzt quaken die Frösche da und rufen: »Narr, Narr, Narr!«

Herr Csanta ließ sich auskleiden und legte sich ins Bett.

Er ließ den Geistlichen rufen, beichtete und nahm das heilige Abendmahl.

Hierauf ließ er die Magistratspersonen rufen und machte sein Testament.

Er verfügte über seine weltlichen Güter.

Er hatte noch viel Besitz. Aber was nützt dies, wenn die Grundlage, die Siegestrophäe, das Silber hin ist?

Seine Häuser, die ganze Gassenfront, vermachte er der leeren Kirche, in die jetzt niemand mehr gehen wird, an deren Schwelle zwischen den Steinen Gras wachsen und in deren Hof kleine Studenten jeden Donnerstag Nachmittag Ball spielen werden.

Darum aber soll diese Kirche dennoch ihren Geistlichen, ihren Küster und ihren Glöckner haben.

Der Geistliche soll die Messe lesen, der Glöckner soll die Glocken ziehen und der Küster soll jeden Tag die Tür öffnen, wie zu der Zeit, als noch Hunderte und Hunderte durch die geöffnete Kirchentür hineingingen, Männer mit schönen silbernen Knöpfen und Frauen mit langen Seidenschleppen, von welchen allen keine Nachkommen auf Erden zurückgeblieben sind.

Diese Kirche soll verkündigen, daß sie gewesen sind!

Das Nachbarhaus aber soll in den Besitz jener Witwe zurückgelangen, welche die letzte Tochter des letzten Griechen in der Stadt ist, und von der er es einmal bei der gerichtlichen Versteigerung gekauft hat.

Und da er mit dieser Frau einmal vor langer Zeit einen Streit hatte, über den nur Gott richten kann, einen Streit, in der es sich um Papier handelte, das heute viel und morgen gar nichts wert war: so vermachte er ihr und ihrem Sohn den Haufen entwerteter, verfluchter Papiere, welche »Bondavärer Aktien« genannt sind und jetzt seinen Tod verursachen. Sie sollen diese Papiere besitzen. Wenn das darin angelegte Vermögen verloren geht, so soll es ihnen verloren gehen; wenn es erhalten bleibt, so sollen sie den Nutzen davon haben.

Nachdem er so über sein weltliches Vermögen verfügt hatte, siegelte er das Testament und unterschrieb es eigenhändig; er verteilte seine letzten Silber- und Goldmünzen unter Bekannte und Dienstleute; dem Glöckner sagte er, er solle sogleich die Glocken läuten und dies alle zwei Stunden dreimal wiederholen, und wenn man ihn fragt, wem dies gelte, so solle er sagen, daß der alte Csanta gestorben sei!

Hiermit schickte er alle Leute aus seinem Zimmer fort.

Und am andern Tag war er tot.

Er war keines gewaltsamen Todes gestorben.

Nur der Gram hatte ihn getötet – so wie ein alter Mann sterben kann, weil seine alte Ehefrau starb, mit der er alt geworden ist – so wie ein Mensch sterben kann, der einen starken Willen hat und der, wenn er einmal gesagt hat, daß er nicht mehr dableibt, dahin zu gehen weiß!

Wenn uns der Boden unter den Füßen brennt.

Peter Saffrans Fluch begann in Erfüllung zu gehen: »Auf diesem Felde soll kein Gras mehr grünen!«

Zwar grünt noch auf dem Felde das Gras, aber man kann nicht wissen, was unten im Schoß der Erde vorgeht.

Die Direktion des Aktienbergwerks glaubte dem Grubenbrand damit Einhalt zu tun, daß sie alle Zugänge, die Oeffnungen der Stollen und Schächte verstopfte; wenn so die äußere Luft zum Feuer keinen Zutritt hat, so meinte man, daß es von selber erlöschen werde.

Daraus entstand aber das Uebel, daß die Kohlenvorräte ausgingen und es an Feuerungs-material für die Hütten zu fehlen anfang.

Man versuchte es, mit Holz zu heizen, denn Wälder gab es genug; aber die Heizer konnten damit nicht umgehen, und so wurde viel Eisen verdorben.

Anstatt der Eisenschienen lagen rings um das Hammerwerk ausgestoßene »Bären« in großer Menge herum.

Denn auch für das Hammerwerk hatte man von den ausländischen Gewerken ausgemusterte, nichtsnutzige, verlumpte und ungeschickte Arbeiter zusammengerafft, nur um der Welt und den Aktionären Sand in die Augen zu streuen und zu zeigen, daß das im großen arbeitende Gewerk sich wie auf einen Zauberschlag gehoben habe.

Der Zauberschlag war wirklich da, aber ein gesunder Hammerschlag hätte mehr genützt.

Daran war gar nicht zu denken, daß das Aktiengewerk imstande sein werde, den Eisenbahn-unternehmern die kontrahierten Schienen auf den Termin zu liefern. Die Kautio n war in Gefahr.

Anderseits schwebte auch die Kautio n der Eisenbahnbauunternehmer in großer Gefahr, wenn die Eisenbahn nicht zur bestimmten Zeit dem öffentlichen Verkehr übergeben wird.

Und so kollerten aneinander geklammert die Bergwerksaktiengesellschaft und die Eisenbahn-unternehmung auf der gefährlichen abschüssigen Bahn abwärts, wobei bald die eine, bald die andere unten zu liegen kam, doch beide zusammen fortwährend immer tiefer sanken.

Endlich drängte die eine Direktion die andere, die Steinkohlen wo und zu welchem Preise immer zu kaufen. Da sei Iwan Berends Bondataler Grube, da müssen Steinkohlen genug sein, denn er habe schon seit einem Jahre keinen Käufer gehabt; man solle bei ihm die Steinkohlen kaufen. Herr Rauné entschloß sich also, an Iwan zu schreiben und ihn um Kohlen zu bitten. Eine schöne Wirtschaft das – vom Schmied Kohlen zu kaufen!

Die an Iwan gerichteten Briefe hatten aber das eigentümliche Schicksal, daß sie unerbrochen zurückkamen.

Als Herr Rauné dann energischer gedrängt wurde, entschloß er sich endlich, persönlich zu Iwan zu gehen und den Kohlenhandel abzuschließen.

Dieser Besuch fiel aber sehr kurz aus. Herr Rauné war alles in allem zwei Sekunden in Iwans Zimmer, und dann passierte es ihm, daß er früher herauskam als sein Hut, und nach beiden Iwans Worte: »Ich lasse mich mit einem Denunzianten in kein Gespräch mehr ein!«

Ob zu dieser Verabschiedung seitens Iwans noch eine Handgreiflichkeit hinzugekommen war, wissen wir nicht; aber so viel ist gewiß, daß Herr Rauné weder einen Prozeß gegen Iwan einleitete noch Kartellträger zu ihm schickte, sondern anstatt dessen an das Direktorium einen

langen Brief schickte, in dem er sagte, daß Berend ein gemeiner, habstüchtiger Mensch sei. Jetzt wolle er das Unglück des Aktienbergwerks benützen und gebe um keinen Preis Kohlen her; anstatt dessen lasse er in einem fort selbst Eisenbahnschienen fabrizieren, indem er darauf spekuliert, daß die Gesellschaft genötigt sein werde, sie ihm um jeden Preis abzukaufen. Dies habe er vor ihm geäußert.

Es ist unbegreiflich, wie er während der zwei Sekunden, in welche das Hineingehen und Herauskommen mit einzurechnen ist (letzteres geschah freilich sehr rasch), diese lange Meinungsäußerung vernehmen konnte.

Aber damit richtete Herr Rauné nichts weiter aus, als daß die Eisenbahndirektion sich direkt an Iwan wandte und ihm auf seine Schienenvorräte ein sehr vorteilhaftes Angebot machte. Und wenn Iwan gesagt hätte, daß er noch um fünfzig Prozent mehr haben wolle, so hätte man ihm auch so viel gegeben.

Einem jeden brannte der Boden unter den Füßen.

Die Tantieme für die Iwan treugebliebenen Arbeiter war also in reichlicher Fülle da. Auch die Abtrünnigen baten wieder aufgenommen zu werden; denn sie hatten keine Arbeit.

Aber jetzt wurden sie im alten Bergwerk sehr wählerisch behandelt.

Die Jury der Treugebliebenen entschied mit Stimmenmehrheit, ob einer der Abtrünnigen oder ein ganz neuer Arbeiter in die Kolonie aufgenommen werden solle.

Ihr »Nein« verbannte den Verurteilten, und selbst Iwan hatte für ihn kein Begnadigungsrecht. Der Aufgenommene aber mußte ein Jahr lang um gewöhnlichen Arbeitslohn im Bergwerk dienen und dann entschied nicht die Jury, sondern das *suffrage universel*, ob das neue Mitglied verdiene, unter die ständigen Kolonisten aufgenommen und in Zukunft an der Tantieme mitbeteiligt zu werden.

Die Arbeit ging prächtig vor sich; jeder Arbeiter betrachtete das Bergwerk als sein Eigentum. Es geschah weniger Schaden, und die Arbeit hatte ersichtlicheren Erfolg; es wurde weder Zeit noch Kraft verschwendet. Es herrschte Ordnung ohne Kommando.

War aber die Zukunft des Bergwerks durch den Brand der Nachbargrube nicht gefährdet?

Ja.

Aus der Lage des Kohlenflötzes konnte man den Schluß ziehen, daß der Grubenbrand sich nach dem Bondatal hin erstrecken werde. Es gehören freilich Jahre dazu, bis der Grubenbrand dorthin gelangt; aber endlich wird das Bondataler Bergwerk dem Geschick nicht entgehen, mit dem andern zusammen in Asche verwandelt zu werden.

Wie viele Schätze müssen unter der Erde zugrunde gehen!

Aber auch über der Erde ist infolge des Bondavärer Fatums schon viel zugrunde gegangen.

Anfangs verfiel der Verwaltungsrat der Aktiengesellschaft auf den Gedanken, mit seinem Barkapital die sinkenden Aktien selbst zurückzukaufen und so einen doppelten Nutzen zu erzielen; erstens, indem er die al pari emittierten Aktien tief unter Pari zurückbekommt, zweitens, indem er dem weiteren Fallen derselben Einhalt gebietet.

Aber der Verwaltungsrat erreichte damit nichts weiter, als daß der Reservefond allmählich aus der Kasse versickerte und zuletzt selbst für die allernötigsten Bedürfnisse kein Geld da war.

Das Sinken der Aktien konnte er nicht verhindern. Kaum waren die armen ins Wasser Gefallenen ein wenig zu Atem gekommen, als die Kontermine ihnen wieder die Köpfe unter das Wasser hinabdrückte.

Auch Fürst Waldemar wußte, wozu die Zeitungen gut sind.

Der Bondavärer Grubenbrand bot in allen möglichen Variationen den Zeitungen unerschöpflichen Stoff zu Feuilletons und kleineren Mitteilungen.

Sie beschrieben wie die Erde sich spaltet und aus den Rissen übelriechende Dämpfe aufsteigen. Diese Dämpfe hätten die wunderbare Wirkung, daß davon alle roten Blumen blau werden.

In einem großen Umkreis verdorre das Gras bis auf die Wurzel, und das Laub ganzer Wälder falle schon im Frühsommer ab.

Der Ackersmann sehe verwundert, wie rot der schöne Lehmboden ist, den er pflügt!

Auf dem Grund der Lehmgruben beginnen sich jaspisartige Massen zu zeigen wie an den verbrannten Ziegeln.

Die Mergel- und Schieferschichten unter dem Rasen fallen ein.

Im Brunnen des Bondavärer Schlosses sei das Wasser erst warm geworden und habe einen Schwefelgeschmack bekommen; dann aber sei es allmählich versiegt und zuletzt ganz verdunstet. Später seien heiße Dämpfe aus dem Brunnen aufgestiegen, und zuletzt hätten sich an die Steine drin Sublimate in neuen unbekanntenen Kristallformen angelegt.

In den Auslagekästen der Antiquitäten- und Naturalienhändler sind die zu Jaspis gebrannten Tonschollen, die ausgeglühten Erdstücke und die vielerlei Kristallisationen, die vom Bondavärer Grubenbrand Zeugnis geben, zur öffentlichen Besichtigung ausgestellt; und die Gelehrten, die Geologen beweisen, daß dies wirklich Produkte des Grubenbrandes seien.

Vergebens beteuerten die Aktionäre, daß von alledem kein Wort wahr sei. Das Gras, der Wald zu Bondavár seien grün; diese gebrannten Beweisstücke seien aus dem Duttweiler Bergwerk, das seit hundertundzwanzig Jahren brenne, und aus der Planitzer Steinkohlengrube, die bereits ausgebrannt sei; die Kristalle seien vom Epteroder und Biliner Erdbrand stammende Gebilde. Das alles nützte nichts.

Wer einmal vom Schrecken erfaßt ist, glaubt auch das Schlimmste.

Tatsache ist, daß es zu Bondavár unterirdisch brennt.

Wenn auch gerade nicht heute, so wird das dortige Bergwerk später so zerstört, ausgeglüht, verbrannt sein, wie es nach der Behauptung der Zeitungen jetzt sein soll.

Und Fürst Waldemar war stets mit einer neuen Schreckensnachricht bei der Hand.

Er hatte die Aktien schon auf zwanzig, auf dreißig hinabgedrückt, er wollte sie noch weiter hinabdrücken.

Es kam gerade zu der Zeit das Beispiel vor, daß die Aktien eines großen Geldinstituts sogar unter Null hinabgedrückt wurden. Die Eigentümer der Aktien boten dem ein Prozent an, der eine auf seinen Namen übernahm.

Das war ein sauberes Spiel! Tausenden wurde der Bettelstab in die Hand gedrückt.

Die vielen kleinen Leute, die vor einem Jahr herbeiliefen, um mit ihren ersparten paar Gulden das Bondavärer Papier zu kaufen, das so ungeheuren Gewinn versprach – der kleine Beamte,

der sein Mietgeld daran setzte; der Greisler, der was er am Käse gewonnen hatte, in einem Papier anlegte, in das er bald wieder Käse einwickeln konnte; der Dienstbote, der hiermit seinen ersparten Lohn gut anzulegen glaubte; die Witwe, die ihre wenig Interessen abwerfenden Papiere gegen die großen Nutzen versprechenden umtauschte; der Kassierer, der das ihm anvertraute Geld gegen diesen sichern Gewinn aufs Spiel zu setzen wagte und jetzt mit dem Geld auch die Ehre verlor: alle, alle waren zu Bettlern gemacht, in Not und Elend geraten und hatten ihr Brot verloren! Solide Gewerbsleute, die das kokette Glück aus ihren Werkstätten herausgeschmeichelt hatte, waren jetzt zugrunde gerichtet! Herren, die sonst in Equipagen fuhren, mußten jetzt zu Fuß gehen.

Weh und Jammer auf allen Seiten!

Aber für die andre Partei, die dadurch emporgekommen, ist es eine schöne Unterhaltung.

Auch jetzt herrscht wieder Lärm auf der Börse, nur daß jetzt die »Baisse« lärmt.

Es naht die Zeit heran, wo Fürst Waldemar vor den runden Schranken erscheinen und rufen wird: »Wer nimmt Bondavár um zehn Gulden! Ich gebe!«

Und nicht bloß die kleinen Leute weinen. Es gibt auch hohe Herren, die der Schlag zu Fall gebracht hat.

Zunächst der Fürst und die Gräfinnen der Familie Bondavári.

Der Schwiegersohn des Fürsten machte die Erfahrung, daß man den Schlußstein eines Gewölbebogens nicht hinausstoßen kann, ohne daß die ganze Wölbung einstürzt. Die über den Fürsten Theobald verhängte Kuratel zog den Konkurs der Gläubiger nach sich.

Und so kamen die riesigen Besitzungen, deren Eigentümer ein größerer Herr war, als viele regierende Fürsten, unter die Verwaltung der Gläubiger.

Da brannte den Besitzern erst recht der Boden unter den Füßen.

Wenn die Wirtschaft der Beamten eine Diebswirtschaft war, so war die Pächterwirtschaft der Gläubiger eine rechte Raubwirtschaft. Sie fällten die prächtigen Urwälder, die Parks, die Wildgärten, sie verschleuderten die Rinderherden, die Gestüte, die Merinoschafe, und bauten Weizen auf jedem kleinen Fleck Boden, der ein Erträgnis versprach. Dafür strafte sie Gott damit, daß er ihnen eine ungeheure Ernte gab, aber keinen Juden, der sie ihnen abkaufte. Die Frucht hatte keinen Preis.

Auch die Bondavärer Herrschaft wurde ins Mitleid gezogen.

Es entstanden darüber zehn Prozesse, in denen jeder einzelne Geklagte zugleich Kläger war; jeder gegen jeden, alle gegen einen. Da waren Testament und Vitalitium, Besitz- und Erbrecht, Avitizität und Majorat, Pachtvertrag und Nutznießungsrecht, Servitut und Bergrecht, Intabulation und Statuten, Investition und Expropriation, Sequester und Prioritätsrecht so untereinander gemengt, durch Advokatenkniffe so verwickelt und verfilzt, daß bis die Gerichte damit fertig werden, die gegenwärtige Generation längst bereits in der andern Welt ist.

Die Folge davon war, daß Gräfin Theudelinde von niemand die bedungenen vierzigtausend Gulden ausgezahlt erhielt.

Und wenn das Geld ausgeht, so pflegt dadurch eine lange Reihe von Familienzerwürfnissen zu entstehen.

Durch Theudelindes Geldverlegenheit hatte Angela am meisten zu leiden.

Marquis Salista lebte nach seiner Verheiratung so verschwenderisch wie einer, der glaubt, daß er zwanzig Millionen Gulden erheiratet habe; und es war schwer ihn zu einer Aenderung dieser seiner Ansicht zu bewegen. Das führte zu scharfen Konflikten zwischen den beiden Eheleuten.

Andererseits bewies Angela durch ihr Benehmen, daß sie ihren Mann nicht aus Achtung, sondern aus Trotz gewählt habe. Das wußte jeder.

Auch Iwan konnte es wissen.

Nur daß er jetzt ganz andere Sorgen hatte.

Brennt uns doch der Boden unter den Füßen.

Kinderspiele.

Als eben die Konzertsaison in der besten Blüte stand, erhielten Belényis amtlich die Nachricht, daß Herr Csanta gestorben sei und ihnen in seinem Testament ihr Haus zurückgegeben habe.

Und wenn selbst Beethoven, Mozart und Haydn Arpad zu einem Quartett erwartet hätten, so hätte er in Paris alles stehen und liegen lassen und wäre fortgeeilt, um den Hof des verlassenen Hauses wiederzusehen.

Selbst Frau Belényi vergaß, sich mit der Summe der Einnahmen und der abgesetzten Entreekarten abzugeben, als es hieß, daß sie nach Hause reisen sollten.

Ob noch die Trauerweide neben dem Brunnen steht? – Wie hoch mag das Wintergrün an den Wänden des Flurs gewachsen sein? – Ob jemand die Obstbäume im Garten gepflegt hat? – Ob noch die Maiblümchen an der Wand stehen? – Ob die Vergißmeinnichtsträucher am Bach nicht zugrunde gegangen sind?

Das waren jetzt die wichtigeren Fragen.

Nicht einen Tag blieben sie länger in Paris. Sie trieben sich beide gegenseitig zur Eile an.

Am andern Tag waren sie schon auf der Eisenbahn. Sie eilten, als ob sie von Gläubigern verfolgt würden.

Sie hielten nirgends Rast, weder bei Tag noch bei Nacht. Es war Nachmittag, als sie in der Stadt X. ankamen.

Der Massakurator, der Herr Magistratsrat, saß bereits bei seinem gewohnten Preferencespiel im Kasino; aber er wurde vom Spieltisch fortgeholt, sie ließen ihm nicht bis zum andern Morgen Zeit, ihnen ihr Haus zu übergeben. Der gute Herr war genötigt, seine Spielschuld zu zahlen, und mußte mit ihnen gehen.

Frau Belényi war auf dem ganzen Weg darüber besorgt gewesen, daß Herr Csanta aus ihrem schönen Gassenzimmer vielleicht ein Kaufmannsgewölbe hatte machen lassen. Wenn nur wenigstens ein kleines Zimmer da wäre, das nicht vermietet ist, damit sie gleich die erste Nacht in ihrem eignen Hause schlafen könne.

Der Magistratsrat gab ihr daher einen großen Trost als er ihr sagte, daß niemand in ihrem Hause wohne. Herr Csanta hatte in die seinem Hause zunächst gelegenen Häuser keine Mieter aufgenommen. Er wollte in Frieden und ohne Nachbarn leben. Es sollte ihm niemand die

Nase in seinen Hof stecken, niemand durch seine Kellerfenster schauen. Er hatte nur einen Aufseher gehalten, dessen Aufgabe es war, darauf achtzugeben, daß nicht Diebe in diese Häuser einbrechen. Der Aufseher hatte in einem dieser Häuser ein kleines Zimmer.

Der Herr Magistratsrat führte also Belényis in ihr ihnen zurückgebliebenes Haus und ließ für sie die Zimmer öffnen.

Alle Möbel standen da noch so, wie sie sie verlassen hatten; aber der Staub lag darauf, wer weiß, seit wieviel Jahren.

Arpads erste Sorge wäre es gewesen, in den Garten hinab zu laufen, wenn der Herr Magistratsrat ihn nicht zurückgehalten hätte.

Er hatte noch etwas zu übergeben. Eine große eiserne Kiste, die mit drei Schlössern versperrt war, und in der sich ein großer Schatz befand!

Die Bondavärer Aktien.

»Der Teufel hole seine Bondavärer Aktien!« rief Arpad lachend; »es ist ja schon gleich der Sommer da, jetzt brauchen wir kein Heizmaterial.«

»Die stehen jetzt wirklich schlecht!« sagte der Herr Magistratsrat; »der Kurs dieser Papiere steht jetzt kaum über zehn Gulden. Und wenn es nicht so wäre, so wäre Herr Csanta nicht gestorben.«

Sie mußten die Aktien nun einmal annehmen. Einem geschenkten Gaul sieht man nicht – auf den Kurs.

Frau Belényi hatte mit dem guten alten Magistratsrat noch über vielerlei zu sprechen; Arpad mengte sich nicht darein, sondern schlüpfte aus dem Zimmer und hinab in den Garten.

Da waren die Obstbäume noch alle beisammen und gerade in voller Blüte; am Zaun stand der Pfirsichbaum in voller roter Blüte, von der es ihm einst unter Todesstrafe verboten war, auch nur ein einziges Blümchen mit verwegener Hand abzureißen; auch das Vergißmeinnicht blaute am Rand des Baches, und die Glöckchen der Maiblümchen klingelten einen ganzen Chor, den nur niemand hörte.

Alles ist da, alles ist seitdem gewachsen. Die Bäume an den einander gegenüber befindlichen Ufern hatten schon ihre Aeste ineinander verschlungen.

Arpads erste Sorge war, den vermauerten Kellerhals zu öffnen. Ist noch die Drahtkette und an der Kette die Holunderholzmühle da?

Sie ist da.

Und die Flöte?

Auch die fand sich vor.

Paßt noch alles ineinander?

Vollkommen.

Es fehlte nichts von der Mühle.

Dann legte er sich in das grüne mit gelben Blümchen untermengt Gras nieder, setzte die Holundermühle aufs Wasser, und das Kinn auf beide Hände gestützt, sah er mit großer Befriedigung zu, wie sich das Rad drehte und die Schaufeln klapperten. Man schlägt ihn nicht mehr dafür.

Endlich kann er sich nach Lust satt spielen.

Ruhm? Das Geschwätz der Zeitungen über sein plötzliches Verschwinden? Das Bedauern vornehmer Damen? Was ist das alles im Vergleich mit dem Geklapper dieser kleinen Mühle?

Und was sagt denn die Flöte?

Ist sie seitdem nicht verdorben, nicht verstummt? Ist sie nicht zersprungen, verwittert?

Gar nichts ist ihr geschehen. Sie war gut aufgehoben. Es war ein trockner, kühler Platz. Es muß nur wieder darauf gespielt werden; sie gibt Töne von sich wie eine Amsel.

Auch deshalb wird er nicht mehr ausgescholten!

Was fehlt noch? Die papiernen Schiffchen. Auch deshalb keift der Nachbar, zankt die Mama nicht mehr.

Arpad zieht ein großes Stück Papier aus der Tasche, ein Andenken an seine Pariser Triumphe, eine Affiche von seinem jüngsten Konzert.

Wo ist jetzt Paris!

Aus dem Zettel macht er sich ein großes Schiff mit Segeln, und damit es auch eine Last habe, legt er eine Pfirsichblüte darauf; man klopf ihm dafür nicht mehr auf die Finger! Er setzt das Schiffchen aufs Wasser, und während es von den über den Wasser tanzenden Wasserjungfern umschwärmt, langsam dahin schwimmt, legt er sich ins Vergißmeinnichtgras und spielt auf seiner kleinen Flöte die Melodie des Volksliedes: »Flieg' mein Vöglein, fliege!«

Und auf die Flötentöne kommt aus dem Garten des gegenüber befindlichen Hauses das andere Kind herbei, ein blondes, fünfzehnjähriges Mädchen. Sie hat ein rundes, rotes, lächelndes Gesichtchen und schöne blaue Augen. Furchtsam wie ein Reh macht sie einige Schritte und lauscht. Bald kommt sie näher, bald bleibt sie wieder stehen. Der Flötenbläser bemerkt sie nicht. Er achtet auf nichts als auf seine Flöte, seine Mühle und sein mit der Blumenlast schwimmendes Schiff.

Das andere Kind ist schon ganz bis ans Ufer gekommen und er bemerkt es noch immer nicht. Dann fängt es an zu lachen, und das Lachen des heitern Kindes klingt wie das Geläute eines Zauberglöckchens.

Arpad erschrickt, er blickt überrascht auf.

»Ah! Sie sind es, Sophiechen? Was Sie für ein schönes Mädchen geworden sind, seit ich Sie nicht gesehen habe! – Ich bitte, treiben Sie mein Schiff zurück.«

Und das andere Kind ließ sich das nicht zweimal sagen. Es sprang zum Wasser hinab, nahm das Kleid, damit es nicht ins Wasser hinabreiche, zwischen die Knie, und nachdem es noch eine Handvoll weißer Blüten zu den roten auf das Schiffchen geworfen, trieb es dasselbe mit einem Ginsterhalm an das andere Ufer zurück.

Und dann fingen sie das Spiel aufs neue an.

Das war eine so schöne Unterhaltung!

Frau Belényi sah vom Hausflur aus in den Garten hinab. Sie störte die Kinder mit keinem Wort, sie ließ sie spielen bis die Sonne unterging, und da es kühl zu werden anfang, eines der beiden, das klüger war (gewiß das Mädchen!) das andere aufmerksam machte, daß das Gras vom Tau naß zu werden beginne und es gut sein werde, nach Hause zu gehen.

Dann hob Arpad die Mühle heraus, hob die Flöte auf und ging zu seiner Mutter hinauf.

Frau Belényi zankte ihn nicht aus, aber sie küßte ihm auch nicht die Stirn wie ehemals.

Sie zeigte ihm, wie sie das Haus in Ordnung gebracht habe, während er unten im Garten war.

Arpad war mit der Anordnung sehr zufrieden.

»Jetzt werden wir immer da wohnen.«

Einmal fing die Mutter an: »Ich hätte wahrhaftig nichts dagegen, wenn du heiraten würdest, mein Sohn, und eine gute Frau ins Haus brächtest.«

»Ich, Mutter?« sprach Arpad lachend und verwundert.

»Nun, freilich du! Du bist schon ein großer Knabe, ich kann doch nicht ewig auf dich achtgeben.«

Arpad lachte noch mehr.

»Also, weil ich ein so großer Knabe geworden bin, daß Sie mich nicht mehr bändigen können, soll ich mir eine andre Frau verschaffen, die besser auf mich achtzugeben weiß?«

»Nun, freilich! Nur so ist es in Ordnung!« bestätigte Frau Belényi ganz ernst.

Als ob es gar nicht anders sein könnte, als daß die Mutter den Sohn, bis er erwachsen ist, selbst unter Aufsicht hält und dann ihn einer andern Frau übergibt, deren Namen Gattin ist, damit jetzt diese auf ihn achtgeben. Als ob ein junger Mensch niemals sich selbst überlassen werden könnte.

»Nun, früher oder später will ich dir auch das zuliebe tun, Mutter. Jetzt haben wir wohl schon ein Haus, ich muß mir aber noch etwas zum Leben zusammenmusizieren, damit ich nicht dann noch in der Welt herumwandern muß, wenn ich schon ein Weib habe. Denn sieh, bei diesem Zigeunerleben ist es immer von Uebel, ob man die Frau zu Hause läßt oder sie mit sich schleppt, wenn man von Petersburg nach Paris vagabundiert.«

»Nun, wir haben ja auch etwas. Ich habe mit dem, was du erworben hast, nicht schlecht gewirtschaftet. Außerdem sind auch diese Aktien da. Nun, lache nicht, du närrischer Junge. Wenn auch eine nur zehn Gulden wert ist, so sind es doch tausend. Wenn wir sie verkaufen, so bekommen wir zehntausend Gulden – in einer kleinen Stadt ein ganzes Kapital. Damit kannst du schon heiraten.«

»O, Mama, du mußt die Sache richtig verstehen. Man kann wohl einmal eine Aktie um zehn Gulden anbringen; wenn ich aber den andern Tag auf denselben Platz komme, um noch eine Aktie zu verkaufen, so treibt man mir den Hut ein und stößt mich hinaus. Wenn ich nun gar damit auftrete, daß ich auf einmal tausend Stück Bondavärer Aktien verkaufen will, so bindet man mich und bringt mich ins Irrenhaus. Lege diese Aktien nur zu deinen andern denkwürdigen Papieren, von welchen dein rechtgläubiges Herz hofft, daß sie einmal so viel Gulden wert sein werden, als darauf gedruckt zu lesen ist.«

»Das ist auch noch möglich. Sind nicht schon viel große Dinge geschehen? Hättest du geglaubt, daß wir je unser Haus zurückbekommen? Es tut mir auch das leid, daß ich die übrigen Papiere zum Verbrennen hingegeben habe. Wer weiß, was für ein Glück wir noch mit diesen Aktien haben können. Wie, wenn sie noch einmal al pari stehen und wir dafür zweihunderttausend Gulden bekommen!«

»Na, ich rechne nicht auf ein solches Glück, Mama. Das schlechteste Kompliment, das der liebe Gott einem Menschen machen kann, ist, wenn er ihn ein großes Los gewinnen läßt; als ob er zu ihm sagen würde: Du Esel, anders kann ich dir nicht helfen. Einen Menschen, der Verstand hat, läßt Gott nicht in der Lotterie gewinnen. Zu einem solchen sagt das Glück:

Wirst du gleich aufhören, mich so unverschämt anzubetteln! Ist es nicht genug, daß ich dir Talent gegeben habe? Meine Haupttreffer brauche ich für meine dummen Leute! Fürchte nichts, Mama, wir werden schon von unserer Kunst leben. Warten wir nur ein wenig, wir haben ja Zeit: Dem kleinen Mädchen kaufe ich bis dahin eine Puppe mit einem Kopf aus Porzellan zum Spielen. Du mußt schon ein wenig länger auf mich achtgeben.«

Hier konnte sich die Witwe doch nicht enthalten, ihren Sohn zu küssen.

Abends setzte sich Junker Arpad beim Mondschein unter die Trauerweide und blies auf seiner kleinen Flöte ein wehmütiges Lied. Zuweilen hielt er inne, um der sanften, silberhellen Stimme zu lauschen, die jenseits des Baches im Hof des andern Hauses sein Lied mitsang.

Nur daß die Sängerin drüben, wenn sie merkte, daß er aufhörte, sich schämte und gleichfalls innehielt.

Es ist doch schön, ein Kind zu sein!

Bei Gott!

Heureka!

Als Iwan nach fünftägiger Arbeit von dem zerstörten Bergwerk zurückkehrte, beeilte er sich, bevor er in sein Haus trat, nachzusehen, ob nicht in seinem eignen Bergwerk irgendein Unglück passiert sei.

Hunger, das Bedürfnis nach Schlaf, nach reinem Wasser quälten ihn nicht so sehr, wie die Begierde zu erfahren, was mit seinem Kohlenwerk geschehen sei.

Die Erschütterung muß ja auf das ganze Flötz hinausgewirkt haben.

In der Tat ist auch in seinem Bergwerk etwas zu bemerken.

Zunächst überraschte es ihn, daß das Wasserstoffgas hier kaum wahrzunehmen war; hingegen waren alle Stollen voll Wasser.

Die Zwischenwände waren hie und da gesprungen, aber den Einsturz drohten sie noch nicht. Er eilte, die Höhle mit dem unterirdischen Teich aufzusuchen.

In dieser Höhle war jetzt gar kein Wasser.

Er wartete, ob es nicht bald wiederkommen werde; an die Galerie gelehnt, harrte er dem wiederkehrenden Teich entgegen, aber drei Stunden waren bereits vergangen, und das unterirdische Wasser kam noch immer nicht zum Vorschein.

Jetzt ließ Iwan sich von einem seiner Arbeiter ablösen und befahl den übrigen, die ganze Nacht abwechselnd in der Teichhöhle zu wachen, und sobald das Wasser sich zeige, es ihm zu melden.

Hiermit ging er nach Hause, um sich zu waschen und niederzulegen.

Er versank nach der großen Anstrengung in so tiefen Schlaf, daß die Sonne hell auf sein Bett schien, als er zum erstenmal wieder erwachte.

Am meisten verwunderte er sich darüber, daß die Arbeiter ihn in der Nacht nicht aufgeweckt, wie er es ihnen befohlen hatte.

Möglich, daß auch sie eingeschlafen waren, die Armen; sie waren ja ebenfalls erschöpft.

Oder hatte er so tief geschlafen, daß er ihr Pochen nicht gehört hatte?

Er eilte sogleich in das Bergwerk hinab.

Die Wache stehenden Arbeiter meldeten ihm, daß der Teich die ganze Nacht nicht zum Vorschein gekommen sei.

Dann warteten sie noch vierundzwanzig Stunden. Das Wasser zeigte sich aber auch da noch nicht.

Iwan fand die Erklärung hiervon in der Theorie der periodischen Quellen.

Im Innern des Berges ist ein Becken, das gegen den Druck der äußern Luft durch die Bergwölbung oben luftdicht abgeschlossen ist. Dieses Wasserbecken wird durch die von den Felsen herabsickernde Feuchtigkeit genährt.

Ein Felsspalt, dessen obere Oeffnung sich über der Oberfläche des unterirdischen Wassers befindet, bringt dieses mit einer tiefer liegenden Höhle in Verbindung, zu der die äußere Luft Zutritt hat.

Auf den Druck der aus der unteren Höhle heraufdringenden äußeren Luft strömt das Wasser des obern Beckens zwischen den Felsspalten hinab, und so füllt sich die untere Höhle so lange mit Wasser, bis dieses die untere Mündung des kommunizierenden Felsspalts bedeckt hat; da hört auf einmal der Luftdruck aus der unteren Höhle auf das obere Becken auf und es fließt daraus kein Wasser mehr ab, so lange, bis nicht die im untern Becken angesammelte Wassermenge auf ihren unterirdischen Wegen versickert, dadurch der verbindende Felsspalt frei wird und der Luftdruck aufs neue beginnt.

Wenn also die periodische Quelle nicht zurückkehrt, so kann dies zweierlei Ursachen haben.

Entweder wurde die kommunizierende Röhre plötzlich verschlossen und das Wasser des obern Beckens war nicht mehr dem Druck der äußern Luft ausgesetzt, der es zum Abfluß nötigen würde; – oder die Wölbung über dem obern Becken hat irgendeinen kleinen Riß erhalten, durch den der Druck der äußern Luft einwirkte, und dann ist alles Wasser in eine noch tiefer stehende Höhle abgeflossen.

Ich bitte den Leser, hierauf zu achten! Denn es gibt uns dies einen Begriff von der an eine Versuchung Gottes grenzenden Tollkühnheit, die Iwan in seinem nunmehrigen Beginnen an den Tag legte.

Jetzt ist der Raum schon frei. Die schwarzen Zugänge des Totenreiches stehen offen vor ihm. Er kann in das dunkle Labyrinth hineingehen. Er kann suchen, wonach er so lange geforscht hat – die Verbindung zwischen dem obern und dem untern Wasserbecken.

Zu dieser Arbeit mußte er einen Mann mit sich nehmen.

Er forderte den alten Paul auf.

»Wie alt bist du, Paul?«

»Neunundsechzig Jahre.«

»Du möchtest wohl auch das siebzigste erleben, nicht wahr ?«

»Nur, um die goldene Hochzeit dieses Bergwerks feiern zu können. Denn nächstes Jahr werden es fünfzig Jahre, seit wir es eröffnet haben.«

»Und wenn du früher sterben müßtest?«

»Dann würde ich sagen: Der Name des Herrn sei gepriesen!«

»Sind deine Söhne schon erwachsene Leute?«

»Sogar auch mein Enkel erwirbt sich schon selbst sein Brot.«

»Wärest du bereit, mich an einen Ort zu begleiten, wo man leicht sterben kann?«

»Hm! war ich denn nicht schon mit Ihnen an einem solchen Ort?«

»Verstehe mich wohl, wohin ich dich mit rufe! Wir müssen das Wasser des verschwundenen Teiches aufsuchen. Es ist dies für uns und für viele Menschen, ja für diese ganze Gegend eine Lebensfrage. Darum glaube ich, daß Gott uns in dieser Sache beistehen wird. Wie aber, wenn er es nicht tut? Er könnte zu uns sagen: Wozu wollt ihr Würmer das Urteil verhindern, das ich über diese Gegend gesprochen habe? Ich habe das Flehen Lots nicht erhört, und jetzt liegt das tote Meer über den versunkenen Städten; ihr aber wart auch nicht besser als jene! Verstehe mich wohl! Ich habe oft in den finstern, gewundenen Gängen dem Wasser des verschwindenden Teichs nachgeforscht; diese Gänge sind so eng, daß man sich zuweilen mit Gewalt durchpressen muß, und an anderen Stellen kommt man nur auf dem Bauch kriechend durch die niederen Höhlenwindungen; bald wieder klafft ein tiefer Abgrund zu unseren Füßen, über den wir, uns an die Wand drückend, vorüberkriechen müssen; dann wieder gibt es enge senkrechte Schlotte, durch die man die Knie und Ellbogen anstemmend sich hinablassen muß. Alle diese Klüfte und Spalten hat dereinst ein Erdbeben gebildet, durch das in der ganzen Kohlschicht eine Abrutschung verursacht wurde. Jetzt ist es möglich, daß die große Explosion manche dieser Klüfte geschlossen und andre wieder geöffnet hat. Wenn es die Oeffnung geschlossen hat, durch welche eine unter uns befindliche Höhle mit einer über uns befindlichen verbunden ist, so haben wir das Wasser eines ganzen Teiches über unseren Häuptern. Wenn wir bei unseren Forschungen diese versperrte Oeffnung zufällig aufschließen, wenn wir daran nur eine so kleine Lücke öffnen, als durch die Spitze einer Haue entsteht, so bricht das Wasser der über uns befindlichen Höhle auf uns hernieder. Wenn wir es rauschen hören, dann sind wir schon verloren. Wenn jedoch die Erschütterung der Erde im obern Felsen einen Riß verursachte, so ist der Teich über unseren Köpfen verschwunden und befindet sich unter unseren Füßen. Wir aber müssen erfahren, und sollten wir auch daran zugrunde gehen, wo der Teich ist.«

»Ich habe keine Ahnung, was du damit willst, Herr; aber du weißt es, und ich gehe mit dir.«

»Dann geh' nach Hause und nimm Abschied von deiner Familie, als ob du eine Reise antreten würdest. Geh' zum Geistlichen und nimm das heilige Abendmahl. Dann komme zurück und sage niemandem etwas davon, wohin wir gehen.«

Iwan bereitete, sich selbst ebenso vor zu der Reise, von der es vielleicht keine Wiederkehr gibt.

Er machte sein Testament. Sein Bergwerk vermachte er seinen Arbeitern, sein Geld der Familie Pauls, der mit ihm verloren ist, wenn er zugrunde geht.

Und dann sah er sich noch einmal in der lichten Welt um, bevor er in das Reich der ewigen Nacht hinabstieg.

Es ist doch so schön hier oben!

In der Ferne blaut der Himmel, in der Nähe grünt das Gras so schön!

Da kam ein Brief von der Post.

Arpad Belényi hatte ihn geschrieben. Er erzählte darin die Pariser Vorfälle, den Sturz Kaulmans, das Verschwinden der schönen Frau, von welcher jedermann überzeugt war, daß sie sich das Leben genommen habe.

Iwan seufzte auf. Er fühlte sein Herz durch diese Nachricht erstarren.

Der Himmel war nicht mehr so blau, der Rasen nicht mehr so grün.

Komme, ewige Finsternis der Kohlengruben!

Diese Nachricht war für ihn eine gute Wegzehrung. Er schaudert vor nichts mehr.

Er tat das Reisewerkzeug in einen ledernen Sack: das Nivellierinstrument, den Winkelmesser, das Senkblei, die Zeichenrequisiten. Den Sack nahm er um den Hals. Paul trug die Haue, die Eisenstange, den Strick. So ausgerüstet, stiegen sie zusammen in die Teichhöhle hinab und verschwanden dort in den Gängen des Wasserabflusses.

Nach sechs Stunden kamen sie wieder hervor.

Und das ging so fort Tag für Tag.

Iwan nahm die Lage jedes Ganges des Labyrinths auf stellte sie genau zusammen, und hatte dann zu Hause eine noch längere Arbeit, indem er die gewonnenen Wahrnehmungen wissenschaftlich prüfte. Den ganzen Tag saß er dabei.

Bei Nacht aber schloß er sich in seine Gelehrtenhöhle ein, zündete Feuer an in seinen Oefen, kochte tödliche Gase in seinen Retorten und zwang die weltbildenden Elemente, ihm das längst gesuchte Geheimnis zu offenbaren. Er kämpfte mit den Dämonen, die nicht gehorchen wollten. Welcher von euch ist der Geist, der das Feuer erstickt?

Erscheine, erscheine!

Nicht mit dem Alpha und Omega, nicht mit dem Pentagramma, noch mit der Macht des Abraxas und Meithras, sondern kraft der alles erringenden Wissenschaft beschwöre ich dich; erscheine!

Aber der Geist erschien doch nicht.

Und dieser doppelte Kampf, dort unten mit der Erde, hier oben mit der Luft, mit den zwei großen Dämonen der Weltschöpfung, ging Tag für Tag vor sich, in den Tagesstunden wie in den Stunden der Nacht.

Er hatte keine Rast.

Und eines Morgens brachte man ihm die Nachricht, daß das Wasser im Brunnen des Schlosses warm zu werden und einen schwefeligen Geschmack zu haben beginne.

Er verzweifelte.

Der unterirdische Brand greift also schneller um sich, als er sich eingebildet hatte.

Die ganze Gegend ist unrettbar verloren. Ein Jahrzehnt genügt sie zu vernichten.

Herr Rauné verließ nach dem Eintritt dieser Tatsache seine Stelle und schlug sich auf die Seite des Fürsten Waldemar. Im Auftrag desselben schrieb er als der authentischste Zeuge in die Wiener Blätter die Geschichte der ganzen Katastrophe.

Iwan aber warf sich mit der Kraft der Verzweiflung auf die Forschung.

Er drang weiter vorwärts in dem unterirdischen Labyrinth. Sein alter Begleiter wurde schon zum Gespensterseher von den Schrecken, durch die sein Herr ihn jeden Tag führte.

Einmal kamen sie in dem Gewirre der Felsklüfte an einen Ort, wo jeder weitere Weg abgeschlossen war. Aber an einer Stelle gab die Wand einen hohlen Klang von sich, so daß man schließen konnte, daß jenseits derselben sich ein großer hohler Raum befände.

Die aufeinander liegenden Schieferschichten gaben Zeugnis, daß hier die Sperrung erst neu entstanden sei.

»Hier müssen wir eine Oeffnung durchbrechen,« rief Iwan und nahm die Haue zur Hand.

Der alte Paul drückte sich schauernd an die Felswand und sah zu was sein Herr machte.

So pocht ein Verwegener an die Pforten der Hölle, um den Teufel zum Zweikampf herauszufordern.

Die Haue erschloß eine Lücke. In diese stemmte Iwan die Eisenstange und hob eine ganze Schieferschicht heraus.

Jetzt kann das Wasser ihnen auf den Kopf strömen, wenn es über ihnen ist.

Der alte Mann bekreuzte sich und empfahl Gott seine Seele.

Doch Iwan rief mit der Freude des Entdeckers: »Hörst du das? Die hineinfallenden Steintrümmer verursachen ein Plätschern. Das untere Becken ist hier unter uns.«

Wie aber, wenn auch das obere noch voll ist?

Darauf brauchen sie nur hundert Pulsschläge lang zu warten.

In peinlicherer Erwartung wurde der Puls niemals gezählt, selbst damals nicht, als Iwan in den eingestürzten Stollen hineinging.

Kein Geräusch ertönte. Im Schoß der Erde ist's stille.

»Gefunden!« rief Iwan, zitternd vor freudiger Aufregung. »Jetzt binde mir den Strick um den Leib und laß mich in die Brunnenhöhle hinab.«

Auch dorthin noch!

Der alte Arbeiter betete in einem fort im stillen zur heiligen Jungfrau, solange er hinter Iwan den Strick hinabließ: sie möge es in Gnaden übersehen, daß dieser Mann ein Ketzer ist! Der Lampenschein sank immer tiefer hinab. Plötzlich erscholl Iwans Ruf: »Hinauf!«

Sein alter Kamerad zog ihn langsam wieder aus der Tiefe herauf.

Als er Iwan die Hand reichte, um ihm herauszuhelfen, umarmte Iwan den Alten.

»Wir sind am Ziel! Das Senkblei zeigt eine ungeheure Wassermasse an.«

In Pauls Gehirn begann über den Zweck dieser Untersuchung ein Licht aufzudämmern.

»Jetzt eilen wir ans Tageslicht hinaus!«

Sowie Iwan aus dem Stollen herausgekommen war, lief er nach Hause. Er verglich seine Messungen und war mit dem Resultat zufrieden.

Abends schloß er sich in gehobener Stimmung in sein chemisches Laboratorium ein; er trat vor die von ihm bestürmten Geister mit dem stolzen Gefühl, mit dem ein siegreicher Feldherr die letzte belagerte Festung auffordert sich zu übergeben.

»Jene habe ich bereits besiegt, jetzt müßt auch ihr euch ergeben!«

Es gibt im Leben schöpferischer Geister erhabene Momente, wo Gott ihnen auf einen Augenblick seine Schöpfermacht verleiht – von neuen Gebilden schwangere Momente, in denen der Weise entzückt auf die Gasse eilt und dem Volk freudig zuruft: »Heureka!«

Zehn Tropfen von dieser Flüssigkeit, nur so viel, als die Spitze einer Feder verspritzt, und das ganze Laboratorium wird plötzlich finster; der ganze eingeheizte Ofen mit seinen weißglühenden Kohlen erlöscht in einem Augenblick, wird von schwarzer Nacht umhüllt.

Diese schwarze Nacht war das Licht, das Iwan suchte.

»Ich habe es gefunden!« rief er sich zu.

»Ich habe es gefunden!« rief er seinen Arbeitern zu, unter die er halb entkleidet und barhaupt wie ein Wahnsinniger hinausgestürzt war.

Und diese wußten zwar nicht, was er gefunden hatte; wohl aber waren sie überzeugt, daß die Erfindung, über welche dieser Mann sich so sehr freute, eine sehr gute sein mußte.

Al pari!

Die Höllenkomödie dauerte auf der Börse noch immer fort.

Die zum Tode verurteilten Papiere, die Aktien des Bondavärer Gewerkes und der Bondavärer Eisenbahn, flogen von einer Hand in die andere.

Jetzt trieb man das traurige Spiel schon ins Komische, und es begann sich Humor in das Unglück zu mengen.

Das Wort Bondavár diente nunmehr dazu, unter den Börsenleuten Heiterkeit hervorzurufen.

Wem es gelungen war, seine letzte Aktie an den Mann zu bringen, der lachte über den, der sie gekauft hatte.

Man fing an, die Aktien gegen Dinge von geringstem Wert zum Tausch anzubieten, zum Beispiel als Draufgabe zu einem alten Regenschirm für ein neues Parapluie.

Man benützte sie als Pränumerations-Aequivalent für Blätter, die einem der Redakteur mit Gewalt an den Hals geworfen hatte.

Man verschenkte sie zu wohlthätigen Zwecken.

Es fand sich auch ein witziger Mensch, der sich zu einem Maskenball einen Rock aus den Aktien hatte nähen lassen, wie seinerzeit Fürst E. auf klassischen Tizianschen Gemälden.

Der Börse war nur noch eine Art von Kampf für diese Aktien vorbehalten.

Die Hauptbesitzer derselben kämpften um das letzte Aufflackern der Lampe, welche die Kontermineure gänzlich zum Verlöschen bringen wollten.

Fürst Waldemar, der Führer der Kontermine, drückte die Aktien von Tag zu Tag tiefer hinab, die zuletzt um ein Prozent, um ein halbes, um ein Viertelprozent fielen, und um dieses Viertelprozent wurde jetzt noch gerungen.

Fürst Sondershain wollte es dahin bringen, daß diese Aktien vom Kurszettel der Börse ganz gestrichen würden. Die Eigentümer wollten nur das verhindern.

An dem Tag, an dem der Bericht des Herrn Rauné durch alle Wiener Blätter die Runde gemacht hatte – der Bericht, in welchem auseinandergesetzt war, was für Bestandteile seit dem Entstehen des Grubenbrandes sich in das Wasser vom Brunnen des Bondavärer Schlosses gemengt haben – was große Sensation erregte – glaubte Fürst Waldemar, auf das Haupt der »Bondavärer« den letzten Streich führen zu können.

Er ließ auf der Börse ausrufen, daß er am letzten Tag des Monats die Bondavärer Aktien um 10 fl. geben werde.

Es fanden sich Leute, die diese Börsenwette annahmen – Aktionäre, die zwar wußten, daß sie auch noch bei diesem Angebot verlieren würden, die aber nicht zulassen wollten, daß ihre Aktien vom Kurszettel gänzlich gestrichen würden.

Fürst Waldemar hatte bis Mittag auf ungefähr fünftausend Stück Aktien abgeschlossen.

Auch diese Aktien hatte er weder selbst in Händen, noch wünschten die Parteien, denen er sie liefern sollte, dieselben von ihm wirklich zu erhalten; es war nur ein Börsenspiel.

Wenn die Aktien bis zum letzten des Monats auf sechs Gulden hinabgehen, so zahlen ihm die Gegenparteien zwanzigtausend Gulden Differenzen; wenn sie um vier Gulden steigen, so zahlt er ihnen ebensoviel.

Mittags kam ein Agent zum Schranken, der laut genug kundgab, daß ein Herr da sei, der fünfhundert Stück Bondavärer – al pari! kaufen will.

Als ob jemand mit einem Hammer auf ein Klavier geschlagen hätte, solch ein Gewirre von Tönen entstand auf dieses Wort.

Hohngelächter, Ausrufe der Verwunderung, Freudengeheul, Flüche und Rufe des Unglaubens erhoben sich auf einmal rings um den Schranken.

»Wer ist das? Ist er wahnsinnig? Al pari! Bondavärer Aktien! Wo ist der Mensch?«

Der Agent zeigte ihn.

Es war ein Mann aus der Provinz von anspruchslosem Aeußeren. Er stand an einen Pfeiler gelehnt und übersah von dort das olympische Schauspiel.

»Ah! das ist irgendein Schalksnarr, der mit uns einen Spaß treiben will!« spottete Fürst Waldemar. »Gehen Sie zu ihm hin,« sagte er zum Agenten, »und fragen Sie ihn, wie er heißt. Wir wollen den Namen dessen kennen, mit dem wir einen Schluß machen.«

Der Agent ging hin, sprach einige Worte und kam zurück.

»Der Herr läßt sagen, sein Name sei Hunderttausend Gulden. Geld sei Namen genug.«

Und hiermit zeigte er zehn Stück Bankanweisungen, jede auf zehntausend Gulden lautend.

»Wer gibt fünfhundert Stück Bondavärer Aktien?«

Das rief auf der Börse eine vollständige Revolution hervor.

Die eben noch stille Gesellschaft, in welcher nur einzelne Töne sich vernehmen ließen, geriet plötzlich in Aufruhr; Gläubige und Ungläubige drängten sich zu dem Unbekannten hin; sie umringten ihn, bestürmten ihn mit tausend Fragen und streckten einer über den Kopf des andern ihm die Hände mit ihren Notizbüchern entgegen. Der Fremde nahm diesen Lärm kalt auf und wies die ihn Umdrängenden an seinen Agenten; sie mögen ihr Geschäft mit diesem abmachen.

Endlich bahnte sich Fürst Waldemar einen Weg durch die Menge zu dem Unbekannten.

Mit vornehmer Impertinenz die Krempe seines Hutes bis zu den Augen herabziehend und die Hände in die Westentasche steckend, sagte er zu dem Fremden: »Mein Herr! Sie haben hier mit Ihrem Erscheinen eine ganze Revolution hervorgerufen. Darf ich Ihren Namen wissen?«

»Mein Name ist Iwan Berend,« sprach der Fremde, mit der Schulter an den Pfeiler gelehnt.

»Ah!« sagte Waldemar, den Hut plötzlich herabnehmend und sich ironisch verbeugend; »ich habe die Ehre, Sie dem Ruf nach zu kennen. Sind Sie der berühmte Pistolenschütze, der einem die Zigarre aus dem Mund schießt? Dann bin ich niemand; sonst aber wäre mein Name Fürst Waldemar Sondershain. Doch so wie Sie kann ich nicht schießen. Sprechen wir daher vernünftig miteinander. Sie kaufen Bondavärer Aktien al pari. Haben Sie einen ostindischen Nabob beerbt, der an die Erbschaft die Bedingung knüpfte, daß Sie dafür Bondavärer Aktien al pari kaufen sollen?«

»Nein! Ich kaufe sie, weil sie so viel wert sind.«

»Die Bondavärer Grube brennt doch.«

»Das weiß ich, die meinige befindet sich daneben.«

»Dann brennen Sie dabei doppelt ab.«

»Nein, denn ich lösche den Brand binnen zwei Wochen.«

Auf dieses Wort steigerte sich der Lärm ins Ungeheuerliche; die Aktionäre drückten Iwan beinahe tot.

»Der Mann ist da, der die Grube löscht! Das Gewerk ist wiederhergestellt! Bondavár steht wieder al pari!«

Die Kontermine purzelte wieder zu Boden, die jauchzenden Aktionäre nahmen Iwan auf die Arme und schleppten ihn so auf der Börse herum. Und noch für denselben Abend wurde eine Generalversammlung einberufen, in der Iwan vor dem Publikum des zum Ersticken vollen Saales vortrug, daß er einen unfehlbaren Plan habe, den Bondavärer Grubenbrand binnen zwei Wochen zu löschen; zugleich lud er jedermann ein, dem morgen im Freien anzustellenden Versuch mit dem von ihm eben erfundenen Feuerlöschmittel beizuwohnen und sich zu überzeugen, daß, was er versprochen, keine eitle Prahlerei sei.

Am andern Morgen machte er vor einer großen Menge das Experiment, das überraschend gelang; ein Scheiterhaufen aus Kohlen und Torf, mit Petroleum übergossen und von allen Seiten angezündet, wurde mitten im lebhaftesten Brennen binnen wenigen Minuten durch die Wirksamkeit einer einzigen Handspritze gelöscht.

Das jauchzende Publikum begleitete Iwan im Triumph zurück in die Stadt, und in der fortgesetzten Generalversammlung der Aktionäre wurde beschlossen, Iwan, wenn er den Grubenbrand löscht und das Bergwerk wieder in brauchbaren Zustand herstellt, eine Remuneration von sechsmalshunderttausend Gulden zu geben.

Es fehlte jedoch auch nicht an Widersprüchen. Da war Fürst Waldemar einer derjenigen, welche die meisten Aktien besaßen und den größten Widerstand leisteten; er gab sich alle mögliche Mühe, um Iwans wissenschaftliche Voraussetzung zu widerlegen.

»Ich gebe zu,« sagte er zu Iwan, »daß Sie mit einem Eimer Flüssigkeit sechs Kubikklafter glühende Kohlen löschen können. Aber bedenken Sie, daß in der Bondavärer Grube, von der Stelle der Explosion bis zum Schloß gerechnet, wenigstens sechzigtausend Kubikklafter Kohlen brennen müssen; darauf müßten Sie zehntausend Eimer Flüssigkeit schütten, noch

dazu auf einmal und direkt auf die Stelle, wo das Feuer tätig ist. Mit was für einer Maschine glauben Sie diese Operation ausführen zu können?«

»Ich habe nicht vergessen, diese Operation in meinen Plan aufzunehmen,« antwortete Iwan.

»Nun, vorausgesetzt, daß es Ihnen gelingt, dieses große Quantum Flüssigkeit auf einmal auf die brennende Masse zu schütten, so würde dies im Bergwerk auf einmal eine so ungeheure Menge Gas entwickeln, daß in der ganzen Grube das unterste nach oben gekehrt würde und eine neue, noch furchtbarere Explosion unvermeidlich wäre.«

»Alles dies habe ich voraus bedacht.«

»Und endlich, wenn Sie einen Begriff von Maschinen und Mechanik haben, so müssen Sie einsehen, daß eine Million nicht hinreicht, den Bedarf herzustellen, der nur zum Anstellen des Versuchs unerlässlich ist.«

»Ich habe meinen Kostenüberschlag fertig.«

Die Aktionäre schrien ihm zu, daß sie die Kosten auf sich nehmen, und sollten diese auch eine Million betragen. Und hiermit wurde Iwan die Vollmacht erteilt, im Bondavärer Gewerk zu tun, was er für nötig und nützlich hielte, möge es wieviel Geld immer kosten.

Fürst Sondershain sah ein, daß er die durch Iwan herbeigeführte Wendung vorläufig mit keinerlei Gegenmanöver verhindern könne.

Als die Versammlung der Aktionäre das Protokoll authentifizierte, nahm er Iwan beiseite und sagte zu ihm: »Herr Berend! Möge Ihnen jetzt das Unternehmen gelingen oder nicht (ich glaube, daß es nicht gelingt), so haben Sie mir damit jedenfalls eine Million aus meiner Tasche gerissen. Netto eine Million. Außerdem haben Sie darauf von Ihrem eignen Geld hunderttausend Gulden verwendet, die Kosten nicht gerechnet, die dabei noch zu riskieren sind. Aber sei dem wie immer – Sie haben einmal mit diesem Manöver das al pari auf der Börse auf zwei Wochen fixiert. Es wird zwar weder gekauft noch verkauft werden, denn beide Parteien werden zurückhaltend sein; aber der Kurs wird nun einmal al pari verzeichnet bleiben, und ich bin gehalten, die Differenzen der durch mich gemachten Schlüsse nach diesem Kurs zu begleichen. Das kostet mich eine Million. Aber es macht nichts. Ich habe auch schon ein andres Mal eine Million verloren gehen sehen. Sie ist mir wieder zurückgekommen. Man braucht nur Ruhe zum Börsenkampf. Wenn Sie aber zufällig zwei Wochen früher darauf kommen, daß was Sie auf sich genommen unmöglich ist, und Sie es zur öffentlichen Kenntnis bringen, so lege ich eine runde Million direkt in Ihre Hand.«

Iwan antwortete darauf mit wahrer geschäftsmäßiger Ruhe: »Herr Sondershain! Ich weiß recht gut, daß die Börse das eigentümliche Privilegium hat, daß man sich hier Grobheiten sagen kann, ohne üble Folgen befürchten zu müssen. Was man hier sagt, anbietet, ausbedingt – an alles dies wird nicht das Maß der gewöhnlichen gesellschaftlichen Regeln gelegt. Hier darf man jedermann fragen: Wie teuer gibst du deine gesellschaftliche Ehre? – und wenn man darauf die Antwort erhält: Sie ist mir nicht feil – so bescheidet man sich auch damit; hier darf man jeden mit der Aufforderung anreden: Komm, rauben wir jemanden aus! – und der Angeredete ist nicht böse, wenn ihm die Zumutung nicht recht ist; höchstens antwortet er: Ich habe keine Zeit dazu! Wenn man hier jemanden auszankt, wenn man ihn anspeit, ihm den Hut eintreibt, so ist das keine Schande; wem es passiert, der wendet sich ab, als ob er nichts gehört hätte, er wischt sich das Gesicht ab, richtet sich den Hut gerade und setzt ihn wieder auf, und nach einer Stunde geht er mit seinem Feinde Arm in Arm herum. Niemand sagt, daß sie einen Streit miteinander gehabt haben; es war nur eine kleine Differenz zwischen ihnen, die zu einer sehr animierten Szene geführt hat. Darauf, was jetzt der Herr Sondershain, der Börsen-

matador, dem Bondataler Steinkohlenhändler gesagt hat, darauf antwortet der Bondataler Steinkohlenkrämer alles in allem: Ich kann Ihren Antrag nicht berücksichtigen. Aber der Fürst Sondershain möge sich hüten, diesen Antrag außerhalb der Börse vor Iwan Berend zu wiederholen!«

Fürst Waldemar lachte.

»Das weiß ich ohnehin. Ich hatte oft die Ehre, Ihren Namen nennen zu hören, und wenn ich Ihnen gut bin, so sollen Sie wissen, daß dies nicht ohne Grund geschieht. Sie haben mich einst bei einer schönen Dame energisch in Schutz genommen. Ich weiß den Grund nicht, weshalb Sie es getan haben, aber Sie haben es getan und das ist mir genug. Die ganze Welt weiß es. Sie haben außerdem auf Ihre eignen Ansprüche verzichtet, zu denen Sie sich jener wunderschönen Dame gegenüber für berechtigt halten konnten. Aber es nützte nichts; zuletzt wurde sie die Frau eines nichtsnutzigen Menschen. Gleichviel! Ihre mir unerklärliche Intervention, die, wenn sie nicht ein Geschäftsmanöver war, nur aus dem echten ursprünglichen Puritanismus entspringen konnte, werde ich Ihnen nie vergessen. Wenn jene schöne Dame Sie damals erhört hätte, so würde man jetzt aus dem Bondavärer Brunnen kein schwefelhaltiges Wasser schöpfen, denn aus dem ganzen Unternehmen wäre nichts geworden. Darum werde ich, wir mögen außerhalb der Börse wie immer miteinander sprechen, mein Angebot in meiner Brieftasche jedenfalls notieren. Wenn es Ihnen gelingt, den Brand zu löschen, so bekommen Sie sechsmalhunderttausend Gulden, wenn nicht, so bekommen Sie eine Million.«

Die Aktionäre bemerkten, daß Waldemar mit Iwan lange spreche und stürzten hin, um ihre Köpfe zwischen die beiden zu stecken.

»Keine Techtelmechtel, Herr Fürst! Lassen Sie unsern Mann in Frieden!«

Sie fürchteten, er werde ihn umstimmen.

»Haben Sie keine Furcht!« rief der Fürst; »wir sprechen von einer schönen Frau, der wir beide den Hof gemacht haben. So soll mir Gott helfen!«

Aber die Aktionäre ließen sich von ihrem Mißtrauen deshalb doch nicht abbringen.

Sie wählten unter sich eine aus drei Mitgliedern bestehende Kommission, die Iwan auf Schritt und Tritt begleiten, ihn nirgends verlassen, mit ihm speisen, auf seiner Schwelle schlafen, unter seinem Fenster Wache halten sollte, damit der Feind nicht in seine Nähe kommen könne. Und alles dies geschah unter dem Vorwande, ihm Beistand zu leisten und für ihn die nötigen Gelder anzuweisen.

Iwan verschaffte sich die nötigen Maschinen und Arbeiter und reiste dann mit diesen und mit seinen drei Begleitern sogleich ins Bondatal zurück.

Die drei Begleiter hatten den Auftrag, jeden Tag über den Fortgang der Arbeit einen Bericht einzusenden.

Unter den drei Begleitern war auch Herr Spitzhase.

Diesen brauchte man dort als den umsichtigsten, verlässlichsten und unverschämtesten Vertreter der Interessen der Aktiengesellschaft.

(Dieses letztere Epitheton haben wir nicht in verächtlichem Sinne hergesetzt. In Geldangelegenheiten ist Bescheidenheit und Verschämtheit ein großer Fehler, und das Gegenteil hiervon eine unschätzbare Eigenschaft. Es war also als Lob gemeint.)

Dieser wird von Iwan einigemal zur Tür hinausgeworfen werden, und ebenso oft wird er durchs Fenster wieder hereinkommen.

Der Kampf mit der Unterwelt.

Die Drei-Kommission hatte in der ersten Woche unendlich wenig zu berichten.

Berend kommt mit ihnen des Abends und des Morgens beim Essen im Gasthaus zusammen. Den übrigen Teil des Tages und der Nacht bringt er fortwährend unter der Erde zu. Auf ihre Erkundigungen antwortet er nur, daß alles den besten Fortgang nimmt.

Aber was in dieser Weise Fortschritte macht, das kann man nicht sehen.

Und ein sehr verdächtiger Umstand ist es, daß Berend die Zeit fortwährend nur in seinem eignen Bergwerk zubringt; dorthin hat er alle mitgebrachten Maschinen und chemischen Materialien schaffen lassen; während noch nicht ein einziger Zugang des Aktienbergwerks wieder geöffnet, oder irgendeine Vorkehrung zum Löschen getroffen ist.

Berend aber gibt auf alle Erkundigungen keine Aufklärung. Wohl ist es wahr, daß die Maschinen fortwährend in Tätigkeit sind; und aus dem Bergwerk bringen seitdem alle Karrenschieber Ton und Steine, aber die Sache ist doch nicht recht zu verstehen.

Am achten Tage verlor Herr Spitzhase die Geduld.

»Herr!« sagte er zu Iwan mit Krämerzudringlichkeit, »Sie haben versprochen, den Grubenbrand in zwei Wochen zu loschen. Eine davon ist schon vergangen; ich habe aber die ganze Zeit nicht gesehen, daß etwas geschieht.«

»Das ist natürlich!« antwortete Iwan ruhig.

»Sie behaupten aber doch, daß alles seinen guten Fortgang nimmt.«

»So ist es auch!«

»Ich möchte es sehen!«

»Von hier aus, wo Sie jetzt stehen, werden Sie auf keinen Fall etwas sehen.«

»Also führen Sie mich dorthin, wo ich etwas sehen kann.«

»Möchten Sie wirklich dorthin kommen? Es ist ein sehr schlechter Aufenthalt.«

»Wohin Sie gehen können, dorthin kann ich auch gehen. Meinethalben sei es sogar die Hölle.«

»Es fehlt dort wahrhaftig wenig zur Hölle.«

»Also ich gehe auch dorthin; ich möchte mit dem Teufel Bekanntschaft machen. Vielleicht kann man mit ihm einen Vertrag schließen, daß er von nun an die Kohle von uns bezieht.«

»Aber ich mache Sie auf noch etwas aufmerksam. Wo ich hingehe, dorthin kann niemand mit mir kommen, um zu gaffen; denn der Weg ist gerade nur groß genug für zwei Menschen, und auch die Arbeit nimmt zwei Menschen in Anspruch. Sie müssen daher dort so arbeiten wie ich.«

»Gut, ich schrecke vor keiner Arbeit zurück. Ich bin ein Teufelskerl.«

»Gut, kommen Sie also mit mir!«, sagte Iwan; »und wenn auch die anderen Herren Lust haben, uns bis zur Maschine zu begleiten, so können sie bis dorthin mitkommen.«

Sie ergriffen die Gelegenheit mit Begierde. Hatten sie es doch bisher schon ohnehin vor Neugierde nicht aushalten können.

Iwan ließ allen drei Herren Bergmannstracht anlegen und nahm sie in der Aufzugsmaschine mit sich durch den Schacht hinab.

Jeder erhielt eine Davysche Lampe an den Gürtel gehängt und einen dicken Filzhut.

Iwan führte sie durch die gewundenen Grubengänge bis zur eisernen Tür jener Höhle, in welcher noch vor kurzem der periodische Teich zu erscheinen und zu verschwinden pflegte. Die Mitte dieses Raumes nahm jetzt eine mühlenartige Maschinerie ein, welche durch eine von oben herabgehende Transmission in Bewegung erhalten wurde.

In dieser Mühle wurde etwas gemahlen, dessen Graupe durch einen Schlauch über die Brücke hinabströmte. Die Transmission ging über das Triebrad unter die Brücke und verschwand da.

Iwan führte seine Gäste durch fortwährend enge Gänge weiter. Noch einmal mußten sie durch einen tiefen Brunnenschacht, und zwar jetzt auf langen Leitern hinabsteigen.

Als sie auf den Grund hinabgelangt waren, nahm sie eine kleine, kaum dritthalb Klafter im Umfang habende Kammer auf, in der zwei Arbeiter Wache hielten, ein alter und ein junger.

»Nun, mein Herr,« sprach Iwan zu Spitzhase, »das hier ist das Toilettezimmer; fangen wir an, uns zu kostümieren.«

»Was? bekommen wir also noch schönere Kleider?«

»Ja, einen Panzer; bei dem Turnier, zu dem wir uns jetzt rüsten, braucht man auch einen Panzer.«

Auf seinen Wink brachten der alte und der junge Arbeiter die Kleidung herbei und begannen sie ihnen anzulegen.

Es waren ungefähr solche Ausrüstungsgegenstände wie die der Feuerwehrmänner – ein weiter, ungeschlachter Rock und Hosen, deren äußerer Stoff Asbest, während der Raum zwischen diesem und dem innern Stoff mit fein pulverisierter Holzkohle ausgefüllt ist. Vorn an den Armen aber umschließen Asbesthandschuhe die Finger luftdicht.

»Wir werden schöne Ritter sein!« scherzte Herr Spitzhase.

»Ich bitte, warten Sie noch auf den Helm.«

Man brachte zwei Glashelme, deren jeder einen Hohlraum von zwölf Halbe und drei Oeffnungen hatte.

Iwan erklärte ihm, wozu diese Dinge gehörten.

»Der Raum, in den wir hinabsteigen, ist voll mit Kohlengas. Daher müssen wir mit einem solchen Apparat hinabgehen, als ob wir unter Wasser tauchen würden. Und da wir zuweilen zwischen Feuer hindurch gehen müssen ...«

»Zwischen Feuer!«

Spitzhase begann zu bereuen, daß er hierher gekommen, aber er schämte sich umzukehren. Ueberdies hat auch der Kaufmann seine Tapferkeit.

»So brauchen wir den Asbestanzug,« fuhr Iwan fort. »Dieser Apparat ist aus der Ausrüstung der Taucher und der Feuerwehrmänner kombiniert. An diesen Glashelm, der mittels Kautschuk luftdicht an den Rockkragen angeschlossen wird, werden zwei Schläuche befestigt, durch deren einen uns die zum Atmen nötige Luft zugeführt wird, während wir durch den andern die verdorbene Luft wieder ausatmen. Die Enden der beiden Schläuche bleiben hier, während wir diese selbst nachschleppen, so wie es die Taucher im Meere tun. Durch den

einen treibt man uns die zum Leben nötige Luft zu, durch den andern geht die verdorbene Luft auf den ersten Druck aus unserem Helm hinaus. Wir werden die Luft ein wenig wärmer bekommen, als sie hier oben ist, auch wird sie nach vulkanisiertem Kautschuk riechen, aber wir können nicht ersticken. An diese dritte Oeffnung wird eine elastische Röhre befestigt, die unsere beiden Helme miteinander verbindet. Diese wieder dient dazu, daß wir hören können, was wir einander sagen wollen; denn durch diesen Helm aus dickem Glas dringt kein Laut, und am wenigsten kann der etwas hören, der ebenfalls einen solchen Glashelm auf dem Kopf hat.«

Herr Spitzhase fühlte sich durchaus nicht in angenehmer Lage, als man ihm diesen Helm auf den Kopf schraubte – besonders aber, als man die Schläuche in alle drei Oeffnungen einfügte und er plötzlich bemerkte, daß er jetzt taub sei, indem er kein Wort mehr von dem hört, was die beiden anderen Herren zu ihm sagen. Er war nicht mehr auf dieser Welt.

Nur eines Menschen Stimme hörte er, desjenigen nämlich, dessen Kopf an den seinigen angeschlossen ist.

»Nehmen Sie den Schlauchknäuel auf den Arm,« scholl diese einzige Stimme in seinem Helm, und auch diese von so weit, als ob sie aus einer Entfernung von hundert Schritt oder von einem Turm herabkäme.

Maschinenmäßig ließ er sich den zusammengerollten Schlauch auf den Arm legen.

»Gehen Sie mir nach!« scholl Iwans Stimme, der einen andern Schlauch auf die Schulter nahm und eine bisher verschlossen gehaltene dicke Eichentür öffnete.

Die zurückgebliebenen beiden Herren hörten nichts mehr von dem, was die beiden Behelmteten miteinander sprachen. Der eine fragte betroffen, ob, wenn man diese Tür öffnet, nicht die schlechte Luft hereindringen würde.

Der alte Arbeiter beruhigte sie. Das Kohlengas sei viel schwerer als das Sauerstoffgas und noch mehr als das Wasserstoffgas; die schlechte Luft bleibe also unten, wohin die beiden Taucher hinabgehen. Man kann ihnen getrost folgen bis dorthin, wo die letzte Davysche Lampe brennt.

Durch die geöffnete Tür gelangten die beiden in eine geräumige Höhle; man sah es an den Wänden, daß die Natur diese Höhle gebildet hatte.

Zwei voneinander getrennte Wände paßten mit jedem Riß zueinander, und stellenweise waren beide so glatt wie Stahlspiegel. Es waren schräg zersprungene Steinkohlenmassen.

Diese Höhle war mit dicken, harten Holzbrettern überbrückt.

Die überall wirkende Transmission, die sich aus der Höhe da hinabschlängelte, setzte auch hier einen Grendel in Bewegung, und der Schall vom Geklapper desselben tönte unter der Brücke so, als ob die Klappern durch ein tiefes Wasser gingen.

Von dieser Brücke führte ein niederer Gang schräg in die Steinmasse.

Jenseits der Mündung dieses finstern hohlen Ganges brannte die Lampe schon nicht. Dort herrschte bereits das Kohlengas.

Aber auf der Brücke war eine elektrische Maschine aufgestellt deren Licht mit einem Drahtschirm bedeckt war.

Der alte Arbeiter setzte die elektrische Maschine in Tätigkeit und lenkte den Lichtstrahl derselben in die finstere Höhle.

Dies war der Tunnel, welchen Iwan binnen vier Wochen aus seiner Grube zum Nachbarbergwerk hatte durchbrechen lassen.

Er hatte solange niemandem etwas gesagt, bis die Arbeit so weit fertig war, daß gerade nur das Durchbrechen fehlte.

Dies konnte aber nur im Taucheranzug geschehen, und darum dauerte es noch eine Woche.

Die elektrische Beleuchtung erhellte den schmalen Tunnel der Länge nach; wo dieser aber von der anfänglichen Richtung abwich, dort waren hohe Spiegel aus glänzend poliertem Blech aufgestellt, die das Licht weiter leiteten, so daß schließlich nur ein schwacher Dämmerchein übrigblieb, bei dem die beiden Taucher die Gegenstände kaum mehr erkennen konnten.

»Jetzt werden wir gleich ganz im Finstern sein!« sagte Spitzhase zu Iwan.

»Wir bekommen gleich Licht genug,« tröstete ihn Iwan.

Und er führte ihn weiter mit sich fort.

Spitzhase mußte mit ihm gehen, denn sein Kopf war an Iwans Kopf angeschlossen.

Wunderbare siamesische Zwillinge. Wenn die verbindende Röhre abrisse, so müßten beide auf einmal sterben.

»Halt!« rief Iwan; »hier ist die Pumpe, gib den Schlauch her.«

In der Hölle waren sie du und du miteinander. Da mußte kurz gesprochen werden.

Im Halbdunkel wurde eine kleine, dritthalb Schuh hohe Maschine sichtbar, die mit einem Treibrad versehen war, diese war schon am vorangegangenen Tage hierher gebracht worden.

Iwan nahm seinem Gefährten den Kautschukschlauchknäuel ab und befestigte den Schlauch mit der Schraube an die entsprechende Oeffnung der Maschine. Dann setzte er das Rad in Bewegung und dieses fing an sich mit seinen beiden schweren Kugeln schnell zu drehen.

Dann ergriff er das Ende der Röhre, und den Zapfen der Maschine umdrehend, gab er den Knäuel seinem Kameraden zurück mit dem Unterschied, daß, während dieser den Schlauch bisher um den Arm geschlungen hatte, derselbe ihm jetzt von Iwan um den Hals gehängt wurde.

Spitzhase hatte das Gefühl, als ob der Schlauch, welcher bisher kaum zehn Pfund wog, jetzt auf einmal einen halben Zentner schwer geworden wäre. Der Schlauch wurde plötzlich steif.

»Eilen wir vorwärts!« scholl Iwans Stimme durch die Röhre.

»Es fängt an höllisch heiß zu werden!« brummte sein Gefährte zurück.

»Das ist schon ein Teil der ausgelöschten Grube!« sagte Iwan.

An die Füße der beiden Männer waren gläserne Schemel gebunden. Sonst hätten sie fühlen müssen, daß die Asche, durch die sie wateten, noch glühend heiß war.

Der Kautschukschlauch wickelte sich von Spitzhases Schulter langsam ab.

Und inzwischen wurde es immer finsterer.

Endlich umfing sie ganz schwarze Nacht.

»Ich sehe nichts!« scholl Spitzhases Stimme.

»Komm nur getrost mir nach!« antwortete Iwan.

Auf einmal fing es dann wieder an zu dämmern.

Die Helle, die jetzt vor ihnen auftauchte, war rosenfarben.

Es dämmerte unter der Erde.

Spitzhase klagte über Atembeschwerden.

»Jetzt geht es noch an!« tröstete ihn Iwan.

Als sie dann bei einer Wendung des Ganges um die Ecke bogen, breitete sich vor ihnen das ganze Schauspiel der Hölle aus.

Die Hölle selbst!

Ein brennendes Labyrinth, in dessen glühenden Windungen alle Farben des Lichtes miteinander abwechselten.

Um die bläulich grüne Flamme des Grundes erheben sich die scharlachroten Zwischenwände der Gänge, die sich in der Ferne in purpurne Finsternis verlieren, während aus ihren Rissen das blendende Weiß des Sonnenlichtes herausschießt. Zwischen den glühenden Kohlen tanzen die Dämonen der unterirdischen Flammen mit grünem Schopf und roter Mähne, und aus dem Zinnoberrot der Grubenwölbung fällt ein goldner Regen herab: ein Platzregen von Funken! Aus den Spalten einer und der andern Seitenwand schießt zischend das befreite Gas hervor, der unterirdischen Feuernacht ein Licht anzündend, und aus einer tiefen Höhle schießt ein Feuerspringbrunnen empor, ringsherum Funken ergießend, und über dem Ganzen zieht eine milchfarbene Wolke, die Wölbung berührend, leise hin und her, und scheint den verwegenen Besuchern der Hölle näher zu kommen.

Spitzhase drückte sich erschrocken an die Wand. Dieser Anblick griff seine Nerven an.

»Laß die Schläuche herab!« rief Iwan.

Die Schläuche wanden sich plötzlich wie eine losgelassene Schlange nach vorwärts.

»Und jetzt mir nach!« sagte Iwan; »den Schlauch halte auf dem Arme.«

Und hiermit zog er ihn mit sich.

Spitzhase war gezwungen, ihm zu folgen.

Denn ihre Köpfe waren aneinander geschlossen.

Selbst wenn er sich mit Gewalt oder zufällig von ihm hätte losreißen können, so würde er damit nur erreicht haben, daß das durch seinen Helm eindringende Kohlendioxid ihn sogleich getötet hätte.

Maschinenmäßig ließ er sich fortziehen.

Die Hölle und alle ihre Schrecken trieben vor ihm ihr unheimliches Wesen!

Der andre fürchtet sich nicht vor ihnen.

Vielleicht ist er auch kein Mensch, sondern ebenfalls ein Geist, der über die Feengeister Zaubermacht besitzt.

Er geht bis an den Rand des Feuermeeres.

Dort nimmt er den in Ringe zusammengelegten Schlauch von der Schulter, und an der Mündung desselben den Zapfen öffnend, richtet er sie nach dem Schoß der Hölle.

Aus der Mündung des Schlauches scheint ein diamantener Strahl hervorzuschießen, der in die glühende Gehenna hineinschlägt:

»Halte dich fest!« schallt Iwans Stimme.

Und durch die Macht, welche der ausströmende Inhalt des Schlauchs ausübt, entstehen im brennenden Eingeweide der Erde dunkle Dampfwolken, welche die eben noch so blendend hellen Räume mit grauem Schatten erfüllen, und die mit Macht einströmende Dampfmasse begräbt plötzlich die beiden Verwegenen.

Der eine wankt.

»Fürchte nichts!« rief ihm der andre zu; »wir sind hier sicher.«

»Es ist erstickend heiß! Ich verbrenne!« ächzt der andre.

»Fürchte nichts, folge mir!« spricht der erste und zieht den wankenden Gefährten über dampfende Felsen, feuerspeiende Hügel, überallhin, wo er Feuer sieht, den erstickenden, die Hölle überwältigenden Wasserstrahl des Kautschukschlauches spritzend. Das Gas pfeift, der heiße Dampf zischt rings um sie, die bewältigten Flammen springen wieder empor – er erschrickt vor nichts. Nur vorwärts, immer vorwärts. Die unterirdische Wolke wälzt sich über sie hin.

»Wir sind verloren!« ächzt der andre Sterbliche, unter diesen Schrecken auf die Knie fallend.

»Kleinmütiger!« spricht zu ihm der Bekämpfer der Hölle und reicht ihm die Hand. »Kehren wir also zurück.«

Und er richtete ihn auf, so wie der Erlöser den ins Meer versinkenden Petrus aufrichtete.

Hiermit rollte er sich wieder den geschlossenen Schlauch um den Hals und kehrte mit ihm zu der Saugpumpe zurück.

Diese schloß er dann und führte seinen Gefährten wieder in das Ankleidezimmer des Bergwerks.

Spitzhase sank zusammen, als er dort anlangte.

Als man von den Köpfen der beiden Männer die gläsernen Helme herabschraubte, schnappte Spitzhase wie ein Erstickender nach Luft. Iwan blickte mitleidig auf ihn.

Die Arbeiter beeilten sich, beiden Männern einen Trunk erfrischender Limonade zu geben und rieben ihnen die Schläfen mit starkem Weinessig.

Dann entkleideten sie die beiden bis auf die Haut, steckten sie in eine Kufe voll kalten Wassers, hoben sie nach zwei Sekunden wieder heraus und frottierten sie mit rauhen Wolltüchern.

Der gute Spitzhase begann erst dann wieder ins Leben zurückzukehren und seiner fünf Sinne mächtig zu sein.

Als sie wieder ihre gewöhnlichen Kleider anlegten, fragte ihn Iwan: »Nun, mein Herr, wie hat es Ihnen unten gefallen?«

Spitzhase war nicht auf den Kopf gefallen. Er antwortete gut gelaunt: »Ich gebe es nicht für hundert Gulden, daß ich dort gewesen bin, aber ich möchte es nicht für zweimal so viel noch einmal tun.«

»Nun, jetzt wissen Sie schon, was Sie dem Verwaltungsrat zu schreiben haben. – Paul! führe diese Herren nach Hause. Ich bleibe hier, um die Arbeit fortzusetzen.«

* *
*

Mit welcher Begeisterung Herr Spitzhase diesen Kampf mit der Unterwelt in den Wiener Blättern beschrieb, dies wiederzugeben wäre nur eine stärkere Einbildungskraft imstande als die meinige.

Iwan wurde als ein Antiprometheus, ein Moses, ein heiliger Florian dargestellt.

Alle diese Hyperbeln und Auxesen waren rhetorische Floskeln, welche dem Alparikurs sehr gute Dienste leisteten.

Daß die Drei-Kommission an diesem Abend ein großes Gelage anstellte, ist sehr natürlich. Der Champagner floß in Strömen. Wieso der Bondataler Wirt zu Champagner gekommen, das könnte vielleicht Herr Rauné erklären.

Durch den Champagner erhitzt und durch die exorbitanten Prahlereien des Herrn Spitzhase aufgeregt, kamen die beiden anderen Herren so ins Feuer, daß sie zuletzt wetteten, sie würden ebenfalls die Reise in die Hölle unternehmen, die Herr Spitzhase mit Iwan gemacht hatte. Gleich den andern Tag sollte es geschehen.

Sie gingen unter der Führung eines Aufsehers in das Bergwerk hinab. Iwan war damals nicht im Bergwerk. Es hieß, daß er irgendwo oben sei.

Beide Herren ließen sich hierdurch nicht zurückhalten.

In der Ankleidekammer lagen eben die Taucheranzüge unbenutzt.

Niemand hatte etwas gegen ihr Vorhaben.

Sie wollten sich zugleich in die Taucheranzüge hüllen.

Nach Belieben!

Sie wollen den Versuch mit den aneinander geschlossenen Köpfen machen.

Wie sie es wünschen.

Man kleidete sie an, legte ihnen die Helme an, und dann führte man sie durch die Eichentüre in die Höhle.

Und dann – fanden sie nirgends die Mündung des Tunnels.

»Wo ist hier der Eingang in den Tunnel?« schrie der eine.

»Wo ist hier der Eingang in den Tunnel?« schrie der andre.

Aber was sie schrien, hörte niemand außer ihnen. Für die übrige Welt waren sie stumme Leute.

Zuletzt, da sie den Tunnel nirgends fanden, kehrten sie um und entkleideten sich wieder.

»Aber wo ist der Tunnel hingekommen?« schrien sie zornig. In ihrem Zorn lag etwas von der Prahlerei eines Duellanten, der, nachdem er die ganze Nacht sich darüber den Kopf zerbrochen, wie er dem Zweikampf entgehen könne, einen Brief erhält, in welchem der Herausgeforderte um Vergebung bittet. Der Feige ist zurückgetreten! ruft er ärgerlich; im Herzen aber freut er sich darüber.

»Was ist aus dem Tunnel geworden?«

In dem Katzenjammer, mit welchem sie am andern Morgen aufstanden, bereuten sie natürlich die Wette, doch das Ehrgefühl gestattete keine Umkehr.

»Er ist mit Sandsäcken verstopft und vermauert!« antwortete ihnen der Aufseher.

»Aber warum ist er vermauert!«

»Das kann ich nicht sagen.«

Die stark getäuschten unternehmenden Geister eilten nach verschiedenen Seiten ab, um Iwan Berend zu suchen. Es fanden ihn endlich alle drei beim Stollen des Aktienbergwerks, wo er eben allerlei Vorkehrungen traf.

»Darf man Sie fragen, warum die Mündung des Tunnels verstopft ist?«

»Zu dienen!« antwortete Iwan; »die bisherigen Löschversuche waren nur Rekognoszierungen, um zu erfahren, was für eine Wirksamkeit das Löschmittel entwickelt. Wir konnten davon nicht mehr als fünfzig, sechzig Eimer auf einmal anwenden; das genügte, um einen und den andern offenen Gang zu löschen. So haben wir uns den Weg zum Zentralherd des Feuers gebahnt; dort ist die Arbeit eines Menschen, der Strahl einer Spritze bereits wirkungslos. Was in einem Augenblick gelöscht wäre, würde sich im andern wieder entzünden und den heißen Dampf, der sich massenhaft entwickelt, könnte man selbst mit dem Rettungsapparat nicht lange aushalten. Jetzt haben wir also die Röhren mit vier Zoll im Durchmesser ganz bis zum Herd des Feuers gelegt. Sowie ich zurückgehe, lassen wir gleich die Hochdruckdampfmaschine in Tätigkeit setzen, die aus dem Becken binnen vier Stunden zehntausend Eimer Flüssigkeit in den brennenden Stollen spritzen wird. Das wird der entscheidende Kampf sein, meine Herren.«

»Zum Teufel!« sagte Herr Spitzhase; »wird dieser Spaß nicht damit enden, daß das sich entwickelnde Gas das ganze Bergwerk auseinandersprengt und uns zu Bewohnern Herkulanums und Pompejis macht?«

»Fürchten Sie nichts! Eben dieser Umstand hat mich jetzt beschäftigt. Die Direktion des Aktienbergwerks hat alle Eingänge der Stollen mit Sandsäcken verstopfen und vermauern lassen. Den Eingang in den Schachtbrunnen aber hat sie mit einer ungeheuren eisernen Tür schließen lassen, über die eine dicke Schicht Ton gelegt ist. Wenn nun in dem brennenden Stollen, auf den das Löschmittel in Masse einzuströmen beginnt, die Gasmenge sich mit solcher Macht entwickelt, daß sie ausbrechen muß, so ist die eiserne Tür des Schachtes das Rettungsventil; sie wird dieses fortstoßen und da hervorbrennen.«

Den Kommissionsmitgliedern klapperten die Zähne bei dieser Erklärung.

Da ist ja ein kleines Erdbeben in Vorbereitung.

Iwan konnte mit den drei Herren nicht weiter sprechen.

Er mußte noch viele Vorkehrungen treffen.

Vorsicht, Behutsamkeit war nötig. Erst gegen mittag kehrte er zum Erbstollen zurück.

Nach der Mittagsglocke gab er das Zeichen, auf welches hin die große Saugpumpe in Tätigkeit gesetzt wurde.

Er selbst blieb von dem Augenblick an bei der Maschine und rührte sich nicht fort, bevor nicht die Arbeit vollendet war.

Die Kommissionsmitglieder blieben, zu ihrer Ehre sei es gesagt, bis ans Ende bei ihm und redeten kein Wort. Außer Iwan durfte da niemand seine Stimme hören lassen.

Nachdem das Zeichen gegeben war, begann unterirdisch ein schwaches Brausen zu ertönen, wie wenn in der Ferne die Flut über die geöffnete Schleuse schießt.

Die Maschine arbeitete erst mit halber Kraft.

Nach einer halben Stunde begann sich in das Geräusch ein tiefes Brausen zu mengen, wie wenn die letzten Glockenschläge in der Luft nachzittern; aber es war kein verhallendes Dröhnen, sondern die Vibrationen wurden immer stärker.

Die Erde war wie im Fieber.

Der Boden zitterte unter den Füßen der Menschen, und diese zitterten mit ihm. Das Fieber teilte sich jedem menschlichen Körper mit.

Nur einer zitterte nicht: der Meister.

Ruhig beobachtete er den Pendel, den Thermometer der Maschine, die merklichen Variationen im Stande des Barometers, den Ozono- und den Elektrometer, und schrieb seine Wahrnehmungen in sein Notizbuch ein.

Nach einer Stunde gab er dem Maschinisten ein Zeichen.

»Stärker!«

Und dann begann dort unten der Kampf der Zyklopen.

In den Tiefen der Erde begann ein dumpfes Dröhnen donnerähnlich zu rollen, das von Zeit zu Zeit von einem Erdstoß unterbrochen wurde.

Nun zitterten alle Gebäude auf der Oberfläche der Erde, die Wipfel der Pappelbäume und das Kreuz auf dem Turme wankten und verkündeten erschüttert die Angst des ganzen Tales.

Unter der Erde tobte, schmetterte, heulte das Heer der emporgeragten Riesen, die mit ihren Schultern, mit ihren Köpfen an der Erde rüttelten; das Brüllen des in die Höhle eingeschlossenen Orkans, das Heulen des an seiner Kette rüttelnden Riesen, das Schmerzgestöhn des Leviathans schienen dort unten miteinander zu wetteifern.

Sprachlos, versteinert blickten die Menschen auf Iwan; ihr starrer Blick fragte ihn: »Was tust du? Hetzest du die Götter der Unterwelt gegen uns?«

Der aber sah mit erhabener Ruhe auf sie herab, als wollte er sagen: »Fürchtet nichts! Ich halte meinen Fuß auf dem Kopf des Leviathan.«

Es sind schon drei Stunden, seit der unterirdische Kampf dauert.

Betäubt wanken die Menschen auf der wankenden Erde und fluchen dem Meister!

»Bist du denn ein Gott, daß du uns ein Erdbeben machst ?«

Iwan achtet ihrer Furcht nicht.

Aufs neue gibt er dem Maschinisten ein Zeichen.

»Mit voller Kraft!«

Die Maschine stürmt mit der ganzen göttlichen Kraft der Menschenmacht auf die Pforten der Hölle ein.

Die unterirdischen Stöße folgen rasch aufeinander und werden immer stärker, das tiefe Brausen steigert sich zu einem betäubenden Dröhnen.

»Es ist aus mit uns!« kreischen im Tal die Frauen und Männer.

Da schrillt ein betäubendes Zischen durch die Luft, als ob ein Vulkan plötzlich den Dampf ausgelassen hätte. Es war ein Donnern auf der Orgelpfeife.

Und aus dem Schacht des Aktienbergwerks steigt mit schrecklicher Schnelligkeit eine weiße Dampfsäule empor, die, sowie sie die kalten Regionen der Luft berührt, oben am klaren Himmel sich zu einer runden Wolke ballt, zu einer Wolke, aus welcher plötzlich der Regen herabzurieseln beginnt. Die untergehende Sonne zaubert einen Regenbogen dazu.

Und hierauf legen sich die unterirdischen Stöße, nur das zum Himmel aufschrillende Zischen gellt in die weite Ferne hin.

Iwan aber sagt umherblickend: »Paul, sammle von dem Regenwasser; ich muß erfahren, was es enthält.«

Hierauf gab er dem Maschinisten ein Zeichen, die Maschine stillstehen zu lassen. Nicht einmal ein Tropfen Schweiß saß ihm nach der anstrengenden Arbeit auf der Stirn.

Von dem angesammelten Regenwasser ließ er ein Quantum in ein Fläschchen füllen und steckte dieses in die Tasche.

»Nun, meine Herren, jetzt können Sie soupieren gehen. Die Arbeit ist vollendet.«

»Ist der Brand gelöscht?« fragte Spitzhase.

»Ganz gewiß!«

»Und die Dampfsäule dort?«

»Wird bis Mitternacht in gleicher Höhe stehen und dann noch lange fortdampfen. Gehen Sie soupieren. Ich habe zu Hause dringend zu tun.«

Wer hatte jetzt Lust zu soupieren! War doch allen die Kehle wie zugeschnürt, und niemand hätte es vermocht, einen Bissen hinunter zu bringen.

Die Dampfsäule drang aus dem Schacht noch immer empor, und jetzt bildete sich eine große Wolke ringsherum, welche die Dünste der Atmosphäre an sich zog und aus der nun der Regen herabströmte und Blitze hervorzuckten. Aber deshalb zog sich doch niemand unter ein Obdach zurück; die Vornehmeren hüllten sich in den Gummimantel, die Landleute in den Szür, und alle staunten die Erscheinung an, die erst abends zehn Uhr zu schwinden begann; die Dampfsäule wurde niedriger, das Zischen nahm ab und ward nur von Zeit zu Zeit durch ein lauterer Gellen unterbrochen, und zuweilen durchzuckte ein Blitz die Krone der Dampfsäule; in der runden, weißen Wolke leuchtete es fort, jedoch ohne Donner und zuckende Strahlen. Einmal sank dann der Dampfriese ganz zurück in die Höhle, aus der er emporgestiegen war, um nur von Zeit zu Zeit noch einigemal das weiße lockige Haupt herauszustecken, doch drohte er nicht mehr mit seinem Geschrei. Das Zittern des Bodens hörte auf, das unterirdische Brausen verstummte. Von der fernen Kirche her erscholl ein Chorgesang: »Halleluja! Halleluja!« Das Volk hielt mit Fahnen und Laternen eine nächtliche Prozession.

Die Herren, die nun ins Gasthaus zurückkehrten, fanden dort bereits Iwan, der allein beim Nachtmahl saß.

Der kann jetzt essen.

Es fiel ihm jetzt ein, daß er ein Mensch sei, und er aß Fleisch mit Kartoffeln.

»Ich habe auch schon die chemische Untersuchung beendet,« sagte Iwan mit vollständigem Gleichmut, »und ich kann Ihnen die erfreuliche Nachricht geben, daß ich im Niederschlag 0.75 gebundene Kohlensäure gefunden habe.«

Herr Spitzhase fragte erstaunt: »Aber was nützen uns die 0.75 gebundene Kohlensäure im Niederschlag?«

»Daß wir das Bergwerk morgen an beiden Eingängen öffnen und nach der ersten Ventilation hineingehen können, um zu arbeiten.«

* *
* *

»Halleluja! Halleluja!«

Apotheose.

Der Preis des Kampfes: Vermögen, Ruf und allgemeine Achtung war errungen.

Der dankbare Ruf vergötterte den Menschen.

Und geschah es nicht mit Recht?

Der einen ungeheuren Schatz gerettet hat, der Tausenden, einem Land, der Industrie, der ganzen Menschheit gehört; der ein verheerendes Unglück überwältigt hat, das eine ganze Gegend mit einer neuen plutonischen Formation bedrohte; der Tausenden von an den Bettelstab gekommenen Menschen das verlorene Brot wiedergegeben, die Tränen von Waisen und Witwen getrocknet hat, kann er sich nicht als Gott fühlen?

Es ist etwas daran, daß der winzige Bewohner dieses Mohnkorns von einer Erdkugel sich den Glauben bildete, daß der ganze Himmel, die Sonnen, die Milchstraßen, die Nebelflecke sich alle um seinen verschwindend kleinen Stern drehen.

Wenn die anderen Sterne Bewohner haben, und ich glaube, daß sie solche haben, und wenn diese Instrumente besitzen, um den Stern, den wir unsere Erde nennen, näher besichtigen zu können, und ich glaube, daß sie solche Instrumente besitzen: so müssen sie, von Bewunderung erfüllt, die Veränderungen unserer Erde aufzeichnen.

Seitdem die letzte Formation die grünen Inseln vom blauen Meeresgrunde weggewischt hat und die bunten Weltteile aus dem Ozean emportauchten, wieviel neue Schöpfungen entstanden seitdem, deren Urheber der Mensch ist.

Bläuliche Sumpfflecke verschwinden von der Oberfläche der Erde, und ihre Stelle nehmen Felder mit goldenen Aehren ein.

Diese Sümpfe hat der Mensch ausgetrocknet.

Inmitten weißer Wüsten entstehen grüne Punkte, die eine geradlinige Reihe bilden.

Es sind artesische Brunnen, welche der Mensch gebohrt hat, so dem knirschenden Sande eine blühende Flur abzwingend.

In Schlangenlinien sich hinwindende Flüsse strömen in gerader Linie hin in Strombetten, welche ihnen durch Menschenhand gegraben wurden.

Eine Erdzunge trennt zwei Meere, plötzlich berühren sich die beiden Meere, durch Menschenhand miteinander verbunden.

Auf dem Meere gleiten kolossale Segler nach allen Richtungen hin und her; auch diese sind keine von Gottes Hand geschaffene Ungeheuer, sondern von Menschen herrührende schwimmende Riesen.

An der Stelle dunkelgrüner Urwälder entsteht ein bunter Teppich.

Dort hat Menschenhand die Wildnis ausgerottet und die Stelle derselben mit gelb, blau, rot blühenden Pflanzen besetzt.

Lange, gerade Linien durchschneiden von einer Meeresküste zur andern das Land, und darüber gleiten ungeheure Schlangen mit weithin sichtbarer Schnelligkeit hin.

Es sind Eisenbahnen und Dampftrains, die der Menschegeist zustande gebracht hat.

Und nachts (oder was ist den benachbarten Sternen die Nacht der Erde?), also wenn die Erde ihnen näher kommt, sobald der Halbmond seine unbeleuchtete Seite den Sternen zuwendet, strahlen da und dort ausgestreut, glänzende Punkte.

Es sind die Städte, die der Mensch, der gern sieht, glänzend beleuchtet.

Ist nun diese Welt nicht schöner, als die Welt der Mammuts gewesen ist?

Kann das Geschlecht der Zwerge nicht stolz über den Gebeinen der Riesen wandeln?

Wenn die benachbarten Sterne dies sehen, so können sie davon bewundernd Zeugnis ablegen.

Aber gewiß sieht es derjenige, der es geschaffen hat, der mit einer Hand von der Erde eine schöne Welt weggewischt hat, in der die Steinkohle in Gestalt hoher Bäume grünte und der Urelefant als König herrschte – der aber mit der andern Hand eine neue Tafel darüber breitete und diese mit einem nackt zur Welt kommenden Geschlecht bevölkerte, dem er nichts als das Gebot gab: »Bisher habe ich geschaffen, jetzt schaffe du weiter!«

Und der Mensch setzt das Werk Gottes fort! Das ist sein Lohn.

Und dabei bleibt er Mensch.

Das ist sein Trost.

Denn Gott sein, das ist ein frostiger Gedanke.

Leben, und dazu nicht die Wärme des Blutes fühlen!

Das wußten auch schon die Götter des klassischen Zeitalters, und so oft sie es tun konnten, stiegen sie vom Olymp herab, um mit menschlichem Herzen zu fühlen. .

Auch der Gott des Alten Testaments nahm im Neuen Testament die fühlende Gestalt des Menschen an.

Der Geist kann sich keinen Gott ohne menschliches Gesicht, ohne menschliche Leidenschaften vorstellen. Selbst die Sonnenanbeter malen die Sonne mit Händen und Füßen und lassen sie so am Himmel wandeln.

Die Götter suchen die Anthropomorphose; wozu suchen dann die Menschen die Apotheose?

Was finden sie Gutes daran?

Was hat einer davon, wenn man ihm sagt: »Liebe die ganze Welt, aber du sollst darin niemanden haben, den du allein liebest!«

»Tue Tausenden wohl, aber laß dir am Ruhm genügen, höre, wie dich jedermann preist, empfang die Kränze, mit denen man deinen Triumphwagen überschüttet, sei reich; aber es soll kein lächelndes Gesicht geben, das sich mit dir zu Tische setzt, höre keine plaudernde Kinderstimme, die dich um etwas bittet und dich begrüßt, du sollst von keiner lieben Hand ein Veilchen annehmen, um es im Knopfloch zu tragen.«

»Kränze von der ganzen Welt, um darunter zu ersticken, aber keine einzige Blume von irgendeiner einzelnen Person!«

»Tausende sollen dir Küsse zuwerfen, aber keine Lippe soll dich je wirklich mit einem Kuß berühren!«

»Wandle im Goldregen, der auf dich herabfällt, aber niemand soll erfahren, wie du nach einem Almosen schmachtetest, nach dem Almosen der Liebe – der Liebe, die der im Staub wandelnde Mensch hat, die du aber nicht hast. Er geht von seiner Festtagsfreude zu Fuß nach Hause und trägt sein schläfrig gewordenes kleines Kind auf den Armen, während du in deiner Kutsche an ihm vorüberfährst; er grüßt dich demütig, weil du ein großer Mann bist, und du erwidertest seinen Gruß herablassend, weil du vornehm bist – dabei aber beneidest du ihn, doch er beneidet dich nicht!«

* *
*

Auf Iwan regnete es nach dem bewundernswerten Erfolg von allen Seiten Auszeichnungen.

Von der Regierung bekam er ein ewiges Privilegium auf das Geheimnis seines Löschmittels. Von der Aktiengesellschaft erhielt er eine reiche Remuneration. Monstredeputationen nötigten ihm die Stelle des Direktors auf, ausländische und inländische gelehrte Gesellschaften diesseits und jenseits des Ozeans wählten ihn zu ihrem Mitglied. Alle illustrierten Blätter der gesamten Zeitungswelt veröffentlichten sein Bildnis und seine Biographie. In allen Dörfern des Bondatales schlossen ihn die einfachen Leute in ihre Gebete ein, und als der erste Train auf der zu neuem Leben gediehenen Bondavärer Eisenbahn dahinbrauste, wurde derselbe von einer Lokomotive gezogen, die den Namen »Berend« führte.

Nur Gott bewahrte ihn davor, daß er nicht auch einen Orden erhielt.

Angela wird Iwan zu eigen.

Aber unter allen Dank- und Begrüßungsschreiben, die Iwan erhielt, war das interessanteste dasjenige, das ihm Gräfin Angela Bondavéry eigenhändig schrieb.

Die Gräfin sagte ihm aufrichtig alles, was seit ihrer letzten Begegnung vorgefallen war; daß sie den Marquis Salista geheiratet habe und unglücklich gewesen sei; daß ihr Großvater, Fürst Theobald, auf Salistas Antrag unter Kuratel gestellt worden sei, was zur Folge hatte, daß das ganze große Vermögen der Familie Bondaháry in Konkurs kam. Sie habe Tage der Not gehabt und erfahren müssen, was Entbehren sei. Auch das ausbedungene Einkommen, das Gräfin Theudelinde von der Bonoavärer Herrschaft beziehen sollte, sei ausgeblieben. Die Gräfinnen mußten ihren Haushalt einschränken.

Die unglückliche Lage habe ihnen viele frühere Freunde in ihrer wahren Gestalt gezeigt – unter andern auch Salista selbst. Er sei nach Mexiko gegangen, um dort als Oberst zu dienen.

Da sei Iwans Rettungswerk gekommen.

Dieses habe zunächst den Fürsten Waldemar von seinem Triumphwagen herabgeschleudert.

Dann habe es den Wert der Million wiederhergestellt, die Fürst Theobald in Bondavärer Aktien angelegt hatte.

Hiernach söhnte sich Fürst Theobald mit seiner Enkelin aus.

Er sei aus den Klauen seiner Gläubiger befreit und seine Verhältnisse werden geordnet sein.

Gräfin Theudelinde bekomme wieder ihr ausgebliebenes Pachtgeld.

Die zur Vernichtung verurteilt gewesene große Familie sei gerettet und lebe wieder.

Und ihr Leben verdanke sie einem bescheidenen Gelehrten, den ...

Hier unterbrach Gräfin Angela das Schreiben.

Aber nach der Unterzeichnung folgte eine Nachschrift.

Diese bestand aus den Worten: »Schicken Sie mir eine Antwort auf diesen Brief. Ich bitte nur um eine Zeile. Schreiben Sie mir nur: Ich vergebe Ihnen.«

Iwan antwortete ihr sogleich.

Er drückte ihr seinen Dank dafür aus, daß sie sich seiner erinnerte. Aber es falle ihm durchaus nichts ein, was er ihr verzeihen müßte. Im Gegenteil, er erinnere sich mit innigem Dankgefühl an alle die Freundlichkeiten, mit welchen ihn die Gräfin überhäuft habe.

Der Brief war mit dem Bestreben, höflich und kalt zu sein, abgefaßt.

Darauf aber kam ein neues Schreiben der Gräfin Angela an.

»Fragen Sie nicht, was ich gegen Sie verbrochen habe oder nicht,« so lautete der Brief, »genug, wenn ich es weiß. Nicht Sie machen mir Vorwürfe, aber mein Gewissen. Für dieses brauche ich Beruhigung. Antworten Sie mir aufrichtig. Können Sie mir je vergeben? Ich hätte Sie nicht so behandeln sollen, wie ich es getan habe.«

Iwan antwortete der Gräfin abermals.

Diesmal schrieb er einen längeren Brief.

Er gestand ihr Geheimnisse, machte ihr Geständnisse, die nie jemand von ihm gehört hatte. Die Gräfin sollte sich beruhigen und ihm glauben, daß sie ihn niemals beleidigt habe. Die Gräfin stehe in seinen Augen jetzt ebenso hoch, wie vom ersten Augenblick angefangen.

Hierauf bekam er von Angela einen dritten Brief.

»Mein Herr! Schreiben Sie mir diese Zeile auf ein Papier:

Angela Bondaváry, ich verzeihe Ihnen von Herzen. Schreiben Sie mir dies, wenn Sie können; sonst nichts.«

Iwan schrieb ihr dann diese Zeile und sonst nichts.

* *
*

Eines Abends blieb vor Iwans Wohnung eine Reisekutsche nebst einem andern Wagen stehen. Iwan wohnte damals bereits im Direktionsgebäude des Aktienbergwerks, parterre.

Der Portier wechselte einige Worte mit der Person, die in der Kutsche saß und überbrachte dann Iwan zwei Visitenkarten.

Iwan las überrascht die Namen: »Gräfin Theudelinde Bondaváry.« – »Gräfin Angela Bondaváry.«

Er fand es eigentümlich, daß auf der Visitenkarte der letzteren nicht auch der Name ihres Gatten beigefügt war.

Iwan sagte dem Portier, er möge die Damen hereinführen, er sei bereit sie zu empfangen.

Was mögen sie von ihm wollen? Welcher peinlichen Versuchung werden sie sein Herz unterziehen? Er hat sie doch niemals beleidigt. Er war immer wohlwollend gegen sie und hat ihnen stets Gutes getan. Warum lassen sie ihn nicht in Ruhe?

Die Tür ging auf, und Iwan sah bloß eine Dame eintreten.

Sie war ganz in Trauer, auch ihr Gesicht war in einen dichten Schleier gehüllt, so daß der sich anschmiegende Krepon ihre Züge wie die einer Statue verhüllte.

Es war Gräfin Theudelinde.

Sie hatte einen langen Reisemantel mit doppeltem Kragen an, auch dieser war glanzlos, schwarz; sie eilte zu Iwan hin und reichte ihm die Fingerspitzen ihrer schwarzbekleideten Hand, die dieser an seine Lippen zog.

»Seien Sie mir begrüßt!« flüsterte die verschleierte Gestalt.

»Wo ist die Marquise?« fragte Iwan beklommen.

»Sie wird gleich dasein. Aber es wird schwer sein, sie herein zu bringen.«

Iwan führte die Dame zum Sofa und bat sie Platz zu nehmen.

»Gehen Sie ihr nicht entgegen!« sprach die Gräfin; »sie wird sich schon von selbst herfinden. Sie werden sie freundlich empfangen, nicht wahr?«

»O, Gräfin!«

»Keine Phrasen!« fiel ihm die Dame ins Wort; »wir sind nicht gekommen, um uns gegenseitig Schönheiten zu sagen, Höflichkeiten auszutauschen. Wir kommen mit einer strengen Forderung. Die Antwort ist einfach: *oui ou non*, Angela will hier bleiben.«

»Hier?« sprach Iwan betroffen.

»Ja, hier! Erschrecken Sie nur, hier, in Ihrer Nähe. Sie will ewig hier bleiben, mit Ihnen wohnen, Sie niemals verlassen. Das wünscht sie und sie hat ein Recht dazu.«

Iwan staunte immer mehr.

Draußen auf dem Flur näherten sich die schweren Tritte mehrerer Männer. Dann ging die Türe wieder auf und vier Grubenburschen trugen einen metallenen Sarg herein, indessen Mitte ein weißer Kranz aus getriebenem Silber angebracht war. Der Kranz umgab das Wappen der Bondavárys, und unter demselben stand in goldener Lapidarschrift: »Angela Bondaváry.«

Sie hoben den Sarg auf den großen Eichentisch.

Iwan stand starr wie eine Bildsäule, die Augen auf den Kranz und den Namen geheftet.

Theudelinde stand auf und faßte Iwan an der Hand.

»Hier ist Gräfin Angela Bondaváry und bittet von Ihnen, als dem Herrn von Bondavár, in der Familiengruft des Schlosses ihrer Ahnen einen kleinen Platz, eine kleine Ruhestätte, wo sie den Bräutigam aller Frauen, die ausgerungen haben, unsern Herrn Jesus Christus erwarten können.«

»Wie ist das möglich?« stammelte Iwan gerührt.

»Wie es möglich ist? Sehr leicht. Werfen Sie eine Rose ins Feuer und fragen Sie nach zwei Augenblicken, wie sie zu Asche werden konnte. Ich hatte eben noch ihr Lachen gehört. Sie war sehr heiter. Man hatte sie geärgert, sie aber lachte darüber. Dann kam sie dem Ofen zu nahe. Im nächsten Augenblick hörte ich sie aufschreien und sie stand in Flammen vor mir.«

»Sie ist verbrannt!« rief Iwan, die Hände zusammenschlagend und zu seinem Gesicht erhebend.

»Einen solchen Diamant haben Sie noch nicht verbrennen sehen!«

»War denn niemand in der Nähe, der ihr zu Hilfe geeilt wäre?«

»Ob niemand in der Nähe war?« rief die Dame. »Wer ist denn dieser niemand? Führen Sie nicht von Ihrem Lager empor, nach Mitternacht um ein Uhr, als Sie rufen hörten: Hilf mir, Iwan! Haben Sie nicht diesen Namen rufen hören? Haben Sie nicht die in Flammen gehüllte Erscheinung laufen sehen? Einen Engel mit der Hölle am Leibe! Wo waren Sie damals, als Sie herbeispringen sollten, die Flammen ihrer brennenden Kleider mit einem Teppich, mit Ihren Armen, Ihren Händen zu ersticken und sie mit Gewalt aus der Hand des Todes zu reißen? Sie sind dieser niemand! Jetzt ist auch die andre da und sagt: Jetzt bin auch ich schon niemand, laß uns ein Paar sein.«

Ein namenloses Weh preßte Iwan das Herz wie mit eisernen Klammern zusammen.

»Zwei Tage hat sie gelitten, übermenschliche Pein ausgestanden,« sagte Theudelinde. »Wenn ich daran denke, erfaßt mich Wahnsinn, und ich denke immer daran. Bis zu ihrem letzten Augenblick war sie bei Besinnung und sprach – nein! wozu sollen Sie wissen, wovon sie sprach? In der letzten Stunde bat sie um einen Bleistift und schrieb Ihnen etwas. Es ist hier in diesem Brief. Erbrechen Sie ihn nicht, lesen Sie ihn solange nicht, als ich hier bin, ich würde Ihnen ohnedies über nichts Aufklärung geben. Wenn Sie etwas zu fragen haben, so fragen Sie es sie selbst.

Hier ist der Schlüssel zum metallenen Sarg. Ich übergebe ihn Ihnen.«

Iwans Hand zuckte mit einer Bewegung des Schreckens vor diesem Geschenk zurück.

»Nun, warum erschrecken Sie? Warum fürchten Sie sich, den Sarg zu öffnen? Schauern Sie davor nicht zurück. Der Körper ist einbalsamiert, und das Gesicht ist von der Flamme nicht berührt worden. Sie werden sehen, daß sie noch lächelt.«

Iwan tat sich Zwang an, öffnete das Schloß, hob den Sargdeckel auf und sah das Gesicht der Toten an.

Es lächelte nicht mehr, es war kalt und ruhig wie damals, als er die Ohnmächtige in der Waldlichtung mit dem Kopf auf einen bemoosten Baumstamm legte.

So ruhig lag sie da auf dem weißen Atlaskissen, daß Iwan glaubte, sie würde, wenn er sie jetzt anredete, auf einen Augenblick die Augen öffnen, um stolz zu sagen: »Ich brauche nichts!« und dann weiter zu verwesen.

So schön war auch jetzt noch dieses Marmorantlitz mit seinen unbeweglichen Augenbrauen, und Iwan brachte es über sich, dieses Gesicht nicht mit einem Kuß zu berühren, so wie er sich auch damals dessen enthielt! Aber vielleicht wäre man ihm damals dafür ebensowenig gram gewesen, wie man es jetzt wäre.

Wie damals mit der Busennadel, verschloß er das schöne Geheimnis jetzt mit dem Sargdeckel. Im Leben wie im Tode war es ihm nicht beschieden, es zu enträtseln.

»Behalten Sie den Schlüssel!« sprach Theudelinde; »der Schlüssel, der Sarg und der Schatz darin, alles gehört Ihnen. Das ist so verordnet. Sie sind der Herr der Gruft. Ihre Pflicht ist es, sie zur ewigen Ruhe zu bringen, jetzt können Sie vor ihr nicht entfliehen.«

Theudelinde sah durch den Schleier in Iwans brennendes Auge, und dieser sah wieder ihr ins Auge.

Wenn einer von ihnen sich nur eine Träne ins Auge hätte stehlen lassen, so wären sie beide in heftiges Weinen ausgebrochen. Aber beide wollten zeigen, wie schrecklich stark der Mensch sein kann! Selbst seinen Augen kann er gebieten.

»Uebernehmen Sie diese Pflicht?« fragte die Gräfin.

Iwan nickte stumm mit dem Kopf.

»Dann werden Sie allein sie bestatten, denn lebend gehe ich in die Bondavärer Familiengruft nicht hinein. Sie wissen warum.«

Beide schwiegen einige Augenblicke.

Dann sprach Theudelinde wieder: »Keinen Geistlichen! Ich will keinen Geistlichen sehen! Verflucht sei auch der, der mich aus dieser Höhle herausgelockt hat. Ich würde sonst auch jetzt noch glauben, daß ich jede Nacht mit den Geistern meiner Ahnen konvertiere; ich wäre nicht in die große Welt gegangen, Unglück zu suchen; Angela wäre nicht zu mir gekommen, mein Bruder Theobald wäre nicht zum Gespötte der Welt geworden, man hätte nicht die Hölle unter dem Schloß Bondavár bloßgelegt, ich hätte Sie niemals kennen gelernt, es wäre alles nicht geschehen, was geschehen ist! – Ich will keinen Geistlichen mehr sehen, ich will keinen Gesang hören!«

Nach einer Pause fuhr sie fort: »Uebrigens, warum sollen Sie es nicht erfahren? Angela ist in den letzten Tagen zum protestantischen Glauben übergetreten, um sich von ihrem Mann trennen zu können. Sie sind auch Protestant, nicht wahr? Aber was geht das Sie an? Ein Geistlicher ist nicht notwendig. Man bringt den Sarg in aller Stille bis zur Familiengruft, und dort scheidet man sich von Ihnen, denn ich gehe nicht hinein. Sie werden ein Gebet für sie sprechen – wenn Sie beten können; ich kann es nicht. Dort trennen wir uns, Adieu. Sie stellen den Sarg auf seinen Platz, und ich kehre dorthin zurück, wo niemand auf mich wartet.«

Iwan rief die vier Grubenburschen zurück, diese hoben den Sarg wieder auf ihre Schultern und trugen ihn über den Hausflur durch die rückwärtige Tür auf den Parkweg.

Der Park trennte das Schloß vom Direktionsgebäude.

Indem sie auf den gewundenen Wegen des Parks dahinschritten, streuten die Bäume ihre gelb gewordenen Blätter auf den Sarg und die Meisen im Gezweig sangen das Totenlied dazu.

Iwan ging unbedeckten Hauptes hinter dem Sarg, und hinter ihm wieder schritt Gräfin Theudelinde einher.

Als sie zum Eingang der Gruft gelangten, ließ Iwan den Sarg auf die Erde stellen, beugte sich zu diesem nieder und stand lange so da.

Vielleicht betete er.

Gott hört es, wenn man auch nicht laut zu ihm spricht. Er hört es auch, wenn man nichts sagt und nur fühlt.

Theudelinde beugte sich zu Iwan nieder und drückte ihm durch den Schleier einen Kuß auf die Stirn.

»Ich danke Ihnen, daß Sie sie unbedeckten Hauptes bis hierher begleitet haben. Jetzt ist sie schon die Ihrige.«

Hiermit eilte sie über die gewundenen Wege des Parks zurück, als ob sie fürchtete, daß Iwan ihr zurückgeben werde, was sie ihm gebracht hatte.

Iwan ließ den Sarg in die Familiengruft der Bondavárys hinabtragen und auf seine traurige Stätte niederstellen und entließ sodann die Leute.

Er blieb noch zurück und nahm beim Licht der letzten Wachskerze den Brief heraus, in den die Sterbende ihre letzten Worte für ihn geschrieben.

Diese letzten Worte waren: »Auf wen werde ich im Licht der *Aurora borealis* warten?«

Iwan seufzte tief: »Wer wird auf mich warten im Licht der *Aurora borealis*?«

* *
*

Als er aus dem Gruftgewölbe zum Direktionsgebäude zurückkehrte, war von der Reisekutsche der Gräfin Theudelinde und vom Totenwagen nichts mehr zu sehen.

Wie Iwan trauert.

Es sind also beide, die vornehme Dame und das niedrig geborene Mädchen, dorthin gegangen, wo niemand mehr schön und niemand mehr schuldbeladen ist.

Die eine ward durch die Kohle, die andre durch Feuer dem Leben entrissen. Zwei rächende Geister das! – Weil Iwan sie besiegt, weil er sie in seinen Dienst gezwungen, haben sie die zwei Frauen getötet, an die er auf dieser Welt noch ein Anrecht hatte.

Er hatte das Recht, mit Bitterkeit an sie zu denken.

Jetzt ist er auch dieser qualvollen Wonne beraubt.

Denn die schöne Frau, die dich betrogen hat und jetzt einem andern lebt, ist trotzdem noch die deine.

Die schöne Frau, die dich geliebt hat, die gestorben ist und die du begraben hast – auch sie ist die deine.

Aber von der schönen Frau, die einem andern sich ergeben hat und einem andern gestorben ist, von der ist dir nichts geblieben. Die ist für dich nicht gewesen!

Iwan fühlte, daß er jetzt in der Welt allein stehe.

Und er hätte seinen ganzen Ruhm hingegeben, wenn er eine von beiden hätte retten können.

Er betrauerte sie – nicht in Kleidern, nicht mit einem an den Hut gehefteten Zeichen. Denn was ist das?

Der Europäer trauert in Schwarz, der Chinese in Gelb, der Muselman in Grün, das alte klassische Zeitalter in Weiß, die alten Ungarn in Violett, die Juden in zerrissenen Kleidern, der Philosoph im Herzen.

Die Trauer des Weisen besteht nicht darin, daß er sie andern mitteilt. Im Gegenteil, er gibt den andern seine Freuden.

In den Hütten des Bondatales wurde der Wohlstand heimisch. An der Stelle der Wildnis entstand eine fröhliche Bevölkerung.

In den verwahrlosten Geistern bürgerte sich Aufklärung ein. Reinheit der Sitten, Charakterfestigkeit begannen populär zu werden.

Iwan schickte auf seine Kosten junge Leute in ausländische Fabriken, damit sie sich dort ausbildeten.

Er ließ aus der Schweiz Holzschnitzer, aus Brüssel Spitzenklöpplerinnen kommen, damit sie die Kinder und Frauen der Gegend in jenen Arbeiten unterwies, durch welche die Leute eine unterhaltende Beschäftigung und zugleich Broterwerb hätten. Und ein Volk, in dem groß und klein arbeitet, aus Notwendigkeit und zur Unterhaltung arbeitet – ein Volk, das die Arbeit als Genuß und nicht als harten Zwang gewohnt wird, ein solches Volk veredelt sich.

Iwan sorgte für die Schulen, er emanzipierte die Volkserzieher vom Elend der Volkstyannei, ermunterte die Schuljugend mit Stipendien, versah die Erwachsenen mit nützlichen Büchern. In jeder Gemeinde gründete er eine Bibliothek, einen Leseverein.

Er gewöhnte das Volk, die Heller, die es entbehren konnte, zusammenzusparen. Er machte es mit der wohlthätigen Idee der wechselseitigen Hilfe bekannt. Er gründete im Bondatal eine Sparkasse und eine Krankenpflegeanstalt.

Sein eignes Bergwerk aber gestaltete er ganz zu einer Musterarbeiterkolonie um.

Die Arbeiter waren darin zugleich die Herren und teilten den Ertrag mit dem Eigentümer.

Wer in diese Kolonie aufgenommen werden wollte, mußte eine große Kritik bestehen und ein Probejahr aushalten – gleichviel, ob es ein Mann oder ein Weib war.

Und diese Prüfung war nicht leicht – besonders für junge Mädchen.

Nicht unter den Augen der Mutter, nicht im Kloster, nicht in der Pensionsanstalt war ein junges Mädchen so gut behütet, mit solcher Aufmerksamkeit verfolgt, wie im Bondavärer Bergwerk. Jedes Wort, jeder Schritt von ihr wurde ihr angerechnet.

Und wer die Prüfung nicht bestand, wer im Probejahr durchfiel, der wurde nicht verstoßen, nicht beschämt. Man sagte ihm: »Geh ins Aktienbergwerk. Dort bekommst du mehr Bezahlung!«

Der betreffende Arbeiter glaubte, dies sei eine Beförderung, nicht eine Degradation.

Im andern Bergwerk sind die Sitten freier, ist das Gesetz nicht so streng.

Wer aber alle Prüfungen des Probejahres rechtschaffen bestand, wurde unter die Arbeiter der Kolonie aufgenommen und erhielt Anteil am Gewinn.

Außerdem war ein Tugendpreis ausgesetzt, welcher der sittlichsten und fleißigsten unter den jungen unverheirateten Arbeiterinnen an dem Jahrestag erteilt werden sollte, an dem Iwan den Grubenbrand gelöscht hatte.

Iwan spendete zu diesem Zweck fünfzig Dukaten, und die Arbeiter versprachen dazu ihrerseits ein prächtiges Brautgeschenk.

Es wurde niemandem vorher gesagt, daß die Gewinnende einen solchen Lohn zu erwarten habe. Dieser mußte unbewußt gewonnen werden. Das Ganze war ein Geheimnis der Alten.

Die Uebergabe des Tugendpreises wurde mit keiner feierlichen Zeremonie verbunden; sie sollte an einem Arbeitstage vor sich gehen, wenn alle Arbeiter noch Haue und Schaufel in Händen haben, damit jedermann sehe, daß nicht das schöne Gesicht, sondern das gute Herz und die fleißige Hand belohnt wird.

Welche Freude wird das Volk an diesem Tage haben!

So trauerte Iwan.

Nein! – Evila.

Es kam der Jahrestag der Bewältigung des Grubenbrandes.

Der alte Paul suchte Iwan auf, der, seit er Direktor des Aktiengewerks geworden, in der Hauptkolonie seine Wohnung hatte. Er hatte nicht mehr Zeit, sich in seine Einsiedlerwohnung einzuschließen. Die Stelle eines Direktors erheischt eine fortwährende Berührung mit der Welt.

Er war bereits auf dem Wege zum Bergwerk und nahm den alten Arbeiter in seinen Wagen auf.

»Heute ist ein Jahr um, nach jenem denkwürdigen Tage,« sagte Paul.

»Ich weiß es, lieber Paul; heute werden wir den Tugendpreis vergeben. Hat die Jury ihn irgendwem zuerkannt?«

»Einstimmig einem Mädchen, das seit etwas weniger als einem Jahre im Bergwerk dient.«

»Und habt ihr sie würdig befunden?«

»In jeder Beziehung. Das Mädchen ist fleißig. Sie ist jeden Tag die erste bei der Arbeit und die letzte die fortgeht. Und niemals hört man von ihr eine Klage über die Arbeit, wie von vielen Frauenzimmern, die mit dem Rad des Schiebkarrens um die Wette ächzen. Die nimmt die Arbeit so leicht, als wäre es nur ein Vergnügen. Beladet man ihren Karren, so ermuntert sie noch den Schaufler, nur noch mehr darauf zu legen. Und dann läuft sie mit ihrer Last munter fort und kommt singend zurück, als ob sie von einer Unterhaltung käme. Am Ende der Raststunde treibt sie die andern an, wieder an die Arbeit zu gehen.«

»Ist sie nicht eitel?«

»Nein, Herr. Sie trägt jetzt noch das Feiertagskleid, in dem sie vor einem Jahre hergekommen ist, und das ist jetzt noch so rein wie es damals war. Sie trägt nicht einmal eine Schnur Glasperlen um den Hals, und im Haar hat sie ein schmales Band, nur um es zusammenzuhalten: Des Nachts wäscht sie sich allein ihre Wäsche unterhalb der Schleuse. Nur eins ist seltsam an ihr, daß sie nämlich täglich frische Wäsche anhat. Aber sie wäscht sich sie selbst, sie allein hat die Mühe davon.«

»Ist sie sparsam?«

»In unsrer Hilfskasse hat sie unter allen übrigen den größten ersparten Betrag. Sie könnte noch mehr haben; aber des Sonntags verteilt sie wenigstens einen ganzen Taglohn an die vor der Kirche sitzenden Bettler. Und diese sind doch von seiten unsrer Gemeinde versorgt; aber der Geistliche sagt, es gehöre zum Gottesdienst, daß die Gelähmten vor der Kirche sitzen, damit das Volk an ihnen die Tugend des Almosengebens üben könne.«

»Geht sie fleißig in die Kirche?«

»Jeden Sonntag kommt sie mit uns; aber sie setzt sich nie zwischen die übrigen Mädchen in die Bank, sondern kniet vor einem Seitenaltar nieder und bleibt so, das Gesicht verhüllt während der ganzen Messe.«

»Ist sie gutmütig?«

»Sie hat nie jemanden beleidigt und gerät nie über etwas in Zorn. Einmal hat ihr eine Frau ein beleidigendes Wort gesagt, für das wir eine strenge Strafe vorzuschreiben pflegen. Die Frau wurde auch angegeben, aber das Mädchen leugnete beleidigt worden zu sein. Bald darauf erkrankte die Frau. Sie hatte niemanden um sich, denn sie ist eine alleinstehende Witwe, und

dieses Mädchen wachte bei ihr ganze Nächte hindurch und ging abends nach der Arbeit in die Apotheke, um für sie Arznei zu holen.«

»Ist sie keine Heuchlerin, keine Duckmäuserin?«

»Sie ist heiter und ewig zum Scherz aufgelegt. Wissen Sie, Herr, unser Volk ist im Sprechen übermütig und wählt die Worte nicht. Wehe demjenigen unter uns, der bei einem derben Wort Plärren würde. Eine Dorfdirne darf nicht in Klagen ausbrechen, wenn man roh mit ihr scherzt; sie muß den dummen Spaßmacher abtrumpfen und ihm eins auf die Hand geben, wenn er sie mit der Hand berührt hat. Das ist bei uns rechtschaffen. Mit ihrer Zimmerlichkeit würde eine Dirne bei uns schlecht ankommen; aber wenn sie uns eine Ohrfeige gibt, so sagen wir: eine wackere Dirne! Sie soll lieber flink mit der Hand sein als flink im Plärren. Nur zuweilen sehe ich sie weinen, wenn Sonntag nachmittags die Jugend im Maulbeergarten im Kreise herumsitzt und mich, Gott weiß zum wievieltenmal, erzählen läßt, wie Sie, Herr, ganz allein den Schlauch in den eingestürzten Stollen trugen und wir glaubten, daß Sie schon verloren seien. Frauen, Kinder halten den Atem an, wenn ich ihnen das erzähle, und sie wissen doch das Ende schon im voraus. Eins seufzt, das andre staunt. Manche freuen sich schon im voraus, daß jetzt die Geschichte kommt, wie die lebendig Begrabenen aus ihren Gräbern herausgebracht werden; andre schauern, wenn die Geschichte von der Entdeckung des Grubenbrandes kommt. Nur diese eine weint von Anfang bis zu Ende, das Gesicht mit den Händen bedeckend.«

»Und ist sie sittlich?«

»Was diesen Punkt anbelangt, so haben wir die Frauen zusammenberufen, damit sie sagen, was sie über sie wissen. Herr, sie wissen nicht das geringste über die Dirne vorzubringen, was unehrenhaft wäre. Dann haben wir die jungen Dirnen der Reihe nach befragt, ob nicht jemand zu ihr fensterln geht. Alle sagten nein, und sie hätten doch keinen Grund es zu verleugnen; denn eine Dorfdirne ist für einen Dorfburschen, hat er sie gern, so kann er sie nehmen.«

»Gut, lieber Paul.«

Unterdessen kamen sie zum alten Bergwerk. Sie stiegen ab und gingen in das Wächterhaus, das an der verbindenden Zweigbahn stand. Denn jetzt gab es auch eine Zweigbahn durch die ehemals gemiedenen Gründe, welche die Hauptbahn mit dem alten Bergwerk verband.

Da fand Iwan schon einen Teil der Arbeiter versammelt, und er ließ auch die übrigen zusammenberufen und ihnen sagen, daß sie die Arbeit für heute einstellen sollten.

Frauen und Männer versammelten sich allmählich, und nur eine Gruppe von Mädchen war noch im Bergwerk zurückgeblieben. Sie hatten sich vorgenommen, die Arbeit nicht eher stehen zu lassen, als bis sie nicht eine eben angekommene Wagenladung in Karren auf den ungeheuren Kohlenhaufen gebracht hätten, der neben der Eisenbahn der Weiterbeförderung harnte.

Der Kohlenhaufen befand sich zwischen der Stollenmündung und dem Wächterhause, in dem Iwan war.

Dieser konnte daher die Mädchen nicht sehen, er konnte nur ihre heiteren Zurufe hören, mit welchen sie einander zur Beschleunigung der Arbeit anfeuerten.

Eine Stimme begann ein Volkslied zu singen.

Die Melodie war so melancholisch wie die slawischen Volkslieder zu sein pflegen, als wären sie unter Tränen entstanden.

Und die Stimme, welche dieses Volkslied sang, war so schön, so wohlklingend, so empfindungsvoll. Der Text war einfach:

Als ich das Haar dir strich,
Zog ich am Haare dich?
Als ich dich wusch, mein Kind,
War ich je ungelind?

Iwans Gesicht verfinsterte sich.

Wozu singt man diese Weise? Wozu nimmt ein anderer dieses Lied auf die Lippen? Warum läßt man es nicht in Ruhe, warum läßt man es nicht in Vergessenheit geraten?

»Jetzt kommt das Mädchen, Herr,« sagte der alte Paul; »ich höre ihr Lied. Sie wird gleich auf dem Gipfel des Kohlenhaufens erscheinen.«

Nach einer Sekunde erschien das Mädchen auf der Spitze des schwarzen Hügels.

Laufend hatte sie ihren Karren hinaufgeschoben, und oben angelangt, leerte sie den Inhalt desselben mit elastischer Gewandtheit aus. Die großen Kohlenschollen rollten hinab.

Es war eine junge, vollkommen entwickelte Mädchengestalt in einem blauen Leibchen und einem kurzen roten Rock. Aber dieser rote Rock war nicht aufgeschürzt; er ließ nur die wohlgeformten Füße sehen.

Von ihrem Kopf war das bunte Tuch herabgeglitten und ließ den glänzend schwarzen Zopf sehen, den sie um den Kopf gewunden hatte.

Ihr Gesicht war mit Kohlenstaub bedeckt und strahlte von heiterer Laune. Irdischer Schmutz und überirdische Glorie.

Und was der Kohlenstaub nicht bedecken konnte, das waren die zwei großen, schwarzen Augen, die zwei großen, schwarzen Diamanten – die Finsternis voll leuchtender Sterne.

Das Mädchen stand einen Augenblick unbeweglich auf dem Gipfel des Kohlenhügels und blickte erstaunt hinab auf die versammelte Menge.

Im nächsten Augenblick stand Iwan neben ihr.

Außer sich vor Freude war er von der Schwelle des Wächterhauses über den Eisenbahngraben gesprungen und den Kohlenhügel hinaufgeeilt.

»Eveline!« rief er, die Hand des Mädchens erfassend.

Das Mädchen blickte ihn an und sagte dann, sanft den Kopf schüttelnd: »Nein! – Evila!«

»Du bist hier! Du bist hierher gekommen!«

Das Mädchen antwortete sanft: »Hier in Ihrem Bergwerk, Herr, arbeite ich seit einem Jahre; und wenn Sie es erlauben, so werde ich auch ferner da arbeiten.«

»O, nein! Du wirst mein Weib sein!« rief Iwan voller Glut und zog die Hand des Mädchens an seine Brust.

Alle, die herumstanden, konnten es sehen, es hören.

Das Mädchen neigte den Kopf und zog Iwans Hand an ihre Lippen.

»Nein, nein, Herr! Gestatten Sie mir, daß ich Ihre Dienerin sei, eine Magd Ihres Hauses, Ihrer Gemahlin. Ich werde auch so glücklich sein! Ich verlange nicht mehr.«

»Aber ich will es! Du bist zu mir gekommen, um die meine zu sein. Wie konntest du nur so grausam sein, ein Jahr in meiner Nähe zu leben und mich nicht anzusprechen!«

»O, mein Herr, Sie können mich nicht zu sich erheben,« sprach sie mit schmerzvollem Ausdruck, mit qualvollem Zögern; »Sie können mir nicht verzeihen: Sie wissen nicht, was ich gewesen bin.«

»Ich weiß alles und vergebe alles.«

Mit diesem verzeihenden Wort bewies Iwan, daß er gar nichts wußte. Denn wüßte er wirklich alles, so müßte nicht dieses Mädchen zu seinen Füßen, sondern er vor ihr knien und ihre Hände küssen, ihre unentweiht gebliebenen Hände.

Iwan preßte das Mädchen an seine Brust.

Sie aber stammelte: »Sie vergeben mir wohl; aber die Welt vergibt Ihnen das nimmer.«

»Die Welt!« rief Iwan mit dem Stolz der Unabhängigkeit sein Haupt erhebend. »Meine Welt ist hier,« sprach er, auf seine Brust schlagend. »Die Welt? Blicke um dich von diesem Hügel. Alle, die in diesem Tale leben, sind meine Schuldner bis zu ihrer Todesstunde! Jeder Grashalm hat mir es zu verdanken, daß er hier weiter grünen kann! Berg und Tal wissen es, daß nächst Gott ich sie erhalten habe! Ich habe eine Million erworben, ohne irgend jemanden seines Geldes beraubt zu haben! Zu jedem Heller bekam ich noch einen Segensspruch. Von den fürstlichen Palästen bis zu den Hütten der Witwen hinab habe ich die Tränen der Verzweiflung getrocknet. Ich habe meine Feinde aus ihren Gräbern und ihre Witwen und Waisen vom Los der Witwen und Waisen befreit. Mein Name wurde mit Ruhm in die Welt ausposaunt, und ich verbarg mich unter der Erde, um es nicht zu hören. Ich habe die schönste der Frauen auf mich lächeln sehen, und in diesem Lächeln war die ganze Welt! Und ich habe nur den Schlüssel vom Sarg derjenigen erhalten, von der die Welt so schön war. Meine Welt ist hier in mir. Und in dieser Welt hat nie jemand gewohnt und wird nie jemand wohnen, nur du! Sprich, wirst du mich lieben?«

Die Augen des Mädchens verdunkelten sich. Sie fühlte das Himmelreich auf ihr Haupt herabstürzen. Es war das leuchtende Antlitz des Zeus, von dem ein Blick Semele tötete.

»O, Herr,« stammelte sie, »wenn ich jetzt nicht sterbe, so werde ich Sie ewig lieben; aber ich weiß, daß ich jetzt sterben muß ...«

Hiermit sank sie leblos in Iwans Arme. Ihr Gesicht, vor wenigen Augenblicken noch so rot, wurde gelb wie Wachs; ihre Augen, eben noch so strahlend, wurden starr wie Stein; ihr Körper, der im vorigen Augenblick noch einer blühenden Rose glich, wurde matt wie ein abgefallenes Rosenblatt.

Iwan hielt das Mädchen, um das er so viel gekämpft, so viel gelitten und das ihm gesagt hatte: »Wenn ich jetzt nicht sterbe, so werde ich Sie ewig lieben« – ohnmächtig, leblos, mit stockendem Herzschlag in seinen Armen.

»Ich weiß, daß ich jetzt sterben muß ...«

* *
*

Aber sie starb nicht.

* *
*

Letztes Kapitel.

Was Diamant war, ist Diamant geblieben.

Ende